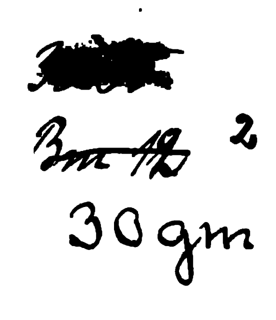
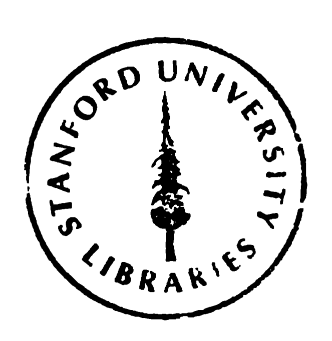







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

# Lebenserinnerungen

Zweiter Band



Robert von Mohl, Reichsjustizminister.

Original im Familienbesitz.

# Lebens-Erinnerungen

von

# Robert von Mohl

1799—1875

Mit dreizehn Bildnissen

Zweiter Band



1902

Stuttgart und Leipzig ...

Deutsche Verlags-Anstalt

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

## Viertes Buch.

# Politische Wirksamkeit.

I.

# Die Ständeversammlungen.

## A. Württembergische Kammer der Abgeordneten.

Mein Anfang in der ständischen Laufbahn bestand in einer kurzen und wenig inhaltreichen Erscheinung in der württembergischen Kammer der Abgeordneten; die Erwerbung des Sitzes in der Versammlung war dagegen höchst verhängnisvoll für mich und wesentlich bestimmend für mein ganzes weiteres Leben. Dies ging aber so zu:

Ich war mit der im Jahre 1819 nach fast fünfjährigem Streite zu stande gekommenen Verfassung so recht eigentlich aufgewachsen. Nicht nur nahm ich, wie das ganze Land, lebendigsten Anteil an dem Verlaufe des Kampfes zwischen den Ständen mit König Friedrich, später mit seinem Nachfolger Wilhelm, sondern ich wurde namentlich von meinem Oheim, dem Kanzler Autenrieth, welcher Mitglied des verfassunggebenden Landtages und später der Kammer der Abgeordneten war[1]) (ob zu seinem Glück und zu seiner Ehre, thut hier nichts zur Sache), bald auch von meinem Vater, welcher lebenslängliches Mitglied der Kammer der Standesherren war, tagtäglich bei Aufenthalten im großelterlichen Hause oder bei Besuchen in Ellwangen, endlich in Tübingen als Student und Professor von landständischen Dingen und Personen unterhalten und unterrichtet. Als Professor hatte ich ohnedem vom Jahre 1824 an hauptsächlich mit württembergischem Staatsrechte, also wieder mit landständischem Gebaren zu thun; etwas später als Schriftsteller. Während vieler Jahre las ich jedes Protokollheft der Verhandlungen beider Kammern alsbald nach ihrem Erscheinen mit der Feder in der Hand, jede neue Frage, jede Entscheidung sorgfältig verwendend für Ergänzung und Berichtigung meines Buches[2]) und meines Heftes.

So war es denn kein Wunder, daß ich, fast möchte ich sagen eine inkarnierte ständische Verhandlung, auch den lebhaftesten Wunsch hatte, selbst

---

[1]) Ueber die politische Wirksamkeit des Kanzlers Autenrieth hat sich der Verfasser I. 58; 172 f. sehr offen geäußert.

[2]) „Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg", s. I. 261—263.

Mitglied der Versammlung zu sein. Die Thüren derselben waren mir aber während des Lebens meines Vaters verschlossen, da die württembergische Verfassung die einfältige, meines Wissens in keinem Lande der Welt geltende Bestimmung enthielt, daß Vater und Sohn nicht zu gleicher Zeit Mitglieder der Ständeversammlung sein können, also auch nicht in verschiedenen Kammern. Gern wäre mein Vater in seinen letzten Lebensjahren aus seiner ständischen Stellung ausgeschieden, welche früher seine Lieblingsthätigkeit gewesen war; auch um mir Raum zu verschaffen. Allein ich hatte in meinem Staatsrechte ausgeführt, daß die „lebenslängliche" Ernennung als buchstäblich zu nehmen sei,[1]) und es war diese Auslegung bis dahin auch als richtig in der Uebung anerkannt worden. Ich konnte also meinem Vater nur widersprechen und widerraten.

Im Jahre 1845 starb er; ich war nun also wählbar. Allein eine allgemeine Wahl stand voraussichtlich lange nicht bevor, und ob die eine oder die andre durch zufällige Abgänge von Mitgliedern notwendig werdende Einzelwahl eine günstige Aussicht darbieten werde, stand dahin. Jedenfalls mußte ich warten.

Ich war im Herbste 1845 in Baden-Baden, über die eigentliche Saison hinaus, um Heilung von schmerzhaften Magenkrämpfen zu suchen, was nicht gelang. Mein Arzt, der berühmte und berüchtigte Dr. Guggert, war ein Charlatan, der mich falsch behandelte und dadurch mein Uebel nur noch steigerte, so daß ich nervös aufgeregt, verstimmt und im Gasthofe, bei wenigen Bekannten, unter den sich allmählich verlierenden Fremden ganz unglücklich war. Eben jetzt wurde nun eine Neuwahl für den Oberamtsbezirk Balingen ausgeschrieben. Ich kannte keinen Menschen daselbst, konnte nicht selbst dahin gehen und mich umsehen, hatte niemand um mich, mit dem ich mich hätte besprechen können. Dennoch wußte ich meinen Wunsch, gewählt zu werden, nicht zu bemeistern und kann auf den, freilich unverzeihlich naiven, Gedanken, an den mir gänzlich unbekannten Oberamtmann des Bezirks zu schreiben und mich als Bewerber anzumelden. Bald erhielt ich eine gezwungen höfliche Antwort, deren Sinn im kurzen war, daß der Herr Minister des Innern Schlayer meine Wahl nicht wünsche und daß also er, Oberamtmann, nichts weiter in der Sache thun könne. Ich hatte unter diesen Umständen den ganzen Gedanken schon aufgegeben, als ich von einem mir ebenfalls unbekannten Advokaten[2]) ein Schreiben erhielt, in welchem er mir mitteilte, daß mein Wunsch, gewählt zu werden, bekannt geworden sei und auch einigen Anklang gefunden habe, daß man jedoch der Meinung sei, ich werde allzu regierungsfreundlich sein.

---

[1]) „Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg, 2. Aufl., I. 546 u. 552."
[2]) Nagel von Balingen.

Er, Schreiber des Briefes, sei ein ehemaliger Zuhörer von mir; er wolle mich unterstützen, ich möge mich zu dem Behufe gegen ihn aussprechen.

Ich beging nun die zweite, noch weit unverzeihlichere Thorheit, an den mir ganz unbekannten Mann, von dessen Stellung und Einfluß im Bezirke ich ebensowenig etwas wußte als von seinem Takte und seiner Ehrlichkeit, einen ausführlichen Brief zu schreiben, in welchem ich auseinandersetzte, daß ich keineswegs ein unbedingter Jasager sei, vielmehr dieses und jenes — nun folgte ein Register von Verwaltungssünden, namentlich des Ministers des Innern — auszusetzen habe. Ueber die Bedeutung und den Zweck des Briefes gab ich mir keine klare Rechenschaft. Daß es kein bloßer Privatbrief war und sein sollte, war freilich unzweifelhaft, sollte er doch meine Wahl befürworten; auf der andern Seite hatte ich nicht den entferntesten Gedanken daran, ihn zum Drucke gelangen zu lassen. Wenn ich irgend etwas Bestimmtes wollte, so war es, daß mein Korrespondent in Wahlversammlungen und dergleichen Angriffen gegen mich entgegentreten könne und möge. Die Sache kam jedoch anders. Der Brief geriet — wie, weiß ich nicht — in die Hände der Gegner meiner Wahl, und Römer, der nachmalige Märzminister, damals das Haupt der Opposition, ließ ihn in eine Zeitung[1]) setzen als Beweis, wie schlecht selbst die Anhänger der Regierung von ihr denken. Ob er damit auch mir persönlich, abgesehen von der Wahl, schaden wollte, will ich dahingestellt sein lassen. Fähig war er wohl dazu. Ich habe ihn immer mir feindlich gefunden, und bösartig war er ohnedem durch und durch. Wie dem nun aber sei, jedenfalls machte der Brief großes Aufsehen und erregte in den Regierungskreisen lebhafte Erbitterung.

Das Schlimmste aber war, daß die ganze Sache den König sehr verletzte. Nicht bloß als ein Tadel seiner Regierung und zwar besonders einiger seiner Lieblingsmaßregeln, was er schon an sich übel genug genommen hätte, sondern weil es auch noch zufällig zusammentraf mit einem Plane, den er eben in betreff meiner damals hatte, und welchen er mir sogar selbst, in der Zwischenzeit zwischen der Absendung des Briefes und dessen Veröffentlichung, persönlich angedeutet hatte. Er war nämlich damals auch in Baden anwesend und hielt mich eines Morgens auf dem Spaziergange an, um sich nach verschiedenen mich betreffenden Verhältnissen zu erkundigen und mir, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, so doch hinreichend verständlich, zu sagen, daß er mir die Direktorstelle im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bestimmt habe. Der unglückliche Brief wurde nun von ihm als ein Beweis grober Undankbarkeit

---

[1]) Das Schreiben erschien im Beobachter am 1. Oktober 1845, nach „Reyscher, Erinnerungen . . ., 86“ von Nagel selbst eingesandt.

gegen so wohlwollende Gesinnung betrachtet (von welcher ich übrigens zur Zeit der Abfassung und Absendung lediglich nichts gewußt hatte); und daß Minister Schlayer nach der Rückkehr des Königs nach Stuttgart nichts beitrug, um den Unwillen zu mildern, ist begreiflich genug.

Ich wurde also, noch während meines Aufenthaltes in Baden, durch den Kanzler[1]) zur Verantwortung gezogen, und es knüpften sich daran, als auch ich nach Tübingen zurückgekehrt war, weitere schriftliche und mündliche Erörterungen, welche schließlich die Folge hatten, daß ich zum Regierungsrate bei der Kreisregierung in Ulm ernannt, also von meiner Professur abberufen wurde. (Eine Maßregel, zu welcher der König nach dem württembergischen Staatsdieneredikte formell berechtigt, die aber niemals gegen einen Universitätslehrer in Anwendung gekommen war.) Die Nachteile einer solchen Versetzung bestanden aber teils in pekuniären Verlusten durch Entgehen der Honorare für Vorlesungen und durch verminderte Möglichkeit eines schriftstellerischen Erwerbes, teils in der Verbannung in eine Laufbahn, welche ich nicht gewählt hatte, noch wünschen konnte, und in welcher ich es, namentlich unter solchen Umständen, voraussichtlich zu nichts gebracht hätte. Es war eine Knickung meiner ganzen Persönlichkeit, und als solche wurde die Verfügung denn auch vom Publikum, bei welchem ich mir durch zwanzigjährige Dienste einen Namen als akademischer Lehrer und als Schriftsteller gemacht hatte, mit allgemeinem Tadel aufgenommen.

Ich besann mich daher auch keinen Augenblick und verlangte einfach meine Entlassung aus dem Staatsdienste, welche mir denn auch umgehend gewährt wurde. Nur die Beendigung meiner Vorlesungen, welche ich während der früher sich hinziehenden Verhandlungen begonnen hatte, wurde mir, auf mein Verlangen, dankend gestattet.

Ich führte zunächst, natürlich nicht entfernt auf einen günstigen Erfolg hoffend, meine Sache weiter durch eine Beschwerde bei der obersten Rekursinstanz, dem Geheimenrate, um formell wenigstens alle Abwendungsmittel zu erschöpfen. Als ich aber auch hier, wie natürlich, abgewiesen war, ließ ich den ganzen Schriftenwechsel in einer eigenen Broschüre drucken (Aktenstücke, betreffend den Dienstaustritt des Professors R. v. M.

---

[1]) Karl Georg v. Wächter. — Zur Beleuchtung des für v. Mohl so folgenschweren Vorgangs dient ein Brief, den Wächter zehn Jahre später an den Nationalökonomen Hanssen in Göttingen schrieb, um Bedenken gegen eine Berufung v. Mohls an diese Universität zu zerstreuen. Man erfährt aus dem Brief, daß der König nach einer Audienz, die er dem Kanzler gewährt hatte, geneigt war zu verzeihen, daß aber Minister Schlayer mit einem so ungeschlachten Erlaß an das Rektorat dazwischen fuhr, daß Mohl, tief gekränkt, die Angelegenheit ihren amtlichen Weg gehen ließ und die Strafversetzung mit dem Austritt aus dem württembergischen Staatsdienst beantwortete (Wächter, Karl Georg v. Wächter 61—62).

Freiburg 1846) und verbrannte dadurch meine Schiffe gänzlich. In Balingen wurde ich selbstverständlich nicht gewählt, da ich sowohl die Regierung als die Opposition gegen mich hatte.

Die Frage war: was nun beginnen? Ich stand in meinem 47. Lebensjahre, war Familienvater, meine Kinder wuchsen heran und in die Kosten. Ohne Vermögen war ich zwar nicht; doch reichte es nicht hin, um aus seinen Einkünften allein zu leben.

Fest und bis zur Leidenschaft gesteigert stand bei mir der Entschluß, alles anzuwenden, um eine Wahl in die Kammer der Abgeordneten bei der ersten Gelegenheit zu erlangen. Der Wunsch dazu hatte mich, gleichgültig jetzt ob durch meine eigene Schuld oder nicht, so viel gekostet, daß ihn durchzusetzen ich für eine Ehrenpflicht erachtete. Meine Aussichten dazu aber waren offenbar durch die Maßregeln der Regierung und durch mein Verhalten gegenüber denselben sehr vermehrt worden. Einen Ruf auf eine andre Universität konnte ich zwar mit Wahrscheinlichkeit erwarten; allein einmal war er doch nicht sicher, sodann konnte immerhin eine Zeit darüber hingehen, teils bis zur Erledigung einer passenden Stelle, teils bis der Lärm über meinen Streit mit der württembergischen Regieruug etwas verklungen war.

Indessen mußte ich mir aber eine lohnende Beschäftigung wählen. Die Abfassung eines größeren wissenschaftlichen Werkes war zu weit aussehend; ich entschloß mich daher, meine ganze Zeit der Bearbeitung kleinerer Abhandlungen für Zeitschriften zu widmen. Dazu boten sich mir aber viele Gelegenheiten dar; namentlich die unter meiner eigenen Redaktion stehende Zeitschrift für Staatswissenschaft, sodann die damals mit der Augsburger Allgemeinen Zeitung verbundenen Monatsblätter. Ich hatte schon bisher gelegentlich Aufsätze in diese Zeitung gegeben und stand auch mit dem Redakteur derselben, Dr. Kolb, [1]) einem ehemaligen Schulkameraden, in gutem Benehmen, konnte also auf bereitwillige Aufnahme meiner Arbeiten rechnen. Eine eigentlich journalistische Thätigkeit war nicht in meinem Plane; ich wollte nur litterarische Arbeiten liefern, namentlich englische geschichtliche und staatswissenschaftliche Werke besprechen. [2])

Zunächst ging ich jedoch, nachdem ich an Ostern 1846 meine Vorlesungen geschlossen hatte, auf einige Zeit nach München. Ich bedurfte einer Erholung; München aber hatte ich schon längst wieder besuchen wollen; überdies war der Landtag dort versammelt, den ich zu sehen begierig war. Im Begriffe dahin abzugehen, erhielt ich einen wunderlichen Brief

---

[1]) Gustav Eduard Kolb, geb. in Stuttgart 1798, Redakteur der Allgemeinen Zeitung 1837—1865.

[2]) Die Beziehungen v. Mohls zur Allgemeinen Zeitung berührt Heyck in seiner Schrift „Die Allgemeine Zeitung ... 319".

von dem Nationalökonomen List, welcher damals in Augsburg lebte, mit dem ich aber bis dahin in keiner Verbindung gestanden hatte.[1])

Er schrieb mir: wir haben ähnliches Schicksal erlitten und zwar durch die gleichen Feinde; deshalb seien wir aneinander gewiesen und müssen gemeinsame Sache machen; er habe mir einen wichtigen Plan mitzuteilen, zu welchem Ende ich mich auf geheimen Wegen (welche er mir angab) nach Augsburg zu ihm begeben möge. Meine Antwort war, daß ich ohnedem nach Augsburg zu gehen im Begriffe sei, aber sicherlich nicht bei Nacht und Nebel über die Grenze schlüpfen werde, wozu ich gar keinen Grund habe. Ich traf denn auch List in Augsburg, aber im Begriffe, ebenfalls nach München zu gehen, wo er auch eine Wohnung hatte. Ich begleitete ihn und seine schöne Tochter, deren Bild in der berühmten Schönheitengalerie in der Münchner Residenz zu sehen ist, und erfuhr nun den großen Plan, welcher darin bestand, daß ich das Geld zu einem großen Konversations- oder Staatslexikon geben, er aber dasselbe schreiben solle. Selbstverständlich schlug ich rund ab, in dieses freundschaftliche Unternehmen einzugehen; wir blieben aber deshalb doch auf gutem Fuße, und ich sah List häufig während meines Aufenthaltes in München. Im übrigen machte er mir — um dieses gleich hier zu erwähnen — keineswegs einen günstigen Eindruck. Er war geistreich, lebendig, vielseitig unterrichtet, dadurch ein unterhaltender Gesellschafter; aber er war auch fieberhaft unruhig, sehr indiskret und hatte höchst widerwärtige Gewohnheiten bei dem Essen, so daß ein Sitz in seiner Nähe zu vermeiden war. (Er selbst erzählte: man habe ihm in Ungarn gesagt, er rede wie ein Gott, schreibe wie ein Mensch und fresse wie ein Schwein.) Meine Ueberzeugung ist, daß List schon damals nicht ganz zurechnungsfähig war. Seine litterarischen Pläne waren geradezu verrückt. Nicht bloße journalistische Frechheit war es doch, daß er in seinen Berichten an die Allgemeine Zeitung über die Sitzungen der bayrischen Kammern ohne einen erfindlichen Grund und natürlich ohne alle Wirkung die Redner ganz andere Dinge, ja das gerade Gegenteil von dem, was sie gesagt hatten, sprechen ließ, und dessen gar kein Hehl hatte. So sagte er zu dem Fürsten von Wallerstein, als ihm dieser in meiner Gegenwart einen Vorwurf in dieser Beziehung machte, ganz kühl: „Danken mir Eure Durchlaucht, daß ich Sie auch einmal etwas Vernünftiges habe reden lassen." Hauptsächlich aber litt er an einem Verfolgungswahn,[2]) bei dem er sich denn aber wieder höchst inkonsequent be-

[1]) Ueber die im Frühjahr 1846 zwischen List und Mohl gewechselten Briefe vgl. „Lists gesammelte Schriften I. 364 f.".

[2]) Lists Nerven waren um jene Zeit schon gänzlich zerrüttet; überall sah er Verschwörer und fürchtete Angriffe auf sein Leben und seine Wirksamkeit. Am 30. November 1846 machte er ein Ende, s. List a. a. O. I. 362; 391.

nahm. So hatte er mir, wie oben bemerkt, einen ganz tollen Plan zu einer geheimen Reise nach Augsburg empfohlen; dann aber ging er mit mir in öffentliche Gärten und stellte mich links und rechts vor und reiste in meiner Gesellschaft auf der Eisenbahn. In München hatte er ein Absteigequartier, dessen Hausnummer jedermann wußte, das er aber wie eine belagerte Festung oder wie eine Verschwörerhöhle behütete. Man konnte nur durch die Wohnzimmer der Hauswirtin dahin gelangen; es mußten geheime Einlaßbegehren gestellt werden, die Thüren waren mit verborgenen Verschlüssen versehen; dabei aber speiste er täglich an der Wirtstafel im „Bayrischen Hofe" und füllte den ganzen Saal mit seiner Stimme.

Ich blieb vier Wochen in München, und gefiel mir sehr gut hier. Sowohl in den Abgeordnetenkreisen als bei Gelehrten und Künstlern ward ich freundlichst aufgenommen; die Kunstsammlungen genoß ich mit aller Bequemlichkeit.

Bei meiner Rückkehr nach Tübingen überraschte mich ein großer Empfang als politischer Märtyrer. Man hatte sich bei meiner Frau nach der Zeit meiner Ankunft erkundigt; als ich nun spät abends eintraf, fand ich den Platz vor meiner Wohnung mit Fackeln erleuchtet, von Menschen überfüllt; es war eine Musik aufgestellt, wurde ein Lebehoch ausgebracht, eine Rede gehalten. Wenig erfreute mich freilich, daß mir angekündigt wurde, ich sei zum Mitgliede des Stadtrates gewählt. Weder das Geschäft an sich, noch die Mehrheit meiner Amtsgenossen waren mir angenehm; allein von einem Abschlagen konnte keine Rede sein. Ich war durch meinen Entschluß, um jeden Preis in die Abgeordnetenkammer gewählt zu werden, dazu genötigt, unpopuläre oder nach Aristokratie riechende Dinge zu vermeiden. So nahm ich denn in Gottes Namen an und besorgte auch die Geschäfte regelmäßig und mit Beifall, bis ich durch meine Einberufung zum Landtage und dann meinen Abzug nach Heidelberg die Sache wieder los war. Es ist nicht der Mühe wert, weiter von diesem Intermezzo zu reden, welches mir nur eine komische Erinnerung zurückgelassen hat.

Indessen begann ich meine schriftstellerische Thätigkeit mit Eifer und Erfolg. Die meisten der zu dieser Zeit ausgearbeiteten Aufsätze habe ich später in meiner „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften" verwenden können, und sie sind nicht eben die schlechtesten Teile des Werkes. Zunächst erfüllten sie den Zweck einer anständigen Einnahme.

Doch wurde diese litterarische und magistratliche Verwendung meiner Zeit schon nach kurzer Zeit unterbrochen durch eine Bewerbung um eine Abgeordnetenstelle in Urach. Ein Erfolg war von vornherein sehr zweifelhaft, da ein in Urach ansässiger reicher Industrieller, übrigens ein einfältiger und unwissender Mensch, sich ebenfalls bewarb. Er hatte, als ein liberaler

Wirtshausschwätzer, einen Teil der Wähler gleicher Sorte für sich, und der Oberamtmann erhielt von Schlayer den bestimmtesten Befehl, unter allen Umständen meine Wahl zu verhindern und daher lieber meinen Gegner zu unterstützen. Doch war die Sache nicht unmöglich. Unaufgefordert von mir boten sich mir einige, freilich hinreichend radikale Einwohner des Bezirkes zu meiner Unterstützung an. Unter diesen war namentlich Wilhelm Zimmermann, damals Pfarrer in einem Dorfe bei Urach, der nachmalige Abgeordnete zum Frankfurter Parlamente und als radikaler Geschichtschreiber[1]) bekannt. Ferner ein Gutspächter Rath, der Sohn einer höheren Beamtenfamilie in Stuttgart, welche durch die Schönheit ihrer Töchter berühmt war; selbst ehemals Offizier, aber wegen seiner Verwicklung in die Militärverschwörung Anfangs der dreißiger Jahre[2]) kassiert und zu Gefängnis verurteilt. Ich schlug mein Hauptquartier in der Post in Urach, damals einem bekannten Gasthof, auf, zu geringem Vergnügen der Herren Beamten, welche hier ihre Abende zuzubringen pflegten und denen die doch nicht zu vermeidende Gesellschaft eines ihnen von der Regierung mit „hunc tu Romane caveto“[3]) bezeichneten Feinde des allmächtigen Ministers Schlayer als sehr kompromittierend erschien. In Urach selbst fanden meine Bewerbungen mäßigen Anklang; besser stand es auf den Dörfern, wohin mich bald dieser, bald jener meiner Unterstützung begleitete, was übrigens in glühender Sommerhitze keine Annehmlichkeit war. Endlich wurde eine große Versammlung in die Post nach Urach ausgeschrieben; man wollte mich und meine Gegner hören. Der große Saal war überfüllt, und ich hielt eine wohl eine Stunde dauernde Rede. Was ich gesprochen habe, weiß ich nicht mehr; allein ich hatte das Gefühl, es gut gemacht zu haben, und wurde auch mit Beifall überschüttet. Nun wurde auch mein Gegner aufgefordert, zu sprechen; allein er zog es vor, sich unter allgemeinem Hohngelächter schweigend aus dem Staube zu machen. Was Intelligenz betraf, war also die Schlacht gewonnen (was freilich keine Kunst war); aber damit freilich nicht auch der materielle Sieg.

Dieser entging mir denn auch. Der Oberamtmann,[4]) ein ehemaliger

---

[1]) W. Zimmermann ist besonders als Verfasser einer vielgelesenen Geschichte des Bauernkrieges bekannt.

[2]) Im Zusammenhang mit der Frankfurter Verschwörung 1832 standen revolutionäre Kreise in Stuttgart und Ludwigsburg, welche auf die Gründung einer Republik ausgingen und auch unter dem Militär Anhänger suchten und fanden. Schwere Strafen wurden über die entdeckten Offiziere und Soldaten verhängt (Schneider, Württembergische Geschichte, 504—505).

[3]) Horaz Sat. 4, 85.

[4]) Kober.

Zuhörer von mir, der Sohn eines im Armenhause untergebrachten Handwerkers in Tübingen, befolgte die Befehle seines Ministers nach Kräften und scheute vor keinem Mittel zurück. Die Schultheißen wurden einberufen und bedroht, wenn ihre Gemeinden oder gar sie selbst mir ihre Stimmen geben würden. Die Gendarmerie erhielt strenge Weisungen zu Einwirkungen gegen mich, der ich ein persönlicher Feind des Königs sei. Es wurden Wahlzettel mit meines Gegners Namen von Amts wegen verteilt und am Wahltage den hereinkommenden Wählern aufgedrungen. Und dergleichen mehr. Das Ergebnis war denn, daß ich in der Minderheit blieb, doch immerhin in respektabler Weise.[1])

Als ich nach Tübingen zurückkam, erfuhr ich, daß mich schon seit mehreren Tagen ein preußischer Ministerialrat erwarte. Er suchte mich denn auch sogleich auf und eröffnete mir, man sei in Berlin geneigt, mich an eine preußische Universität zu berufen, etwa nach Berlin selbst; allein eine selbstverständliche Bedingung sei allerdings, daß ich das politische Treiben, in welchem ich befangen sei, aufgebe. Ich war von der Wahlcampagne noch sehr aufgeregt, über das Benehmen der Regierung tief erbittert, und mein Entschluß, in die Kammer zu gelangen trotz Schlayer und dem Teufel, stand fester als je bei mir. Ich war daher alsbald mit meiner Antwort bereit: ich habe keine Freude an diesem politischen Treiben und sehe wohl ein, daß ich in eine schiefe Stellung dadurch komme; allein ich sei entschlossen, unter allen Umständen eine Wahl durchzusetzen. Dies sei ich meiner Ehre und sei es meinen Feinden schuldig. Wenn dieses Ziel erreicht sei, dann lasse ich mit mir reden, und es werde mir ein Anerbieten sehr willkommen sein. Mein Mann schüttelte das Haupt und ging unter Bezeugung seines Bedauerns ab. Ich habe später nie wieder von ihm oder sonstwie von dem preußischen Ministerium gehört. — Ohne Zweifel war mein Benehmen bei dieser Gelegenheit eine Thorheit. Ein Ruf an eine preußische Universität war etwas gar wohl zu Beachtendes, unter allen Umständen und namentlich in meinen damaligen Verhältnissen; ein Ruf nach Berlin gar konnte als ein bâton de maréchal betrachtet werden. Die Zukunft meiner Familie war dadurch gesichert. Ob ich je mit einer Wahl durchdringen werde, war nichts weniger als gewiß; eine Wiederholung des Anerbietens nach Erreichung meines phantastischen Zieles sogar sehr unwahrscheinlich. Und was war schließlich durch eine gelungene Wahl Großes, Greifbares, Bleibendes gewonnen? Kurz, „ich zahlte viel für mein Pfeifchen", um mit Franklin zu reden. Aber ich war nun einmal in Leidenschaft, hatte die Sache auf die Ehre genommen und wollte nicht nachgeben, koste es was es wolle.

---

[1]) Gewählt wurde Landwirt Deusch in Urach.

Nun, kurz darauf erreichte ich denn auch wirklich meinen Zweck. Die Stelle eines Abgeordneten für den Bezirk Tuttlingen war frei geworden, und es richteten sowohl aus Tuttlingen selbst, hier namentlich ein junger Buchhändler Kapf, als auch aus dem angrenzenden Balinger Bezirke, vor allem aus Ebingen, einige meiner früheren Anhänger bei der dortigen verunglückten Wahl aufmunternde Briefe an mich: die Aussicht sei gut, aber allerdings meine persönliche Anwesenheit und Bewerbung notwendig. Römer suche für seinen Freund Murschel — ein Stuttgarter Advokat, höchst unbedeutender Mensch, aber von Römer als eine Art von politischem Hausknecht benutzt — zu werben; er finde wenig Anklang, aber doch müsse ich selbst auf den Platz. Die Ebinger luden mich zu einer Zusammenkunft in Balingen ein. Ich nahm an, wurde in Balingen gut empfangen, nach Ebingen gebracht. Hier begegnete ich beim Anfahren an dem Gasthause Römer, welcher schon auf der Rückreise nach Stuttgart begriffen war, in sichtbar schlechter Laune. Es hieß auch alsbald, er sei vollkommen gescheitert. Anderntags begleitete mich ein junger Arzt nach Tuttlingen. Wir sprachen schon unterwegs bei einigen politischen Freunden meines Begleiters ein, doch noch ohne entschiedenen Erfolg. In Tuttlingen selbst stand es besser. Gleich an demselben Abend war eine große Versammlung, zu welcher ich sprach, mit Beifall. In den nächsten Tagen besuchte ich die hauptsächlichsten Amtsorte, wo ich namentlich auf der Baar bei den katholischen Geistlichen offene Unterstützung fand. Ich sei immer in meinen Schriften billig und gerecht gegen ihre Kirche gewesen. Günstig war das Verhalten der Beamten gegen mich. Der Oberamtsrichter Haselmaier war ein genauer Jugendfreund von mir und sprach sich offen für mich aus; der Oberamtmann[1]) aber, ein sehr anständiger junger Mann, sagte mir, er habe zwar auch den Auftrag, meine Wahl zu hintertreiben; allein er werde es nicht thun. Positiv für mich zu wirken vermöge er freilich nicht, allein er werde sich passiv verhalten. Dieses Versprechen hielt er denn auch, was von ihm, der nur Amtsverweser und somit noch ganz in der Hand des Ministers war, nicht wenig sagen wollte, von mir aber dankbar anerkannt wurde. So ging denn die Wahl ohne allen ernstlichen Anstand vor sich, und ich erhielt eine große Stimmenmehrheit. Abends waren Feuerwerk, Böllerschüsse, Reden und Trinken. Sehr vergnügt fuhr ich noch in der Nacht mit dem Postwagen nach Tübingen zurück.

Bis zum Eintritt in die Versammlung gingen noch mehrere Monate hin. Sie war vertagt, und ich konnte vor der Oeffnung noch einmal, bei strenger Winterkälte, den Bezirk bereisen, um mich über die örtlichen

---

[1]) Amtsverweser Schall.

Wünsche zu unterrichten. Der Besuch lief sehr gut ab; nur war das in jedem neuen Orte sich wiederholende Essen und Trinken eine harte Aufgabe für mich, der ich in beidem nie stark war. An demselben Tage mußte ich z. B. von morgens zehn bis nachts zehn fünfmal Sauerkraut und Schweinefleisch essen und dazu trinken, was nur möglich war.

Die Zwischenzeit bis zur Eröffnung der Stände benützte ich zu einem umfassenden Aufsatze über die Geschichte der württembergischen Staatsschuld, welcher auch als eigne Schrift erschien. [1]) Die nächste Veranlassung dazu gab eine Maßregel des ständischen Ausschusses, welchem in Württemberg die Verwaltung der Staatsschuld zusteht. Dieser hatte auf eigne Hand, d. h. ohne durch ein Gesetz dazu ermächtigt zu sein, überdies kurze Zeit vor dem Wiederzusammentritte der vollen Versammlung, die große Kreditoperation gemacht, die ganze 5prozentige Staatsschuld aufzukündigen und an deren Stelle eine $4^1/_2$ prozentige zu setzen, natürlich nach vorangegangenem Einverständnisse mit Bankhäusern über den etwa notwendigen Vorrat von barem Gelde für diejenigen Gläubiger, welche sich die Herabsetzung nicht gefallen lassen würden. Die Operation gelang vollständig, und zwar war die Zahl derjenigen, welche sich ihre Forderungen herausbezahlen ließen, verschwindend klein. Ich meinesteils hielt das ganze Verfahren für ungesetzlich und überdies von sehr zweifelhafter finanzieller Richtigkeit trotz des augenblicklichen Gewinnes. Württemberg begab sich nämlich, meiner Auffassung nach, auf den Geldmarkt mit allen seinen Schwankungen, welche auch nachteilig sein konnten, während bisher und seit langer Zeit der Staat einfach und ohne Vermittlung von Geldmächten das ihm etwa nötige Geld von den Privaten zu fünf vom Hundert al pari aufgenommen hatte. Diese Ansicht sprach ich ernst und vielleicht selbst schroff aus, und die Schrift machte Aufsehen.

Die Sache kam denn auch frühzeitig auf dem Landtage zur Sprache. Ich sprach natürlich in dem eben angedeuteten Sinne; allein ohne Glück. Der unmittelbare Gewinn schien der Mehrheit der Kammer hinreichender Grund zur Beseitigung aller Bedenken, namentlich nachdem mein Freund Kanzler Wächter, Präsident der Kammer und als solcher auch des Ausschusses, den Präsidentenstuhl verlassen hatte, um in einer langen Rede mich zu widerlegen und das Verfahren des Ausschusses zu verteidigen. Die Gerechtigkeit bin ich ihm schuldig, einzugestehen, daß er sehr gut sprach und daß ich ihm als Redner offenbar nachstand. Mein Debut in der parlamentarischen Laufbahn war somit nicht eben ein glänzendes. Bei späteren Gelegenheiten war ich allerdings glücklicher; allein es waren

[1]) Die Schrift führt den Titel: „Erörterungen über die württembergische Staatsschuld. Aus der Zeitschrift für Staatswissenschaft besonders abgedruckt. Tübingen 1847“.

keine bedeutenden Angelegenheiten, wie denn überhaupt der ganze Landtag sich nicht durch wichtige Verhandlungsgegenstände auszeichnete. Es ist mir in der That wenig Bemerkenswertes im Gedächtnis geblieben, auch endigte die Versammlung schon nach einigen Monaten. Einen großen Einfluß konnte ich somit nicht erwerben, noch mich überhaupt sehr bemerklich machen. Ich vertröstete mich auf spätere Landtage. Allein diese kamen nicht für mich. Mit diesem kurzen und ziemlich farblosen Landtage begann und schloß auch meine ständische Wirksamkeit in Württemberg, und ich brachte die großen Opfer, welche mich mein Wunsch, gewählt zu werden, gekostet hatte, ohne ein auch nur entfernt entsprechendes Ergebnis für das öffentliche Wesen oder für mich selbst.

Der Grund hiervon war aber folgender. Kurz nach dem Schluß des Landtages erhielt ich von Mittermaier die Nachricht, daß man mich nach Heidelberg zu berufen gedenke, und eine Einladung zu einer mündlichen Besprechung darüber in Straßburg. (Warum gerade hier, ist mir nicht mehr in Erinnerung.) Ich wurde, da mir der Antrag gefiel und ich durch die Erreichung meiner Wahl meinen leidenschaftlichen Wunsch befriedigt hatte schnell einig über meine Annahme, und ging alsbald nach Karlsruhe zu dem Minister Bekk, um die Sache formell richtig zu stellen. Die einzige Bedingung, welche ich machte, war, daß ich nicht sogleich an Ostern einzutreten habe, sondern den Sommer über eine Reise nach England machen dürfe. Dies fand nicht nur keinen Widerspruch, sondern selbst Beifall, und ich konnte mich vor meiner Abreise von Karlsruhe bei dem Großherzog Leopold als in seinen Dienst eingetreten melden. Er empfing mich mit einer fast in Verlegenheit setzenden Güte.

Damit war denn selbstverständlich meine parlamentarische Laufbahn in Württemberg zu Ende. Ich zeigte alsbald meinen Austritt an und ging sogar so weit, die zu einer förmlichen Auswanderung gesetzlich vorgeschriebenen Schritte zu thun, was ich gar nicht notwendig gehabt hätte, da ich auch ohne eine solche Loslösung von meinem Heimatlande eine Professur in Heidelberg bekleiden konnte.

Es ist begreiflich genug, daß ich nicht mit Vergnügen und mit Selbstbefriedigung an diese Episode in meinem Leben denke. Ich habe in dem ganzen Verlaufe mehr als einen offenbaren Fehler und selbst mehr als eine unbestreitbare Thorheit begangen, habe für die Erreichung eines Wunsches, ohne dessen Erfüllung ich sehr wohl bestehen konnte, dessen glücklicher Erfolg keineswegs gesichert war, welcher sich sogar mit einer Professur schwer verträgt, und den ich überdies, wenn ich nur ruhig warten wollte, nach aller Wahrscheinlichkeit später in aller Ruhe und ohne allen Schaden hätte erreichen können, eine gesicherte Stellung aufgeopfert, habe in blinder Leidenschaft anstatt mit der kalten Ueberlegung, welche dem nicht mehr

jungen Manne und dem Familienvater geziemt hätte, in einem Paroxismus von verletztem Stolze anstatt mit ernster Würde gehandelt. An solche Dinge erinnert man sich denn nicht gerne. Ich errang freilich schließlich den Sieg; allein es war ein Pyrrhussieg. Und wenn mir das Aufsehen, welches die ganze Begebenheit machte, und das Lob, welches man meiner bei der Gelegenheit gezeigten Charakterstärke zuerkennen wollte, später nützte — indem ich nur dadurch den Weg zum Parlamente fand —, so ist immer noch die Frage, ob nicht auch diese Erfahrung zu teuer erkauft war. Daß die kurze Erscheinung in der württembergischen Kammer den ganzen Handel nicht wert war, steht außer allem Zweifel.

Nichts ist begreiflicher, als daß ich aus dieser kurzen Sitzung nichts Bedeutendes, mich persönlich Betreffendes zu verzeichnen habe. Um so mehr will ich die mir sich vielleicht an keinem andern Orte darbietende Gelegenheit benützen, meine Anschauungen über die allgemeinen württembergischen Staatszustände in jener Zeit anzugeben.

Die Dinge gingen damals im Lande, bei der Regierung und in der Ständeversammlung in der seit Jahren hergebrachten und eingewohnten Weise, anscheinend ruhig und gedeihlich; aber unter der Oberfläche war doch manche Unzufriedenheit, nicht nur mit den allgemeinen deutschen Zuständen und dem illiberalen Einwirken des Bundestages, sondern auch mit dem langsamen Gange der inneren Verbesserungen und dem Bestande von unliebsamen Verhältnissen. Daß während der jetzt dreißigjährigen Regierung König Wilhelms viel Gutes geschaffen worden war, namentlich auch in der Beseitigung mittelalterlicher Lasten und Unfreiheiten, daß ein humaner Sinn und Ton herrschte, daß ein leidlicher Grad von bürgerlicher und politischer Freiheit bestand, kein Günstlings- und Adelsregiment drückte, daß der Staatshaushalt sehr geordnet, die Steuerlast mäßig war, daß Untreue und Bestechlichkeit unter den Beamten zu den seltensten Ausnahmen gehörten und von oben herunter die strengste Aufsicht geführt wurde, — dies alles bestritt niemand. Allein die Regierung war doch allmählich in eine Art von Schlendrian verfallen; es war viel Bureaukratisches und Papierwesen da; Neuerungen wurden, da der König wohl die in seiner Jugend gefaßten Pläne so ziemlich durchgeführt hatte, kaum mehr gemacht und, wenn von populärer Seite zur Sprache gebracht, als unberufene und naseweise Einmischungen zurückgewiesen; von einem parlamentarischen System in dem Sinne einer Bildung des Ministeriums nach dem Geiste der Volksvertretung, wo nicht aus ihrer Mitte, war gar keine Rede, die Minister waren Beamte, lediglich in dieser Laufbahn herangebildet, nach dem persönlichen Wohlgefallen des Königs ernannt und entlassen, er selbst nahm regelmäßig Anteil an den Verwaltungsgeschäften; in den standesherrlichen Gebieten bestand mancher Unfug, namentlich im

Jagdwesen; die Kammer der Standesherren war ultra-konservativ und unerlaubt selbstsüchtig bei allen Entschädigungsforderungen, die der Abgeordneten in der Mehrheit doch gar zu zahm. Mit einem Worte, es war kein frisches Leben in dem Ganzen; der Zustand war nicht eben schlecht, allein eng und klein und gab keine Aussicht auf wesentliche Verbesserung.

Nimmt man dazu noch, daß damals in ganz Deutschland ein gewisser philisterhafter Liberalismus, eine Wirtshaustischopposition weit verbreitet war, so begreift sich, daß auch in Württemberg, welches man offiziöserseits so gern als Musterstaat gelten lassen wollte, kein ganz gesundes politisches Leben bestand. Zwar war keine bittere Feindschaft zwischen Fürst und Volk, aber auch keine herzliche Uebereinstimmung; man verschwor sich nicht und machte auch keine lauten Demonstrationen; man dachte nicht an eine Umgestaltung der ganzen Staatseinrichtung, und schreiende Mißbräuche waren nicht zu beseitigen; allein man langweilte und ärgerte sich, und weder die Furcht noch die Achtung waren groß; man wollte vieles anders haben. So konnte es einerseits nicht überraschen, daß auch Württemberg kaum drei Vierteljahre nach meinem Ausscheiden aus dem Lande in die wilde Bewegung von 1848 hineingezogen wurde, seine Märzerrungenschaften durchsetzte, die Verfassung in demokratischer Richtung umgestaltete; aber auch andrerseits nicht, daß die Wogen sich früher und gründlicher wieder legten als fast überall sonst, und daß sogar die alten Zustände beinahe wiederkehrten. Man hatte seine Lust zur Bewegung gebüßt, sich auch eine Zeitlang wichtig gemacht; nun konnte man wieder seinem gewohnten Leben nachgehen, dem König und der Regierung, welche ja am Ende nicht so schlimm gewesen waren, wieder die Besorgung der Geschäfte überlassen, natürlich unter Vorbehalt eines obligaten Brummens beim Schoppen und vielleicht einer etwas unliebsamen Wahl in die Kammer.

König Wilhelm[1]) war unzweifelhaft ein bedeutender Mann, welcher hoch stand über dem gewöhnlichen Schlage der Fürsten. Er hatte sowohl positive als negative gute Eigenschaften in anerkennenswerter Bedeutung, freilich waren auch dunkle Schatten vorhanden. — Daß er geistreich gewesen wäre, kann, glaube ich, nicht gesagt werden. Mein eigner beschränkter Verkehr mit ihm giebt mir zwar kein Recht, ein Urteil hierüber auszusprechen; allein ich habe niemals gehört, daß irgend jemand, auch aus seiner nächsten Umgebung, ihn so geschildert oder irgend eine außergewöhnliche, etwa witzige Aeußerung von ihm erzählt hätte. Dagegen konnte niemand ihm einen gesunden praktischen Verstand, einen weiten Blick und große Menschenkenntnis absprechen. Er trug sich wohl in seinen

[1]) Der Altersgenosse Mohls, Dav. Friedr. Strauß, hat ebenfalls ein sehr anziehendes Bild von König Wilhelm I. entworfen (Gesammelte Schriften I. 217—235). Es lohnt sich, die beiden biographischen Kabinettsstücke miteinander zu vergleichen.

jüngeren Jahren mit verschiedenen phantastischen Plänen und Hoffnungen; allein er war doch besonnen genug, es nicht über einige kleine Intriguen, namenlose Schriften[1]) und geheime Agenten hinaus zu treiben, und mit dem Alter hatte er sich ganz von diesen Velleitäten zurückgezogen und lebte und regierte rein verständig. — Seine geistige Bildung war ganz bedeutend und seiner Stellung vollkommen angemessen. Ohne ein Gelehrter zu sein, wußte er doch vieles in den wichtigsten Fächern und interessierte sich auch für neue Gedanken in denselben. Er hatte nicht nötig, wie so mancher andre Fürst, sich auf eine Audienz oder vor dem Besuche einer Anstalt, einer Sammlung und dergleichen erst aus einem Konversationslexikon zu unterrichten. Zu aller Zeit las er viel, namentlich französische geschichtliche Werke und kriegswissenschaftliche Schriften; seine Privatbibliothek wurde allmählich sehr reich in dieser Litteratur. Englisch verstand er nicht. Mit den bildenden Künsten beschäftigte er sich viel und verwendete große Summen in ihrem Gebiete, namentlich auf Bauwerke und deren Ausschmückung. Daß er einen besonders reinen Geschmack gezeigt hätte, will ich freilich nicht behaupten. Musikalisch scheint er nicht gewesen zu sein.

Als Regent nahm er seine Aufgabe sehr ernst. Er war sehr regelmäßig und arbeitsam in Geschäften; nichts blieb bloß aus Zerstreutheit, Unordnung oder Trägheit liegen. Jeden Morgen ganz früh wurde ihm der Einlauf gebracht und bloß Aeußerliches sogleich entschieden. In seinem Kabinette drang er auf die pünktlichste und schnellste Erledigung der demselben zugewiesenen formellen Geschäfte (andre hatte es nicht zu besorgen); alle Abende vor der Tafel unterschrieb er. An fünf Tagen in der Woche hatte je ein Minister mündlichen Vortrag. Hierbei wurde das meiste alsbald erledigt; zweifelhafte oder ungewöhnlich wichtige Dinge legte er zurück, um sich über dieselben zu besinnen oder auch wohl mit irgend jemand darüber zu besprechen. Aber auch dann erfolgte die Entscheidung in kürzester Zeit, wenn nicht etwa eine Angelegenheit ganz mit Stillschweigen beseitigt werden sollte. Von einer Anwendung des Satzes, daß ein König regiere aber nicht verwalte, oder von einer bloß mechanischen Genehmigung des ihm Vorgelegten war bei ihm nicht die Rede. Er war wirklich der Mittelpunkt des Staates, natürlich mit größerer Liebhaberei für diesen oder jenen Teil der Geschäfte, aber ohne Vernachlässigung der ihn nicht persönlich anmutenden. Ministerrat zu halten, liebte er nicht; er zog es vor, mit den einzelnen sich zu besprechen, oder auch wohl schriftliche Aeußerungen

[1]) Mohl hat hier die unter dem Einfluß König Wilhelms entstandene, von dessen litterarischem Handlanger Lindner redigierte Flugschrift „Erichson, Manuskript aus Süd-Deutschland. London 1820" im Auge, in welcher das Triasprogramm entwickelt wird. v. Treitschke, Deutsche Geschichte ... III. 55 f. stellt das politisierende Treiben des württembergischen Souveräns in den Rahmen der Zeitgeschichte.

von sämtlichen Ministern zu verlangen. Er kannte das Land und die Personen besser als irgend jemand, da er viel reiste, ohne allen Apparat, oft ganz ohne alles Gefolge, selbst sein arabisches Zweigespann lenkend, dabei mit vortrefflichem Gedächtnis ausgerüstet. Im regelmäßigen Leben verkehrte er allerdings persönlich nur mit den Spitzen der Behörden.

Eine sehr dankenswerte und nutzbringende Eigenschaft war sein humaner Sinn und seine zivilisierte Auffassung und Behandlung der menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse. Obgleich er sich gern als Soldat dachte und sich für einen großen Feldherrn hielt, war doch keine Spur von brutalem Säbelregimente und von verletzender Bevorzugung des Militärs. Ich glaube nicht, daß unter seiner ganzen Regierung ein einziger Fall von militärischer Ueberhebung oder Gewaltthätigkeit vorgekommen ist. Jeder wußte, daß ein solches Benehmen auf das schärfste geahndet werden würde. Wohl aber suchte der König die erwerbenden Klassen zu heben und zu fördern. Von höherem Gewerbe war vor seiner Regierung in Württemberg gar nicht die Rede gewesen; und wenn es nun auch lächerlich wäre, der persönlichen Einwirkung des Königs deren rasches Aufblühen allein zuzuschreiben, so darf doch nicht vergessen werden, daß er an dem Zollvereine und an der allmählichen Gewerbefreiheit, sowie an den besseren technischen Unterrichtsanstalten großen Anteil hatte, und daß er persönlich sich für jede neue Anlage interessierte, sie besuchte, die Unternehmer auszeichnete. In der Landwirtschaft geschah dies mit Liebhaberei. Seine angenehmste Erholung waren seine Gestüte. Er schuf gleich anfangs seiner Regierung die großartige landwirtschaftliche Lehranstalt in Hohenheim, und immer behielt er sie im Auge. Mit seiner aufrichtigen Teilnahme wurden die Reste der Leibeigenschaft und Hörigkeit beseitigt, die Freiheit des Bodens von Lehenshindernissen und Abgaben herbeigeführt, die Zehnten abgelöst. Ueberhaupt hörte der Landmann auf, die misera plebs contribuens zu sein, sondern wurde als ehrenwerter Stand geachtet, seine Beschäftigung galt als eine für jeden sich ziemende. In allen diesen Beziehungen hinterließ er Württemberg vollkommen umgewandelt und nicht zum geringsten Teile durch sein persönliches Verdienst.

Endlich darf nicht vergessen werden, daß König Wilhelm ein sehr guter Haushalter war. Er lebte für seine Person äußerst mäßig und einfach, ohne allen Prunk. Der Hofhalt war zwar für geeignete Gelegenheiten königlich eingerichtet, allein vortrefflich organisiert und unter strengster Aufsicht. Immer lebte er innerhalb seiner Einkünfte, so daß er, namentlich in jüngeren Jahren, beträchtliche Ersparnisse machte. Dabei war er aber keineswegs geizig. Er kaufte gelegentlich ein Gut, dessen Lage ihm gefiel, oder auf dem er eine Musterwirtschaft einrichtete. Seine Gestüte waren in ganz Europa berühmt wegen ihrer arabischen Zucht; er besaß

die schönste Stammschäferei im Lande und vorzügliche Rindviehstämme. Für Kunstwerke verwendete er viel, wenngleich nicht immer mit sicherem Geschmacke. Namentlich aber baute er viel und groß, teils für seinen eignen Gebrauch, wie die Wilhelma, ein Traum aus 1001 Nacht, den Rosenstein, oder zu öffentlichem Gebrauche, so den Königsbau, die Markthallen in Stuttgart.

Zu alledem hatte er auch manche negative Eigenschaften, welche kaum weniger löblich und nützlich waren. Er war ein Feind von sinnlosem Luxus und begünstigte ihn auch nicht bei andern; er spielte nicht, trank nicht, und vor allem war er kein Jäger, so daß der in der württembergischen Regentenfamilie altherkömmliche, unter seinem Vater, König Friedrich, bis zum schändlichsten Mißbrauch ausgedehnte Jagdunfug ganz aufhörte.

Freilich war er nicht ohne Fehler. Er war nicht aufrichtig und offen, hatte ein Gefallen an politischen Intriguen ohne Tragweite und ohne daß er die Mittel zur Durchführung besessen hätte. So trieb er Diplomatie hinter dem Rücken seiner Minister und Gesandten, stand in Verbindung mit mancherlei politischen Abenteurern anrüchigster Art.[1]) Er war eitel auf seinen Regentenruhm und nahm jeden Tadel sehr empfindlich, ließ es auch wohl den Urheber fühlen. „Ich verzeihe, aber ich vergesse nicht," sagte er einmal zu meinem Vater. Eine Abstimmung in der Ständeversammlung gegen irgend einen Regierungsvorschlag betrachtete er als gegen ihn persönlich gerichtet. Für eine nationaldeutsche Politik hatte er keinen Sinn; die Erhaltung der Unabhängigkeit seines Hauses und Landes war sein höchstes Ziel, daher die partikularistische Richtung unbedingt maßgebend war im Innern und Aeußern. Endlich war er sehr ausschweifend bis in sein Alter. Das bekannte Verhältnis des Königs zur Schauspielerin Stubenrauch, welches viele Jahre, bis zu seinem Tode, andauerte, war ein Gegenstand des Tadels und schadete der Beliebtheit des Königs besonders unter den Landleuten sehr beträchtlich. Das Familienleben innerhalb der königlichen Familie litt natürlich hierunter. Die Königin, eine gutmütige, geistlose, in ihrer Jugend sehr schöne Frau, wußte sich nicht zu fassen und lebte nur noch ganz äußerlich mit ihrem Gemahl zusammen. Sie sollen oft in Jahren kein Wort gewechselt haben. Von einem Familienkreise war keine Rede, da der König seine freie Zeit außerhalb zubrachte.

Meine persönlichen Beziehungen zu König Wilhelm waren allerdings nicht enge, doch in weit höherem Grade als dies bei allen meinen Amtsgenossen der Fall war. Er war meinem Vater gewogen, hatte seine Freude an dem allmählich sich bildenden litterarischen Rufe von uns Brüdern, und er hielt etwas auf mich, da er — wie mir wieder gesagt wurde — von mir immer die Wahrheit höre und ich mit meinen Meinungen

[1]) Vgl. S. 17.

nicht hinter dem Berge halte. So sprach ich ihn denn nicht selten; nicht bloß bei amtlichen Gelegenheiten oder wenn er nach Tübingen kam, um ein neues Bauwesen, die Anstalten und dergleichen[1]) zu besichtigen, wobei ich ihn gewöhnlich begleiten mußte, sondern auch bei andern Veranlassungen, zum Beispiel wenn ich von einer Reise zurückkam, wo ich ihm dann Bericht erstatten sollte. Ich wurde dann auch wohl zur Tafel geladen. Daß er mich zu höheren Stellen bestimmt hatte, dieser Plan aber an der Balinger Wahlgeschichte scheiterte und ich sogar in tiefe Ungnade verfiel, habe ich oben[2]) erzählt. Ich kam nun viele Jahre nicht mehr nach Stuttgart; auch nicht, als mir anfangs der fünfziger Jahre das Kanzleramt in Tübingen angeboten war, oder, wenn ich flüchtig durchreiste, kam ich nicht in seine Nähe. Er ließ mir darüber durch meinen Freund Wächter-Spittler Vorwürfe machen, und ich zeigte ihm daher, als ich wenige Wochen vor seinem Tode[3]) wieder einmal nach Stuttgart kam, meine Anwesenheit an. Ich wurde sogleich zu ihm gerufen, gegen den entschiedenen Willen seines Leibarztes. Ich traf den alten Herrn, zierlich gekleidet in seinem Arbeitszimmer sitzend. Er stand beschwerlich auf, ging mir entgegen, gab mir die Hand und ließ mich neben sich sitzen. Er habe, begann er, immer bedauert, daß wir in Unfrieden geschieden seien; er wünsche dies auszugleichen, ehe er sterbe. Dann ging er in eine ausführliche Geschichte seiner Regierung und seiner Absichten ein, welche Schilderung allerdings nicht zu seinem Nachteile ausfiel. Von einem Gespräche war freilich allerdings nicht die Rede; der König war stocktaub geworden und bediente sich des neben ihm liegenden Höhrrohrs nicht. Nach etwa einer Stunde entließ er mich mit den Worten: „Ich danke Ihnen, daß Sie den alten Mann noch einmal haben besuchen wollen; von Herzen wünsche ich Ihnen alles Wohlergehen.“ Dann gab er mir nochmals die Hand und begleitete mich bis zur Thüre. Tief ergriffen verließ ich ihn. Ich war, glaube ich, der letzte Fremde, welchen er sah.

Seinen Sohn und Nachfolger König Karl habe ich während seiner Studienzeit als Kronprinz viel gesehen, da er in dem nämlichen Hause mit mir wohnte, ich ihm Privatunterricht zu geben hatte und er die Abendgesellschaften, welche ich regelmäßig gab, immer besuchte.[4]) Seit dieser Zeit habe ich ihn nicht mehr gesprochen, außer ganz äußerlich auf dem Fürstentage in Frankfurt. Da ich den Vater nicht aufsuchte, so habe ich

---

[1]) v. Mohl berichtet I. 164 von einem solchen Besuch des Königs in Tübingen.

[2]) S. 5—6.

[3]) König Wilhelm I. starb am 25. Juni 1864.

[4]) Bei der Schilderung der Tübinger Universitätsverhältnisse spricht Mohl, wie er auch unten erwähnt, von dem Aufenthalt des Kronprinzen Karl auf der Landesuniversität, vgl. I. 182.

mich auch bei ihm nicht melden lassen. Nach dem eben besprochenen Besuche bei dem alten Könige ging ich allerdings auch zum Kronprinzen, wurde aber nicht empfangen, noch auch später eingeladen. Bei meinem Doktorjubiläum sandte er mir ein freundliches Telegramm.[1]) Die Königin Olga habe ich nie gesehen. — Meine Meinung von dem Kronprinzen war eine sehr mäßige, und zwar sowohl von seiner Begabung als von seinem Willen. Er that nichts Böses, war aber ohne Saft und Kraft. So hat er sich denn auch als König erwiesen. Doch letzteres habe ich nicht in der Nähe gesehen, über die Universitätszeit aber anderwärts bereits gesprochen.[2])

Daß ich während meines fast fünfzigjährigen Lebens in Württemberg eine große Anzahl von Ministern gesehen habe, ist selbstverständlich. Manche derselben habe ich auch mehr oder weniger genau persönlich kennen gelernt. Ich will jedoch nur von einigen derselben, welche eine besondere Rolle spielten und denen ich, aus verschiedenen Veranlassungen, näher getreten bin, einiges hier aufzeichnen.

In genauer Verbindung mit meinem elterlichen Hause stand der Finanzminister Weckherlin, und es gehört zu meinen frühesten Jugenderinnerungen, mit dessen Kindern gespielt zu haben. Das Verhältnis setzte sich fort bis zu seinem Tode, als ich bereits ordentlicher Professor in Tübingen war. Ich habe hierüber und über den in manchen Beziehungen merkwürdigen, wenn auch sicher nicht fleckenlosen Mann bereits bei Gelegenheit meines elterlichen Hauses das Nötige gesagt.[3])

Die genaue Bekanntschaft hatte einen doppelten Grund. Einmal hatte sich Weckherlin, damals ein junger Schreiber, als freiwilliger Arbeiter zu meinem Großvater Autenrieth gemeldet, wie dieser in einem Anflug von Ungnade von Herzog Karl während einiger Jahre als Kameralbeamter nach Schorndorf versetzt war. Er erwarb sich durch seine Brauchbarkeit die Neigung des alten Herrn, wurde, als dieser später Finanzminister wurde, von ihm begünstigt und bewahrte ein dankbares Andenken an ihn und gegen meine Großmutter. Sodann heiratete er eine Verwandte der letzteren.[4]) Namentlich die Frauen waren befreundet, aber auch Weckherlin kam viel in unser Haus. Mein Vater wich ihm zwar aus, und aus guten Gründen; allein meine Mutter suchte vielmehr günstig auf ihn einzuwirken, freilich ohne Erfolg. Er war nämlich mehr als verdächtig, Geldgeschenken zugänglich zu sein, insofern ein echter Zögling der alten württembergischen

---

[1]) Vgl. I. 285.
[2]) Vgl. I. 182.
[3]) Vgl. I. 15—16.
[4]) Sophie Christiane Salome, Tochter des Pfarrers Scholl in Ruith (v. Georgii-Georgenau, Biogr.-geneal. Blätter 1060).

Schreiberzunft; meine Mutter redete ihm, oft in sehr drastischer Weise, ins Gewissen. Ich selbst habe unglaubliche Dinge, welche sie dem allmählich selbst Finanzminister Gewordenen sagte, mit angehört, ohne daß er es übel nahm, freilich auch ohne sich zu bessern. Schließlich brach ihm freilich diese Gemeinheit den Hals, im buchstäblichen Sinne des Wortes. Er hatte, ich weiß nicht mehr weshalb und von wem, einen Teppich angenommen. Dies kam an das Licht, machte Aufsehen; Weckherlin wurde vom Amte entfernt und in Untersuchung gezogen. Nun ertränkte er sich in dem Bade Boll in der Badewanne. Meinen Eltern, welche damals auch in diesem Bade waren, hatte er eine Stunde vorher einen Besuch in höchst aufgeregter Stimmung gemacht, jedoch ohne etwas über seinen Entschluß anzudeuten.

Weckherlin war unter König Friedrich in noch untergeordneter Stellung gebraucht worden zur Einführung neuer indirekter Steuern, zum Beispiel einer Tabaks- und Salzregie, was ihn so verhaßt machte, daß er allgemein „Galgen-Weckherlin" genannt wurde. Unter König Wilhelm wurde er, als Malchus seiner Unkenntnis der württembergischen Verhältnisse und dem allgemeinen Sturmlaufe der Schreiber erlegen war, zum Finanzminister ernannt. Hierzu war er denn, soweit von Intelligenz und genauester Kenntnis des Landes die Rede war, in hohem Grade befähigt, und es gelang ihm dann auch, die Verhandlungen über das Budget mit der Abgeordnetenkammer und die früher ganz unbekannte Etatswirtschaft in guten Gang zu bringen. Höchst komisch war sein Auftreten in der Ständeversammlung. Er war, allerdings Autodidakt, ein wirklich gebildeter Mann, schrieb vortrefflich; allein seine plebejische Erziehung konnte er im Sprechen niemals ganz verbergen. Möglich, daß er es nicht immer wollte, wenn er dadurch auf die gleichartigen Bestandteile der Kammer, Schultheißen, Wirte und dergleichen, einzuwirken hoffte. Ich selbst habe ihn von der Galerie aus prächtige Dinge solcher Art machen hören.

Eine sehr verschiedene Natur war Freiherr v. Maucler. Ein Jugendfreund König Wilhelms, wurde er bald nach dessen Regierungsantritt Justizminister, später Präsident des Geheimerates, in beiden Stellen aber thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, Premierminister. Das Jahr 1848 entfernte auch ihn gänzlich von den Geschäften. Er besaß das unbedingte Vertrauen des Königs, welchen er auf das genaueste kannte und zu behandeln wußte; war ein feiner Hofmann und gewandter Diplomat, daher denn auch in schwierigen Verhältnissen, zum Beispiel zu Ausgleichungen mit dem Fürsten Metternich, verwendet. Den guten Dingen dieser Welt ging er nicht aus dem Wege; allein er war durchaus ehrlich, und er war es, welcher das tief eingewurzelte Korruptionssystem der württembergischen Schreiberwelt mit Feuer und Schwert bekämpfte und auch nach kurzer Zeit völlig ausrottete. Ebenso war er zwar für

seine Person hochmütig wie Lucifer, allein begünstigte doch keineswegs aristokratische Anmaßungen und Ansprüche auf Bevorzugungen im Staatsdienste. Vielmehr führte er ein strenges Prüfungssystem ein und hielt sich unwandelbar an die Ergebnisse desselben. Sein organisatorisches Talent war bemerkenswert; die in allen Hauptsachen noch jetzt bestehende Umgestaltung der württembergischen Verwaltung nach dem Realsystem war sein Werk; ebenso war er der Urheber, natürlich nicht auch der Bearbeiter wichtiger Verbesserungen in der Justizpflege, namentlich im Zivilprozesse, in der Hypothekenordnung, dem Strafrechte. Wohl war in aller dieser Thätigkeit keine freie schöpferische Genialität, sondern mehr Nachahmung fremder Vorgänge und Anerkennung wissenschaftlicher Autoritäten; allein jedenfalls machte doch Württemberg bedeutende Vorschritte in seinem Rechtswesen, und wären dieselben schwerlich gegen Herkommen und partikularistischen Eigensinn durchzusetzen gewesen ohne Mauclers Entschlossenheit und beherrschenden Einfluß. Auch in andern Dienstzweigen als in den ihm unmittelbar untergeordneten geschah nichts Wichtiges ohne seine Billigung; es wäre für einen Minister wenig rätlich gewesen, sich seinem Einfluß zu widersetzen. Allerdings hatte er auch bedeutende Fehler und Schwächen. Sein Hochmut ist schon erwähnt. Er verlangte und bewirkte ein sehr unterwürfiges Benehmen gegen ihn persönlich und machte eine fast vicekönigliche Stellung auch formell geltend. Auf hervorragende Talente und selbständige Charaktere war er eifersüchtig und hielt sie in solchen Stellungen, daß sie ihn nicht verdunkeln konnten, und er trieb dies zu seinem eignen Schaden so weit, daß er selbst zu seinen unmittelbaren Gehilfen nur mittelmäßige Köpfe und fügsamste Charaktere nahm. Eine Entwicklung der neuen Verfassung in freisinniger Richtung war nicht entfernt sein Ziel; ein despotismo illustrado war sein Ideal. Daher war er denn auch der Hauptträger des pseudoparlamentarischen Systems, welches freilich auch von dem Könige gewollt wurde. Der gesetzlichen Unabhängigkeit der Gerichte wirkte er hauptsächlich dadurch entgegen, daß er den Gerichtshof in Eßlingen, zu dessen Zuständigkeit die politischen Prozesse in Stuttgart gehörten, mit seinen Kreaturen besetzte und diesen nun zuweilen zu entschiedenen Ungerechtigkeiten gegen Mißliebige mißbrauchte. So zu der niederträchtigen Verurteilung Lists [1]) zu einer infamierenden Strafe, welche denselben unfähig

---

[1]) F. List, von Reutlingen in das Abgeordnetenhaus gewählt, hatte im Januar 1821 im Auftrag seiner Wähler eine Adresse an die Kammer entworfen, welche der Regierung ein langes Sündenregister vorhielt. Diese ließ sofort eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eröffnen, die in der rücksichtslosesten Weise geführt wurde und im April 1822 mit der Verurteilung Lists zu zehnmonatlicher Festungsstrafe ihren Abschluß fand. Durch die ministerielle Majorität in der Kammer war

zur Behauptung seines Sitzes in der Ständeversammlung machte und machen sollte. Kein Wunder also, daß er nicht nur allgemein gefürchtet, sondern auch gehaßt war. — Ich habe Maucler wohl gekannt. Er stand gut mit meinem Vater und besuchte ihn, als derselbe nach Stuttgart zog, sehr häufig. Dadurch wurde ich denn auch, obgleich in mäßiger und bescheidener Weise, in seinem Hause eingeführt. Persönlich hatte ich nur Ursache, ihm dankbar zu sein, da er mir einige Male wirkliche Dienste leistete. Von einem vertrauten Verhältnisse war freilich keine Rede.

Sein Schwager, Graf Beroldingen, war vieljähriger Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Politisch eine völlige Null, war er ein höchst liebenswürdiger Mann. Verheiratet mit einer schönen, wohlwollenden und graziösen Frau, einer Gräfin Larisch, machte er ein glänzendes Haus, in welches ich auch Zutritt hatte. Er gab viele große Bälle, welche auch der Hof besuchte, gute Diners und so weiter, wöchentlich einmal war freiwillige Zusammenkunft, bei welcher man die ganze höhere Gesellschaft fand. Er und sie machten die Wirte auf die angenehmste Weise; man sah ihnen an, daß es ihnen Vergnügen machte, wenn es ihren Gästen wohl war. Sie hatten wohl keinen Feind in der Welt, so daß Beroldingen sogar im Jahre 1848 noch Minister bleiben konnte, wo er sich unter Römer fügte, wie früher unter Maucler. Später trat er freilich auch zurück, aus welcher Ursache, weiß ich nicht. Er ist vor kurzem in hohem Alter gestorben;[1] seine Witwe lebt noch (1873) auf Schloß Gottlieben bei Konstanz.

Von einer ziemlichen Anzahl von Kriegsministern, welche ich erlebt habe, guten und schlechten, will ich nur eines einzigen erwähnen. Es ist dies Graf Franquemont.[2] Derselbe war ein natürlicher Sohn Herzog Karls, welcher ihn mit mehreren Brüdern und noch andern Söhnen gleicher Art in früher Jugend mit dem bekannten Kapregimente[3]) an die Holländer verkaufte, so daß er in Afrika und Asien Dienste that. Nach langer Gefangenschaft in Madras kam er in das vaterländische Militär zurück und machte hier die Feldzüge mit den Franzosen und gegen sie, schließlich als oberster Befehlshaber der württembergischen Truppen. Er war die Einfachheit, Geradheit und Ehrlichkeit selbst; ohne Falsch, ohne

---

List schon im Februar 1821 seines Abgeordnetenmandats für vorläufig verlustig erklärt worden (List, Gesammelte Schriften, I. 74—116). Ein trefflicher Ueberblick über den Verlauf des Prozesses ist enthalten in „Die Gegenwart" (Brockhaus) IV. 310—314.

[1]) Joseph Ign. Graf v. Beroldingen starb 1868 (Heyd, Bibliographie der württembergischen Geschichte, II. 320).

[2]) Vgl. die Lebensbeschreibung des Grafen Friedrich v. Franquemont in „Neuer Nekrolog der Deutschen, XX. 19—26".

[3]) Das Linienregiment Württemberg.

Intrigue, ohne Einmischung in Dinge, welche ihn nichts angingen. Dabei geordnet bis zur Pedanterie; sparsam für sich und für den Staat. Auch dem Könige gegenüber, welcher das Militär als seine Spezialität betrachtete und mit welchem Franquemont keineswegs immer in sachlichen und persönlichen Fragen übereinstimmte, behielt er seine bescheidene Selbständigkeit und offene Wahrheitsliebe bei. So war er denn hier zwar wohl geachtet, aber nicht eben besonders beliebt, von den Ständen dagegen förmlich ein Liebling, was einem Kriegsminister nicht oft begegnet. Man wußte aber, daß er keinen Heller weiter verlangte, als bei pünktlichster Wirtschaft unentbehrlich war, daß er immer die Wahrheit sage und gegen die Soldaten human sei. Seine unbeugsame Geradheit machte ihn endlich so mißfällig bei dem Könige und dessen Ohrenbläsern, daß er, zu allgemeinem Bedauern, entlassen und durch den General Hügel ersetzt wurde,[1]) welcher in allem gerade das Gegenteil von ihm war. — Mein Vater war mit Franquemont, ich glaube schon von der Akademie her, sehr vertraut, und so begleitete ich ihn oft, wenn er den General, namentlich in seinem Garten, besuchte, welcher seine einzige Beschäftigung im Ruhestande abgab. Daß der alte Herr sehr unterhaltend gewesen sei, kann ich freilich nicht behaupten.

Zuletzt noch ein Wort über Schlayer, langjährigen Minister des Innern und des Kirchen- und Schulwesens, also meinen unmittelbaren Vorgesetzten. Er war der Sohn eines wohlhabenden Bäckers in Tübingen, hatte nach einer mehrjährigen Vorbereitung als Schreiber — damals eine häufige, aber sehr verkehrte Sitte in Württemberg — Rechtswissenschaft studiert und war Wangenheim, welcher als Kurator in Tübingen lebte, bekannt geworden. Dieser zog ihn gemeinschaftlich mit List an sich, als er Kultusminister wurde, und Schlayer blieb in der Verwaltungslaufbahn, während List in Gottes Zorn zum Professor der Staatswissenschaften gemacht wurde. Derselbe beklagte sich, als er mit der Regierung zerfiel, über Schlayers Undank und Treulosigkeit, ob mit Recht, weiß ich nicht. Dem sei wie ihm wolle, Schlayer kam in das Ministerium des Innern, als dieses mit dem Kultusministerium vereinigt wurde,[2]) war während vieler Jahre Referent in Universitätssachen, Anfang der dreißiger Jahre Minister. Ich kam mit ihm in Beziehungen bald nach meinem Eintritt als Professor und allmählich in immer häufigeren, übrigens immer nur amtlichen Verkehr, namentlich als er das Ministerium selbst bekleidete. Es wäre undankbar von mir, wenn ich nicht anerkennte, daß ich ihm viel zu danken hatte, teils in persönlichen Angelegenheiten, teils und hauptsächlich in

[1]) Im August 1829, s. a. a. O.

[2]) Im Jahre 1832.

dienstlichen Verhältnissen. Er hatte Vertrauen in mich, war meine Stütze in der besseren Organisation der staatswirtschaftlichen Fakultät, als Oberbibliothekar, endlich in allgemeinen Universitätssachen, als deren thatsächlichen Leiter er mich mit Recht anerkannte. Namentlich war ich darüber erfreut, daß ich ihn zu mannigfachen höheren Ausgaben bewegen konnte, was ganz gegen seine Natur war. Es hat mir daher auch, bei kälteren Blute, immer leid gethan, daß ich in der Balinger Wahlgeschichte mit ihm zerfiel. Das erste Unrecht beging ohne Zweifel ich. Ich hätte nicht auch die Verwaltung des Ministeriums des Innern in meinem unglücklichen Briefe angreifen sollen. Allein Schlayer übernahm dann die zweite größere Schuld durch seine leidenschaftliche Verfolgung, auch nachdem ich aus dem Dienste ausgetreten war. Möglicherweise trug zu seiner Gehässigkeit auch der Umstand bei, daß er mich als einen Nebenbuhler betrachtete, wie ich denn nicht selten, ohne alles Zuthun von meiner Seite, im Publikum als sein Nachfolger genannt war. Jedenfalls hat er keine feurigen Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Ich habe ihn seit dieser Zeit nicht mehr gesprochen; große Heiterkeit aber erregte es, als ich in der Eröffnungssitzung der Kammer von ihm beeidigt wurde und ihm dabei die Hand reichen mußte. — Schlayer war offenbar ein sehr begabter Mann, dem nur eine höhere Erziehung und eine freiere Bildung fehlte, um sehr hervorragend zu sein. Ihm waren juristisches Wissen und Bildung überhaupt gleichbedeutende Begriffe; für allgemeine Kultur, Kunst und so fort hatte er kein Verständnis. Er hatte so wenig Bedürfnis, die Welt und mit eignen Augen zu sehen, was anderwärts geleistet werde und also auch von ihm etwa anzustreben sei, daß er in seinem ganzen Leben nicht aus Tübingen und Stuttgart hinauskam. Ihm galt als buchstäbliche Wahrheit das „quidquid non est in actis, non est in mundo“. Dabei aber war er ein Mann von scharfem Verstande, leichtester Auffassung, schnellem Entschlusse, mutig in der Uebernahme von Verantwortlichkeit. Er sprach sehr gut, war in hohem Grade arbeitsam, in Geldsachen, trotz eines krankhaften Geizes, unantastbar. Kurz, wenn auch kein Staatsmann in höherem Sinne, so doch ein Bureaukrat erster Klasse. — Als er im Jahre 1848 beseitigt und durch einen allerdings sehr unfähigen Mann, Duvernoy, ersetzt wurde, verlor er die richtige Haltung. Er wußte sich nicht zu beschäftigen, trieb sich ungeduldig um, ließ sich in die Ständeversammlung wählen, wo er in ganz falscher Stellung war. Er ist sehr unbemerkt gestorben. Friede seiner Asche, was mich betrifft.[1])

---

[1]) Minister Johannes v. Schlayer erhielt seine zweite Entlassung im Jahre 1850, trat 1855 in die Abgeordnetenkammer ein und bekämpfte die feudale und klerikale Reaktion, die unter dem Ministerium Linden zur Herrschaft gekommen war.

Von den *Mitgliedern der Ständeversammlung* kann ich wenig Bemerkenswertes verzeichnen. Die Zeit meines Zusammenlebens mit ihnen war zu kurz und die große Mehrzahl derselben gar zu unbedeutend. Mit den Mitgliedern der Kammer der Standesherren kam ich in keine Berührung. Mehrere derselben kannte ich allerdings aus andrer Beziehung, so den Fürsten von Langenburg, einen freundlichen Bekannten meines Vaters, die Minister Maucler und Beroldingen, von denen ich soeben gesprochen, den Grafen Sontheim, früher Gouverneur des Kronprinzen und als solcher anderwärts bereits erwähnt;[1] ihre ständische Bedeutung ist jedoch der Rede nicht wert. — Aus der Kammer der Abgeordneten will ich nur meines alten Freundes *Wächter*, des Präsidenten der Kammer, Römers, Paul Pfizers und Georg v. Cottas erwähnen. Von jenem habe ich allerdings schon bei der Schilderung meines Tübinger Lebens eine eingehende Schilderung zu machen versucht. Hier kommt er aber in seiner Eigenschaft als Präsident in Betracht. Was man nun auch immer an dieser merkwürdigen Persönlichkeit auszusetzen haben mag, als Präsident verdient er nur Lob und ein großes Lob.[2] Mir ist in meinem Leben niemand vorgekommen, welcher in gleicher Vortrefflichkeit diese nicht eben leichte Aufgabe zu lösen verstanden hätte. Ohne im mindesten pedantisch zu sein, erhält er Ordnung und die Verhandlung im Flusse. Er ist höflich gegen die Versammlung und gegen den einzelnen, aber ohne Schwäche. Vor allem aber ist er vollendeter Meister in der Regelung der Abstimmungen. Er faßt augenblicklich den Stand der Frage auf, formuliert den zur Abstimmung zu bringenden Satz mit unzweideutiger Klarheit, ordnet die Reihenfolge der Abstimmungen, namentlich die Aufeinanderfolge von Amendements, mit untadelhafter Logik. Da ist denn auch nie Streit über die Art der Abstimmung, weil jeder einsehen muß, daß die vom Präsidenten vorgeschlagene die richtige ist. Er mischt sich nicht in die Debatten, läßt frei reden, weiß aber, wenn es nötig ist, sehr gut und gewandt zu sprechen und seine Stellung zu behaupten. Mit Fug und Recht wird er deshalb auch immer und überall in allen Versammlungen, bei welchen er sich beteiligt, zum Vorsitzenden gewählt.

Was *Römer* betrifft, so war er zu der hier besprochenen Zeit unbestritten der Führer der liberalen Partei in Württemberg, und nicht mit Unrecht. Daß er ein bedeutender Staatsmann gewesen sei, wird freilich

---

Er starb 1860. Vgl. die treffende Schilderung in der Brockhausschen „Gegenwart“ IV. 319—320.

[1] Vgl. I. 24; 182.

[2] Der König erkannte die Verdienste, welche sich v. Wächter als Präsident erworben hatte, in glänzender Weise an (Wächter, Karl Georg v. Wächter, 56). — Mohl hat den ihm nahestehenden Wächter I. 197—199 geschildert.

niemand behaupten. Dazu war er zu unwissend, und es fehlte ihm an allem Schwung und an eignen positiven Gedanken; er war eine wesentlich kritische und negative Natur. Auch war er nichts weniger als ein glänzender Redner. Allein zu der Aufgabe, welche man unter den gegebenen Umständen einem hervorragenden Oppositionsmann in Württemberg stellen konnte, taugte er vortrefflich. Er war der verkörperte gesunde Menschenverstand, welcher den Nagel auf den Kopf zu treffen wußte, sich durch Phrasen und Heuchelei nicht irre führen ließ; sein vollständiger Mangel an jeder Art von Pietät sowie an feinerer Sitte und Bildung erlaubten ihm Angriffe auf Personen und Dinge, von welchen die meisten andern zurückgetreten wären; seine Schlagfertigkeit und sein Cynismus machten ihn zum gefürchteten Gegner in der Debatte; sein politischer Charakter war unangetastet, er hatte seine Stellung im Staatsdienste einer freien Bekennung des liberalen Glaubensbekenntnisses zum Opfer gebracht, und seiner Standhaftigkeit und Uneigennützigkeit vertraute jeder. So führte er denn unbestritten das große Wort, um nicht zu sagen den Befehl, in der Oppositionspartei, und zwar in hinlänglich herrischer Weise. Seiner Partei zu schmeicheln, fiel ihm gar nicht ein; im Gegenteil sparte er keineswegs Sarkasmen und scharfe Urteile auch über sie. Dies aber überzeugte den großen Haufen um so mehr, daß er über allen und über allem stehe. Und wie wenig er geneigt war, den von ihm eingenommenen Platz oder eine von ihm als richtig anerkannte Handlungsweise aufzugeben, bloß weil andre noch liberalere Redensarten führten, hat er als Märzminister hinreichend bewiesen. Ich bin ihm niemals näher gestanden; seine rohe Art zu sein und sein Wachtstubenton hatten mich schon früher von einer Annäherung abgehalten, und sein bösartiges Benehmen bei meinen Wahlangelegenheiten war nicht zu einer Aussöhnung angethan; allein das Zeugnis muß ich ihm geben, daß er ein bedeutender Mann war.

Nichts konnte verschiedener von der Natur Römers sein als die ganze Persönlichkeit Paul Pfizers. So ungeschlacht, unzivilisiert, realistisch jener war, so feingebildet und -gesittet, aber auch unpraktisch und weiblich träumerisch war dieser. Er war allgemein geachtet wegen seines Wissens, seiner Sittenstrenge, seiner Ehrenhaftigkeit und Ueberzeugungstreue, allein niemand hielt ihn für einen politischen Kopf oder folgte ihm als einem solchen. Seine berühmten „Briefe zweier Deutscher" werden wohl hochgestellt wegen der weiten Tragweite der Gedanken; daß aber darin ein wirkliches Programm der Zukunft enthalten sei, gaben doch nur wenige zu. Die liberale Partei machte Staat mit ihm und stellte ihn gleichsam wie einen politischen Heiligen in einem Schreine zur Verehrung auf, aber sie betrachtete ihn keineswegs als einen Führer in der Wirklichkeit, und er selbst machte darauf auch keinen Anspruch. Er

hielt wohlvorbereitete, gedankenreiche Reden, machte Anträge gegen den Deutschen Bund; allein sie wurden nur als oratorische Feuerwerke angesehen ohne weitere wirkliche Bedeutung. Wie wenig er die Kraft und die Nerven eines Staatsmannes hatte, bewies er als Mitglied des Märzministeriums.[1]) Er erlag der Arbeit und dem Gefühl der Verantwortlichkeit nach wenigen Monaten und gesundete eigentlich während des ganzen Restes seines Lebens nicht wieder und starb in einem traurigen Zustande geistiger Schwäche. Ich habe früher schon[2]) erzählt, daß ich Pfizer seit den frühesten Kinderjahren gekannt, mit ihm lange gemeinschaftlichen Unterricht verschiedener Art gehabt habe; schon damals war, gemeinschaftlich mit unsern übrigen Altersgenossen, meine Meinung von seiner Begabung nicht sehr groß, und ich habe mich auch später, trotz des Aufsehens, welches sein obengenanntes Buch machte, nie zu einem andern Urteile bringen können, womit denn die vollste Anerkennung seiner Sittlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Bildung gar wohl vereinbar war und ist.

Georg v. Cotta war nicht sowohl als Mitglied der Ständeversammlung, in welcher er als Abgeordneter der Ritterschaft saß, sondern in andern Beziehungen ein merkwürdiger Mann. Sein Vater, der berühmte Buchhändler, hatte sich aus sehr bescheidenen Verhältnissen durch glückliche und großartige Verlagsunternehmungen, namentlich dadurch, daß er die großen Schriftsteller zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts an sich zu ziehen wußte, durch große Sparsamkeit, verbunden mit gewagten, aber gewinnreichen Spekulationen,[3]) zu einem fast fürstlichen Reichtum emporgearbeitet. In höherem Alter aber war es sein Ehrgeiz oder seine Eitelkeit, sich zum großen Herrn zu machen. Er ließ sich adeln, kaufte große Güter in Württemberg und Bayern, einen Palast in München, übernahm politisch-gewerbliche Missionen und brachte dadurch, daß er die Geschäfte und Verwaltungen nicht mehr übersehen und überwachen konnte, sein Vermögen in große Unordnung. Der Sohn, welcher bis dahin mehr das Leben eines jungen, vornehmen Herrn geführt hatte (wovon er immer einen gewissen geckenhaften Anstrich behielt),[4]) nahm

---

[1]) P. Pfizer war von März bis August 1848 in dem Ministerium Römer Kultusminister.

[2]) Vgl. I. 84.

[3]) Johann Friedrich Cotta hat sich große Verdienste um die Einrichtung der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee, auf dem Oberrhein und der bayrischen Donau, um die Veredelung der Schafzucht u. s. w. erworben (Schäffle, Cotta 170).

[4]) Man wird an die Worte Langs in seiner biographischen Skizze Gustav Kolbs erinnert: „Wenn er (Georg Cotta) die Maximilianstraße (in Augsburg) auf und ab wandelte, eine hohe, steife Krawatte vorgebunden, tadellos gekleidet, aber mit einem Anflug des Altertümlichen, in gravitätischem Gange, zierlich die Reit-

sich bei des Vaters Tod mit unerwarteter Kraft und Klugheit der Geschäfte an. Er verkaufte die uneinträglichen Güter, beschränkte den Verlag auf vorteilhafte Unternehmen, begann das System wohlfeiler, aber durch ungeheuren Absatz sehr lohnender Gesamtausgaben unsrer Klassiker und wurde so in kurzem reicher als sein Vater. Vater und Sohn waren lange Jahre Mitglieder der württembergischen Ständeversammlung; ersterer mit mehr Erfolg als der letztere; doch war auch dieser politisch eine nicht zu übersehende Größe. Durch den Besitz der Allgemeinen Zeitung stand er nicht nur mit unterrichteten Korrespondenten in allen Weltteilen in Verbindung, sondern auch mit den Regierungen, welchen er wichtige Dienste leisten konnte. Da er überdies viel Neugierde besaß, so war er ungewöhnlich gut unterrichtet, auch über die geheimen Verhältnisse, und wenn er auch selbstverständlich vorsichtig in seinen Mitteilungen war, so konnten doch genauere Bekannte viel von ihm erfahren. Ich war in der Zahl derselben, teils durch mich selbst, teils und hauptsächlich durch meinen Bruder Julius, welcher in vieljährigen engsten Verbindungen mit Vater und Sohn stand, ihr höchstes Vertrauen auch in Geschäftssachen hatte und bei Besuchen in Deutschland oft längere Zeit Gast auf ihren Gütern oder in München war.

Besonders Bemerkenswertes über die Aeußerlichkeiten der württembergischen Ständeversammlung in dieser Zeit ist nicht zu melden. Die Sitzungen der Standesherren waren damals noch nicht öffentlich. In der Kammer der Abgeordneten war die Geschäftsbehandlung und äußere Ordnung die in parlamentarischen Versammlungen überall gebräuchliche, wie sie von Einführung der Verfassung an geübt wurde und noch heute besteht. Nur darin ist seit 1848 eine Aenderung eingetreten, daß jetzt keine Amtskleidung mehr getragen wird. Während meiner Anwesenheit erschienen immer die Abgeordneten der Ritterschaft in Uniform und Degen, die Geistlichen im Ornate, die Abgeordneten der Städte und Aemter aber in langen, schwarzen, seidenen Mänteln ohne Aermel, ringsum mit Fransen besetzt, etwa in der Form von Redoutendominos. Es sah wunderlich aus und war sehr unbequem. Der Präsident trug schwarzes Hofkleid und Degen; auch die Minister erschienen immer in Uniform und Orden. In einem kleinen Nebenzimmer war eine Restauration, welche willkommene Gelegenheit bot, das Ende einer langweiligen Verhandlung in Geduld abzuwarten. Namentlich die Herren Prälaten besaßen das Geheimnis, dem Wirte Gäste zuzuführen.

---

gerte schwingend, so erregte die freiherrliche Gestalt das Staunen aller Vorübergehenden" (Lang, Von und aus Schwaben, VI. 111—112).

**B. Das Deutsche Parlament 1848/49.**

Mit Anfang des Jahres 1848 ergriff mich eine Entzündungskrankheit, welche mich wochenlang zwischen Leben und Tod hielt. Auch nachdem sie gebrochen war, lag ich in solcher Schwäche und Ermattung, daß die Kunde von der Februarrevolution in Paris und von den in ihrem Gefolge auch in Deutschland vorgefallenen Ereignissen mich fast unberührt ließ. Ich hatte nur das Bedürfnis zu schlafen. Doch war ich Ende März wenigstens so weit wieder zum Bewußtsein und zu einiger Kraft gekommen, daß ich es unternahm, zu dem Vorparlamente nach Frankfurt zu gehen.

Ich hatte jedoch meine Kraft überschätzt und konnte nicht bis zu Ende aushalten. Doch nahm ich noch an den Beschlüssen teil gegen die republikanischen Anträge Struves,[1]) gegen die Permanenz der Versammlung, endlich für die Ausschreibung von Wahlen für einen verfassunggebenden Reichstag. Die nächste Gefahr eines allgemeinen Umsturzes in Deutschland war abgewendet und die Neugestaltung wenigstens in eine geschäftsmäßige Bahn geleitet und dieser mit einer Berechtigung von der ganzen Nation versehenen Körperschaft übertragen. Aengstlich war die Spannung, ob leidliche Ruhe bis zum Zusammentritte des Reichstages, welcher auf Anfang Mai festgestellt war, zu erhalten sei. Glücklicherweise gelang es, so hoch auch die Wellen einer nicht immer sich der Ziele und Mittel bewußten Begeisterung gingen, so groß die Meinung von dem Rechte und der Macht des Volkes war, und trotz frevelhafter bewaffneter Versuche zur Einführung der Republik.

Unerwarteterweise wurde mir von dem württembergischen Wahlbezirke Mergentheim-Gerabronn eine Wahl angeboten, jedoch unter der Bedingung, daß ich persönlich erscheine. Ich nahm die Einladung an, hielt in Mergentheim selbst und in einer großen Volksversammlung in freiem Felde Reden und wurde mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Festessen und dergleichen verstehen sich von selbst.

Die Zwischenzeit bis zur Eröffnung der Versammlung benützte ich zur Ausarbeitung einer Geschäftsordnung für dieselbe, damit weder kostbare Zeit mit der Beratung einer solchen verdorben werde, noch gleich von Anfang Unordnung einreiße. Ich ließ sie zum voraus drucken, legte sie gleich in einer der ersten Sitzungen zur vorläufigen Annahme ohne Be-

---

[1]) Struve beantragte Abschaffung der stehenden Soldatenheere, der stehenden Heere von Beamten, der stehenden Heere von Abgaben, Aufhebung der erblichen Monarchie und Ersetzung derselben durch freigewählte Parlamente u. s. w. (Blum, Die deutsche Revolution 1848—49, S. 212).

ratung vor und hatte die Genugthuung, sie alsbald[1]) und mit Dank bestätigt zu sehen. Nur Jakob Grimm gab einen Maßstab für seine geschäftliche Befähigung und Menschenkenntnis, indem er es für würdiger hielt, wenn die Versammlung ihr Werk ungehemmt durch alle formellen Regeln vornehme.

Meine Stellung in der Versammlung übertraf meine Erwartungen. Als Redner habe ich allerdings nicht geglänzt; ich sprach nur, wenn ich mußte, und dann kurz zur Sache. Teils fand ich, daß mehr als genug Sprecher vorhanden seien; teils aber sah ich wohl ein, daß ich mit den Rednern ersten Ranges nicht auf gleicher Linie stehe, und in zweiter mich bemerklich zu machen, paßte mir nicht. Dagegen fand ich unerwartetes Vertrauen zur Besorgung von Geschäften. Ich wurde zum Vorstande meiner Sektion gewählt; ebenso von dieser einstimmig in den Verfassungsausschuß, welcher selbstverständlich der Mittelpunkt der ganzen Thätigkeit war und an welchem ich auch emsig teilgenommen habe bis zu meinem Eintritte in das Reichsministerium; ich wurde vom Reichsverweser zum Reichsjustizminister ernannt, nicht nur ohne irgend ein Zuthun von irgend einer Seite, sondern selbst gegen anfängliches Weigern.

Im Ministerium bin ich geblieben vom 9. August 1848 bis 10. Mai 1849, also unter dem Präsidium sowohl von Schmerling als von Gagern, namentlich auch im September 1848 mit ausgetreten, als die erste Abstimmung der Versammlung gegen die Genehmigung des Malmöer Waffenstillstandes ausgefallen war, aber auch wieder mit eingetreten, als es die Bekämpfung des offenen Aufstandes der Republikaner am 18. September galt. Damals hätte es bei einer Unterredung mit dem Reichsverweser nur von mir abgehangen, das Präsidium zu übernehmen. Der Reichsverweser war gegen Schmerling eingenommen, ich riet ihm aber, denselben zu behalten, sicher zum Glücke, denn Schmerling hielt sich eben in dieser gefährlichen Krisis vortrefflich. Die Versammlung verließ ich Mitte Mai 1849, als die Selbstauflösung derselben schon sehr weit vorgeschritten war, nur noch die republikanische Linke ihr ebenso wüstes als machtloses Wesen trieb und von der Erreichung des Zweckes gar nicht mehr die Rede sein konnte.

Nachdem meine Frau mit den Kindern, welche bis dahin trotz aller meiner Bitten mitten in dem revolutionären Treiben in Heidelberg ge-

---

[1]) Schon in der ersten vorberatenden Versammlung in der Paulskirche am 18. Mai 1848 vorläufig, und in der neunten am 29. Mai endgültig (Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Herausgegeben ... von Franz Wigard, I. 9 u. 173). Daß die — es ist nicht zu viel gesagt: überflüssige — Rede Jak. Grimms (s. a. a. O. 166) den Beifall eines Robert v. Mohl nicht gefunden, ist nicht zu verwundern.

blieben war, durch einen gewandten Abgesendeten aber noch mit dem letzten rheinabwärts gehenden Dampfboote sich geflüchtet hatte, schlugen wir unsern Aufenthalt in Melem, gegenüber von Königswinter, auf bis zur Wiederordnung der Dinge in Baden und zu meiner Erholung von den Ueberreizungen und Anstrengungen der Parlamentszeit. Ende August kehrten wir nach Heidelberg zurück, wo wir die hinterlassene Habe in gutem Stande und nur eine große Rechnung für indessen auf meine Kosten im Gasthofe verpflegte Einquartierungen von Feinden und Freunden vorfanden.

In Melem beschäftigte ich mich mit der Aufzeichnung meiner Erinnerungen und Anschauungen in betreff des Parlamentes. Sie waren natürlich noch frisch und unmittelbar, und insofern mag das Niedergeschriebene seinen Wert haben; allein eine volle objektive Wahrheit und ein unbefangenes, über den augenblicklichen Ereignissen stehendes Urteil will ich nicht für sie in Anspruch nehmen. Ich stand den Ereignissen noch zu nahe, war zu tief mit in dieselben verwickelt gewesen. Dennoch glaube ich sie im nachstehenden in der Hauptsache unverändert — nur vielfach abgekürzt — aufnehmen zu können und zu sollen. Es wäre unzweifelhaft nicht schwer, nach der weiteren Erfahrung so vieler Jahre und mit Hilfe der inzwischen erschienenen zahlreichen Litteratur über die Parlamentszeit jetzt ein richtiger bemessenes Urteil über den ganzen Verlauf abzugeben und überhaupt das ganze merkwürdige, aber erfolglose Ereignis auf seinen wirklichen Wert und Charakter zurückzuführen; allein ich ziehe doch vor, die Dinge so zu zeichnen, wie sie mir unmittelbar nach ihrem Vorkommen erschienen sind. Eine solche Schilderung dient auch zur Signatur der Zeit, und schließlich handelt es sich darum, meine persönlichen Eindrücke zu verzeichnen, nicht aber die Dritter. — Bemerken will ich nur noch, daß ich Bruchstücke aus diesen Aufzeichnungen in der „Deutschen Vierteljahrschrift", Jahrgang 1850, Heft 2, ohne Namennennung habe abdrucken lassen.[1])

---

[1]) Unter dem Titel: „Die erste deutsche Reichsversammlung und die Schriften darüber" a. a. O. S. 1—75. — Zur Erläuterung der Mohlschen Aufzeichnungen über das Parlament verwendeten wir zunächst und zumeist die gedruckten Berichte von Abgeordneten und Gesandten, die teils als selbständige Schriften, teils als Abschnitte von Tagebüchern oder Lebensbeschreibungen vorliegen. Wir stellen sie hier übersichtlich zusammen: Arneth, Alfred v., Aus meinem Leben, I. Stuttgart 1893. — Koppstadt, Hg., Hermann v. Beckerath. Braunschweig 1875. — Biedermann, C., Erinnerungen aus der Paulskirche. Leipzig 1849. — Duckwitz, A., Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben 1841—1866. Bremen 1877. — Aus J. Fallati's Tagebüchern und Briefen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1848, von K. Klüpfel in „Württembergische Vierteljahrshefte VIII. 1 f.". — Haym, R., Die deutsche Nationalversammlung ... Berlin 1849. — Laube, H., Das erste deutsche Parlament, I. II. III. Leipzig 1849. — Laube, H., Erinnerungen 1841—1881. Wien 1882. — Aus dem Nachlaß von Karl Mathy ... herausgegeben von L. Mathy.

## 1. Die äussere Erscheinung des Parlamentes.

Daß die Reichsversammlung, wie schon das Vorparlament, in der Paulskirche ihre Sitzungen hielt, ist weltbekannt.[1]) Das Gebäude hatte manche gute Eigenschaften, aber auch unzweifelhaft, als zu einem ganz andern Zwecke errichtet, große Mängel. Zu loben war, daß für eine aus fast 700 Mitgliedern[2]) bestehende Versammlung Raum genug vorhanden war, wenn schon der Zugang zu der Mehrzahl der Sitze beschwerlich sein mochte; ferner, daß es keiner übermäßigen Anstrengung der Stimme bedurfte, um sich von der Rednerbühne aus in dem ganzen Saale verständlich zu machen; endlich, daß der architektonische Charakter, ein von Säulen eingefaßtes Eirund, einen gefälligen und anständigen Eindruck bot. Richtig war die hohe Stellung des Präsidentenstuhles und der Sitze für die Vizepräsidenten und für die Schriftführer, von welchen aus man die ganze Versammlung überblickte und beherrschen konnte. Für Beleuchtung und Heizung war gut gesorgt. Allein übel war, daß sehr wenig freier Raum für Gänge und in der Mitte bestand, und daß dieser sogar durch Einräumung von Plätzen für privilegierte Zuhörer noch unnötig beengt wurde. Es war dadurch der Verkehr unter den Mitgliedern sehr schwierig,

---

Leipzig 1898. — Aus dem literarischen Nachlaß von J. L. Mosle. Oldenburg o. J. — Rümelin, Gustav, Aus der Paulskirche. Herausgegeben von Schäfer. Stuttgart 1892. — Schorn, C., Lebenserinnerungen. II. Bonn 1898. — Schrader, W., Erfahrungen und Bekenntnisse. Berlin 1900. — v. Simson, B., Eduard v. Simson, Leipzig 1900. — Stenzel, C. Gust. W., Gustav Adolf Harald Stenzels Leben. Gotha 1897. — Weber, Beda, Charakterbilder. Frankfurt a. M. 1853. — Wichmann, W., Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche. Hannover 1888. — Aus der Zahl der sonst noch benützten Quellen heben wir als besonders beachtenswert hervor: (Heller, Rob.), Brustbilder aus der Paulskirche. Leipzig 1849. — Biographische Umrisse der Mitglieder der deutschen konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Heft 1—4. Frankfurt a. M. 1848—1849. — Hart, F., Ein Tag in der Paulskirche . . . I. II. Leipzig 1848. — Die Aufzeichnungen der Abgeordneten v. Ketteler (Pfülf, Bischof v. Ketteler . . . 1899), August Reichensperger (Pastor, August Reichensperger . . . 1899) und F. v. Raumer (Briefe aus Frankfurt und Paris . . . 1849) haben uns keine Ausbeute gewährt.

[1]) Vgl. das Vollbild in „Blum, Die deutsche Revolution 1848—49", S. 256, das eine Sitzung der deutschen Reichsversammlung nach einer Originalzeichnung von Bamberger darstellt. Eine Beschreibung des Innern der Paulskirche s. ebd. 210, ferner „Heller, Brustbilder aus der Paulskirche, 1—3, und Hart, Ein Tag in der Paulskirche, I. 10—11. — Der in der Schmerberschen Buchhandlung zu Frankfurt erschienene „Grund-Plan vom Innern der Pauls-Kirche" verzeichnet die „Plätze sämtlicher Mitglieder der deutschen Nationalversammlung".

[2]) Im August 1848 war die Versammlung am zahlreichsten besucht und zählte nach „Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche", S. 24, damals 565 Mitglieder.

so daß persönliche Bekanntschaft mit solchen, welche in einem andern Teile des Hauses saßen, im Saale kaum gemacht werden konnte, kürzerer Meinungsaustausch, Anfragen, Verabredungen nicht wohl stattfanden. Noch schlimmer und eigentlich kaum erträglich erwies sich, daß gar keine Nebenräume bestanden, wie dies bei einer freistehenden Kirche natürlich war. Von Lokalen für Ausschüsse war gar keine Rede; diese waren in der Stadt, zum Teile in ziemlichen Entfernungen, gemietet. Es konnte also, was doch oft nötig gewesen wäre, kein schneller Zusammentritt eines Ausschusses stattfinden. Allein nicht einmal der Präsident oder das Ministerium hatten Sprechzimmer, so daß eine Beratung oder schnelle Besprechung in freier Luft auf dem Paulsplatze bei jeder Witterung stattfinden mußte. Ich erinnere mich, eine Verhandlung mit dem Staatsrate . . . über den Eintritt in ein von ihm zu bildendes Ministerium hier in strömendem Regen gehabt zu haben. Störend und in den Folgen unanständig erwies sich, daß kein Raum für Erfrischungen im Hause selbst eingerichtet werden konnte. Solche zu genießen war aber bei den langen, oft sechs bis acht Stunden dauernden Sitzungen für viele ein Bedürfnis.[1]) Es blieb nichts übrig als eine der in benachbarten Gäßchen liegenden Schenken zu besuchen, was denn für das Straßenpublikum den nicht sehr erbaulichen Anblick des Hin- und Herströmens aus dem Sitzungssaale in die Kneipe und umgekehrt zur Folge hatte. Endlich und hauptsächlich war es ein wirkliches Unglück, daß die Emporbühnen der Kirche Raum für viel zu viele Zuhörer boten. Mehrere Tausende hatten auf denselben Platz, und wenn auch das Gesamtbild, das sich so darbot, einen großen Eindruck machte, so entwickelte sich gar bald der Unfug einer lauten Einmischung dieser großen Menge in die Verhandlungen; ihr Beifalls- oder Mißfallensrufen war unwürdig für die Versammlung und hatte auf manches Mitglied

---

[1]) Wir können es uns nicht versagen, die launigen Verse hier anzureihen, in welchen der Abgeordnete Dröge seine Klagen über die tägliche Mühsal eines Frankfurter Parlamentariers zum Ausdruck bringt:

„Von Sieben bis Neun uns schon zu plagen,
Und damit bis Drei mit leerem Magen
Endlose Reden abzusitzen
Und in Sankt Paul fürs Volk zu schwitzen,
Dann matt und müd' zum Mittagessen
Und gleich nach Tisch nochmals gesessen,
Bis in die Nacht fortdisputieren,
Egalis-visier-nivellieren;
So Sonn- und Festtag alle Tage —
Das, Volk! ist Deputiertenplage."

(Aus einem Briefe Fallatis vom 22. Juli 1848, gedruckt in Württ. Vierteljahrshefte VIII. 16.)

einen Einfluß bei der Abstimmung. Diese Zuhörerschaft aber war zum großen Teile sehr schlecht zusammengesetzt; allerdings strömten unzählige Menschen aus allen Teilen von Deutschland herbei, um die Versammlung, von welcher man so Großes erwartete, zu sehen; allein die Mehrzahl der Anwesenden waren müßige, namentlich jüdische Umtreiber aus Frankfurt, bestellte und wohl auch bezahlte Schreier und Demagogen. Je übler es sich in der Versammlung selbst allmählich gestaltete, desto ungezogener und selbst drohender wurden die Galerien. Die Sitzungen boten dann einen häßlichen Anblick dar.

Ohne Zweifel waren Fehler gemacht worden. Der Zuhörerraum hätte sehr beschränkt werden sollen; man mußte eine Einrichtung treffen, welche verhinderte, daß jeder Strolch von der Straße hereinlaufen konnte; es war geboten, vom ersten Anfang an strenge Ordnung auf der Galerie zu halten, um dadurch die Gewohnheit einer anständigen Haltung zu gründen. Doch darf man nicht zu streng im Tadel sein. Um die Zuhörer ruhig zu erhalten, war es nötig, daß auch die Mitglieder selbst sich passend verhielten. Nun war aber die Versammlung keine geschulte, an eine altherkömmliche Disciplin gewöhnte. Sie lebte in einer fieberhaft bewegten Atmosphäre, war in sich selbst tief gespalten, die Parteien standen sich feindlichst gegenüber. Daß unter solchen Umständen Ausbrüche lauten Beifalls und Tadels vorkamen, war ganz natürlich. Dann konnten aber auch die Galerien schwer von Teilnahme abgehalten werden. Davon ganz abgesehen, daß bald eine gute Anzahl von Mitgliedern der Linken sich, sei es aus Mangel an feinerer Bildung, sei es aus bewußter Absicht, in ungezogenem Benehmen gegen die Mehrheit ergingen und zu gleichem auch die Zuhörer, nicht einmal immer nur mittelbar, aufforderten.

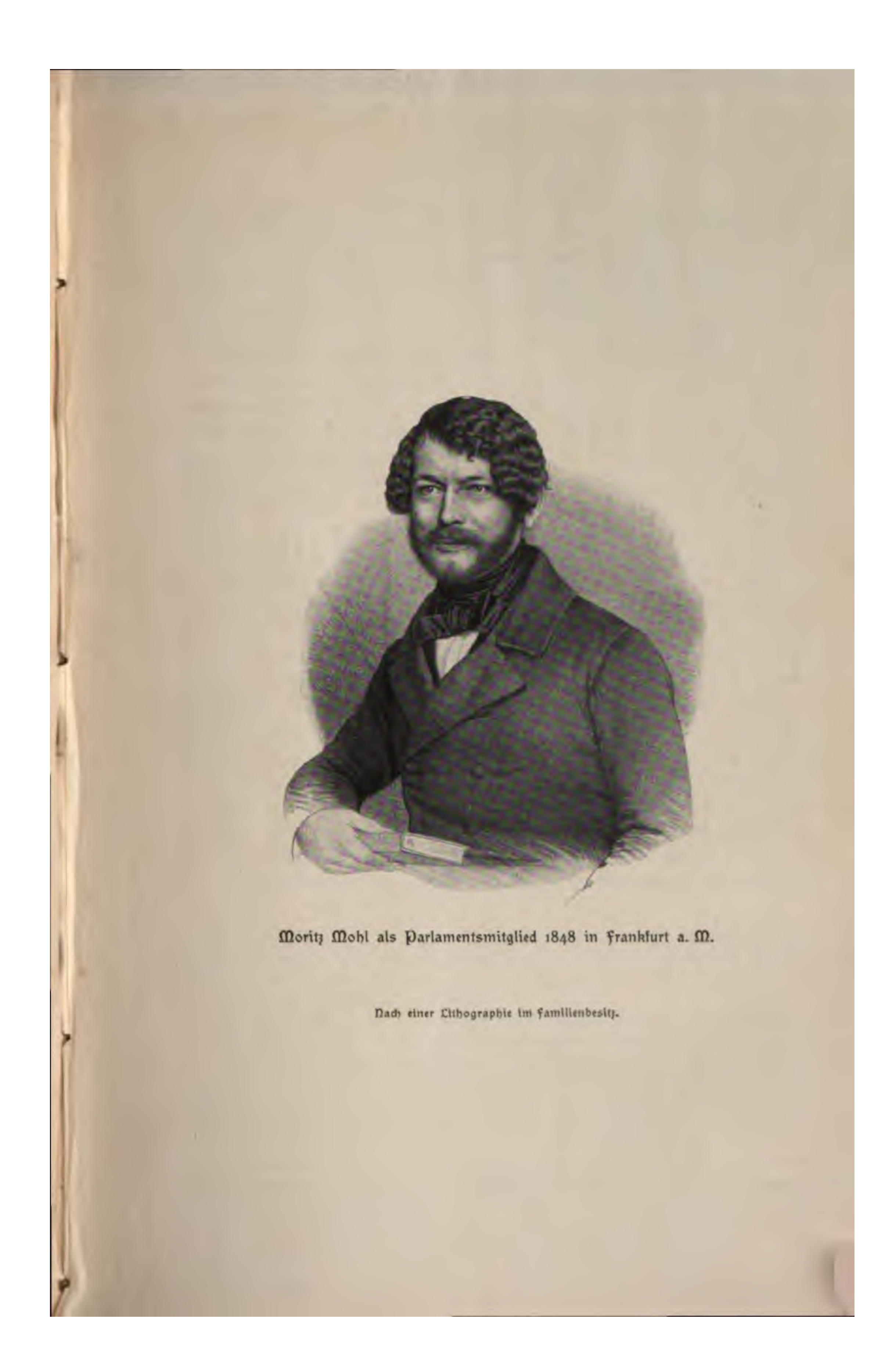
Glücklicherweise war jedoch dieser Unfug nicht regelmäßig, im Anfang sogar sehr selten; bei ruhiger Haltung aber machte die Versammlung in der That einen großen Eindruck, welchen keiner, welcher sie sah, leicht vergessen wird.[1])

Wie unselig auch ihre Bemühungen schließlich gescheitert sein mögen — viel durch ihre Schuld; wie unfreundlich ihr Ende war; was immer dieser oder jener von seinem Standpunkte aus gegen dieselbe sagen mag: eine solche Versammlung hatte Deutschland noch nie gesehen und wird sie vielleicht nicht wieder sehen.[2]) Man hat sie einen Professorenkonvent ge-

---

[1]) So legt auch der Oesterreicher v. Arneth Zeugnis ab von dem erhebenden Eindruck, den bei seinem Eintritt die Versammlung auf ihn gemacht habe. Fast alles, was sich in Deutschland während der letzten Jahrzehnte glänzend hervorgethan, habe sich dort zusammengefunden; einer solchen Versammlung anzugehören, habe ihn mit Stolz erfüllt („Aus meinem Leben" I. 208).

[2]) In Worten hoher Anerkennung der Frankfurter Nationalversammlung läßt



Moritz Mohl als Parlamentsmitglied 1848 in Frankfurt a. M.

Nach einer Lithographie im Familienbesitz.



scholten.[1]) Es saßen allerdings Dahlmann und Jakob Grimm und Mittermaier, Beseler, Waitz, Vischer, Zachariä, Albrecht, Phillips, Gervinus, Arndt und so noch manche von Deutschlands berühmtesten Hochlehrern in der Paulskirche; allein machen etwa große Geisteskraft und tiefe Kenntnisse, macht namentlich Meisterschaft im Rechte und in der Geschichte unfähig zu geistigem Werke? Und wenn etwa eine Berichtigung des theoretischen Wissens durch die Erfahrung des Lebens nötig war, so befanden sich ja noch Hunderte von Männern aus allen Ständen in der Versammlung. Waren hier nicht praktische Staatsmänner der verschiedensten Richtungen, wie Radowitz, Arnim-Boytzenburg, Flottwell, die Gagern, Jaup, Beisler? Zählte man nicht fünf[2]) Bischöfe, Döllinger und Gfrörer, neben ihnen aber Vertreter des Deutschkatholizismus und den edlen Reformator der Juden?[3]) Konnte Deutschland größere lebende Dichter senden als Uhland und Anastasius Grün? Berühmtere Statistiker als Czörnig, Reden, Fallati? Bessere Nationalökonomen als Hermann, Moritz Mohl?[4]) Und bedurfte es der parlamentarischen Berühmtheit und Erfahrung, so waren ja da: Welcker, Bassermann, Mathy, Beckerath, Vincke, Lichnowsky, Rotenhan, Jordan, Römer, Freudentheil, Lang, Baumbach, Buß. Das rheinische Recht war vertreten durch Wiedenmann, Compes, Schüler; das alte Recht durch Heckscher, Barth, Reh und so manche andre. Große Kaufherren waren Merk, Roß, Godeffroy, Gevekoht, Dröge, Meier, Carl; Fabrikanten aber Eisenstuck, Degenkolb, Schwarzenberg; reiche Weinbergsbesitzer aus der Pfalz und große Landwirte aus Posen, Preußen, Mecklenburg und Oesterreich. Kurz, Deutschland war vertreten in allen seinen Richtungen und Interessen und hatte einen guten Teil seiner besten Männer jeder Art gesendet. Alle aber lebten in der ersten frohen Hoffnung eines glücklichen Erfolges, waren voll jungfräulichen guten Willens und Eifers.

Allerdings waren diese trefflichen Bestandteile auch gemischt mit weniger

---

Binding seine akademische Rede „Der Versuch der Reichsgründung durch die Paulskirche in den Jahren 1848 und 1849. Leipzig 1892", S. 62—64 ausklingen. Ebenso erhebend lautet der Nachruf in v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches, I. 319. Vgl. auch Simson a. a. O. 208.

[1]) Eine Würdigung der Stellung, welche die 76 Professoren im Frankfurter Parlament einnahmen, s. auch bei Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche, 260—262.

[2]) In dem Verzeichnis der Abgeordneten, welches sich in dem „Inhaltsverzeichnis zu den Stenographischen Berichten über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung ..., herausgegeben von Wigard", findet, stehen drei Bischöfe: Diepenbrock aus Breslau, Geritz aus Frauenburg, Müller aus Münster.

[3]) Gabriel Riesser.

[4]) Da Moritz Mohl in der Folge nicht erwähnt wird, mag an dieser Stelle auf den Ueberblick über seine parlamentarische Thätigkeit in Frankfurt bei Wichmann 105—106 hingewiesen sein.

löblichen, zum Teile sogar höchst verwerflichen. Wie jede große Bewegung, welche eine Bevölkerung bis in ihre untersten Schichten aufregt, so hatte auch die Erhebung Deutschlands im Frühjahr 1848 manchen Bodensatz an die Oberfläche gebracht. Schreier, Wirtshausdemagogen, abgebrannte Menschen verschiedener Art hatten sich Gehör und Anhang zu verschaffen gewußt, namentlich in solchen Ländern, welche bisher jeder geordneten politischen Freiheit entbehrt hatten, und in Gegenden von zurückgebliebener Gesittung. So kam denn eine ziemliche Anzahl von Männern in die Versammlung, bei denen kein vernünftiger Mensch auch nur den geringsten Beruf zur Mitarbeit an einem so wichtigen und so schwierigen Werke entdecken konnte, welche Freiheit mit Pöbelhaftigkeit verwechselten, ihre bisherige untergeordnete und unbeachtete Stellung in Staat und Gesellschaft durch Ungezogenheit gegen alle geistig oder sozial höher Stehenden rächen zu müssen glaubten. Zwar war in Deutschland damals noch keine Sozialdemokratie und bis zu Volksvertretern wie Bebel, Liebknecht, Schweitzer war man noch nicht gesunken: allein nicht eben viel höher standen die Schmidt von Löwenberg, Rösler von Oels, Erbe, Wolff und so fort. Und selbst von den in Bildung und Anschauung an sich höher stehenden Republikanern glaubte mancher, um sich nicht bei den Massen der Proletarier unbeliebt zu machen, in äußerer Erscheinung und in gelegentlichem Auftreten sich plebejisch geben zu müssen.[1]) So ein Ludwig Simon von Trier, ein Karl Vogt, ein Wesendonck. Auch verbesserte ihr ausschließliches Unter-sich-Leben ihre Sitten keineswegs. —

Kurz, es war dafür gesorgt, daß es an Schatten und zwar an tiefen Schatten in dem Bilde der Versammlung nicht fehlte, und je länger die Versammlung dauerte und je sichtbarer sie ihren Zweck nicht erreichen zu können schien, desto weiter breiteten sich dieselben aus.

Abgesehen von diesen schlimmen Bestandteilen, mit welchen ein gebildeter Mann keinen Umgang hatte noch haben konnte, war der Umgangston unter den Mitgliedern ein sehr angenehmer, anständig unbefangener, namentlich in der ersten Hälfte der Versammlung, ehe die auch unter der mehr oder weniger konservativen Mehrheit hervortretenden politischen Meinungsverschiedenheiten und Ziele manche Spannung und Bitterkeit erzeugten. Die Formen waren herzlich, kameradschaftlich, vielleicht mit einem leichten Anstriche von burschikosem Gehenlassen. Von Benützung der Amtstitel war gar keine Rede, von der einer Adelsbezeichnung nur ganz ausnahmsweise; die Anrede mit dem Namen genügte, höchstens unter weniger Bekannten mit Vorsetzung des Wortes Herr. Man wurde auf diese Weise

---

[1]) „Manche struppige, manche ungeschlachte und selbst verwilderte Gestalt“ (Heller a. a. O. 7).

so wenig in Kenntnis gesetzt von dem genaueren Grade von Ehren und Würden des einzelnen, daß man wohl komisch berührt werden konnte, wenn durch einen Zufall, etwa die Anrede eines Fremden, der Herr Geheimerat oder die Excellenz sich entpuppte. Ebenso einfach und kameradschaftlich waren in der ersten Zeit die gemeinsamen Mittagessen in öffentlichen Gärten oder sonstigen großen Räumlichkeiten. Später zogen sich freilich die nach Lebensgewohnheiten und Ansprüchen Zusammengehörigen mehr ins Engere. Ein sinnliches Bild von der Versammlung im ganzen oder von einzelnen Gruppen von Mitgliedern, endlich von hervorragenden Mitgliedern kann man leicht erhalten durch die zahlreichen graphischen Darstellungen aller Art, mit welchen Deutschland förmlich überschwemmt wurde. Und wenn es noch einer belebenden Zuthat bedürfen sollte, so mag diese geliefert werden durch eine Sammlung von Karikaturen, welche witzige, wohl auch boshafte Laune in reichlichstem Maße lieferte. Viele derselben entstanden in der Versammlung selbst, namentlich durch einen Mecklenburger, v. Boddien; und einige haben wirklich höheren Wert. So das berühmt gewordene Album über die parlamentarischen Thaten des Abgeordneten Piepmeier, welches der sarkastische Detmold angab, der Düsseldorfer Schroedter aber zeichnete.[1]) Die harmlose Freude an diesen Scherzen erstarb jedoch allmählich, als zwei Mitglieder, welche mit am häufigsten als Zielscheibe gedient hatten, Fürst Lichnowsky und Robert Blum, einen blutigen Tod gefunden hatten.

Bei einer Schilderung parlamentarischer Erlebnisse ist es ohne Zweifel am geeignetsten, sich vor allem mit denen zu beschäftigen, welche das gesprochene Wort am besten zu handhaben verstanden haben oder am häufigsten oder wirksamsten aufgetreten sind. Ich stelle daher zunächst meine Erinnerungen und Urteile über

## 2. die Redner

zusammen.[2])

Das Vorparlament hatte Deutschland mit einem Reichtum bekannt gemacht, welchen es unbewußt besaß, mit seinem Reichtum an Rednergabe.

---

[1]) In einem trefflichen Ueberblick macht Laube, „Das erste deutsche Parlament II. 95—113“, mit den gelungensten unter den in überreicher Fülle zu Tage getretenen Karikaturen bekannt. Zahlreich sind die Proben, welche Wichmann, „Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche“ 532—554, der Schrift „W. de Porta, Weltlicher Humor in Geschichte . . .“, entnimmt.

[2]) Ein umfangreiches Buch hat G. Mollat über „Reden und Redner des ersten deutschen Parlaments . . . 1895“ geschrieben. In den ersten Teil sind außer den Reden die wichtigsten Aktenstücke, Anträge, Berichte, Verhandlungen, Beschlüsse aufgenommen. Aus dem Parlament sind 31 Redner ausgewählt und im zweiten Teil sehr kurz behandelt.

Die Reichsversammlung aber hat diese Entdeckung bestätigt. Mag man von der Begabung der letzteren erachten was man will; unmöglich kann man leugnen, daß viele und bedeutende Redner in derselben saßen. Und es sind nicht einmal alle aufgetreten, welche gekonnt und vielleicht gesollt hätten. Man durfte aber von dieser unbekannten Gabe des deutschen Volkes um so mehr überrascht sein, als die Erfahrungen in den Ständeversammlungen der Einzelstaaten keineswegs darauf vorbereitet hatten. Allein „es wächst der Mensch mit seinen Zwecken"; und was bei kleinen Gegenständen, in engem Raume und vor einigen Dutzenden von Zuhörern lächerlich gewesen wäre, fand eine passende und selbst großartige Anwendung auf dem räumlich und geistig größeren Schauplatze in Frankfurt.

Nachstehende leichte Skizzen machen nicht den Anspruch, die Leistungen der einzelnen bedeutendsten Redner vollständig zu entwickeln, zu so weitläufigem Unternehmen fehlt Raum und Lust, und noch weniger, sie vom theoretischen Standpunkte aus zu beurteilen, wozu das Wissen fehlen würde: es sind nur die natürlichen Eindrücke und Aeußerungen eines Zuhörers, welchem am Ende am Ergebnisse weit mehr lag, als an den dazu verwendeten Mitteln. Jedenfalls wird nicht die Eifersucht den Stift führen, denn diese kann doch nur bei dem Anstreben nach gleicher Auszeichnung bestehen.

Eine besondere Hervorhebung können übrigens, soll nicht dieser Bericht ins Ungebührliche anschwellen, nur solche finden, welche regelmäßig als Redner auftraten. Allerdings waren nicht wenige in der Versammlung, die einmal oder einige Male vortrefflich sprachen; allein ihr seltenes Erscheinen auf der Rednerbühne ließ sie nicht zu größerem Einflusse gelangen und trug wenig zum Charakter des Ganzen bei.

Der allgemeine Charakter der in der Paulskirche zu Tage gekommenen parlamentarischen Beredsamkeit war der französischen weit ähnlicher als der englischen. Als Eigentümlichkeit der letzteren nehme ich nämlich, und hoffentlich mit Recht, völlige Vermeidung aller philosophischen Standpunkte und jeder deklamatorischen Wendung an. Seit Burke das Höchste in dieser Richtung geleistet, damit aber endlich das Parlament völlig ermüdet hatte, gilt es hier für unerträgliche Geschmacklosigkeit, die Kunst der Rede in anderm als in der inneren Kraft der Beweisgründe und in der logischen Anordnung des Stoffes, ihren Schmuck anderswo als in der einfachsten Klarheit und der gebildeten Sprachrichtigkeit zu suchen. Dazu kommt, daß bei Reden vom Platze aus in einem nur selten vollen Hause und vor beinahe keinen Fremden rednerischer Schwung gar leicht ins Lächerliche fallen würde. In Frankreich dagegen drängt Volksanlage, Gewohnheit und Räumlichkeit zu weiter ausholenden und künstlich zubereiteten Reden. Namentlich mag der Umstand, daß hier viele ihre Reden lesen, sämtliche

Auftretende nötigen, gewählter und gehaltener zu sprechen, um nicht unangenehm abzustechen.

Fiel nun auch glücklicherweise dieser letztere Grund in der Reichsversammlung weg, da hier mit größter Strenge darauf gehalten wurde, daß nicht gelesen werde, so wirkten doch die andern in Paris wirksamen Ursachen auch in der Paulskirche. Die natürliche Anlage führt den Deutschen von selbst zu allgemeiner Begründung seines Satzes, wenn schon in etwas andrer Art und Form, als der des Franzosen. Sodann war in der Kirche das Reden vom Platze aus akustisch unmöglich und würde überdies in der wenig disciplinierten Versammlung zu der unerträglichsten Unordnung geführt haben. Nun liegt aber in dem Betreten einer Rednerbühne an sich eine Aufforderung zu gehaltenerem, geschmückterem Vortrage, wegen weniger und einfacher Worte scheint es nicht der Mühe wert, sich so sehr hervorzustellen. Hierzu kam noch die Größe des mit der Stimme zu füllenden Raumes, welche zwar zu überwinden war, aber doch nur den Ton der Leidenschaft gab. Endlich ist nicht gering anzuschlagen, daß man sich zum Worte oft lange vorher melden, mit Beschwerlichkeit dazu drängen mußte; es war also etwas Vorbereitetes und für bedeutend Erachtetes, was man vortrug. Unmöglich konnte dieses denn nun aber nur in einigen kurzen Sätzen bestehen, mochten sie auch noch so triftig sein. Wer wäre gern so geistesarm und dürftig vor der längst auf das Auftreten vorbereiteten Versammlung erschienen? Nur bei zufällig entstandenen Verhandlungen über Zwischenfälle, plötzlich hervorgerufene Erklärungen der Minister und dergleichen fielen diese Gründe einer philosophischen und geputzten Redeweise weg. Dann war aber auch der ganze Charakter der Aeußerungen sogleich ein andrer. Uebrigens konnte im *ganzen* weder über eine allzu abstrakte Beweisführung, noch über ungebührliche Länge der Reden geklagt werden. Wo letztere zu sein schien, war oft nur Langweiligkeit.

Das Bedürfnis, eine große Menge von Einzelheiten nach Aehnlichkeit und Verschiedenheit zu ordnen, ist allzu groß, als daß ich mich seiner Befriedigung auch bei einem Gegenstande, wie die Aufzählung und Beurteilung der deutschen Parlamentsredner ist, entziehen könnte. Mag auch viel Subjektives und Willkürliches mit unterlaufen, so dient eine solche Gattungseinteilung doch zur Uebersicht und Gedächtnisunterstützung. So teile ich die Redner in der Paulskirche in die drei Abteilungen: beweisführende, streitbare und gefühlsanregende, je nachdem sie *vorzugsweise* durch verständige Entwicklung zu überzeugen suchten, kampflustig die Gegner aus dem Felde zu schlagen sich freuten oder auf Entschluß durch Anregung der Gefühle zu wirken wußten. Dazu vielleicht noch ein Nachtrag über „stumme" Redner.

Die beweisführenden Redner waren der Zahl nach bei weitem vorherrschend. Natürlich! Teils liegt es in dem Geiste der Deutschen, teils war ein großes Werk mit tausend Einzelheiten festzustellen, wobei denn die Aufgabe war, zu überzeugen, wenigstens die Gründe des eignen Handelns in dem günstigsten Lichte erscheinen zu lassen. Auch war diese Art von Rednern durch alle Teile des Saales verbreitet, von Radowitz an bis zu Ruge. Doch ließen sich allerdings wieder verschiedene Unterarten unterscheiden. Während die einen staatsmännisch die Thatsachen zu Grunde legten und nach diesen und für diese zu sorgen suchten, strebten andre in streng wissenschaftlicher Form einem Ideale zu; dieser stützte sich in seiner Beweisführung hauptsächlich auf die Lehren der Geschichte, jener handhabte gewandt haarspaltende Logik. Nicht nur die natürliche Anlage, sondern auch der Lebensberuf sprachen sich in der Regel deutlich genug aus. Ich lasse die einzelnen in einer Reihenfolge von rechts nach links vorüberziehen.

Bedeutender aber kann die Heerschau nicht eröffnet werden als mit Radowitz,[1]) meiner Ueberzeugung nach dem größten Redner dieser Gattung; in sich vollendet und abgeschlossen wie keiner sonst, ein Staatsmann nach englischem Schnitte. Den unzweideutigsten Beweis seiner Begabung, seines sicheren Taktes und seiner Selbstbeherrschung lieferte er dadurch, daß er es überhaupt dazu brachte, gehört zu werden. In der ganzen Versammlung war kein Mann, gegen welchen die Meinung so entschieden und so allgemein bei seinem Eintritte war. Er galt für die Verkörperung des vormärzlichen Systems, für einen Begünstiger der Adelsvorrechte, für ein Haupt der Jesuiten, er war ein Saul unter den Propheten. Und wahrlich, es fehlte nicht an spitzen und an plumpen Angriffen, an Zeichen tiefen Mißtrauens und Grimmes. Diese Ungunst wußte er aber durch ruhige Haltung, durch gänzliches Unterlassen jeder Gegenrede oder Persönlichkeit, durch Eingehen auf den Standpunkt der Versammlung ohne Aufgeben seiner Ueberzeugungen, vor allem aber durch die Macht seines Geistes und Wissens so völlig zu beseitigen, daß niemand in der ganzen Versammlung von seinem ersten Auftreten ab mit solcher lautloser Stille gehört, mit so unumwundener Anerkennung behandelt

---

[1]) Ueber das Vorleben des Generals Joseph Maria v. Radowitz vgl. Wichmann a. a. O. 67—72. Sein Porträt s. in „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen IV. Nr. 442"; eine Schilderung seines Aeußeren und Auftretens bei Hart, Ein Tag in der Paulskirche, I. 55—59, und Schorn, Lebenserinnerungen, II. 9; eine Erörterung seiner parlamentarischen Thätigkeit bei Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche, 174—190, Laube, Erinnerungen, 121, und Heller, Brustbilder aus der Paulskirche, 95—99. Reden, die er in der Nationalversammlung gehalten, in seinen Gesammelten Schriften II. 269—378.

wurde als er. Radowitz sprach selten, dann aber auf das sorgfältigste vorbereitet und also mit völliger Beherrschung des Stoffes. Offenbar waren seine Reden nicht nur vorher geschrieben, sondern auch mit Kunst und Beharrlichkeit auf den kürzesten Ausdruck und das bezeichnendste Wort gebracht. Sie hatten keine Bewegung als die einer siegreichen Logik, keinen Schmuck als den vornehmer Einfachheit. Gesprochen wurden sie mit unerschütterlicher Ruhe, langsam und mit einem Tone der Ueberzeugung und Selbstachtung; die Stimme war ausgiebig und ausgebildet. Am besten möchte man die Reden des merkwürdigen Mannes ihrer Form nach vergleichen mit einer antiken Bildsäule aus Marmor. Ueber den Inhalt und Zweck konnte man allerdings wohl abweichender Meinung sein; allein keiner zog in Abrede, daß der Standpunkt der eines Staatsmannes, der Gedankengang musterhaft geordnet, die Beweisführung schlagend sei. Von nichts war Radowitz weiter entfernt, als von dürrer, formaler Logik; seine Reden waren die Sache selbst, beleuchtet von hellstem Geiste und von weitem Wissen. Deutschland hat sicher wenige Staatsmänner und Redner gehabt wie Radowitz; und hätte man vergessen können, daß er selbst offen erklärte, in einem Verwicklungsfalle zwischen Vaterland und Kirche die letztere höher zu stellen, so hätte man, solange er lebte, immer wieder in jeder Not vor allem zu ihm mit Vertrauen gesehen. Pitt hatte selbst in dem Augenblick des Todes nur das Vaterland im Auge; darum war er aber auch der „Steuermann, welcher den Sturm durchsegelte".

Kein Mann in der Versammlung, vielleicht meinen Bruder Moritz ausgenommen, hat so viel für sie gearbeitet, als Georg Beseler,[1] und keiner hat wohl so oft und zuweilen so lange die Rednerbühne eingenommen. Als Berichterstatter des Verfassungsausschusses für die bedeutendsten Kapitel sprach er einleitend und am Schlusse der Verhandlung zusammenfassend; außerdem sonst noch oft in den großen politischen Fragen und bei Zwischenfällen. Beseler gehörte ohne Zweifel zu denjenigen Mitgliedern, welchen das Zustandekommen einer vernünftigen Verfassung am meisten am Herzen gelegen war; er setzte die ganze Zähigkeit und Festigkeit seines Wesens und seine bedeutende Gabe der Ordnung und Uebersichtlichkeit unermüdlich daran; seine Reden waren voll Stoffes und guter, gesunder Logik. Dennoch machten sie nicht den Eindruck, den sie

---

[1]) Eine kurze Charakteristik des Greifswalder Professors s. Heller a. a. O. 74; weniger günstig urteilt Wichmann a. a. O. 303—304 über ihn; das gentlemanartige Auftreten und die Wirkung seiner Reden beschreibt Laube, Das erste deutsche Parlament, II. 33—35. In dem 8. und 9. Kapitel seiner Lebenserinnerungen, die unter dem Titel „Erlebtes und Erstrebtes 1809—1859" erschienen sind, handelt Georg Beseler von den Frankfurter Vorgängen.

der Sache nach verdient hätten zu machen. Die Schuld lag teils an der Einförmigkeit des Vortrages, teils an einem gewissen Mangel an innerer Lebendigkeit und Wärme, teils endlich, zuweilen wenigstens, an der übergroßen Dauer. Es waren mehr Berichterstattungen an eine Behörde, als politische Reden zu einer großen und gemischten Versammlung; und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher jeder einzelne Einwand oder Vorschlag beleuchtet wurde, schadete der Gesamtübersicht und dem Durchschlagen der Hauptgedanken. Gefährlich sind in der Regel nur wenige Gegenanträge; den übrigen thut man zu viel Ehre an, wenn man sich auch nur mit einem Worte um sie bekümmert. Das reihenweise Abschlachten schwacher Gründe ermüdet und stumpft auch für die Hauptbeweise ab. Den besten Beweis, daß Beseler es nur in der Art der Behandlung verfehlte, wenn er nicht immer Erfolg als Redner hatte, lieferten die Fälle, in welchen ihn der Gegenstand oder eine persönliche Reizung so belebten, daß er mit Wärme sprach. Dann konnte er mit großer Kraft, beherrschendem sittlichen Ernste und schneidender Logik reden, und es machte dann der lebhaft bewegte Mann um so größeren Eindruck, je mehr diese Bewegung von seiner gewöhnlichen Kälte abstach und den Glauben an seine eigne Ueberzeugung geben mußte.

Durch Aehnlichkeit des Gemütes und Strebens und durch gleiche Beschäftigung eng verbunden mit ihm war sein Landsmann Waitz,[1] doch unterschied er sich wesentlich als Redner. Waitz war ohne Zweifel der reinlichste und einer der klarsten Redner der Versammlung. Sein Gedankengang war so geordnet, die einzelnen Abschnitte desselben so abgerundet und fertig, es fand in dem Vortrage so gar keine Verwirrung oder Uebereilung statt, daß der Zuhörer das Ganze im Geiste vor sich sah, fast wie einen schönen Druck, mit gehörigen Absätzen der Perioden, Einrückungen und Ueberschriften. Und zwar war dieses schön geordnete Werk nichts weniger als pedantisch. Davor behütete es die Lebendigkeit der Gedanken, die Kraft des Willens und die klassisch reine Sprache. Obgleich der Redner durch ungefällige Haltung des Kopfes und gänzliches Schließen der Augen während des ganzen Vortrages sein Möglichstes that, sich zu schaden, so wurde doch Waitz mit gespannter Aufmerksamkeit gehört.

Biedermann aus Leipzig gehörte zu den Männern, welche den Mut hatten, zu ihrer jeweiligen Ueberzeugung zu stehen, trotz Umgebungen, Vorgängen und des zu erwartenden Lärms. Seine frühere Thätigkeit

[1] Laube nennt a. a. O. II. 38 Georg Waitz den vollendetsten Redner unter den Professoren der Paulskirche. Auch Biedermann a. a. O. 268—270 stellt ihn als Redner wie als Arbeiter am Verfassungswerk hoch. Ein flüchtiges Bild entwirft Heller a. a. O. 75 von ihm.

in Sachsen ließ in ihm ein entschiedenes Mitglied der Linken erwarten; allein er überzeugte sich, daß für das Vaterland kein Heil sei bei dem Hinsteuern auf eine Republik und der Mißachtung der einmal bestehenden mächtigen Gegenkräfte; er sah ein, daß Einheit und Freiheit nicht durch fortgesetztes Wühlen, sondern durch einen starken Neubau zu erreichen sei. Notwendig wurde auch seine feine Bildung und Anlage von der Roheit, welche sich als Tugend ausgab, angewidert. Er trat zur linken Mitte [1]) und wurde einer ihrer thätigsten Führer. In der Ordnung und Handhabung des Parteiwesens war keiner unermüdeter und geschickter: Gründe genug, ihn bei der Mehrzahl seiner sächsischen Landsleute, welche unbestreitbar zu den widrigsten und untauglichsten Bestandteilen der Versammlung gehörten, verhaßt zu machen und ihm jede Art von Neckerei zuzuziehen. Biedermann ließ sich jedoch dies nicht anfechten, sondern blieb unerschütterlich auf der Linie der konstitutionellen Monarchie und des Erbkaisertums mit möglichsten staatsbürgerlichen Freiheiten. Als Redner war er durch Leichtigkeit, Gefälligkeit und Sicherheit ausgezeichnet; dabei sprach er jedoch entschieden seine Meinung aus, auch wenn er dem heftigsten und ungezogensten Widerspruche entgegensah. Die Staatsansichten des jungen Mannes [2]) zeigten, daß ihm vertraute Bekanntschaft mit allen Tagesfragen und staatsmännisches Urteil zur Seite standen. Er war auf der Rednerbühne eine sehr wohlthuende Erscheinung durch die Harmonie des ganzen Wesens. Die Gestalt, [3]) die Sprache, die Haltung, der Vortrag und der Gedankengang waren von milder Schönheit und zeugten von einem glücklichen Vereine wohlwollender Absicht und geschmackvoller Bildung. Nichts ließ einen tieferen Blick in die wüste Verwilderung durch das Wühlerwesen thun, als daß solche bedeutende und liebenswürdige Eigenschaften bei diesen nur Haß erweckten.

Es wird sich Gelegenheit finden, [4]) von Karl Mathy als Staats- und Geschäftsmann zu reden; hier daher nur ein kurzes Wort über ihn als Redner. Mathy sprach nur selten, dann aber trefflich. Von schärfstem Urteile, ruhigem Ueberblick, voll einschlagender Kenntnisse überdachte der schweigsame Mann die Fragen nach allen Seiten, bis ihm das Ergebnis

---

[1]) Biedermann war zuerst einer der Vorsteher des „Württemberger Hofs“, dann nahm er die leitende Stellung im „Augsburger Hof“ ein (Heller 40—42; vgl. über den einflußreichen Politiker auch Laube III. 33—35 und insbesondere seine Selbstbiographie, die unter dem Titel „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte“, 2 Bände, erschienen ist).

[2]) Geboren 1812.

[3]) Ein Porträt von C. Biedermann s. bei Blum 143.

[4]) In dem Abschnitt über das Reichsministerium S. 91—92 spricht Mohl weiter über Mathy.

klar und abgerundet vor dem Geiste stand. Dann sprach er sich in ruhig fließender, etwas eintöniger Sprache, in krystallhellem Gedankengange, mit einem leichten Anfluge von Humor in möglichst engem Raume aus. Es war die Art von Reden, wie sie im englischen Unterhause gefallen. Es mag sein, daß sie keine Versammlung überrumpeln zu einem plötzlichen Entschlusse; allein gewiß tragen sie dazu bei, die in Verhandlung befindliche Frage richtig zu stellen und um einen tüchtigen Schritt zu fördern.[1])

In lebhaftem Gegensatze gegen den ruhigen Gang der Reden Mathys und seine fast regungslose Haltung auf der Rednerbühne war die bis an die Grenzen des Erlaubten gehende Lebendigkeit Wurms. Wenn bei jenem der ganze Vortrag rein objektiv war und die Person des Sprechenden fast zu viel zurücktrat, so war hier die stärkste Ausprägung der eigentümlichen Persönlichkeit. Die Gebärden waren rasch und weit ausgreifend, die Haltung mehr die eines im Freundeskreise Redenden, die Mitteilung unmittelbar und fast zudringlich an die Hörenden gerichtet, die ganze Erscheinung ein Mittelding zwischen dem bequemen Gehenlassen des Unterhausmitgliedes und dem Behaben eines italienischen Volksredners. Mutete nun diese Art nicht jeden an, vielleicht ihrer Ungewohntheit wegen, so war über Verstand und Kenntnisse keine Meinungsverschiedenheit. Mit richtiger Erkenntnis des Weges, welcher am sichersten und dauerndsten, wenn auch nicht augenblicklich, zum Einflusse in einem Parlamente führt, hatte Wurm sein Auftreten wesentlich auf einen Gegenstand beschränkt, auf die völkerrechtlichen Fragen. Bei diesen kam ihm seine ausgebreitete Kenntnis der neueren Geschichte sehr zu statten; und es war wohl keiner, der ihm das Anerkenntnis versagte, von der Geschichte der Völkerverträge und was damit zusammenhängt mehr zu verstehen als irgend ein andres Mitglied. Im übrigen erwies sich Wurm in seinen staatlichen Ansichten durchweg als ein Anhänger der englischen Zustände. Ein erklärter Whig, war er ebensosehr gegen alle Umsturzrichtungen, als man ihm in Selbstregierung des Volkes und in dem Vertrauen auf die Heilkraft der Freiheitsmißbräuche durch sich selbst kaum weit genug gehen konnte, so daß wohl die Frage aufgeworfen werden mag, ob er nicht zu früh bei den Deutschen jetzt schon Eigenschaften voraussetzt, welche auch der Engländer erst durch eine jahrhundertelange Uebung der Freiheit erwarb. Allerdings muß einmal angefangen werden, aber nur nicht beim Ende.[2])

Durch Mißgeschick und eigne Fehler kam ein andrer Hamburger,

---

[1]) Die drei bedeutendsten Reden, die Mathy im Frankfurter Parlament gehalten hat, sind wohl die Reden über die Zentralgewalt, über das Wahlrecht und über die Maßregeln zur Durchführung der Reichsgewalt. Sie sind abgedruckt in „Huhn, Carl Mathy," 144—164.

[2]) Mohl stimmt in der Schilderung Ch. Wurms überein mit Biedermann 334—335.

Heckscher,[1] nicht zu der Wirksamkeit in der Versammlung, welche sein bedeutendes, in einer Richtung ohne Nebenbuhler stehendes Talent und seine Vorgänge im Vorparlamente und im Fünfzigerausschuß erwarten ließen. Mißgeschick war es nämlich, daß er in den wichtigsten Zeiten nicht anwesend war. Zuerst hielten ihn die Reisen zu dem Reichsverweser und mit demselben entfernt; dann machte der Wahnsinn, welcher sich wegen des Waffenstillstandes von Malmö gegen ihn, den beim Abschluß ganz Unbeteiligten, wütend wendete,[2] eine lange Versendung desselben außerhalb Deutschlands ratsam. So verlor er die besten Gelegenheiten, sich bei dem Verfassungswerke und bei den brennendsten politischen Fragen geltend zu machen. Dann aber war für Heckscher diese dänische Sache überhaupt ein schweres Unglück. Solange sie in Verhandlung stand, trug er den ganzen Haß der aufgeregten Versammlung. Es war ihm völlig unmöglich, seiner Person und seinen Gründen gerechte Würdigung zu erringen. Was er sprach, war zum voraus verurteilt. Allein selbst mit der Rückkehr der Vernunft und Einsicht in der Sache wurde Heckschers persönliche Stellung nicht gebessert. Gegen ihn wenigstens wirkte der Haß auch dann noch giftig nach, so daß er, als er wieder in die Versammlung trat und, wie natürlich, die ihm gebührende Stelle in der Verhandlung einnehmen wollte, mit entschiedener Mißgunst aufgenommen ward. Doch war allerdings dieses Schicksal des Mannes nicht bloß dem Zufalle und der Ungerechtigkeit zuzuschreiben; eigne Fehler trugen vieles dazu bei. Heckscher war einer der scharfsinnigsten und ohne allen Zweifel der logischste Kopf der ganzen Versammlung. Augenblicklich entdeckte er die Schwäche des Gegners, fand die für seine Ansicht sprechenden Gründe und wußte sie in das beste Licht zu stellen; einen Trugschluß entdeckte er instinktmäßig und verfolgte ihn unbarmherzig; eine Gedankenverwirrung konnte ihn in Verzweiflung bringen. Dabei hatte er die Sprache sehr in der Gewalt und war, wenn es not that, niederschmetternd derb. Den Mut seiner Ueberzeugung hatte er bis zur Verwegenheit. An vielfachen Kenntnissen und Welterfahrenheit fehlte es auch nicht. Kurz, er war ein bedeutender und ein höchst eigentümlicher Mensch. Aber leider verdarb er diese für eine große Rolle im öffentlichen Leben unschätzbaren Eigenschaften durch fast ebenso große Untugenden, welche meistens in Uebertreibungen und ungezügeltem Gebrauche

---

[1]) Johann Gustav Moritz Heckscher, Advokat in Hamburg. Wurm, geborener Württemberger, war in Hamburg als Lehrer angestellt.

[2]) Von dem Auftreten Heckschers in der Parlamentsdebatte über den Waffenstillstand entwirft eine lebendige Schilderung Laube II. 222—224. Die äußere Erscheinung beschreibt Wichmann 103. Von dem „wortkargen Misanthropen" spricht Haym, Die deutsche Nationalversammlung, 281, während Laube I. 207—208 und Biedermann 193—196 noch ungünstiger über ihn urteilen.

der Gaben bestanden. Sein logisches Genie riß ihn hin zu Haarspaltereien und Sophismen; trieb ihn zu oft auf die Rednerbühne auch bei Kleinigkeiten; verleitete ihn, einen wichtigen Gegenstand nur von der formellen Seite zu fassen. Dadurch stellte er sich aber unter die Höhe, welche er hätte einnehmen können, und machte sich durch Schulmeistern unangenehm. Noch mehr vielleicht schadete er sich durch falsche Anwendung seines Mutes und Selbstgefühles. Nur zu häufig trieb es ihn zu schroff hervortretender Mißachtung der Ansichten andrer und zu herausforderndem Trotz. Man hätte meinen sollen, nicht den menschenkundigen, in einer Weltstadt bewegt Lebenden, sondern einen in kleinem, beschränktem Kreise seiner überwiegenden Geisteskräfte bewußt Gewordenen vor sich zu sehen. Mißachtung erträgt nun aber eine Versammlung so schwer als der einzelne; man mag gern das größere Talent eines andern anerkennen, nur aber nicht auf verächtliche Aufforderung von ihm selbst. Endlich war es völlig unverzeihlich, daß Heckscher nicht nur seine wirklichen persönlichen Beziehungen zu dem verhandelten Gegenstande in den Vordergrund stellte, sondern auch zuweilen welche geltend machte, wo keine waren. So war es zum Beispile in der That schmerzlich anzuhören, als er, das erste Mal nach seiner Rückkehr aus Italien auftretend, die schwer gewordene Lage des Vaterlandes hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte seiner Abwesenheit bei dem Verfassungswerke auffaßte. Auf diese Weise kam es dann, daß ein Mann, welcher unbezweifelt zu den begabtesten in der Versammlung gehörte, große Anlagen zu einem bedeutenden Redner hatte, der anfangs auch weitaus in der ersten Reihe stand, nicht nur wenig bewerkstelligte, sondern am Ende auch grollend und mißmutig völlig verschwand.

Groß und allgemein war das angenehme Erstaunen, als Löwe von Kalbe mehrere Monate nach Eröffnung der Versammlung zum erstenmal auftrat und seine bis dahin, wenigstens im weiteren Kreise, ganz unbekannte Meisterschaft der Rede bewies. Selbst auf diejenigen, welche die politischen Ansichten Löwes — die man übrigens nicht nach dem unglücklichen Ende desselben auf dem Präsidentenstuhle[1]) beurteilen darf — nicht zu teilen vermochten, machte er dieses erste Mal und so immer, wenn er auftrat, einen äußerst angenehmen Eindruck. Die tiefe, wohllautende Stimme, die gemäßigte äußere Bewegung bei ungekünsteltem inneren Anteile; der ruhige Fortschritt und die reifliche Durcharbeitung der Gedanken, vor allem aber die erstaunenswerte Sicherheit der Sprache und der ohne Ueberladung blühende Ausdruck wiesen ihn mit einem Male eine Stelle unter den ersten Rednern der Versammlung an. Dazu kam noch, daß bei einem Mitgliede

---

[1]) W. Löwe war Präsident des Rumpfparlaments. — Sein Porträt bei Blum 391.

der Linken die Enthaltung von allen Beleidigungen und Drohungen gegen die Mehrheit, die Bemühung, wohlmeinende und unterrichtete, allein auf unrichtigem Wege befindliche Gegner durch ehrliche und verständige Gründe zu überzeugen, die ganze höchst anständige und gebildete Erscheinung des Redners eine sehr wohlthuende Abwechslung gewährte.[1] Man bedauerte immer, wenn Löwe sprach, einer so schön ausgedrückten und so gewinnend vorgebrachten Meinung nicht beitreten zu können. Allein dies war allerdings der Mittelpartei nicht möglich; denn leider bewegte sich der treffliche Mann in einem abstrakten, unpraktischen Radikalismus. Täuscht aber nicht alles, so wäre dieses ganz anders gewesen, wenn Löwe, anstatt Arzt zu sein, Rechts- oder Staatsgelehrter geworden wäre, dadurch aber Stoff und Erfahrung für seine Gedanken über öffentliche Dinge erhalten hätte. Auch möchte ein größerer Aufenthaltsort vielleicht zu richtigerer Ausgleichung der Wirklichkeit und des Nachsinnens bei ihm geführt haben. In seiner Natur lag Uebertreibung und roher Umsturz nicht, sondern Maß, Sinn für Bildung und Schönheit.

Es erscheint vielleicht wunderlich, daß unter den beweisführenden Rednern jetzt Ludwig Simon von Trier aufgeführt wird. Hat nicht er mehr als ein andrer angegriffen, gescholten, gedroht? Hat nicht er sich der Anwendung der Gewalt geneigter gezeigt als die meisten? War nicht Simon von Trier einer der wütendsten Republikaner, der zu den ärgsten Maßregeln sich hinreißen lassen konnte? Allerdings; allein dennoch gehört er seiner innersten Natur nach hierher. Er war fanatisch für seine Meinung und seine Partei; allein da er es ehrlich meinte, so wollte er auch bei andern dieselbe Ueberzeugung hervorbringen. Was er an Gründen und Wissen hatte, brachte er in dringendster Aufforderung vor; und wenn er dabei freilich die Harthörigen bedrohte, wenn Jugend und Leidenschaft ihn alle Schranken, selbst die seiner eignen besseren Natur, überspringen ließen, so wollte er doch immer nur überzeugen. Es war bei ihm nicht auf kalten Spott, nicht auf das Vergnügen, dem Gegner wehe zu thun, nicht auf den Kitzel des Witzes abgesehen; er glaubte nicht, eine Widerspruchspartei habe nur den Auftrag, jede Handlung der Gewalthaber, wie untadelhaft sie auch sei, zu begeifern und anzubellen: er machte nur seine Ansicht geltend, und niemand wäre es lieber gewesen, wenn er darüber gar nicht zu streiten gehabt hätte. Simon von Trier war einer der merkwürdigsten Menschen in der Versammlung; täglich wuchs er an innerer Bedeutung, und er, der wie ein Junge begonnen hatte, war am Ende eine geistige Macht geworden. Der Grund aber lag eben darin, daß seine Fehler,

---

[1] Biedermann 403 rühmt an Löwe die „gemessene, würdevolle und saubere Sprechweise“.

seine großen und gefährlichen Fehler, in seiner Jugend[1]) und seiner Unwissenheit wurzelten, seine reiche Begabnis aber nur Gelegenheit und Stoff bedurften, um sich zu bilden.

Ein solches Urteil habe ich allerdings nicht zu fällen über das Mitglied der Linken, mit welchem ich die Abteilung der beweisführenden Redner der Reichsversammlung schließen will, nämlich über Ruge.[2]) Nicht nur weil er wohl zu tief in die Wühlereien und die Bodenlosigkeit der Verschwörungen und Umtriebe der Demagogen, Flüchtlinge und Abenteurer versunken war, um sich je unbefangen auf einen erlaubten Standpunkt stellen zu können, sondern weil ihm der Sinn für verständige Auffassung des Staatslebens versagt war. Seine Beweisführung war dem Inhalte nach eine über den Wolken schwebende Philosophie, dem Aeußeren nach ein pedantischer Formalismus, was ihn zur Verleugnung des Vaterlandes und aller Reste von positivem Rechte führte. Die sittliche Verkehrtheit, die Ableugnung des gesunden Menschenverstandes waren so groß, daß es sich sehr ernstlich fragt, ob hier von Zurechnung überhaupt noch die Rede sein konnte. Je hochmütiger und wegwerfender Ruges Aussprüche über alles und alle waren, desto mehr durfte man erstaunen über den völligen Mangel an Urteil, welcher sich in seiner Behandlung praktischer Geschäfte in einer großen gemischten Versammlung kundthat. Sie war die vollständigste Karikatur der Beweisführung, und Ruge war längst in der Lächerlichkeit verkommen, als die Versammlung ihn für ausgeschlossen erklärte. Vielleicht hat er selbst dies gefühlt und ist deshalb ausgeblieben.

## Die streitbaren Redner.

Es mag nicht löblich sein, allein unleugbar ist, daß selbst der weiseste Gesetzgeber den augenblicklichen Ruhm nicht erlangt, der einem tapferen Krieger zu teil wird. Der Mut, die schnelle Besonnenheit, der scharfe Blick in der Entdeckung der Blößen des Gegners, die Kampfesfertigkeit zu jeder Stunde sind teils an sich bedeutende und seltene Eigenschaften, teils sind sie der Menge begreiflicher als Ueberblick, Vorsicht, Kenntnisse und sichere Festhaltung des rechten Zweckes. So ist denn auch das Verhältnis selbst

---

[1]) Geboren 1810. — Heller a. a. O. 173 spricht von dem „Lavastrom einer Simonschen Rede“; vgl. auch Laube I. 291—294 und Biedermann 408—410.

[2]) Ein Porträt von Arnold Ruge, „dem Minister des Aeußersten“, s. „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“ III. Nr. 325. Der ihm befreundete Hart schildert sein Aeußeres und sein parlamentarisches Auftreten in „Ein Tag in der Paulskirche“ S. 33—34. Im Oktober 1848 verließ Ruge die Nationalversammlung. Bekannt ist, daß der zu Frankfurt von windigen Volksbeglückungsplänen und zügelloser Phrasenlust beherrschte Litterat, durch die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870 belehrt, ein entschiedener Anhänger der Bismarckschen Realpolitik wurde.

der ausgezeichnetsten argumentierenden Redner zu denen, welche sich die einschneidende Bekämpfung der Gegner zum Hauptzwecke machen. Jeder fühlt, daß zu solchem Auftreten viel gehört; jeder freut sich über das glänzende Kampfspiel, und jeder — hat Schadenfreude. Selbst wenn das positive Ergebnis einer solchen Rede nicht bedeutend sein sollte, folgt ihr ein viel größerer Beifall und Aufruhr andrer Seite als der siegreichsten Darlegung eines wichtigen Satzes. Solche Wortzweikämpfe sind das Salz der Verhandlungen.

Allein eben deshalb darf auch dieses Guten nicht zu viel sein. An und für sich wird wenig dadurch gefördert, vielleicht sogar durch Steigerung der Partei- und persönlichen Abneigungen empfindlich geschadet. Das rechte Maß ist erreicht, wenn nicht nur die Gegner von gar zu keckem Vorgehen abgeschreckt werden, sondern auch der Allgemeinheit der Beweis geliefert ist, daß das feindlicherseits Vorgebrachte keineswegs alles begründet, im Gegenteile dort auch gar manches faul ist. Zum Glücke pflegen auch nicht allzu viele Geschick und Lust zu dieser Art von parlamentarischer Thätigkeit zu haben.

Solches war denn auch in der Paulskirche der Fall. Es fehlte nicht an Rednern, welche zu der schärfsten, persönlichsten Bekämpfung der Gegner Lust und Anlage hatten; sie gaben oft der erlahmenden Aufmerksamkeit neues Leben; mit Ungeduld wurden sie erwartet, Unterbrechungen, Lachen, Aufschreien der Getroffenen begleiteten sie und folgten ihnen nach; doch waren ihrer nicht zu viele, wenn auch jede der Hauptabteilungen der Versammlung Vorkämpfer dieser Art stellte: die Rechte Vincke und Lichnowsky; die Mitte Schmerling und Bassermann, die Linke Vogt. Alle weithin bekannt in Deutschland eben durch ihre Kampffertigkeit, bewundert von ihren Freunden, gehaßt von den Gegnern, und unter sich doch wieder sehr verschieden.

Mit einem bereits festgestellten parlamentarischen Rufe trat Freiherr v. Vincke in die Reichsversammlung; er war schon auf dem preußischen vereinigten Landtage nicht bloß durch die rücksichtslose Festhaltung seiner Rechtsansicht, sondern auch durch seine eigentümliche Rednergabe berühmt geworden. Und so bewährte er sich denn auch in Frankfurt. Fest bis zur Narrheit, mutig bis zur Rücksichtslosigkeit hielt er auf seiner in der Versammlung vielleicht nur allzu unbeliebten Vereinbarungslehre, trat er allem entgegen, was wider seine Auffassung des Königtums mit Volksvertretung lief. Auch der Gegner mußte anerkennen, daß sein Wissen gründlich und ausgebreitet, seine Ansichten durchdacht, seine Auffassungen staatsmännisch seien. Aber nicht dies machte ihm seine Stellung und seinen Ruhm, sondern seine unbarmherzige Kriegführung. Hier war er denn unübertrefflich. Ausgerüstet mit einem staunenswerten Gedächtnisse,

welches treu alle Sünden der Gegner bewahrte, und wären der noch so viele gewesen, mit beißendem Witze und mit der Gleichgültigkeit des Wundarztes gegen die Schmerzen der Operierten, nahm er Mann für Mann in rascher Reihenfolge und mit einer kaum verfolgbaren Schnelligkeit der Sprache vor. Im Handumdrehen war einer abgethan, beiseite geworfen und der nächste schon unter dem Messer. Schreien half da nichts, und die Streiche drangen um so tiefer, als es keineswegs leere Possenreißerei war, sondern tiefer Ernst zu Grunde lag. Die Ehrenhaftigkeit des Mannes war so groß, daß selbst die von ihm Mitgenommenen — und er verschonte keine Seite — ihm nicht leicht grollten. Oft mag er seinen Freunden unbequemer gewesen sein als seinen Feinden.[1])

Lichnowsky! Wem geht nicht ein Stich durch das Herz, wenn er an den in der Blüte seines Lebens scheußlich Hingeschlachteten denkt, der ebenso voll von Talenten als von Fehlern, von Ritterlichkeit als von Verderbtheit war? Es würde zu weit führen, diesen wunderbar von der Natur ausgestatteten und entsetzlich von der Gesellschaft verzogenen Menschen zu schildern, auch nur wie er sich während seines Aufenthalts in Frankfurt zeigte; auch könnte dies wohl nur ein mit ihm sehr nahe Verbundener thun und dieser wieder nicht, eben weil er ihm zu nahe stünde. Daher nur die eine Bemerkung, daß der ihn keineswegs nach Talenten und Kenntnissen beurteilen kann, welcher ihn nur auf der Rednerbühne gehört oder in der Versammlung vor den Tausenden von Zuschauern und Zuschauerinnen gesehen hat. Gerade da, wo seine Eitelkeit gar nicht ins Spiel kam, sie nichts an ihm verzerrte und künstlich zubereitete, trat sein scharfer Verstand, seine viele und nur zu teuer erworbene Weltkenntnis und seine natürliche Beredsamkeit am ungetrübtesten hervor. Nach meinem Urteile wenigstens hat Lichnowsky in der Paulskirche nie halb so gut gesprochen als in dem Zimmer des Verfassungsausschusses, wenn es ihm einmal der Mühe wert war, zu kommen und aufzumerken. Doch war er immerhin auch auf der Rednerbühne eine glänzende Erscheinung. Es war nicht Wissen, was ihn auszeichnete. Hunderte in der Versammlung waren unterrichteter. Es war auch nicht ein natürlicher staatsmännischer Blick. Lichnowsky hatte im Umgang mit Hochstehenden und Befehlenden abgesehen, was nach Ansicht dieser Kreise gehen und stehen mag, und hatte selbst einen sehr lebendigen aristokratischen Instinkt, allein er war zu viel mit sich beschäftigt, um eine überdachte, objektive Ansicht von der ganzen Lage der öffentlichen Arbeiten zu haben. Es war nicht Stimme noch Sprache; jene

---

[1]) „Er war ganz norddeutsch auf Geist gestellt, oft auch nur auf Witz" (Laube, Erinnerungen . . ., 122). — Aehnlich wie von Mohl wird Georg v. Vincke auch von Wichmann 38—43 charakterisiert; sein Porträt s. bei Blum 186.

war nicht ausreichend, diese nicht immer richtig. Am wenigsten war es sittliche Würde; wie hätte sich diese mit solcher Eitelkeit, solcher Selbstsucht und solchem Leben vertragen? Es war aber Geist, Fassung, unmittelbares reiches Leben, herausfordernde Keckheit, vornehme Sicherheit und Schönheit. Lichnowsky zitterte vor Ungeduld, bis er mit einem Vorkämpfer der Linken oder mit einem eben jetzt für unantastbar geltenden Grundsatze anbinden konnte, und je größer die Aufregung, desto mehr steigerte sich sein Talent nach Stoff und Form. Eine Unterbrechung, ein Zuruf von der Galerie war ein Glücksfall für ihn, denn an diesen fand er seine glücklichsten Wendungen. Er führte einen höchst lästigen Guerillakampf, der ihm denn auch einen frühen grausamen Tod brachte.[1])

Schmerlings und Bassermanns Auftreten als Redner hängt so untrennbar zusammen mit ihrer Stellung im Reichsministerium und mit der Wirkung dieser Art des Auftretens für dasselbe, daß eine Würdigung auf die Schilderung des Ministeriums zu verschieben ist. Hier nur die Bemerkung, daß beide in der Art des Angriffes, deren sie sich bedienten, ohne ihresgleichen in der Versammlung waren: Schmerling in der höhnischen Verachtung des Gegners, Bassermann in der schonungslosen Aufdeckung innerer Widersprüche und Parteiheucheleien.

Was aber endlich den großen Gladiator der Linken, Vogt,[2]) betrifft, so ist es unmöglich, sich der Wehmut zu enthalten, daß diese reichbegabte Natur durch lückenhafte Bildung und sittliche Verkehrtheit, vielleicht auch durch leichtsinnigen Ehrgeiz dem Vaterlande zum Fluch geworden ist. An klarem, scharfem Verstand, leichter Auffassung, schlagendem Witze, treuem Gedächtnisse mögen wenige Mitglieder der Versammlung Vogt gleichgekommen sein. Er sprühte Geist und Leben. Dabei ein geborener Redner: Herrschaft über die Sprache, metallene Stimme, Geistesgegenwart, Ruhe bei scheinbar größter Leidenschaft; nichts fehlte; und sehr selten gelang es ihm nicht, seine Zuhörer zu unterhalten und zu spannen. Wie schade, daß solches Talent durch noch größere Fehler verdunkelt und verdorben war. Es kann aber in der That über die schlimmen Eigenschaften Vogts und über ihren Einfluß auf sein Handeln kein Zweifel stattfinden; er

[1]) Fürst Felix v. Lichnowsky. Wohl kein Mitglied der Nationalversammlung wurde von den Zeitgenossen so verschiedenartig beurteilt wie diese Tadel oder Anerkennung geradezu herausfordernde Persönlichkeit. Mit Mohl berührt sich in manchen Punkten Wichmann 260—264, vgl. auch Laube I. 203 f., während der der Linken nahestehende Hart in der Schrift „Ein Tag in der Paulskirche" S. 50—55 sehr wenig glimpflich mit dem Fürsten verfährt. — Sein Bild s. bei Blum 314.

[2]) Das Porträt von Karl Vogt s. bei Blum 215; vgl. auch Heller 161 und „Fanny Lewald, Erinnerungen aus dem Jahre 1848" II. 278, über die äußere Erscheinung. — Laube, Erinnerungen, 135 nennt ihn kurz und treffend die überlegene Frivolität im Parlament.

selbst hat sich gar keine Mühe gegeben, einen Schleier darüber zu ziehen. Oder war es nicht sittliche Verkehrtheit, wenn bei jeder Gelegenheit der Wahrheit offen in das Gesicht geschlagen wurde? Strotzten seine Reden nicht von Verdächtigungen nach allen Seiten, zu welchen auch nicht der mindeste Grund in Personen und Sachen lag? Waren sie nicht angefüllt mit Behauptungen über Handlungen und Unterlassungen des Reichsministeriums, der Mehrheit der Versammlung, dieser oder jener Regierung, welche er völlig aus der Luft gegriffen hatte? Würdigte er auch nur ein einziges Mal ehrlich die Beweggründe der Gegner, die offenkundige Lage der Dinge? Oder man nehme seine Flugschrift über den 18. September[1]) zur Hand!! Wie anders als tiefe sittliche Verkehrtheit kann man die instinktmäßige Abneigung Vogts gegen das nennen, was den übrigen Menschen als hoch und edel, als ehrwürdig erscheint, sei es an Sachen, sei es an Personen? Nur sittliche Verkehrtheit war das frivole Spaßen in den wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes; und noch widrigere Verkehrtheit, daß er in den schlimmsten Krisen der öffentlichen Sache nur eine Gelegenheit fand, seiner Abneigung gegen Personen den Zügel schießen zu lassen, anstatt beizutragen zur Beseitigung der Gefahr und des Unheiles. Mangelhafte Bildung aber (versteht sich als Staatsmann, nicht als Naturforscher) verleitete ihn, alle Verhältnisse der Welt und die zu ihrer Regelung angewendeten Mittel nach der Schablone der französischen Umwälzung oder noch richtiger nach der des Konventes aufzufassen. Ob er selbst innerlich schwärmte für staatsbürgerliche Freiheit und ob er das deutsche Volk für solche reif hielt, mag füglich dahingestellt bleiben: allein dies war einmal ein gegebener Zweck. Ihn in Deutschland und im Jahre 1848 zu erreichen, wußte er nun aber lediglich kein Mittel als einen Abklatsch der Beschlüsse des Wohlfahrtsausschusses und zur Durchführung wohl ein Revolutionstribunal. Solange Vogt nur das Ministerium und die Mehrheit von diesem Standpunkte aus angriff, konnte man zweifeln, ob es dem gescheiten Manne denn wirklich ernst sei mit einer so entsetzlich flachen Auffassung, mit dem Köhlerglauben an den Erfolg großtönender Worte und herrischer Befehle ohne Macht zur Durchsetzung, mit der gänzlichen Mißachtung der europäischen Zustände und den wahnsinnigen Aufforderungen zu Kriegen nach allen Seiten und ohne alle Mittel; oder ob es nur eine auf die Fassung und den Geschmack des Pöbels berechnete Oppositionsfinte sei. Allein seitdem er unter dem schallenden Gelächter von Deutschland in der That selbst als Reichsregent[2]) tollte, muß man

[1]) „Der achtzehnte September in Frankfurt. Im Auftrage des Clubbs der Linken vom deutschen Hofe und vom Donnersberge geschildert. Frankfurt a. M. 1848."

[2]) Vogt wurde vom Rumpfparlament mit Raveaux, H. Simon, Schüler und Becher zum Reichsregenten erwählt. Das Regiment hatte eine Dauer von zwölf Tagen.

wohl seiner Aufrichtigkeit glauben; damit aber war auch seiner staatsmännischen Bildung für immer das Urteil gesprochen. — So war denn Vogt allerdings eine der hervorragendsten Erscheinungen in der Paulskirche, das Entzücken der Linken und der Galerie, die Abneigung und Besorgnis der Mehrheit. Er erreichte, worauf er Anspruch machen konnte, allgemeine Anerkennung seines Talentes; allein weiteres mochte er nicht verlangen, denn ihm fehlte die Heiligung des Verstandes durch sittliche Würde. Seine Einwirkung auf die deutschen Angelegenheiten war nur eine zerstörende.

## Die gefühlsanregenden Redner.

Im schlechtesten Geruche steht die Gefühlspolitik. Mit allem Rechte, wenn man darunter eine Leitung der öffentlichen Angelegenheiten versteht, welche sich nicht durch klare Einsicht in die Zwecke und Mittel und Umstände bestimmen läßt, sondern durch dunkle Gefühle, Anwandlung von Zuneigung oder Abneigung. Allein damit ist weder gesagt, daß der Staatsmann bei seinen Berechnungen die etwa zur Sprache kommenden Gefühle außer acht lassen dürfe, noch daß, wenn es sich von der Erzeugung eines Entschlusses bei einzelnen oder vielen handelt, nur Verstandesgründe brauchbar und erlaubt, Einwirkungen auf die edleren Gefühle des Menschen dagegen unnütz oder gar schädlich seien. Im Gegenteile zeigt die Geschichte und lehrt das eigne Bewußtsein eines jeden, daß etwas Großes, namentlich unter schwierigen Umständen, nicht leicht zu stande kommt ohne einen Schwung, der nur durch ein überwallendes Gefühl erzeugt werden kann. Sache des Staatsmanns ist es also allerdings, wo es not thut, auch das Gefühl für seine verständigen Zwecke zu gewinnen, nur muß er sich weder von demselben leiten lassen, noch allein auf dasselbe in der Ausführung stützen. Keinem Zweifel unterliegt, daß diese Regeln auch für den politischen Redner gelten. So gewiß es ein Fehler genannt werden muß, wenn sein Vortrag nur ein logisches Rechenexempel ist, ebenso tadelnswert und noch tadelnswerter ist es, wenn er zu aller Zeit und ohne Unterschied des Gegenstandes sich ausschließlich an die Gefühle seiner Zuhörer wendet. Während der erstere Gefahr läuft, zwar zu überzeugen, aber zu keinem Entschlusse zu bewegen, wird dieser vielleicht einigemal zu einer unerwarteten Aufregung hinreißen, allein bald sich völlig abnützen und unwirksam machen. Eine Mischung der zur Ueberzeugung und der zur Anregung dienenden Mittel ist das Richtige und Nachhaltige. Diese Mischung aber ist denn freilich bei verschiedenen verschieden, und es liegt in der Natur, daß einzelne auch von seiten der Verstandeskräfte reich ausgestattete Menschen in ihren öffentlichen Vorträgen ohne Vernachlässigung der Beweise vorzugsweise die Gefühlsseite behandeln, weil sie selbst hauptsächlich auf sittlicher Grundlage stehen und die Welt gemütlich auffassen.

Solcher waren denn auch nicht wenige in der Reichsversammlung und unter ihnen mit die besten Redner. Wir nennen **Rießer**, **Beckerath**, **Raveaux**; glauben aber im wesentlichen auch **H. Gagern** und in gewisser Beziehung **Blum** hierher zählen zu sollen. — Ueber **Beckeraths** milde Wärme und seine begeisterte, man möchte sagen fromme Beredsamkeit, sowie über Gagerns hohen sittlichen Ernst und seine vom Gefühle der Pflicht und Vaterlandsliebe getragene Rede spreche ich besser an andrer Stelle und Verbindung;[1]) hier also nur einige Worte von den übrigen.

Wir glauben, daß kaum ein Mann in der Paulskirche saß, der von einem größeren Kreise verehrt und geliebt worden wäre, als **Gabriel Rießer**. Bei keinem trat aber auch Bravheit der Gesinnung, uneigennützige Hingebung an die Sache, freundliches Vertrauen in andre, kurz Lauterkeit des Wesens unzweifelhafter zu Tage. Diese sittliche Natur verband sich aber mit scharfem Verstande, umfassendem Blicke und hoher Bildung, und da noch eine Meisterschaft der Sprache und die äußeren Mittel des Redners dazu kamen, so war nicht zu wundern, daß Rießer nicht nur zu den beliebtesten, sondern auch in der That zu den besten Sprechern zählte. Man hörte jedem Worte an, daß es diesem Manne Ernst war. Die Fülle schlagender und geistreicher Gründe, die verständige Anlage des Ganzen bewies die reife Durchdenkung des Gegenstandes, die Innigkeit der Nahelegung, der Schmerz über die Möglichkeit einer andern Ansicht aber die Wärme des Gefühls und das Bedürfnis, andre auch von seiner Ueberzeugung zu durchdringen. Und doch war nichts weniger Predigerton; die parlamentarische Färbung und die staatsmännische Haltung ließen hieran gar nicht denken. Die Rede Rießers am 21. März über den Welckerschen Antrag auf unmittelbare Wahl des Königs von Preußen zum Deutschen Kaiser war vielleicht das Großartigste, was je in der Reichsversammlung gesprochen wurde.[2])

Um viele Stufen tiefer muß man steigen, um bei **Raveaux** anzukommen. Allerdings hatte auch er bedeutende Mittel für die Rednerbühne. Schon das dunkle Auge, die südliche Färbung und Form des Gesichtes,[3]) der Anflug von Leiden im Ausdruck und in der Stimme gewannen; und dieser günstige Eindruck wurde noch gehoben durch die

---

[1]) Ueber Beckerath in dem Abschnitt „Das Reichsministerium“ und über Gagern in dem Abschnitt „Die Präsidenten“.

[2]) Dasselbe Urteil über Rießers Rede fällt Wichmann 357 und Biedermann 330 f.

[3]) Das Porträt von Franz Raveaux s. bei Blum 429; Schilderungen seiner Persönlichkeit bei Biedermann 385—389; Laube I. 317; Schorn II. 10—11; Wichmann 29—30; Beda Weber 351—352. „Wollte Gott, viele wären so gewesen“, schreibt der Abgeordnete Stenzel (Stenzel, C. Gust. W., Gustav Adolf Harald Stenzels Leben, 378).

unbefangene, fast naive Form der Rede, welche gern in Gespräch und Zwiegespräch umschlug, durch die Unmittelbarkeit des rheinischen Wesens in Gedanken, Vorurteil und Ton, durch die Ueberzeugung, daß aus dem Manne nicht das Ergebnis von Gelehrsamkeit und tieferen, vielleicht künstlichen Staatsplänen, sondern von einer aus dem Leben und seiner Umgebung unvermittelt gewonnenen Ansicht sprach. Wie er selbst ohne Vorbedacht und Zweck, gleichsam naturwüchsig, erfüllt schien von seinen Anschauungen und Gefühlen, so gemahnte es auch den Hörer. Raveaux setzte eigentlich immer die thatsächliche Richtigkeit seines Satzes voraus und verlangte nun von dem natürlichen, schlichten Gefühle andrer Bürgersmänner, demgemäß denn auch ihrerseits sich zu rühren und zu handeln. Je nach dem Gegenstande und der Stimmung machte dies nun allerdings Eindruck, um so mehr, als Raveaux nicht leicht die Gegner absichtlich verletzte, sondern oft billig und gemäßigt war. Allein zu einem großen Redner, welcher auch in schwierigen Fragen Einfluß gehabt hätte, reichten denn diese Mittel nicht aus. Es fehlte nicht nur an Kenntnissen und staatsmännischer Bildung, sondern auch an natürlichem, umfassendem Blick und an scharfem Urteile. Das Gefühl, und zwar das nicht weiter abgeklärte des Cölnischen Bürgers, herrschte zu sehr über die Einsicht, als daß die intellektuell und sozial höher stehenden Schichten der Versammlung sich oft und in bedeutenden Fällen hätten bewegen lassen können. Und überdies waren seine Reden kein logisches Ganzes, sondern ein hin und her fahrendes, durch jeden Zwischengedanken oder Vorfall in der Versammlung anderswohin geleitetes Gespräch.

Ueber Robert Blum ist eine Zeitlang weit über die wahre Bedeutung des Mannes hinaus gesprochen und geschrieben worden; später ist er auch vielleicht mehr als er verdiente in Vergessenheit geraten. Ich will versuchen, ihn so darzustellen, wie ich ihn durch Erfahrung und Beobachtung kennen gelernt habe. Ich habe Blum nicht bloß auf der Rednerbühne gehört, sondern bin mit ihm in mehr als einem Ausschusse gesessen, und er war mir merkwürdig genug, um ihn scharf im Auge zu behalten. Nun, ich stehe nicht an, zu erklären, daß ich eine nur sehr mäßige Meinung von Blums Talent gewann. Gern gebe ich zu, daß er die niederen Schichten des Volkes kannte und sie tief aufzuwühlen und schnell zu bewegen wußte. Ferner mag er die Gabe besessen haben, eine Partei einzurichten und wirksam zu machen. Auch konnte kein Mensch ihm ein bedeutendes rhetorisches Talent und unermüdlichen Fleiß in dessen Ausbildung und Anwendung absprechen. Endlich räume ich ihm einen sehr feinen Takt ein, der ihn abhielt, weiter zu gehen, als er mit Sicherheit sah, und namentlich ihm die Verstöße ersparte, welche sonst unvollkommene Bildung leicht begeht eben in dem Wunsche, diesen Mangel

nicht zu zeigen. Allein nicht nur fehlten ihm die Kenntnisse des Staatsmannes, sondern auch dessen Blick. Niemals wäre Blum im stande gewesen, ein Staatswesen einzurichten, und hätte er auch ganz ungehindert seine Parteiansichten verwirklichen können. Er hatte keinen Begriff von den Bedürfnissen und Mitteln eines solchen Organismus und keine Ideen. Außerdem erachte ich, daß er nur ein kleines Maß von Unerschrockenheit hatte. Nichts war bei ihm unerschütterlich, als der Haß des Proletariers gegen die bestehende Gesellschaft; und ob nicht auch dieser durch eine höhere Stellung in derselben zu überwinden gewesen wäre, hätte sich wohl gefragt. So erklärte ich mir denn auch leicht die Art seines Auftretens in der Paulskirche.[1]) Seines formellen Rednertalentes, seiner Uebung und äußeren Mittel bewußt, mit richtigem Takte auswählend, was er leisten konnte, trat er immer nur dann und nur da auf, wo er das Gefühl der Menge aufzuregen im stande war, ohne gerade neuer und tiefer Gedanken zu bedürfen. Mit größter Sorgfalt bereitete er sich vor, hauptsächlich auf pompöse Redensarten und sesquipedalia verba; und niemals sprach er, ohne mit einem prächtigen Bilde zu beginnen und mit einer rasselnden Schlußrede zu endigen. An Gedanken lag dazwischen so gut wie nichts, und nicht einmal die Aufregung der Leidenschaften führte er bis zur Spitze, sondern lenkte immer wieder, irgendwie dämpfend, ein. Wußte er doch nicht, wohin die ganze Entfesselung hätte führen können. So kam es denn, daß er nach wenigen Monaten den Verständigen nur noch als ein Kunstreiter erschien, welcher einige Paradepferde geschickt zu tummeln wußte, den Leidenschaftlichen und Ehrlichen seiner eignen Partei aber nicht mehr genügte, vielleicht verdächtig war. Wahrscheinlich genug ist es, daß er die ihm so verderbliche Reise nach Wien im Gefühle machte, er habe neu zu werden und tapfer zu erscheinen, wenn er seine Stellung in der Partei behaupten wolle.[2]) Die nach seinem Tode eine Zeitlang

---

[1]) Am 16. September 1848 hielt Blum seine bedeutendste Rede; er bekämpfte in ihr den Malmöer Waffenstillstand. Sie ist abgedruckt in der von seinem Sohne verfaßten Biographie „Robert Blum. Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk“ 422—436. Dieser Schrift ist auch das Porträt des Volksvertreters beigegeben. Der Schriftstellerin Fanny Lewald („Erinnerungen aus dem Jahre 1848“ II. 285—287) erschien er als einer der häßlichsten Menschen, die sie je gesehen, und dem links stehenden F. Hart, Verfasser der Schrift „Ein Tag in der Paulskirche“, I. 32 als eine lebendige Karikatur, aber beiden als ein hinreißender Redner. Mit dem Urteil Mohls über den Redner Blum ist auch zu vergleichen, wie er sich über den Schriftsteller Blum äußert (Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften I. 163).

[2]) Mit seiner Deutung der Motive Blums für die Reise nach Wien steht Mohl durchaus nicht allein, vgl. Biedermann 399; Laube II. 58; Wichmann 292. Was in Blum, bevor er die Reise antrat, vorging, deuten die Briefe vom 3., 4. und 10. Oktober an, die sein Sohn a. a. O. 446—457 veröffentlicht.

getriebene Vergötterung läßt sich daher nur erklären einerseits aus dem Bedürfnisse der Partei, einen Märtyrer zu haben, andrerseits aus dem ganz richtigen Gefühle der gegen die Reichsversammlung durch unbewilligte Verletzung eines Abgeordneten bewiesenen Mißachtung.

Doch jetzt genug und mehr als genug an Schilderung der einzelnen Redner. Müßte ich nicht selbst gegenüber dem unendlichen Redestrom der Reichsversammlung Maß halten und des Endes bedenken, so könnte freilich noch manches tüchtigen Mannes Erwähnung geschehen und wäre vielleicht manche Thorheit zu geißeln. Sehe ich doch, was jenes betrifft, bei einem Rückblicke, daß ich ganz gegen alles Recht unterlassen habe, Wydenbrugk,[1]) dem klugen Staatsmann aus Weimar, dessen Rednergabe und höhere Auffassung vor den meisten leuchtete, seinen Platz einzuräumen. Ebenso dem wackeren Barth aus Kaufbeuren, welcher schon damals sich so tapfer zur Kaiseridee und Einheit hielt, und darin unverdrossen fortfuhr, bis er nach mehr als zwanzig Jahren das längst Ersehnte und von ihm nach Kräften Geförderte wirklich noch erlebte,[2]) dem andern Bayern Stahl (einen Bruder des Philosophen), sicher einer der gewandtesten und geistreichsten Redner; dem trefflichen Reh,[3]) einer der ehrenwertesten, zugleich mildesten und festesten Männer in der Versammlung; und so noch manche.

Und in der andern Beziehung hätte ich vielleicht eine eigne Abteilung machen können für die Kapuzinaden, wo Buß und Sepp und Lasaulx,[4]) vielleicht Beda Weber[5]) ihre Stelle gefunden hätten; oder für die langweiligen Redner mit Schüler[6]) von Jena an der Spitze eine weite Halle erbauen mögen; oder endlich wenigstens der völlig Querköpfigen Erwähnung thun sollen, welche sich nie in die Versammlung fanden und ganz vereinzelt alles nur nach ihrem Kopfe machen wollten, also vor allem Grävells[7]) und Kunßbergs.

---

[1]) Sein Bildnis s. Blum 139. Laube charakterisiert ihn I. 302 f. Mohl nimmt in dem Abschnitt „Der Bundestag" Anlaß, sich weiter mit ihm zu beschäftigen.

[2]) Marquard Barth hatte sogar noch das Glück, als Rat am Reichsgericht wirken zu können; vgl. über ihn Biedermann 346.

[3]) Ausführlicher, aber mit ebenso warmer Anerkennung spricht von Theodor Reh Biedermann 373—375.

[4]) Die äußere Erscheinung des Münchener Professors v. Lasaulx schildert Laube I. 301; vgl. auch II. 44 f.

[5]) Auf die Erinnerungen B. Webers aus seiner Frankfurter Zeit haben wir oben S. 33 Anm. 1 hingewiesen.

[6]) „Ein langgewachsener Professor aus Jena, war ein sanfter Mann und vertrat einen sanften Republikanismus nach Heften" (Laube II. 60). Haym I. 231 zählt ihn zu den ehrenwerten Leuten, aber bornierten Politikern, Biedermann 404 tadelt seinen dürren, steifen Kathedervortrag.

[7]) „Die komische Figur in der Versammlung, der unermüdlichste und zugleich

Ich will dies alles aber um so mehr unterlassen, als ich jedenfalls noch einige Worte über die stummen Redner sagen möchte, das heißt über diejenigen, welche öffentlich gar nicht gesprochen haben. So groß die Menge der in der Versammlung auftretenden Redner auch war und so ungemessen oft der Zudrang zur Rednerbühne, so würde man sich doch irren, wenn man mit den Namen derjenigen, welche sich thatsächlich auszeichneten durch die Gabe des Wortes, den ganzen Reichtum an Rednertalenten für erschöpft erachtete. Außer ihnen waren noch Männer in der Versammlung, welche sich alsbald in die erste Reihe der Redner gestellt hätten, wenn sie aufgetreten wären, die aber auch nicht ein einziges Mal die Bühne bestiegen. Teils mochte sie das allerdings nicht selten widrige und beschwerliche Zudrängen zur Erhaltung des Wortes abschrecken, teils fanden sie bei der ohnehin vorhandenen Ueberflutung mit Worten, daß ein Vaterlandsfreund sich kein größeres Verdienst erwerben könne, als durch Schweigen; teils endlich versäumten sie bald nach ihrem Eintritte in die Versammlung, den Rednerstuhl zu besteigen und konnten dann später kein Herz mehr dazu fassen. Bei einigen war auch Schwäche der Stimme, welche die Paulskirche nicht ausgefüllt hätte, das Hindernis. Solche konnte man dann als Redner nur in den Klubs oder Ausschüssen kennen lernen, und es waren wahrlich Männer darunter, deren Nichtauftreten als ein bleibender Verlust zu beklagen war. Ich rechne nach meiner persönlichen Erfahrung hierher namentlich Droysen, Mevissen und Laube.

Droysen gehörte zu den politisch am besten organisierten Köpfen der Versammlung. Am Verfassungsausschusse nahm er den lebendigsten Anteil und führte ein meisterhaftes Protokoll, welches zwar nur einen geringen kanzleimäßigen Anstrich hatte, aber die Verhandlungen auf das unterhaltendste und geistreichste abzeichnete. Außerdem lebte zu allen Stunden und an jedem Orte in dem kleinen, unruhigen Manne kein Gedanke als der einer Ordnung des Vaterlandes; scherzend, aber ernst, strafend oder lobend ging er in der Versammlung, während des Mittagstisches im Klub umher, um zu ermuntern, vorwärts zu bringen, zu bessern und verbessern. Warum er nie als Redner in der Paulskirche aufstand, da er doch sehr gut sprach, kräftig, staatsmännisch, mit bündiger Kürze? [1])

Mevissens will ich an einem andern Orte [2]) ausführlicher Erwähnung

---

langweiligste Antragsteller" — so bezeichnet Biedermann 234 den K. preußischen Geh. Justizrat M. C. Fr. W. Grävell, der uns unten noch als Präsident des Reichsministeriums begegnet. Vgl. über ihn auch Heller 107—109.

[1]) Joh. Gust. Droysen wird ebenso von Laube II. 35—36 charakterisiert. Sein Porträt in „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen I. Nr. 74".

[2]) Der Verfasser kommt auf Gustav v. Mevissen in dem Abschnitt „Das Reichsministerium" zu sprechen.

thun; hier daher nur die Bemerkung, daß ihn wohl nur die Schwäche seiner Stimme abhielt, als Redner aufzutreten.

Mochte Laube wohl eigentlich den Staat nicht zum Gegenstande seines Nachdenkens gemacht haben und auch während der Versammlung durch fremdartige Sorgen und Beschäftigungen nicht wenig in Anspruch genommen sein, so war doch zu bedauern, daß er nur im engeren Kreise, und auch da nicht häufig, das Wort ergriff. Klarer Verstand, Welterfahrung, Abneigung gegen Unform und Roheit machten seine mit Bestimmtheit und fließend ausgedrückten Ansichten sehr beachtenswert. Seine Neigung ging wohl mehr als auf den Lärm der Rednerbühne auf ruhige und feine Beobachtung von Menschen und Begebenheiten um ihn her; das Parlament war für ihn ein spannender Zwischenaufenthalt auf der Lebensreise. Auch mag es sein, daß er glaubte, durch eignes Einmischen in die Debatte die ruhige Beobachtung zu trüben, mit welcher er die Versammlung als einen Gegenstand zu schriftstellerischer Darstellung verfolgte.[1])

Und ebenso waren sicher auch in andern mir weniger bekannten Abteilungen der Versammlung Männer, deren Schweigen als ein Verlust betrachtet werden konnte und deren Fähigkeiten nur den Näherstehenden zu gute kam.

Namentlich möchte ich hier erinnern an Schüler von Zweibrücken, welcher durch Gebrechen am Besteigen des Rednerstuhles verhindert war;[2]) ferner an Czörnigs[3]) und Albrechts[4]) reiches Wissen. Möglicherweise hoffentlich wird bei künftigen Reichsversammlungen sich auch diese Anfangsunvollkommenheit bessern und die Zahl der leeren Schwätzer und langweiligen Zeittöter durch Ernst und Schritt der Amtsgenossen und des ganzen Volkes verringert, dadurch aber den bescheidenen oder zögernden Talenten Raum und Luft gewährt werden.

### 3. Die Präsidenten.

Nicht viele Menschen besitzen die geistigen und körperlichen Eigenschaften, welche der Vorsitzende einer zahlreichen, von Leidenschaften selbst

---

[1]) In Resignation und Schwermut verbrachte Heinrich Laube die neun Monate, in denen er dem Parlament angehörte, wie er selbst in seinen „Erinnerungen 1841 bis 1881" S. 133 berichtet. Vgl. auch unten S. 68—69.

[2]) Friedrich Schüler saß „schweigend auf seinem Platze an einer Säule zunächst des linken Eingangs, seine beiden Krücken neben sich. Diese traurigen Wahrzeichen verkümmerter Kraft und Körperschönheit hat er . . . aus den Freiheitskämpfen und Verfolgungen der dreißiger Jahre davongetragen" (Biedermann 405—406).

[3]) Der schon oben erwähnte Statistiker aus Oesterreich.

[4]) Einer der Göttinger Sieben.

lebhaft bewegten und von vielen unruhigen Zuhörern umgebenen Versammlung haben mußte. Es war daher ein mehr als gewöhnliches Glück, daß die deutsche Nationalversammlung zwei Vorsitzende fand, welche großen Ansprüchen genügten, wenn schon in verschiedener Weise, nämlich Heinrich v. Gagern und Eduard Simson. Beide führten den Vorsitz etwa ein halbes Jahr, von Monat zu Monat wieder ernannt, zum Teile mit höchster Stimmenmehrheit, und beide traten, nur durch äußerliche, unabwendbare Verhältnisse genötigt, nicht nach dem Willen der Versammlung, von ihrem Posten zurück; der eine um den Vorsitz im Reichsministerium zu übernehmen, wozu kein andrer tauglich schien; der andre weil völlig gebrochen in seiner Gesundheit.[1])

Heinrich v. Gagern hat unstreitig auf die Versammlung einen mächtigeren Einfluß geübt, als irgend ein andres Mitglied. Er hat derselben die Haltung in ihrer besseren Zeit gegeben, den Ton angeschlagen, welcher monatelang in ihr fortklang, bis er endlich durch das wüste Geschrei der Roheit und des politischen Fanatismus übertäubt wurde. Es war nicht sowohl die scharfsinnige, unangreifbar richtige Stellung der Fragen, welche ihn auszeichnete, im Gegenteile ließen seine Vorschläge zur Abstimmung manchem Einwande Raum und gaben häufig Veranlassung zu langem und unerquicklichem Streite; es war nicht die unerschütterliche Ruhe und Leidenschaftslosigkeit der Leitung, wodurch er die Versammlung beherrschte, vielmehr war er nicht eben selten heftig und überschritt das Maß der Straf- und Amtsgewalt in loderndem Zorne; er war endlich nicht die verkörperte Unparteilichkeit, denn auch als Vorsitzender ließ er solche, welche er dem Vaterlande für verderblich und für unehrlich erachtete, Abneigung und Verachtung lebhaft fühlen. Gagerns Verdienste und Einwirkungsmittel lagen anders. In ihm traten überwältigend hervor die Großartigkeit der ganzen Erscheinung nach Körper und Seele; der hohe sittliche Ernst, die Gewalt des tönenden Wortes und des strengen Ordnungsrufes, der kühne Entschluß im schwierigen Augenblicke. Die würdige Haltung, das vornehme Wesen, die Festigkeit des Vorsitzenden zierten nicht nur die Versammlung, deren Ausdruck und Verkörperung, deren Vertreter gegen außen er war, sondern diese Tugenden zogen die Versammlung selbst anfänglich in dieselbe Bahn, auf dieselbe Höhe. Nur sehr wenige ganz gemeine Naturen entwanden sich in den schöneren Tagen der Paulskirche diesem Einflusse, und es war nicht nur eine Geschäftsmaßregel, sondern eine sittliche Schande, wen ein Ordnungsruf Heinrich Gagerns traf. Es

---

[1]) Nach dem traurigen Ausgang der Reise der Kaiserdeputation nach Berlin war Simson gemütlich und körperlich aufs tiefste angegriffen (B. v. Simson, Ed. v. Simson, 204).

bedurfte langer Aufreizung und Verwilderung, bis sich der größere Teil einer ganzen Seite des Hauses zu häufigerer und ungezogener Widersetzlichkeit gegen den Vorsitzenden verderben ließ; und auch jetzt noch sprach nicht nur die große Mehrzahl der Versammlung, sondern des gesamten gebildeten Teiles des deutschen Volkes ein vernichtendes Verachtungsurteil aus über besonders „freche Gesellen". Die Gewalt der bedeutenden Persönlichkeit machte sich namentlich auch dadurch fühlbar, daß die Anwesenheit Gagerns auf dem Präsidentenstuhl der Versammlung das Gefühl der Sicherheit, des Schutzes und des Anstandes gab, während eine auch nur augenblickliche Abwesenheit desselben alsbald Unruhe und Haltungslosigkeit hervorrief. — Mit einem Worte, das Wesentliche, das von allen Gefühlte bestand darin, daß Gagern nicht bloß der Vorsitzende, sondern der Erste in der Versammlung war.

Es ist nicht möglich, mit zu großem Lobe von den Präsidialeigenschaften Simsons zu reden. War er auch nicht die gewaltige äußere Erscheinung wie Gagern, so hat doch dem zarter gebauten Manne die freigebige Natur ein schönes Organ, ein ansprechendes, geistreiches Aussehen verliehen.[1]) Er wußte in voller, schwunghafter Rede pathetisch in seinem und im Namen der Versammlung zu reden. Seine eigne, innerlich vielleicht mühsam erkämpfte Ruhe, würdige Höflichkeit und hohe Unparteilichkeit machten eine persönliche Unart gegen ihn oder einen Ungehorsam gegen seine Weisung fast unmöglich. Die Geschäftsbehandlung selbst aber war meisterhaft. Simson kannte nicht nur die Geschäftsordnung durch und durch und wußte sie mit der Sicherheit und Gewandtheit eines tüchtigen Rechtsgelehrten auszulegen, sondern namentlich war sein klarer Scharfsinn in der Fragestellung bewundernswert. Er zerlegte die verwickeltste Masse von Fragen und Anträgen mit leichter Festigkeit in ihre Hauptgruppen, diese in ihre einzelnen Bestandteile. Alle zur Abstimmung gestellten Fragen reihten sich einfach und naturgemäß aneinander, so daß jeder seine Meinung klar aussprechen konnte, und daß der gefaßte Beschluß andre Möglichkeiten wirklich formell ausschloß. Da er bei dieser logischen Zerlegung mit wirklicher Unparteilichkeit verfuhr, und nicht etwa das von ihm oder seinen Meinungsgenossen gewünschte Ergebnis durch künstliche Verschränkung oder gewaltsame Voran- oder Zurückdrängung der Fragen zu erzielen suchte, so war selbst bei den verwickeltsten und wichtigsten Abstimmungen in der Regel die ganze Versammlung alsbald mit dem

---

[1]) Zu den Ausführungen v. Mohls vgl. die eben erwähnte Schrift B. v. Simson, Eduard v. Simson, 94—210. Der Biographie ist das Bildnis beigegeben: „das ausdrucksvolle Profil mit der hohen, etwas zurückfallenden Stirn" u. s. w. (S. 420). „Simson spricht Musik. Seine Rede klingt wie Orgelton, feierlich und voll, pathetisch" (Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben, III. 219).

vorgelegten Plane einverstanden. Es ist unberechenbar, wie viele Zeit und nutzlose Aufregung er der Versammlung dadurch ersparte. Mit größter Besorgnis hatte man Gagern vom Vorsitze zurücktreten sehen. Er schien unersetzlich, und selbst die notwendige Uebernahme des Vorsitzes im Reichsministerium in schwierigster Zeit wurde kaum als ein genügender Grund zur Vornahme eines so unheildrohenden Schrittes betrachtet. Nach wenigen Stunden aber hatte sich die Versammlung zu ihrem freudigen Erstaunen überzeugt, daß sie an Simson einen Vorsitzenden gewonnen hatte, welcher den Verlust vollständig ersetzte, um wenig zu sagen.[1]) Nun, Simson hat diese glänzenden Präsidialeigenschaften später noch vielfach weiter erwiesen und vielleicht ausgebildet. Es ist jetzt (1874) in Deutschland wohl nur eine Stimme darüber, daß er als Vorsitzender im preußischen Landtage, im Zollparlamente und im Reichstage unübertrefflich war und noch ist.

Ich habe im vorstehenden nur der beiden hauptsächlich hervorragenden Vorsitzenden der Versammlung erwähnt. Ungerecht wäre es jedoch, nicht anzuerkennen, daß auch unter den Stellvertretern sich bedeutende Präsidialtalente zeigten, und daß Theodor Reh,[2]) Simsons Nachfolger nach dessen schwerer Erkrankung, mit Geschick und Ehrenhaftigkeit sein Amt versah. Allein eine ins einzelne gehende Schilderung will mir doch überflüssig erscheinen. Keiner dieser Männer hatte wesentlichen Einfluß auf den Ausdruck und auf die Geschicke der Versammlung. Sie waren durch ihre bloße zeitweise und aushelfende Dienstleistung oder durch die Kürze ihrer Amtsführung nicht dazu berufen. Nur mag nicht unerwähnt bleiben, daß Soiron[3]) als Stellvertreter zu vielfacher Anerkennung, aber auch zu heiteren Scherzen sowohl als zu großer Unruhe in der Versammlung Anlaß zu geben wußte. Sein derber, gesunder Menschenverstand fand in der Regel die richtige Fragestellung, mit schneller Entschlossenheit förderte er das Geschäft; allein bei geringerer Haltung, Höflichkeit und Ruhe wußte er die widerstrebenden Bestandteile der Versammlung nicht zu zügeln und zu anständigem Betragen einzuschüchtern. Daher häufiges und widriges Lärmen unter seinem Vorsitze und gegen diesen, so daß am Ende selbst die Freunde zum Entschlusse kamen, ihm einen Nachfolger zu geben.

---

[1]) Im Oktober 1848 wurde Simson zum Vizepräsidenten und im darauffolgenden Dezember zum Präsidenten der deutschen Nationalversammlung gewählt. Wie glücklich die Wahl war, bezeugen außer Mohl auch andre zeitgenössische Berichterstatter, zum Beispiel Laube III. 190—193; Biedermann 278—281; Heller 22—24.

[2]) Vgl. oben S. 59 Anm. 3.

[3]) Alexander v. Soiron spielte schon als Vorsitzender des Fünfzigerausschusses eine hervorragende Rolle. Sein Porträt s. bei Blum 303. Mohl und Biedermann 244—249 stimmen in der Beurteilung Soirons miteinander überein; vgl. auch Heller 73 ff. und Hart 15.

## 4. Die Abteilungen, Ausschüsse und Klubs.

Die Versammlung sollte aus mehr als 600 Mitgliedern bestehen, und es waren ihrer in den ersten Monaten auch thatsächlich zwischen 500—600 anwesend.[1]) Eine so zahlreiche Vereinigung ist unter allen Umständen eine schwerfällige Regierungsmaschine, und wahrlich nicht erleichtert war die Aufgabe, sie in Bewegung zu setzen und zu gedeihlichen Beschlüssen zu führen, durch die gegenseitige Unbekanntschaft der Mitglieder, durch die völlige Neuheit vieler im parlamentarischen Leben, durch den, wenigstens im Augenblicke des Zusammentrittes, noch völligen Mangel an scharf gesonderten großen Parteien, endlich durch die unleugbar vorhandene große Menge von Talenten aller Art. Es schien daher die Herbeiführung einer inneren Gliederung und Ordnung unbedingtes Bedürfnis zu sein.

Dies wurde denn mittels der (von mir entworfenen) Geschäftsordnung[2]) versucht durch die Verlosung der Mitglieder in fünfzehn Abteilungen und durch die von diesen Abteilungen durch eigne Wahl zu bildenden Ausschüsse von fünfzehn oder dreißig Mitgliedern. Der Erfolg war jedoch, die Wahrheit zu gestehen, kein großer.[3])

Entschiedenen Mißerfolg hatten die Abteilungen. Der Zweck, eine nähere persönliche Bekanntschaft im engeren Kreise anzubahnen und durch vertrauliche Vorberatung der in der vollen Versammlung zu behandelnden Angelegenheiten eine Ordnung und Abkürzung der Debatten in der Paulskirche selbst zu bewirken, wurde ganz verfehlt. Die Abteilungen sind fast niemals zu Vorberatungen wirklich benutzt worden; höchstens wurde zuweilen in der einen oder der andern der in Frage stehende Gegenstand so weit besprochen, als nötig war, um die Ansichten der einzelnen Mitglieder zum Behufe der Wahl in einen Ausschuß kennen zu lernen. Und in den letzten Monaten der Versammlung, als die erforderlichen Ausschüsse sämtlich bestellt waren, traten die Abteilungen kaum je mehr zusammen, so daß auch ihre monatliche Erneuerung durch das Los als völlig nutzlose Mühe unterblieb. Niemand hatte Lust, seine besten Gründe vorzeitig den Gegnern zu verraten, und selbst ein Sieg in dem kleinen

---

[1]) Die höchste Zahl von anwesenden Abgeordneten (565) wurde im August erreicht; vgl. oben S. 34 Anm. 1.

[2]) S. oben S. 31.

[3]) Die erste Verlosung der Abgeordneten in 15 Abteilungen wurde in der zweiten Sitzung des Parlaments am 19. Mai 1848 vorgenommen; Mohl erhielt seinen Platz in der neunten Abteilung (Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Herausgegeben von Franz Wigard I. 18 f.). Die zweite Verlosung fand Ende Juni statt, die dritte und letzte Ende Juli (a. a. O. I. 622; II. 1285 f.).

geschlossenen Kreise wäre in gar keinem Verhältnisse gestanden zu einem Erfolge auf der Rednerbühne vor der ganzen Versammlung, vor den Zuhörern und vor Deutschland.

Die Ausschüsse freilich kamen zu stande, da ihnen die ordnungsmäßige Vorbereitung der Geschäfte für das Plenum übertragen war. Auch haben einzelne derselben sehr viel und während langer Zeit gearbeitet, so namentlich der Verfassungsausschuß, andre wenigstens ein reiches Material aufgespeichert. Allein teils zeigte sich bei ihnen bald der allen parlamentarischen Ausschüssen anklebende Nachteil der Verzögerung, wo nicht gänzlichen Liegenlassens der Geschäfte, teils traten sie allmählich in den Hintergrund gegenüber dem Einflusse der Klubs, in welche die wirkliche Vorbereitung der Verhandlungen und Beschlüsse der großen Versammlung mehr und mehr verlegt wurde.

Es ist somit besser, von diesen beiden Organisationsversuchen nicht weiter zu reden, sondern nur die in kurzer Zeit nach Eröffnung des Parlaments entstandenen und sich bald förmlich organisierenden freiwilligen und außeramtlichen Parteiversammlungen ins Auge zu fassen, nämlich die Klubs oder, wie sie diplomatisch auf der Rednerbühne genannt wurden, die „Fraktionen".[1])

Diese Klubs erhielten eine so große Bedeutung und wurden ein so wesentlicher Teil des Lebens der Nationalversammlung, daß sich bald die Presse mit denselben vielfach beschäftigte. Nicht nur ihre Zahl und Benennung, ihre Vereinigungen und Spaltungen in neue selbständige Vereine, ihre Mitglieder und Satzungen wurden in Zeitungen und Büchern aufgeführt, sondern es fanden auch bei einzelnen wichtigen Vorfällen die Verhandlungen in denselben ihren Weg in die Oeffentlichkeit. So konnte jedermann in Deutschland wissen, daß ursprünglich vier verschiedene Klubs waren, gebildet nach den hauptsächlichen politischen Richtungen: der der Linken, also der mehr oder weniger republikanischen Richtung, im Deutschen Hause;[2]) der der linken Mitte, also der liberalen Konstitutionellen, im Württemberger Hofe;[3]) der der konservativen Konstitutionellen, das heißt der rechten Mitte, im Kasino;[4]) der der Konservativen im Steinernen Hause;[5]) daß sich allmählich vom Deutschen Hause eine äußerste Partei abzweigte und im Donnersberg[6]) zusammentrat; der Württemberger Hof einen Teil

---

[1]) Nähere Aufschlüsse über die Parteivereinigungen liefert Biedermann 15 f. und besonders 168 f.; ferner Wichmann, Denkwürdigkeiten ..., 130—133, und Rümelin, Aus der Paulskirche, 119—122; 128 f.

[2]) Vgl. Biedermann 392 f.

[3]) Vgl. a. a. O. 357 f.

[4]) Vgl. a. a. O. 236 f.

[5]) Später Café Milani, vgl. a. a. O. 227.

[6]) Vgl. a. a. O. 392 f.

nach links ausschied in die Westend-Halle,[1]) eine andre nach rechts in den Augsburger Hof;[2]) aus dem Kasino der etwas unbestimmtere, sich mehr links lehnende Landsberg[3]) hervorging. Daß bei großen Hauptfragen, zum Beispiel über Oesterreichs Teilnahme und über die Kaiserwahl, die gewöhnliche Klubeinteilung vorübergehend verlassen und größere Gesamtverbindungen gebildet wurden, wie die der Vereinigten Linken, der Großdeutschen[4]) im Hotel Schröder, der Kaiserlichen im Weidenbusche.[5])

Diese Parteiversammlungen waren denn in der That ein sehr hervorragender Teil des politischen Lebens in Frankfurt, bedeutend für gute, aber freilich auch für schlimme Folgen. Ein Klub gewährte das Zusammensein mit politisch Gleichgesinnten, von denen manche wirkliche Freunde wurden; eine lebendige Beratung aller wichtigen Fragen, einen alsbaldigen Entschluß und in nächster Folge vielleicht einen Erfolg in der vollen Versammlung. Es war zwar zuweilen etwas viel, auf die lange, lange Sitzung in der Kirche, auf die anstrengende Beratung in einem Ausschusse oder im Ministerium noch bis Mitternacht und darüber wieder politischen Erörterungen folgen zu sollen; allein es geschah in lässigerer Form und Haltung,[6]) unter lauter freundlich gesinnten Männern, in der Regel bei Speise und Trank, wenigstens mit dem Troste der Zigarre. So konnte es von allen wenigstens ertragen werden; für die amtlich weniger Beschäftigten war es der ansprechendste und vielleicht auch wichtigste Teil ihrer Thätigkeit. Auf der andern Seite waren freilich auch nicht geringe Nachteile unverkennbar. Ich spreche von diesen weiter unten.[7])

Die Formen des Zusammenseins waren in den einzelnen Klubs etwas verschieden, namentlich je nachdem es an sich möglich und nach den Satzungen des Vereins gestattet war, in dem Beratungszimmer und während der Verhandlung sich Speisen und Getränke reichen zu lassen. Allein darin waren alle übereinstimmend, daß eine regelmäßige Beratung unter einem Vorsitzenden stattfand; daß befreundete Klubs mit dem Ergebnisse der Beschlüsse durch Abordnungen in Kenntnis gesetzt und dieselben zum Beitritte eingeladen wurden; endlich daß besonders wichtige Gegenstände zu „Parteifragen" gemacht wurden, so daß es keinem Mitgliede der Gesellschaft freistand, nach eignem Gutdünken zu stimmen, sondern jeder sich der Ansicht der Mehrheit zu fügen oder alsbald aus dem Klub auszuscheiden hatte.

---

[1]) Vgl. a. a. O. 375 f.
[2]) Vgl. a. a. O. 319 f.
[3]) Vgl. a. a. O. 309 f.
[4]) Vgl. a. a. O. 174 f.
[5]) Vgl. a. a. O. 100 f.
[6]) „Je mehr nach links, um so laxer wurden die Formen" (Wichmann a. a. O. 130).
[7]) Vgl. S. 72.

Nehme man zur Verdeutlichung eine Sitzung des Augsburger Hofes, also einer der Fraktionen der Mitte, bestehend etwa aus 40—50 Mitgliedern, über diese Zahl hinaus aber geachtet und einflußreich durch die unleugbare staatsmännische Begabung vieler seiner Mitglieder.[1])

In einem kaum acht Fuß breiten Winkelgäßchen[2]) im ältesten Stadtteile von Frankfurt steht ein Gasthaus sechsten, siebenten Ranges, dessen Entdeckung dem mit der Beschaffung eines Versammlungsortes beauftragten Mitgliede in der That alle Ehre machte und das wohl kaum einer der übrigen Genossen jemals bei Tage sah oder gar betrat. Hierher suchten in einer Dezembernacht gegen neun Uhr durch knietiefe Schnee- und Schmutzmassen einige Dutzende von Männern aus allen Gegenden Deutschlands ihren Weg; selbst eine aristokratische Droschke wagt, auf die Gefahr hin, zwischen den gegenüberstehenden Häusern stecken zu bleiben, in das Gäßchen einzudringen; sie bringt einen Teil des Reichsministeriums, den Justizminister und zwei Unterstaatssekretäre,[3]) aus einer Sitzung in den vergoldeten und mit Gobelins behängten Sälen des Taxisschen Palastes zur Zusammenkunft in diese Rauchkammer, als deren bester Schmuck ein Sechskreuzerbilderbogen mit der berühmten Geschichte von Napoleon und dem Röhrle[4]) von Häfner-Neuhausen prangt.

Die Versammlung ist vollzählig, denn es handelt sich um die Besprechung eines wichtigen, am nächsten Morgen in der Paulskirche bevorstehenden Antrages, von welchem Kunde geworden ist. So setzen sich denn allmählich an den zwei auf beiden Seiten mit Stühlen versehenen Tischen, welche der Länge nach durch den kleinen, niedrigen Saal laufen, manche der bekanntesten Mitglieder des Reichstages. Da sind denn unter andern: Rießer, quem pectus dissertissimum facit; Biedermann, den man, in Erinnerung an seine Thätigkeit in Sachsen und in der Paulskirche, ohne Verwunderung an der Spitze der Parteiangelegenheiten sieht; dessen Schwager Koch, der Bürgermeister Leipzigs, ein ernster, entschlossener, tüchtiger Mann, welchem die Leitung einer so bedeutenden Stadt mit Ruhe anvertraut werden konnte; ein andrer berühmter Leipziger, Heinrich Laube, nach Farbe, Haltung und Schweigsamkeit fast ein Orientale, aber im Innern der lebendigste europäische Geist von umfassender, auch

---

[1]) Außer Mohl verdanken wir auch Laube (Erinnerungen 130—133) eine sehr anziehende Schilderung des im Augsburger Hof tagenden Klubs; vgl. ferner Stenzel a. a. O. 409. Eine Liste der Mitglieder findet sich bei Heller a. a. O. 35—36, der mit diesen Parlamentariern verkehrte.

[2]) Vogelgesanggasse am Trierschen Platze.

[3]) Robert v. Mohl, Fallati und Wiedenmann.

[4]) Der Sage nach ein Soldat des von König Friedrich von Württemberg dem Kaiser Napoleon gestellten Hilfscorps, von diesem durch eine derbe Anrede ausgezeichnet, die zum geflügelten Wort in Schwaben geworden ist.

staatsmännischer Bildung und Richtung, höchst beredt, aber niemals auftretend als hier im Klub;[1]) der Schleswiger Beseler, der Gestalt nach ein blonder Gagern, schweigsam bis die Reihe an ihn kommt, dann aber mit staatsmännischer Gedankenfülle und in ruhiger Kraft seine Ansicht ausführlich entwickelnd, das gesetz- und ordnungsliebende Haupt einer aufständischen Regierung; dessen Landsmann Francke, ein feiner, vielerfahrener Weltmann, voll Verstand, allein dem das Organ und die Lebendigkeit des öffentlichen Redners versagt sind; Wurm, von welchem schon gesprochen ist; ein andrer Württemberger, Rümelin, wie Wurm ursprünglich Theolog, allein nicht wie dieser seit vollendeter Studienzeit außerhalb Schwabens, einer der klarsten Köpfe in der Versammlung, der mit ruhiger Unerschrockenheit täglich der giftigen Wühlerei und der von ihr verhetzten spießbürgerlichen Kurzsichtigkeit in seinem Vaterlande entgegentrat,[2]) unbekümmert um den dadurch erweckten tödlichen Haß; von den Bayern nur wenige, aber darunter bedeutende Menschen, so zum Beispiel Barth aus Kaufbeuren, der beste Advokat weit in der Runde, einer der eifrigsten Anhänger und der besten Sprecher für die Bayern so verhaßte Erbkaiserwürde Preußens, überhaupt kein Bayer in seiner Bildung; der Theologe Stahl[3]) aus Erlangen, ein glänzender, scharf denkender, schlagfertiger Redner; Hans Raumer, der allgemeine Liebling, jung,[4]) ehrlich, eifrigst, zu jeder Aufopferung fähig, wie sein späterer Eintritt als freiwilliger holsteinischer Jäger zeigt; dann aber der köstliche Kraftmensch Zerzog[5]) aus Regensburg, die verkörperte Unabhängigkeit gegen Oben und Unten, der Fleisch gewordene, gesunde und durchschlagende Menschenverstand, in Rede und Schrift von klassischer Derbheit, aber mit Gedanken uud Wendungen, welche an Jean Paul oder Shakespeare erinnern, im Aeußern fast ein Wilder, dem Wesen nach gebildet und unterrichtet.

---

[1]) Laube befand sich, als der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich innerhalb der Versammlung immer schärfer wurde, in einem niederdrückenden Konflikt. Er war Vertreter eines österreichischen Wahlbezirks und gehörte doch nach seiner Ueberzeugung zu den Erbkaiserlichen (Biedermann 355—356). Vgl. oben S. 61.

[2]) Die Rede, welche Gustav Rümelin am 22. Januar 1849 für das erbliche Kaisertum hielt und die zu dem Besten gehört, was in dieser Frage gesprochen, hat er aufgenommen in seine „Reden und Aufsätze I. 177 f.". Auf seine Landsleute wirkte er durch fortlaufende Berichte an den Schwäbischen Merkur, die (vgl. oben S. 33 Anm. 1) gesammelt vorliegen unter dem Titel „Aus der Paulskirche ... Stuttgart 1892".

[3]) Wilhelm Stahl, Professor der Nationalökonomie in Erlangen.

[4]) Geboren 1820. — Laube III. 24 f. feiert das Andenken des von Idealen erfüllten Mannes in ergreifenden Worten; vgl. auch Biedermann 346—349.

[5]) Adolf v. Zerzog aus Regensburg erfreute sich einer besonderen Popularität und fehlt in keiner Sammlung von Skizzen aus der Paulskirche, vgl. Wichmann 91 und 522—526; Laube III. 20—24; Biedermann 349—352; Heller 126—134.

Noch weniger sind aus Oesterreich, unter diesen aber solche, welche weit über der Durchschnittslinie ihrer nach Frankfurt entsendeten Landsleute stehen, so namentlich der junge liebenswürdige Arneth, ein Beamter in der Wiener Staatskanzlei,[1] und der in altdeutschen Geschichten und Rechten wohlbewanderte Rößler[2]) aus Wien, der Heimat und Lebensaussichten seiner Ueberzeugung von der Notwendigkeit und Berechtigung eines deutschen Bundesstaates zum Opfer bringt. Außerdem finden sich noch der biedere Stenzel,[3] der Geschichtschreiber und Urkundenhort Schlesiens, der an Körper und Geist kräftige Mecklenburger Sprengel, Schierenberg aus Detmold, Leverkus aus Oldenburg, einige Hanseaten, Männer vom Rhein und so weiter.

In den ersten Minuten bietet die Versammlung das gewöhnliche Bild einer süddeutschen Wirtshausgesellschaft dar. Man setzt sich, wählt aus der sehr bescheidenen Speisekarte ein Nachtessen, läßt sich von den bayrischen Freunden ein Gutachten über das heutige Bier stellen, erzählt die neuesten boshaften Einfälle Detmolds, oder hält auch wohl, der Verhandlung vorgreifend, eine heftige Winkelbesprechung. Da ertönt die Glocke des Vorsitzenden; es wird ruhig; die Zigarren kommen in Brand, den Kellnern werden noch schleunigst verspätete Befehle zugeherrscht. Biedermann, als Geschäftsleiter, trägt den Gegenstand kurz vor, der in der morgenden Sitzung beabsichtigte Antrag wird langsam zum Behufe des Niederschreibens verlesen, und nun eröffnet sich die Beratung, in regelmäßiger Abwechslung der „Für" und „Gegen" Sprechenden. Die Reden sind natürlich einfacher und schmuckloser als in der Paulskirche. Es sind ja keine Zuhörer, Zuhörerinnen und Zeitungsberichterstatter anwesend; sie sind kürzer, da die sämtlichen Mitglieder der Versammlung auf demselben politischen Standpunkte stehen, somit es weder eines Beweises der Vordersätze, noch einer Bekämpfung ganz fremdartiger Gedanken und feindlicher Pläne bedarf: sie sind aber deshalb nicht weniger warm oder durchdacht. Die Mitglieder des Ministeriums Mohl, Wiedenmann und Fallati geben Aufschluß über den Stand der auf die Frage sich beziehenden Angelegenheiten; offener als auf der Rednerbühne, doch immer mit Vorsicht, da natürlich von Bewahrung eines Geheimnisses nicht

---

[1] Die Erinnerungen an seine in Frankfurt 1848 und 1849 verlebte Zeit hat Alfred v. Arneth in „Aus meinem Leben" I. 207—271 niedergelegt.

[2] Emil Franz Rößler, geb. zu Brüx, Dozent in Prag, dann in Wien, hat sich bekannt gemacht durch seine „Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren I. 2". Er starb 1863 (vgl. Allgem. dtsch. Biogr. XXIX. 264—266).

[3] Den Abgeordneten Stenzel lernt man kennen und verehren auf Grund seiner in der oben erwähnten Biographie 375—430 auszugsweise mitgeteilten Frankfurter Briefe.

die Rede wäre bei so zahlreichen Vertrauten. Manchmal tauchen unregelmäßige Gelüste nach Zwischenreden auf, werden aber vom Vorsitzenden schnell niedergeschlagen; oder es ist ein contrebandes Flüstern mit dem Wirte zu rügen; auch wird wohl dem einen oder andern des Sitzens zu viel, und er sucht ein Steheplätzchen in einem Winkel, wo nicht gar in der Mitte. Im ganzen aber ist große Ruhe und Aufmerksamkeit, und die Verhandlung bietet ein sehr befriedigendes Beispiel anständigen, kenntnis- und geistreichen, ernsten und ehrlichen Meinungsaustausches dar. Jeder, der sich zum Worte gemeldet hatte, ist gehört worden, und es muß nun zur Abstimmung geschritten werden. Vor allem wird durch Handwehr entschieden, daß es Parteifrage sei, also der Klub wie ein Mann stimmen werde; und nun soll es an die Abstimmung über die einzelnen Fragen gehen, als der Ruf ertönt: „Eine Deputation!“ Der Vorstand und die an auffallenderen Plätzen Sitzenden erheben sich grüßend, und es treten allmählich aus der dichten Tabakwolke, welche das Zimmer, unparlamentarisch genug, erfüllt, zwei wohlbekannte Mitglieder des Kasinos hervor, welche in kurzen, höflichen Worten die Mitteilung machen, daß man sich im Kasino mit bevorstehender Frage beschäftigt habe, zu diesem oder jenem Beschlusse gekommen sei und nun sehr wünsche, daß die im Augsburger Hofe vereinigten Herren auch dieselbe Meinung teilen möchten. Ebenso lakonisch und artig wird hierauf von dem Vorsteher geantwortet: man sei soeben in der Beratung begriffen, werde sich beeilen, das Ergebnis in das Kasino gelangen zu lassen und bitte, dort bis zu dem Eintreffen dieser Nachricht versammelt zu bleiben. Hierauf entfernen sich die Gesandten, und die Abstimmung nimmt ihren Fortgang.

Ist endlich alles bereinigt — es kann halb elf Uhr geworden sein —, so werden noch auf Vorschlag des Vorsitzenden diejenigen zwei Redner für die morgende Beratung bezeichnet, welche als Vertreter der Ansicht des Augsburger Hofes aufzutreten haben (natürlich ohne Beeinträchtigung andrer Mitglieder, welche sich auch noch zum Wort melden möchten); und nun entsteht noch die Frage, wer den näher stehenden Klubs die Mitteilung von den gefaßten Beschlüssen machen wolle? Es melden sich Freiwillige für das Kasino, für den Landsberg; etwas langsamer für den Württemberger Hof. Die Frage, ob auch der Westendhalle eine Abordnung zuzusenden sei, wird, weil es doch zu nichts führen würde, verneint. Die freiwilligen Botschafter nehmen Mäntel und Pelzmützen und treten den weiten, kalten Weg an. Die übrigen werden vom Vorsitzenden dringend ermahnt, doch ja die Rückkunft der Deputation zu erwarten, weil vielleicht noch etwas zu beschließen sei; allein die Geduld und der Gehorsam haben ihre Grenze, alles drängt der halsbrechenden Wendeltreppe zu; man wird es ja schon morgen in der Kirche hören, was in

den andern Klubs beschlossen ist. Ob nun Biedermann allein zurückblieb, die Rückkehr der Tauben mit dem Oelzweige erwartend, und ob diese selbst wieder kamen oder sich etwa zu einem späten Fluge in die noch gedrängt vollen, behaglichen Räume des Englischen Hofes pflichtwidrig verleiten ließen, dies bleibt Präsidialgeheimnis.

Hat nun aber nicht, wie wohl behauptet worden ist, diese Spaltung der Reichsversammlung in geschlossene Vereine von Meinungsgenossen im ganzen mehr geschadet als genützt? Sollte es sich als wünschenswert herausgestellt haben, daß künftige ähnliche Versammlungen sich nicht wieder auf dieselbe Weise organisieren?

Unzweifelhaft haben die Klubs ihre Nachteile gehabt. Zunächst ist nicht zu leugnen, daß die Unfreiheit, welche für die Minderheiten dann entstand, wenn eine Sache für Parteifrage erklärt wurde, etwas Drückendes und Unnatürliches hatte und daß manches Gewissen dadurch beschwert wurde. Sodann fand wohl zuweilen ein guter Vorschlag, welcher wohl in der öffentlichen Versammlung gemacht wurde, nach bereits geschlossenen Vorberatungen in den Klubs und nachdem diese unter sich ihre Verabredungen getroffen hatten, die verdiente Berücksichtigung nicht mehr. Endlich und hauptsächlich ist einzuräumen, daß die Zersplitterung in zahlreiche Abteilungen und Unterabteilungen der Bildung großer einheitlicher Parteien im Wege steht, namentlich in Deutschland, wo die Neigung zur Absonderung und zu eigensinnigem Festhalten ganz subjektiver Standpunkte ohnedem im Blute steckt. Solche große und regierungsfähige Parteien sind aber die Grundlage und Bedingung eines regelmäßigen parlamentarischen Lebens. Dies sind schlimme Dinge; allein es ist nur mit der Anerkennung des Uebels noch nicht gesagt, daß in diesen Anfängen eines größeren politischen Lebens anders hätte verfahren werden können. Für die Bildung bloß zwei großer Parteien war man, und zwar nicht etwa bloß die Abgeordneten persönlich, sondern die ganze Nation, noch nicht reif. Wenn einmal das staatliche Leben in Deutschland eine feste Grundlage erhalten hat; wenn sich also die Fragen, um deren Entscheidung gestritten wird, zu jeder Zeit auf nur wenige beschränken, über diese aber die Parteien von vornherein eine bestimmte Meinung haben; mit einem Worte, wenn wir Deutsche in unsrer politischen Entwicklung so weit gekommen sein werden als die Engländer und Nordamerikaner: dann wird allerdings die Bildung von vorberatenden Klubs nicht mehr notwendig sein. Allein in Frankfurt konnten wir dieselben nicht wohl entbehren, wenn nicht alles auf den Zufall gestellt werden, das Chaos von Meinungsverschiedenheiten, die Flut von Anträgen und Verbesserungsvorschlägen, der Mangel an Parteigehorsam ganz ins Ueberschwengliche gehen sollte. Der Versuch, die Vorberatung in den Abteilungen

vorzunehmen, hatte fehlgeschlagen. So wie die Klubs im ersten Parlamente aus einem allgemeinen Bedürfnisse entstanden, so werden sie sich wohl auch bei den jetzigen Reichstagen zunächst wieder bilden, seien ihre Nachteile auch noch so entschieden. Sie sind ein Zwischenzustand, als ein solcher eine Unfertigkeit, allein zunächst nicht zu entbehren.

### 5. Das Reichsministerium.

Meine Beteiligung bei der wunderbaren politischen Schöpfung, welche man das Reichsministerium nennt, und welche in ihren Ansprüchen einerseits und ihrer materiellen Nichtigkeit andrerseits wohl ohne Beispiel in der Geschichte sein möchte, rechtfertigt wohl, wenn ich ausführlicher von den einschlagenden Personen und Zuständen rede.

Nach längeren Unterhandlungen und verschiedenem Wechsel der angetragenen Stellungen und gewünschten Personen wurde das erste Reichsministerium in den ersten Tagen des August schließlich gebildet. Es erlitt drei Veränderungen bis in den Mai 1849, welche übrigens den Charakter desselben, nämlich die Vertretung der verschiedenen Abteilungen der Mitte in der Nationalversammlung, nicht wesentlich berührten. Die erste Gestaltung war nachstehende:

Der Fürst von Leiningen führte den Vorsitz ohne Portefeuille; das Aeußere hatte Heckscher; Schmerling das Innere; Peucker den Krieg; ich die Justiz; Duckwitz den Handel; Beckerath die Finanzen. Unterstaatssekretäre waren: im Ministerium des Aeußern Max Gagern und Biegeleben; in dem des Innern Würth und Bassermann; bei der Justiz Wiedenmann; beim Handel Fallati und Mevissen; bei den Finanzen Mathy. Im Kriegsministerium war kein Unterstaatssekretär. — Mit Ausnahme des Fürsten Leiningen, der Minister Peucker und Duckwitz und des Unterstaatssekretärs Biegeleben waren sämtliche Mitglieder der Mitte der Versammlung entnommen, und zwar ich, Fallati und Wiedenmann der linken Mitte (damals dem Württemberger Hof), die übrigen der rechten Abteilung (dem Kasino).

Bei der Wiederübernahme des Ministeriums am 17. September nach den Stürmen wegen des Malmöer Waffenstillstandes traten Fürst Leiningen, Heckscher und Mevissen nicht wieder ein, und Schmerling führte von nun an den Vorsitz, nicht sowohl durch ausdrückliche Ernennung des Reichsverwesers, als durch Beschluß der Amtsgenossen. Die nicht wieder Eintretenden wurden nicht ersetzt, da sich trotz mannigfacher Bemühungen keine passenden Wahlen darboten; und so übernahm Schmerling auch das Aeußere vorsorglich.

Anfänglich führte er auch das allmählich sich gestaltende Marineministerium, trat es aber später an Duckwitz ab, der es auch, widerstrebend

genug, bis zum Austritte des gesamten Ministeriums im Mai 1849 behalten mußte.

Nach Schmerlings Austritt (welchem sich auch Würth anschloß) trat H. Gagern als Mnisterpräsident ein mit Uebernahme des Ministeriums des Aeußern und vorsorglicher Führung des Innern. In dieser Gestaltung bestand also der Ministerrat aus elf Mitgliedern.

In der Mitte Mai 1849 trat das antiparlamentäre und an sich fabelhafte Ministerium Grävell-Jochmus-Detmold an die Stelle der bisher genannten Männer. Seine Mitglieder sowohl als Handlungen fallen nicht in den Bereich der gegenwärtigen Aufzeichnungen; wohl aber mögen einige Bemerkungen an der Stelle sein über die Persönlichkeiten und über die äußere Geschäftsführung jener früheren Reichsminister. Sie standen lange genug vor Deutschland, haben bedeutend genug auf dessen Schicksale eingewirkt, sind oft genug falsch beurteilt worden, um das Recht einer genaueren Kenntnis in Anspruch nehmen zu dürfen.

Zuerst einiges über Einrichtungen und Gesamtzustände.

Es ist bei den Anforderungen an das Reichsministerium nicht immer beachtet worden, daß kaum je ein Ministerium in gleichem Maße ganz von vorne an, gleichsam mit nichts, beginnen mußte. Als es gebildet war und nun vor der Nationalversammlung, vor dem ganzen Volke auftreten, Beweise seiner Thätigkeit geben, Deutschland mit einem Male einen regierenden Mittelpunkt fühlbar machen sollte, hatte es gar keine, aber auch gar keine Mittel irgend einer Art. Man setzte sich zwar mit ziemlich revolutionärer Gewaltthätigkeit in dem vom Bundestage verlassenen Taxisschen Palais fest, teilte die leeren Zimmer unter sich aus; in diesen fanden sich keine Beamten, keine Schreiber, kein Diener, kein Geräte außer einigen verblichenen Prachtstücken. Von bereitliegenden Vorarbeiten natürlich keine Spur, in den leeren Schränken nicht ein Aktenstück; über die von allen Seiten zuströmenden Anfragen, Beschwerden, Hilfegesuche kein Bericht, nicht einmal eine bestimmte und anerkannte Verbindungsart mit den Regierungen, kein Gedanke an irgend einen Berichterstatter oder gar Geschäftsträger im Auslande. Nichts war organisiert außer der Kanzlei des Kriegsministers, welcher die Bundesmilitärkommission kurzerhand als Erbschaft angetreten hatte. Und auch die allmähliche Einrichtung war nur sehr schwierig und langsam zu beschaffen; die Minister mußten entweder unter Hindernissen und Zögerungen sich tüchtige Beamte von den einzelnen Staaten lehnungsweise erbitten oder junge unerfahrene Männer auf gut Glück annehmen. Konnten sie doch in dem provisorischen Zustande und für denselben nicht einmal eine feste Anstellung versprechen oder eine sichere Aussicht eröffnen. Zu allem dem aber kamen noch die fast täglichen anstrengenden Sitzungen der Nationalversammlung, die unvermeidliche Not-

wendigkeit, die Klubsitzungen nicht ganz zu vernachlässigen, wodurch die Zeit der Minister und der Unterstaatssekretäre über die Gebühr in Anspruch genommen wurde. — Kein Billiger wird leugnen, daß die unter so ungünstigen Verhältnissen in allen Ministerien sich bald entfaltende und in Ergebnissen an den Tag tretende Thätigkeit ein Beweis von frischem guten Mute und von Geisteskraft war. Und hätten die Umstände einen längeren Bestand des Ministeriums gestattet, hätte wenigstens die Nationalversammlung nicht fast täglich mit überflüssigen Interpellationen und kindischen dringlichen Anträgen störend in den regelmäßigen Geschäftsbetrieb eingegriffen, so würde noch weit mehr haben zu Tage gebracht werden können, denn noch sehr vieles lag bei dem Ende des Parlaments und also auch des Reichsministeriums vorbereitet, was in so unruhiger Zeit nicht einzubringen war. So waren namentlich im Handelsministerium, bei der Marineabteilung, aber auch im Justizministerium viele wichtige Gesetzentwürfe und andre Arbeiten vollständig ausgearbeitet.

Die Stellung der Unterstaatssekretäre und deren große Anzahl im Ministerium ist vielfach getadelt worden. An sich nicht mit Unrecht; allein beides war ein Erzeugnis politischer Notwendigkeit. Bei der ersten Bildung des Ministeriums ward die Uebertragung des Krieges an den General von Peucker und des Handels an den Bremer Duckwitz als unvermeidlich angesehen, obgleich beide nicht in der Versammlung saßen. Ebenso schien die Erwerbung des Fürsten von Leiningen für die neue, erst zur Anerkennung und Geltung zu bringende Gewalt im höchsten Grade wünschenswert. Jene beiden waren nämlich Männer vom Fache und als sehr gewandte Geschäftsleiter bekannt, überdies Peucker als Preuße sehr erwünscht, Duckwitz als einzig möglicher Vermittler zwischen den Freihandelsleuten des Nordens und den Schutzzöllnern des Südens angesehen. Leiningen aber hatte einerseits einen guten Klang im Volke, da er sich vielfach und kräftig für die Parlamentsgewalt aussprach und in seinen bisherigen staatlichen Stellungen für bemerkenswert freisinnig galt; andrerseits aber war er der Halbbruder der Königin von England [1]) und der persönlich Befreundete aller deutschen Fürsten, ein treffliches Organ bei den Regierungen. Um nun aber dem Ministerium den nötigen Halt in der Versammlung zu geben, um in demselben eine größere Anzahl von anerkannten politischen Kräften zu vereinigen, endlich um den Parteiverhältnissen Rechnung zu tragen, war entweder eine größere Anzahl von Ministerien zu schaffen oder mußten Unterstaatssekretäre mit Sitz und Stimme in den Ministerrat berufen werden. Da nun jenes Mittel in offenbarem Mißverhältnisse zu

---

[1]) Die Mutter des Fürsten, Maria Luise Viktorie, war in zweiter Ehe mit dem Herzog von Kent vermählt; dieser Ehe ist Königin Viktoria entsprossen.

der vorderhand in Aussicht stehenden Geschäftenmenge war, so wurde letzteres gewählt. Im übrigen soll, wie gesagt, nicht geleugnet werden, daß die Einrichtung ihre Schattenseiten hatte, wie zum Beispiel die nicht immer richtige Stellung der Minister zu den Unterstaatssekretären; die Beratung in einem allzu zahlreichen Kollegium; namentlich aber das Abreißen aller Bekanntschaft mit den Geschäften bei einem Rücktritte des Ministeriums, an welchem sich natürlich die Unterstaatssekretäre auch beteiligen mußten, da sie Mitglieder des geschlagenen Kabinetts waren. [1])

Das Ministerium war in doppelter Beziehung ein Koalitionsministerium. Einmal, insofern es aus den beiden Teilen der großen Mittelpartei der Versammlung zusammengesetzt war, welche namentlich zur Zeit seiner Bildung in manchen Fragen ziemlich weit auseinandergingen. Zweitens aber, weil bei der Zusammensetzung auch wesentlich Rücksicht auf die verschiedenen Volksstämme Deutschlands genommen war. Die Folgen einer solchen innerlich ungleichartigen Mischung blieben nicht aus. Im Anfange waren es mehr die Abweichungen in den Grundansichten über das öffentliche Recht und über die deutsche Politik, welche zu hartnäckigen und zeitraubenden Verhandlungen im Ministerrate Anlaß gaben; später traten, als sich jene Ungleichheiten allmählich mehr ausgeglichen, die einen sich etwas mehr links, die andern etwas weiter rechts gewendet hatten, die landsmannschaftlichen Verschiedenheiten mehr hervor. Teils blieb es immer bemerkbar, ob ein Mitglied seine Staatsanschauungen und Gewohnheiten in einem kleinen oder einem großen Lande gewonnen hatte, und ob, was hiermit auf das engste zusammenhing, das besondere Vaterland bei Herstellung einer starken und vielregierenden Reichsgewalt lediglich gewann oder auch derselben bedeutende Opfer zu bringen hatte. Teils mußte sich natürlich die schiefe und allmählich feindselig werdende Stellung Oesterreichs, das Selbstgefühl Preußens nach Ueberwindung seiner anfänglichen Schwäche selbst unbewußt in den Angehörigen dieser Staaten bemerkbar machen. Teils endlich war die Besorgnis vor Republik und das Bedürfnis einer Abwendung derselben auch um großen Preis in den Süddeutschen lebendiger als in den Norddeutschen; umgekehrt die Schätzung der Nachteile des Dänenkrieges diesen näher gelegt. Trat auch nach dem Ausscheiden der Oesterreicher in Beziehung zu deren Vaterland größere Einheit ein, so brachten in den letzten Tagen des Ministeriums Gagern die Schritte Preußens gegen das Verfassungswerk und die offene Fehde zwischen der Nationalversammlung und dem Berliner Kabinette wieder eine

---

[1]) Fallati schildert in einem Briefe vom 5. November (a. a. O. 25—26) das Verhältnis der Unterstaatssekretäre zu den Reichsministern; er meint, man könne sie am besten als Nebenminister bezeichnen.

größere Meinungsverschiedenheit als je in den Ministerrat. Es führte dieselbe zu Beckeraths Austritt, dieser zu einer höchst peinlichen Stellung Peuckers. — Im übrigen darf doch diesem Mangel an völliger Gleichartigkeit kein größeres Gewicht beigelegt werden, als sie wirklich verdiente. In den meisten Fragen war Einheit der Ansicht, weil Uebereinstimmung im Zwecke, und niemals führten verschiedene Gewohnheiten und Anschauungen zu einem unter Amtsgenossen und Männern von Bildung unpassenden Auftreten. Die Notwendigkeit der doppelten Koalition war kein Vorteil für das Ministerium und somit für die öffentliche Sache; allein man hätte sich nicht wundern dürfen, wenn sie noch weit entschiedener und schädlicher hervorgetreten wäre. Ich wenigstens habe die Ueberzeugung aus der gemachten Erfahrung gezogen, daß, wenn Deutschland je eine gemeinschaftliche Regierung mit bestimmten Rechten und Pflichten, folglich mit unzweifelhaften Verhältnissen zum einzelnen Bundesstaate, beschieden sein wird, der Stammesunterschied der dann an die Spitze zu berufenden Männer keineswegs ein nennenswertes Hindernis sein wird; wobei die dann eintretenden Wirkungen einer gemeinschaftlichen Schule im Reichstage und in untergeordneten Stellen nicht einmal in Anschlag zu bringen wären.

Häufig ist die Bemerkung von Beobachtern der Frankfurter Zustände gemacht worden, daß die Mitglieder der Nationalversammlung in dem einen Jahre unbegreiflich schnell alterten. Manches dunkle Haar bleichte vor der Zeit, und die tiefen Furchen auf Stirn und Wangen blieben unvertilgbare Beweise von unerträglicher Aufregung und übermäßiger Arbeit. Viele klagten über Abnahme des Gedächtnisses, über erschwerten Gebrauch der höheren Geisteskräfte. Bei niemand trat dies aber so auffallend hervor, als bei den meisten Mitgliedern des Ministeriums. Und wie mochte dies anders sein? Die Sorge um das Vaterland, die Entrüstnng über die mutwillige und wahnsinnige Zerstörung seiner Hoffnungen, der Kummer über das Versinken in einen unabsehbaren Abgrund; sodann die körperliche Anstrengung der langen Sitzungen in schlechter Luft, das nie abreißende Brüten über denselben Gedanken teilten sie mit allen. Für sie aber kamen noch dazu die fast täglichen und oft vielstündigen Sitzungen des Ministerrates, der oft schon am frühen Morgen vor dem Beginne in der Paulskirche, alsbald nach dem Schluß oder wenigstens wieder abends bis tief in die Nacht zusammentreten mußte. Für sie waren die schweren Erwägungen der ungeheuren Verantwortlichkeit, der maßlosen Anforderungen bei gänzlichem Mangel eigner, großer Unzureichenheit der erborgten, um nicht zu sagen, erbettelten Mittel. Für sie die täglichen ungerechten Angriffe, Verdächtigungen und Verleumdungen, die Forderung, unmögliche Beschlüsse der Versammlung zu vollziehen, die Drohbriefe, die Zusendungen von Schmähreden, die zum Hasse und zum Morde auffordernden Straßen-

anschläge. Für sie eine Beschäftigung mit nie abreißenden Schwierigkeiten, und nur mit solchen. Kaum war ein Berg überstiegen, so stand man an einem noch steileren. Man denke zum Beispiel an die wenigen Wochen, in welchen sich der Malmöer Waffenstillstand, der Septemberaufstand, die Belagerung Wiens und Blums Hinrichtung, das Ministerium Brandenburg, das Programm von Kremsier, die Auflehnung der eignen Partei gegen Schmerling und so weiter aufeinander folgten. Und es war nicht nur eine grausame, sondern auch eine unrichtige Rede, wenn man ihnen zurief: „Dazu wart ihr Minister; andern Ministerien geht es auch nicht besser!" Eben darin lag ja das Aufreibende und trostlos Unerquickliche, daß diese Reichsminister nicht wie andre Minister sich von den Verlegenheiten und Schwierigkeiten wieder erholen konnten an dem Gedeihen ihrer sonstigen Pläne, an der Leitung eines wohleingerichteten Organismus, an der Beförderung verdienter Männer, der Vervollkommnung von Anstalten. Alle solche Beschäftigungen hatten sie nicht; sie waren lediglich die Personifikation eines falschen Gedankens, nämlich einer Regierung ohne Macht, die Zielscheibe eines in seiner Unerfahrenheit Unmögliches verlangenden Eifers oder einer bewußten Bosheit, welcher sie im Wege standen durch Aufrechterhaltung des letzten Restes von Gesetz und Ordnung in Deutschland. — Sage ich aber dieses, um Mitleiden für die Männer zu erbitten, welche die schwierige Stelle eingenommen hatten? Sicherlich nein! Ex capite[1]) misericordiae sollte und wollte ein Gagern, ein Peucker nicht begnadigt werden; auf Bedauern machten Schmerling, Bassermann, Mathy niemals Anspruch. Ich sage es, weil es die Wahrheit, weil es ein nicht zu übersehender Gesichtspunkt bei einer gerechten und umfassenden Beurteilung ist.

Ueber die Persönlichkeit der hervorragenden Mitglieder der Nationalversammlung und des Ministeriums hat seinerzeit Wohlwollen und Haß, schriftstellerndes Gewerbe und Liebhaberei so viel in allen Formen und an den verschiedensten Orten bekannt gemacht, daß es sehr überflüssig erscheinen mag, diesen subjektiven Auffassungen längst verklungener Verhältnisse jetzt noch eine neue beizufügen. Allein es ist in jenem Veröffentlichten doch gar manche Lücke, in den Zeichnungen mancher falsche Strich; einige weitere Beiträge zu einem richtigen Bilde werden daher an der Stelle sein, um so mehr, als sie solche Seiten vorzugsweise betreffen sollen, welche Fernerstehende leicht übersehen.

Zuerst einige Worte über die am 17. September nach der Genehmigung des Waffenstillstandes von Malmö nicht wieder eingetretenen Mitglieder.

---

[1]) Eigentlich: auf Grund eines Kapitels oder einer Stelle eines Gesetzes.

Es ist bereits angedeutet,[1]) von welcher Bedeutung für das Reichsministerium der Eintritt des Fürsten von Leiningen war. Ebenso wichtig war es aber auch, daß er den Vorsitz ohne ein bestimmtes Portefeuille übernahm. Nicht nur mochte dies seiner Persönlichkeit am meisten zusagen, sondern es wäre wohl die Beibehaltung dieser Einrichtung überhaupt zweckmäßig gewesen, teils zur Bewahrung einer Uebersicht und eines Mittelpunktes der Geschäfte, teils zur Uebernahme der Vertretung des Gesamtministeriums in allen äußeren Beziehungen (natürlich mit Ausnahme der Nationalversammlung), wodurch dem Fachminister Zeit zur eignen Leitung und Bearbeitung der Geschäfte geblieben wäre. Schon aus diesem Grunde stand der nach so kurzer Zeit[2]) erfolgte Wiederaustritt des Fürsten zu beklagen; dann aber namentlich auch, weil er durch seine unbefangene Auffassung der Zustände, seine — wenn schon immer mit größter Diskretion benützte — Einweihung in die augenblickliche Politik der großen Höfe, seine verbindlichen und vornehmen Formen für die neue Regierung nach mehr als einer Seite hin von großem Nutzen war. Aus welchen Gründen Fürst Leiningen sich so bald von der Wiederübernahme der Geschäfte ausschloß, ist nicht mit Sicherheit bekannt geworden; Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und den übrigen Mitgliedern des Kabinetts war wenigstens nicht Ursache. Es scheint, daß die Königin von England von ihrem Halbbruder den Austritt bestimmt verlangte.

Nicht freiwillig war der Nichtwiedereintritt des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Die Nationalversammlung hatte wohl wenige bedeutendere Männer als Heckscher,[3]) aber auch wenige, welche sich so völlig zu Grunde richteten. Im Reichsministerium bekleidete er anfänglich dem Namen nach das Justizministerium,[4]) von meinem Eintritte aber bis zum Waffenstillstand von Malmö das des Auswärtigen. Als bei der letzteren Angelegenheit der allerdings ebenso widersinnige als ungerechte Volkshaß auf ihn in solchem Grade gefallen war, daß er seines Lebens nicht mehr sicher schien, übernahm er eine Ankündigungsgesandtschaft an die italienischen Höfe, von welcher er möglichst spät und mit sichtbarer Verbitterung gegen seine ehemaligen Amtsgenossen zurückkehrte, um sich kopfüber in die österreichische Partei zu werfen. Es ist hier nicht der

---

[1]) Vgl. S. 75.

[2]) Nach vier Wochen, am 5. September 1848, infolge der Verwerfung des Waffenstillstands von Malmö durch das Parlament.

[3]) Advokat Johann Gust. Moritz Heckscher. Parlamentsmitglieder verschiedener Richtung beurteilen ihn ebenso ungünstig oder noch ungünstiger als Mohl, vgl. Wichmann 103—104; Laube I. 207—208; II. 72—74 u. 223; Biedermann 193—195.

[4]) Vom 15. Juli bis 9. August. — Ueber Heckscher hat sich Mohl in gleichem Sinne oben S. 47—48 ausgesprochen.

Ort, weitläufig zu begründen, wie den so begabten Mann drei üble Eigenschaften oder Gewohnheiten um jeglichen Einfluß in der Nationalversammlung brachten (nämlich bloß logische Auffassung, zu häufiges Beziehen der Zustände auf die eigne Person, endlich bei einigen besonders bemerklichen Fällen Taktlosigkeit), und wie ihm etwas mehr sittlicher Geschmack und etwas weniger logischer Verstand eine große Stellung gesichert hätten. Hier ist nur von Heckschers Verhalten im Innern des Ministeriums die Rede. Es bedarf nicht nur der ausdrücklichen Bemerkung, daß eine Größe von der Geistesschärfe, der schnellen und übersichtlichen Auffassung und der Entschlossenheit Heckschers von großer Bedeutung für das Kabinett sein mußte, allein unglücklicherweise war er nicht eben ein angenehmer Amtsgenosse und noch weniger ein angenehmer Vorgesetzter. Nicht bloß machte das große Vertrauen, welches er von seiner eignen Auffassung der obschwebenden Fragen hatte, und folgerichtig die kleine Berücksichtigung, welche er andern Ansichten zollte, die Verhandlungen mit ihm leicht unfreundlich, sondern er hatte auch eine übermäßige Meinung von der Geschäftsselbständigkeit des ihm zugefallenen Ministeriums, so daß er teils manches kurzweg abmachte, was einer Gesamtberatung gar wohl bedurft hätte, teils selbst förmliche Anfragen über den Stand einer Angelegenheit unwirsch abwies. Da es sich aber eben damals von dem dänischen Waffenstillstande handelte, so mag leicht ermessen werden, wie wenig die übrigen Mitglieder des Konseils mit solchem Verhalten zufrieden sein konnten. Gegenüber den Unterstaatssekretären fehlte es an Ordnung und Einteilung im Geschäfte, an richtiger und feiner Auffassung des Verhältnisses. Es ist sehr zu bezweifeln, ob auch ohne den Malmöer Zwischenfall ein längeres Zusammenbleiben mit Heckscher in den Absichten mancher Mitglieder des Ministeriums gelegen gewesen wäre.

Ein drittes Mitglied, welches seinen Sitz nach der Wiederbildung des Kabinetts nicht wieder einnahm, war der Unterstaatssekretär im Handelsministerium Mevissen.[1]) Eine schwache Stimme und vielleicht der Widerwille, auch bereits Vorgebrachtes sowie gröbere Beweisgründe benützen zu sollen, haben ihn abgehalten, die Rednerbühne in der Paulskirche zu betreten, im Ministerium aber war sein Verweilen zu kurz für bedeutendere Wirksamkeit. Es war dies sehr zu beklagen, denn ohne Zweifel war dieser junge Mann einer der politisch bedeutendsten in der Versammlung und im Kabinette. Mag es sein, daß er zu preußisch war und daß seine Auffassung zuweilen mehr doktrinär als für das unmittel-

---

[1]) Kaufmann Gustav Mevissen aus Köln, geb. 1815. Laube II. 81 beschreibt seine äußere Erscheinung; vgl. auch Biedermann 255—256.

bare Bedürfnis passend erscheinen konnte, aber alles war reiflich überdacht, von beherrschendem Standpunkte genommen und in geistreicher Bündigkeit vorgetragen.

Länger verweilten die übrigen Mitglieder des Reichsministeriums auf dem Schauplatze, sich selbst Zeit zu Leistungen und zu Irrtümern, andern aber zu günstigen oder abfälligen Urteilen gewährend.

Auf Anton von Schmerling[1]) ruhte bei vielen ein giftiger Haß, bei noch mehreren ein tiefes Mißtrauen. Es ist nun nicht meine Absicht, hier auseinanderzusetzen, wie zu jenem Hasse sowohl Verdienste des Mannes als seine Fehler beigetragen haben; wie das anfänglich ungerechte Mißtrauen ihn zuletzt in eine Richtung und zu Handlungen stachelte, welche allerdings dem Vaterlande tiefe Wunden geschlagen haben. Meine Absicht ist nur, das Verhältnis Schmerlings zum Ministerium selbst zu schildern. Irre ich mich nicht sehr, so machte sich auch in dieser Beziehung die Mischung von höchst anerkennenswerten und von nachteiligen Eigenschaften, welche in dieser reichbegabten Natur nebeneinander liegen, in auffallender Weise geltend. Schmerling war im Ministerium der Mann des schnellen Entschlusses und der festen Durchführung. An rascher und klarer Auffassung kamen ihm wohl wenige gleich; mutig war er bis zur Unbesonnenheit, und zur Zähigkeit, welche mit diesen Eigenschaften sonst nicht immer verbunden ist, half ihm seine Verachtung der Gegner, vielleicht überhaupt der Menschen. Hierzu kam noch eine außerordentliche Leichtigkeit und Schnelligkeit der Arbeit, Gefälligkeit und Durchsichtigkeit der Darstellung, bequeme und freundliche Form des Umganges, die Gewohnheit, Staatsgeschäfte aus dem Gesichtspunkte der Regierung eines großen Staates aufzufassen. Sicherlich Eigenschaften, welche hoch anzuschlagen waren bei dem Führer eines Ministeriums, welches sich seine Stellung nach allen Seiten hin erst machen, zum Teil durch kecke Versuche kurzweg zu erobern hatte, das aus einer schweren Verlegenheit in die andre geschleudert wurde. Wenn das Reichsministerium gleich anfänglich eine gemessene Stellung selbst gegen die größten deutschen Regierungen nahm, wenn es ohne Scheu vor Geschrei anarchische Bewegungen in ganz Deutschland niederschlug, wenn zu den fremden Mächten ein zwar nicht erfolgreiches, aber anständiges Verhältnis entstand, so war dies zum großen Teile Schmerlings Verdienst. Ich glaube nicht, daß einer seiner damaligen Amtsgenossen dies leugnen wird. Allein ebenso unumwunden ist anzuerkennen, daß der

[1]) Das Porträt Schmerlings s. bei Blum 254, vgl. dazu Wichmann 96. — Zu seinen unbedingten Lobrednern gehört Beda Weber (Charakteristiken 387—388), während selbst ein so gemäßigter Berichterstatter wie Biedermann (vgl. S. 60) auf seine Zweideutigkeit hinweist. Mohls Urteil kann auf besondere Beachtung Anspruch machen, da er ja längere Zeit mit ihm zu verkehren hatte.

Vorsitzende des Ministerrates in demselben und für denselben in mehr als einer Beziehung nachteilig wirkte. Es ist schon bemerkt, daß sein kecker Mut auch zu weit ging; dieser schlug dann nicht selten in Leichtsinn um, welcher die allseitige Betrachtung einer Frage und die entfernteren Folgen einer Handlung nicht erwog oder die Verschiebung eines am Ende doch nötigen und später nur um so schwierigeren Geschäftes auf die leichte Achsel nahm, und er führte zu der für die Stellung des gesamten Ministeriums zu einem wichtigen Teile der Nationalversammlung höchst mißlichen, rücksichtslosen und einem Ministerpräsidenten nicht wohl anstehenden Behandlung der politischen Gegner. Ein zweiter übler Umstand war der Mangel an wahrer Achtung vor der Wahrheit. Waren auch die Vorwürfe absichtlicher Täuschung, welche von Vogt und seinen Genossen[1]) häufig gemacht wurden, unbegründet, so war doch richtig, daß der Erfolg mit den oft unbedacht gegebenen großen Verheißungen und hochtönenden Worten nicht im Einklange stand und daß allerdings böser Schein bestand. Endlich war es zu beklagen, daß Schmerling seine geringe Achtung vor der Nationalversammlung und namentlich vor der linken Seite derselben nicht bemeisterte und selbst seine Amtsgenossen zu gleicher Haltung aufzumuntern suchte. Ein so gescheiter Mann mußte doch einsehen, daß es für ihn persönlich und für das gesamte Ministerium weit zuträglicher, überdies würdiger war, wenn er, der Nationalversammlung offener und verbindlicher entgegenkommend, Auskunft nicht mutwillig verzögerte, gleichgültigen Wünschen nicht entgegentrat, oder wenn er nötigenfalls einen naseweisen oder thörichten Gegner mit strafendem Ernste, nicht aber mit vernichtendem Hohne zurechtwies. Was aber die so oft aufgeworfene Hauptfrage betrifft, ob Schmerling schon im Ministerium und hinter dem Rücken seiner Amtsgenossen gegen das Zustandekommen des deutschen Verfassungswerkes im — gleichgültig jetzt, ob wahren oder nur vermeintlichen — Vorteile Oesterreichs Ränke geschmiedet habe, so besinne ich mich nicht, dieses aus voller Ueberzeugung zu v e r n e i n e n. In diese verderbliche Bahn wurde er erst durch seine Verdrängung aus dem Ministerium[2]) getrieben, in welcher er eine schreiende Undankbarkeit der großenteils aus Preußen bestehenden herrschenden Mittelpartei sah, und die er nun, so denke ich mir, in ihrem Werke und Wunsche zu bekämpfen und vernichten beschloß. Welches sittliche und politische Urteil über diese Handlungsweise zu fällen ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; allein es berührt diese Frage das hier allein zu besprechende Verhältnis Schmer-

---

[1]) Vgl. die Worte, mit welchen Ludwig Simon die Austrittserklärung Schmerlings am 30. April 1849 begleitete (Wichmann 96—97).

[2]) Schmerling trat am 15. Dezember aus dem Ministerium aus.

lings nicht. Der österreichische Bevollmächtigte, nicht der frühere Ministerpräsident, handelte so. Die Sache ist schlimm genug, wie sie wirklich liegt, aber die Annahme einer schon früheren Hinterlist ist ein Luxus von Verdacht. Höchstens mag zugegeben werden, daß in einigen Angelegenheiten, in welchen Oesterreichs Vorteil mit dem des Reiches im Widerspruche zu sein schien, Zögerung und Mangel an Nachdruck sich fühlbar machte, so zum Beispiel bei der Flotte, bei der beabsichtigten Absendung des Fürsten von Leiningen nach Olmütz. — Fasse ich aber mein Urteil in einem Worte zusammen, so lautet es dahin, daß Schmerling als Reichsminister weit überwiegend genützt, entschieden mehr und bedeutendere Vorzüge als Fehler entwickelt hat.

Nicht leicht mögen verschiedenere Persönlichkeiten gedacht werden als die Schmerlings und seines Nachfolgers Heinrich v. Gagern. War jener der Mann der schnellen, vielleicht unüberlegten Handlung, so war dieser zwar festen Entschlusses, wenn er einen Plan gefaßt hatte, ohne Rücksicht auf die Opfer, welche er persönlich bringen mußte; aber es reifte der Gedanke langsam in ihm, er überzeugte sich überhaupt mehr von der theoretischen Richtigkeit einer Idee, als es ihn zur einzelnen unmittelbaren Handlung drängte. Goß jener, wenn gereizt, selbst eiskalt, eiskalten Hohn erbarmungslos über die Dummheit der Gegner, so wallte Gagern in großartigem Zorn über die Niederträchtigkeit auf, auch auf die Gefahr hin, seiner äußeren Stellung zu nahe zu treten. Uebte der erstere mit Lust die auf dem Gesandtenstande sehr bewunderte Kunst, in einer langen, wohltönenden Rede gar nichts zu sagen, seine Ansicht oder Absicht auch mit keinem Worte anzudeuten, so war, wenn Gagern sprach, auch nicht einer im Saale, der nicht überzeugt war, es sei des Mannes volle Ueberzeugung, wenn vielleicht auch eine irrige. Der eine war durch sein leichtes, glückliches Talent, der andre durch seinen Charakter der bedeutende Mann.

Als Ministerpräsident hatte Gagern wenig Gelegenheit zu auffallender amtlicher Thätigkeit. Einerseits waren die ersten Einrichtungen und Einleitungen schon getroffen, andrerseits war der Bruch mit dem Reichsverweser schon länger vorauszusehen, und als er förmlich eingetreten war, konnte in der fast sechswöchigen, nur einstweiligen Fortführung des Amtes nichts Bedeutendes mehr geschehen. Ueberhaupt ging seit der Ablehnung der Kaiserkrone alles, sowohl mit der Zentralgewalt als mit der Versammlung, einem nahen Ende zu, in dessen Angesicht nicht einmal das Angefangene fortgeführt, noch weniger Neues begonnen werden konnte und wollte. Die wesentlichste, von Gagern eingeführte Verschiedenheit in der Geschäftsbehandlung war der häufigere kollegialische Zusammentritt mit den Bevollmächtigten der Einzelstaaten bei der Zentralgewalt. Früher war das Reichsministerium von der Ansicht ausgegangen, daß es die

Bevollmächtigten nur als einzelne, nicht aber ihre Gesamtheit als ein Kollegium oder eine Korporation anerkenne, und selbst Mitteilungen, welche alle betrafen, wurden je den einzelnen gemacht. Ohne Zweifel für den Anfang des Verhältnisses der richtige Weg; denn es mußte vor allem dem vorgebeugt werden, daß aus diesen Bevollmächtigten sich ein neuer Bundestag bilde, welcher die Zentralgewalt beenge und leite. Nachdem aber das Verhältnis sich geordnet hatte und kein Mißbrauch mehr zu fürchten war, namentlich aber seitdem die 29 kleineren Staaten, welche die Reichsverfassung anerkannt hatten, das Bedürfnis eines engen Verbandes unter sich und mit dem Reichsministerium lebhaft fühlten, war eine Aenderung der Geschäftsform zweckmäßig. Es hätte sich mit der Zeit auch für die laufenden Geschäfte ein abkürzendes und erleichterndes Verfahren ohne Zweifel daraus gebildet. — Es ist von vielen als ein Fehler, ja als ein Nationalunglück bedauert worden, daß Gagern in das Ministerium getreten, dadurch aber abgenützt worden sei, während ein solcher Mann für die schwierigste Zeit des Vaterlandes aufzubewahren gewesen wäre. Dem ist nicht so. Vorerst ist zu leugnen, daß Gagern abgenützt wurde. Auch nach seinem Ministerium blickte der Kern des deutschen Volkes mit Vertrauen auf ihn. Dann aber war unter allen Umständen sein Eintritt unerläßlich. Nicht bloß um das Ministerium überhaupt zu stützen, mit welchem das große Werk glücklich zu Ende zu führen man damals noch hoffen durfte, sondern und hauptsächlich weil es sich von der Geltendmachung des eigensten Gedankens von Gagern selbst handelte. Es war die Ordnung des Verhältnisses zu Oesterreich nicht länger aufzuschieben, und nach der Kremsierer Erklärung [1]) konnte ja kein andrer Weg als möglich betrachtet werden, wie eben der eines engern und weitern Bundes, welchen Gagern bei Beratung der berüchtigten §§ 2 und 3 [2]) der Reichsverfassung, obgleich damals vergeblich, angeraten hatte. Jetzt war es Gagerns Recht und Pflicht, die Leitung zu übernehmen. Er hat viermal sehr wichtigen Beschlüssen die Richtung gegeben, nämlich der Verwerfung der Permanenz des Vorparlamentes, der Verkündung der Nationalsouveränität, der Wahl des Reichsverwesers, der Abschließung des engeren Bundesstaates im weiteren Verein mit Oesterreich. Offenbar waren nun aber diese Beschlüsse, wenngleich vielleicht auf

---

[1]) Das zu Kremsier kundgegebene Programm des österreichischen Ministeriums für die Reichspolitik vom 27. November 1848 stellte voran die Erhaltung Oesterreichs als einheitlicher Gesamtmonarchie und besiegelte damit das Scheitern des deutschen Verfassungswerks.

[2]) „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so soll das deutsche Land" u. s. w. (§ 2). „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so muß dieses" u. s. w. (§ 3).

den ersten Blick einander widersprechend scheinend, nur verschiedene Seiten und Mittel desselben Grundgedankens, Deutschland auf ungewaltsamem Wege zur Einheit zu bringen und zwar unter preußischer Hegemonie, aber ohne Feindseligkeit gegen Oesterreich, vielmehr in möglichst engem Vereine mit ihm. Die drei ersten dieser Beschlüsse gingen durch teils ohne Widerstand, teils war wenigstens die handelnde Teilnahme Gagerns nicht besonders nötig geworden. Der vierte aber, welcher das Ganze krönen, ihm erst eine bleibende Bedeutung für das Leben geben sollte, bedurfte ausführlicher und schwieriger ministerieller Behandlung. Diese konnte nur und mußte daher Gagern übernehmen, da die Versammlung, gleichgültig jetzt mit welchem Rechte und Verstande, Schmerling weggetrieben hatte. War aber vielleicht die Frage nicht von der Wichtigkeit, die augenblickliche politische Stellung eines Mannes wie Gagern wegen ihrer auf die Spitze zu stellen? Niemand wird solches behaupten! Allerdings hat der Gedanke nicht durchgeführt werden können, und es ist die Ministeraufgabe Gagerns gescheitert, zunächst an der unbegreiflichen Politik Preußens, dann an der Weigerung des Reichsverwesers, die beschlossene Reichsverfassung durch gesetzliche Agitation ganz Deutschlands durchzuführen. Allein der entsetzliche Wirrwar, welcher diesem Scheitern auf dem Fuße folgte, war der unwiderleglichste Beweis einerseits von der unermeßlichen Bedeutung, andrerseits von der einzigen Richtigkeit des Planes. — Nun noch ein Wort über einen andern mit dem Abtreten Gagerns von dem Ministerium eng zusammenhängenden Zweifelspunkt. Es ist seinerzeit aus öffentlichen Blättern bekannt geworden, daß von der mehr links stehenden Abteilung der erbkaiserlichen Partei Gagern dringend der Vorschlag gemacht wurde, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, welche nach der Weigerung des Reichsverwesers die Durchführung der Verfassung bewerkstelligen sollte, aber mit gesetzlichen Mitteln und ohne republikanischen Hintergedanken, daß er sich jedoch schließlich weigerte. Derselbe Gedanke war früher schon im Reichsministerium zur Sprache gekommen mit demselben Erfolge. Hat Gagern wohl daran gethan, sich nicht einzulassen? Ich bin nach reiflicher wiederholter Ueberlegung zur Bejahung dieser Frage übergegangen. Abgesehen davon, daß die Durchführung mehr als zweifelhaft erscheinen mußte, war diese Aufgabe nicht für Gagerns Persönlichkeit. Er war nun einmal nicht der Mann des schnellen und rücksichtslosen Handelns, wie es doch zum Gelingen eines solchen Unternehmens unvermeidlich gewesen wäre; und überdies wäre nimmermehr ein leidliches Verhältnis zwischen ihm und den unreinen Bestandteilen der Bewegung, welche ebenfalls nicht ganz wäre zu vermeiden gewesen, zu stande gekommen.

Der glänzendste Teil der Reichsverwaltung war ohne Zweifel das Heerwesen. Schon der Bund hatte hierfür verhältnismäßig am besten

gesorgt; die Militärkommission desselben bestand aus zahlreichen tüchtigen und mit den Geschäften vertrauten Offizieren; die Einzelstaaten sahen ein, daß ein Zusammenhalten und ein Gehorsam gegen die Befehle des Kriegsministeriums sowohl der äußeren als der inneren Feinde wegen durchaus notwendig sei. Hier waren denn die Mittel zu einer tüchtigen und geordneten Verwaltung gegeben und schöne Erfolge erreichbar, wie zum Beispiel die Aufstellung eines Heeres von 60000 Mann in Schleswig im Laufe von kaum 14 Tagen und aus fast 30 zum Teil sehr entfernten Kontingenten. Es wäre aber sehr ungerecht, das große Verdienst zu verkennen, welches sich General v. Peucker[1]) erwarb. Er war ein vortrefflicher Kriegsminister; unermüdlich, bis in die tiefe Nacht bei der Arbeit, von unerschütterlicher Rechtlichkeit und Folgestrenge, schnell im Entschlusse und kurz von Befehl, in beständiger Uebersicht über das Kriegswesen jedes einzelnen deutschen Staates und über dessen zu Reichszwecken verwendbare Kräfte. Ein Mißbrauch, und wäre er alt und hoch beschützt gewesen, fand keine Nachsicht bei ihm, ebensowenig eine Nichtvollziehung eines Reichsgesetzes oder eines militärischen Befehles. Lange im preußischen Kriegsministerium verwendet gewesen, war er vertraut mit den Verhältnissen und Bewegungen großer Truppenmassen, und indem er die Ordnung und Pünktlichkeit im Dienste, welche er in seiner Dienstlaufbahn lebenslang gewohnt gewesen war, als sich von selbst verstehend auch im Reichsdienste einfach voraussetzte, brachte er auch in der Thai Gleichartiges zu stande. Daß es dabei freilich an Verdruß aller Art nicht fehlte, bedarf wohl nicht erst der Bemerkung; und der ohnedem mit Nervenleiden geplagte Mann erlag am Ende fast der Aufregung und Last. Daß Peucker sich in dem Feldzuge von 1849 gegen die badischen Aufrührer nicht als großen Feldherrn erwies, mag wahr sein; dies hat aber mit seiner Führung des Ministeriums nichts zu thun. Charakteristisch war die unverhehlte Abneigung Peuckers gegen die Aufgabe, die Anfänge einer deutschen Kriegsflotte zu beschaffen. Der Mangel an allen geordneten Mitteln, an sachverständigen Beamten und Offizieren, an gehörig gedrillter Mannschaft, an erprobtem Geschäftsgange machte ihn fast körperlich unwohl, wenn davon nur die Rede war. An politischen Fragen nahm er keinen leitenden Anteil, aber auch hier bewies er immer Einsicht, Geradheit und Freisinn, gepaart mit strenger Ordnung.

Es ist oben[2]) schon bemerkt worden, daß der Handelsminister Duckwitz[3]) als der notwendige Mann zur Ordnung der neuen Zoll- und

[1]) Volle Anerkennung zollt auch Laube II. 70—71 der Amtsführung Eduard v. Peuckers; ebenso Wichmann 102—103.

[2]) S. 75.

[3]) A. Duckwitz giebt in seinen „Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen

Handelsverhältnisse Deutschlands, namentlich zur Ausgleichung der schnurstracks sich entgegenlaufenden Forderungen der norddeutschen Freihändler und der mittel- und süddeutschen Schutzzöllner, betrachtet wurde. Er ließ es auch an keiner Anstrengung fehlen, um sein Werk vorzubereiten für die Zeit, wo die Nationalversammlung nach Beendigung der Verfassung an das nicht minder schwierige Werk der sachlichen Einigung gehen würde. Selbst ein unermüdlicher und höchst gewissenhafter Arbeiter, wußte Duckwitz auch rings um sich Thätigkeit zu schaffen. Die Bureaux des Handelsministeriums waren mit tüchtigen, von den einzelnen Staaten erbetenen Fachmännern reichlich besetzt,[1]) Ausschüsse von Sachverständigen verschiedener Art einberufen, Entwürfe zu Gesetzen, Tarifen, Verträgen entworfen; und wenn nicht alles vollständig beendigt war zur vorgesehenen Zeit, so trug lediglich die dem Handelsminister, sehr gegen seinen Willen, auch noch aufgebürdete Führung des Marineministeriums die Schuld. Doch was hätte auch die vollendetste Vorbereitung genutzt? War doch die Versammlung, als die Zeit der Beratung für sie herangekommen war, in voller Auflösung begriffen, und verbrachten namentlich diejenigen, welche immer die angebliche Vernachlässigung des sachlichen Wohles des Volkes als Aufregungsmittel gebrauchten, die Sitzungen lediglich mit sinnlosen oder wühlerischen Interpellationen, dringlichen Anträgen, wüstem Geschrei, bis endlich Verzweiflung am Vaterlande und sittlicher Ekel das Haus geleert hatten. Auch im Ministerium trat Duckwitz hauptsächlich nur in seiner ihm so höchst unwillkommenen Eigenschaft als Marineminister auf. Es wollte ja hier der Jammer gar nicht abreißen. Allerdings konnte sich ein verständiger Mann im Bewußtsein seiner Pflichterfüllung nicht kümmern um den thörichten Tadel, welcher in einigen Wochen eine Kriegsflotte forderte, weil die Versammlung sechs Millionen Thaler beschlossen hatte, und welcher ganz übersah, daß von diesen sechs Millionen nicht einmal zwei wirklich einkamen; daß jedenfalls in ganz Deutschland nicht ein Seeoffizier von Erfahrung war, Fremde aber für die unsicheren Zustände nicht gewonnen werden mochten; daß tüchtige Kriegsfahrzeuge kaum irgendwo zu kaufen standen; daß kein Arsenal, kein Kriegshafen, keine Werften für

Leben von 1841—1866" S. 75—107 einen längeren Bericht über seine Thätigkeit als Reichsminister. Das von ihm vom 6. April bis 17. Mai 1849 geführte Tagebuch ist ebd. S. 279—320 abgedruckt. Es bildet den besten Kommentar zu vorliegender Skizze aus der Feder Mohls und läßt es nur bedauern, daß das von Duckwitz bis 5. April 1849 in Frankfurt geführte Tagebuch dem Verfasser ebendort gestohlen worden ist (S. 107). — Den Eindruck, den Duckwitz in der Versammlung machte, giebt Laube II. 75—76 wieder.

[1]) Ueber das Gesamtpersonal des Reichshandelsministeriums in den letzten Monaten des Jahres 1848 giebt Oechelhäuser, der ihm als Sekretär zugeteilt war, Auskunft in seinen „Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850" S. 23.

Orlogschiffe, keine Baumeister für solche, keine Geschütze, keine Seeartilleristen irgendwo in Deutschland vorhanden waren; daß es an allen Gesetzen, Dienstanweisungen, Geschäftsformen fehlte und so weiter. Ebenso mochte sich der Bremer leicht über die kläglich neidischen Angriffe der Hamburger wegsetzen. Allein damit waren die täglich sich wiederholenden, ja sich täglich steigernden Schwierigkeiten der Verwaltung nicht auch überwunden. Heute waren große Summen zu bezahlen, die größeren Staaten aber verweigerten ihre Beiträge; morgen lief ein mit vieler List aus England ausgeschmuggelter Dampfer schwer beschädigt auf den Grund; jetzt nahmen die zur Befehligung unsrer Schiffe erwarteten amerikanischen Offiziere ihre Dienstanerbieten im entscheidenden Augenblicke zurück; nun traf die Nachricht ein, daß das größte Kriegsschiff der deutschen Marine in New York zurückgehalten werde; bald verlangte ein Uferstaat von dem Reichsministerium Geld zum Bau der ihn selbst schützenden Strandbatterien, weigerte aber Hilfe zu ihrer Errichtung; bald entdeckte man, daß die Kriegsartikel eines andern Staates keinen Dienst der Truppen zur See vorgesehen hatten, ihre Einschiffungsberechtigung also zweifelhaft war. In der That, hätten diejenigen, welche über die Unthätigkeit des Marineministers, über seine ungenügenden Anstalten Klage führten, den Eifer des Mannes, seine unermüdliche Geduld, wenn ihm der Stein immer wieder vor die Füße rollte, selbst gesehen, oder hätten sie wenigstens so viel Rechtssinn gehabt, sich um die in kurzer Zeit und mit so beschränkten Mitteln wirklich erreichten Ergebnisse[1]) zu erkundigen: sie hätten ihm Lob und Bedauern anstatt Tadel gespendet. Und wenn vielleicht für die rechtzeitige Beschaffung, die militärische Ordnung und die Einübung der Mannschaft, kurz für das Personelle, ein alter Offizier mit größerer Sicherheit und Sachkenntnis gesorgt hätte, so vergesse man nicht, daß ein solcher Marineminister gewiß nicht mit gleicher Schnelligkeit, Wohlfeilheit und Umsicht den Ankauf und die sonstige Beschaffung des Materials zu besorgen vermocht hätte. Hier war der einsichtige Kaufmann und der erfahrene Reeder an der Stelle wie kein andrer. — Auch der Handelsminister nahm an den allgemeinen politischen Fragen weniger lebhaften Anteil; allein entschlossen stand er immer auf der Seite der Maßregel zu Aufrechthaltung der Ordnung und zu Gründung einer starken Zentralgewalt. Er war ohne seine Schuld nicht glücklich in seinen beiden

---

[1]) Bis zum Frühjahr oder Sommer 1849 waren elf armierte und vollständig bemannte größere Kriegsschiffe und 26 Kanonenboote bereitgestellt (Duckwitz, Denkwürdigkeiten, 104). Zu einem umfassenden Bericht über seine Thätigkeit für Gründung einer deutschen Kriegsflotte erweiterte der Reichshandelsminister seine Beantwortung einiger Interpellationen in der Sitzung vom 30. April 1849 (Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der ... Nationalversammlung VIII. 6334—6346).

Departements; allein der Name des anspruchslosen Mannes bleibt doch für immer an die erste Gründung einer deutschen Kriegsflotte geknüpft.

Der Finanzminister Hermann v. Beckerath[1]) fand während der Dauer der provisorischen Zentralgewalt nur wenig Gelegenheit, seine Befähigung zu seinem Amte zu zeigen, da diese keine eignen Finanzen hatte, sondern lediglich von Matrikularbeiträgen und hauptsächlich von den von der Bundesversammlung für den Bau und die Ausrüstung der Festungen gesammelten und hinterlassenen bedeutenden Summen[2]) ihr wirtschaftliches Dasein fristete. Es waren somit im wesentlichen nur Mahnschreiben an säumige Regierungen,[3]) Kassen- und Rechnungsgeschäfte, endlich, zur Bezahlung der Ausgaben für die Flotte, Verkehr mit Bankhäusern, welche ihn beschäftigten. Beckerath besorgte übrigens seine keineswegs immer sehr erfreuliche Aufgabe mit Sachkenntnis, Pünktlichkeit und, wenn nötig, mit Nachdruck; auch bewies seine Vorlegung und Verteidigung des Budgets für die Monate Juli-Dezember 1848 (das einzige, welches die Zentralgewalt vor die Versammlung brachte) Umsicht und Uebersicht.[4]) Er stand seinem Posten vollständig vor und war sicher der Leitung eines Staatshaushaltes. Im Ministerrate war seine Rolle nicht immer eine dankbare. Das berühmte Mitglied der Widerspruchspartei auf dem Vereinigten Landtage in Berlin war von Herzen so guter Preuße und aufrichtiger Anhänger der monarchischen Grundsätze, daß er, etwa mit einziger Ausnahme von Mevissen, im ganzen Reichsministerium am wenigsten auf die Folgesätze der Volkssouveränität und der Oberherrlichkeit der Zentralgewalt über die Einzelstaaten einging und darüber mit seinen Amtsgenossen nicht selten in lange ausgesponnene Verhandlungen über Prinzipien oder Anwendung geriet, in welchen der sanfte und in seinen Formen so äußerst milde Mann es an starrer Festhaltung seiner Ansichten nicht fehlen ließ und dadurch oft etwas erreichte, was seinen Gründen versagt blieb. Diese Meinungsverschiedenheit trat am bemerkbarsten hervor gleich nach der vollständigen Bildung des Ministeriums, als es sich von der Feststellung der Grundlagen für die Regierungsthätigkeit handelte, und wieder gegen das Ende des Ministeriums Gagern, als der Gegensatz Preußens gegen die Versammlung und das Reichsministerium immer schroffer wurde. Es führte dann auch diese unbesiegbare Verschiedenheit zu jenem früheren Austritte

---

[1]) Ein Porträt v. Beckeraths ist der Schrift „Kopstadt, Hermann v. Beckerath“, beigegeben; die äußere Erscheinung beschreibt Wichmann 108.

[2]) 2 789 517 Gulden, vgl. Wichmann 107.

[3]) Bayern und Sachsen, vgl. Wichmann a. a. O.

[4]) Der Versammlung wurde in der Sitzung vom 22. Dezember 1848 das Budget zur Beratung und Beschlußfassung vorgelegt, vgl. Stenographischer Bericht VI. 4333 f.

Beckeraths, welcher so vielen Tadel fand als unbegründet und den Genossen nicht angekündigt.[1]) — Beckerath erschien für das Ministerium oft auf der Rednerbühne; und wenn er auch weder der Stimme noch den Gedanken nach zu den die Versammlung gewaltig bewegenden Rednern gehörte, so war doch nicht nur die edle Form, der reine und fromme Sinn, der nichts verhehlende Mut der Ueberzeugung wohl geeignet, zu gewinnen und namentlich dem Grundsatze und der Partei des Gesetzes und der Ordnung die gerechten sittlichen Ansprüche zu wahren. Es konnte keine schlechte Sache sein, welcher dieser Ehrenmann mit solcher Ueberzeugung anhing; ob es die richtige unter den gegebenen Umständen war, nur dies mochte im Zweifel bleiben.

Friedrich Bassermann[2]) hat durch seine berühmte Rede in der badischen Kammer den ersten Anstoß zu der deutschen Nationalversammlung gegeben, und er ist auch bis zu seinem Austritte eines der am häufigsten genannten Mitglieder derselben gewesen. Es war nicht eben leicht, über diesen talentvollen jungen Mann ein abschließendes Urteil zu fällen. Ueber seine politische Begabung konnte freilich so wenig ein Zweifel sein, als über seinen Mut, entschieden auch mit Mißliebigem hervorzutreten, und über seine schnelle und scharfe Auffassung; allein ebenso unleugbar hatte er seine bleibende staatliche Ansicht noch nicht gefunden. Nachdem er in der badischen Kammer durch die heftigsten Angriffe auf die Regierung viel beigetragen zur Verbreitung des maß- und haltlosen Widerspruchsgeistes im badischen Lande, wendete er sich mehr und mehr strengen Regierungsansichten zu, so daß er im Ministerium auf der äußersten Rechten stand. Ebenso ging er von einer entschiedenen Mißbilligung der preußischen Politik zu einem völligen Einverständnisse mit ihr über, und zwar eben, als er abgesendet war, sie an Ort und Stelle zu bekämpfen.[3]) Daß er hierbei immer im besten Glauben verfuhr, konnte niemand bezweifeln, der ihm je irgend näher stand; um so gewisser war also, daß erst weitere Erfahrung in Staatssachen ihn vollständig ins Gleichgewicht bringen werde. So viel war aber schon damals klar, daß er ein bedeutender Mann sei. — Im Ministerium war Bassermann, wie kaum der Erwähnung bedarf, weniger als Geschäftsmann thätig als in der politischen Beratung und nach außen durch mündliches

[1]) Von dem schmerzlichen Eindruck, den die Anzeige vom Weggang Beckeraths im Ministerrat am 5. Mai 1849 machte, geben die kurzen Worte Zeugnis, mit denen Duckwitz a. a. O. 310 darüber spricht; vgl. auch Kopstadt a. a. O. 131.

[2]) Friedrich Daniel Bassermann, geb. 1811; sein Porträt bei Blum 93. Die Einberufung eines deutschen Parlaments beantragte er am 12. Februar 1848. Als Redner wird er geschildert von Laube I. 284—287.

[3]) Die Mission Bassermanns nach Berlin war veranlaßt durch den Konflikt der preußischen Nationalversammlung mit der Regierung. Die politische Situation ist treffend gekennzeichnet von Rümelin „Aus der Paulskirche 122 f.“.

und schriftliches Wort. Er hauptsächlich übernahm den persönlichen Kampf gegen die Linke, den er dann auch schonungslos, mit einschneidendem Spotte und mit bitteren Wahrheiten schlug. Ebenso führte er in der Presse einen beständigen kleinen Krieg gegen die demokratische Partei. Die maßlose Wut der Gegner bewies, ein wie gefürchteter und bedeutender Gegner er war; der so oft ertönende laute Aufschrei zeigte, daß die Hiebe richtig geführt waren. Außer Lichnowsky und Vincke ist keiner der Linken so unmittelbar und tief einschneidend entgegengetreten. Ob es in der Stellung des Ministeriums und vorteilhaft für dasselbe war, daß eines seiner Mitglieder solchen Parteigängerkrieg führte? Man war wohl darüber verschiedener Meinung. Allein zur Rechtfertigung muß doch bemerkt werden, daß der Kampf gegen das Ministerium und die dasselbe schützende Mehrheit der Versammlung nichts weniger als staatsmännisch geführt wurde, sondern eben in persönlichen Angriffen und nur allzu häufig in einfachen Ungezogenheiten bestand. Ein beständiges verachtendes Stillschweigen hätte nun doch Gegner dieser Art immer kecker gemacht und wäre wohl auch von einem großen Teil des Volkes als Schuldbekenntnis oder Unfähigkeit betrachtet worden. Wenn es überhaupt wahr war, daß die Mehrheit der Versammlung und das Ministerium den Fehler machten, sich zu sehr auf der Verteidigung zu halten, so konnte es nicht getadelt werden, falls einmal dem Feinde scharf die Wege gewiesen wurden. Ich möchte im Gegenteil darin einen entschiedenen Mißgriff finden, daß es nicht, in der Presse wenigstens, weit häufiger, ganz regelmäßig geschah. Der Grund aber lag darin, daß die ministerielle Presse wenig geordnet war oder eigentlich, richtiger gesprochen, daß gar keine bestand. Trotz alles Geredes in der Versammlung und in den Blättern ist es die reine Wahrheit, daß nicht ein einziges Mal ein erörternder Artikel der Oberpostamtszeitung vom Ministerium beschlossen wurde oder gar von ihm ausging. Es waren solche Aufsätze immer nur Privatansichten, dem Ministerium erst bekannt durch den Abdruck in dem Blatte, häufig der Meinung vieler zuwiderlaufend. Nur einige ganz kurze Berichtigungen von Thatsachen waren amtlichen und gemeinschaftlichen Ursprungs.

So wie in der Nationalversammlung, so trat Mathy[1]) auch in dem Ministerrate auf. Also nur sehr selten sein Schweigen verlassend, dann aber mit höchster Klarheit, Uebersichtlichkeit und in schöner, fließender Rede seine immer bestimmte Ansicht auseinandersetzend. Er gehörte zu den Männern, an welche, nachdem man sie endlich einmal gehört hat, staunend der Vorwurf gerichtet wurde: warum sie sich so selten vernehmen lassen?

---

[1]) Mathy als Redner wird von Mohl S. 45—46 gewürdigt. Ein ausgezeichnetes Porträt des Mannes s. in „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen IV. 645—647".

Als Geschäftsmann erzeigte er sich trefflich, ruhig, emsig, kenntnisreich, Ordnung haltend und schaffend. In politischen Fragen stimmte er keineswegs immer mit seinem Landsmann Bassermann. Obgleich für strenge Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung, war er doch nötigenfalls auch bereit, der außergesetzlichen Lage der Dinge Rechnung zu tragen. Es war ein Beweis der unglaublichen Begriffs- und Rechtsverwirrung dieser Tage, daß ein Mann dieses Schlages von Tausenden als Volks- und Vaterlandsfeind betrachtet wurde, weil er den Mut hatte, einen Landesverräter unschädlich zu machen, als dieser eben im Begriffe stand, unabsehbares Unglück über das Vaterland zu bringen.[1]) Hätte Baden schon früher und lauter solche Männer an dem Ruder gehabt, es wäre nicht in den Abgrund gesunken, in welchen es der Mai-Aufstand von 1849 stürzte.

Der Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen v. Biegeleben[2]) wurde, da er nicht Mitglied der Nationalversammlung war und auch in seiner amtlichen Stellung in derselben niemals aufzutreten Veranlassung hatte, wenig vor die Oeffentlichkeit gezogen. Um so schätzenswerter waren die Leistungen des in jugendlicher Kraft und Frische unermüdlichen Arbeiters für den Ministerrat. Vertraut mit den Formen des Völkerverkehres, ein scharfsinniger und kenntnisreicher Rechtsgelehrter, ein gewandter und feiner Kopf, war er der schwierigen ihm zu teil gewordenen Geschäfte vollkommen Meister. Keine Verlegenheit — und sie wurden ihm wahrlich nicht erspart, um nur der dänischen Sache zu gedenken — ließ ihn ohne Auskunftsmittel. Seine Schriftsätze waren mit ebenso vieler Klarheit als Zierlichkeit abgefaßt. Und wenn zuweilen Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und den Amtsgenossen eintrat, so war der Umstand schuld daran, daß beide in verschiedenen geistigen Atmosphären lebten: er im stündlichen Umgange mit den fremden Gesandten, deren Vorstellungsweise seine eignen Erinnerungen und Anschauungen aus diesem Lebenskreise erneuerte; sie dagegen in dem halbrevolutionären Treiben der Versammlung und der Klubs. Was war natürlicher, als daß die nach so entgegengesetzten Seiten zu befriedigenden Forderungen sich nicht immer leicht vereinigen lassen wollten! Die offene, ja zähe Festhaltung der eignen Meinung bewies übrigens, daß Biegeleben die gewähltesten Formen mit Ueberzeugungstreue gar wohl zu vereinigen wußte. Seit Schmerlings Austritt besaß er wohl von allen Mitgliedern des Ministeriums am meisten

---

[1]) Mathy ließ den rührigsten Agitator für eine revolutionäre Erhebung, Joseph Fickler, am 8. April 1848 auf dem Bahnhof in Karlsruhe verhaften („Freytag, Karl Mathy, 268 f." und „Aus dem Nachlaß von Karl Mathy ... herausgegeben von L. Mathy 183 f.").

[2]) Ludwig v. Biegeleben, hessen-darmstädtischer Ministerialrat, trat nach Auflösung der Nationalversammlung in die Dienste der österreichischen Regierung.

das Vertrauen des Erzherzog-Reichsverwesers, welches er denn auch neben seinem sonstigen Verdienste durch eine aufrichtige Anhänglichkeit an Oesterreich verdiente.

Sein Genosse im Auswärtigen Amte, Max v. Gagern, war teils durch Verschickungen, teils durch schweres häusliches Unglück vielfach seiner unmittelbaren Aufgabe, sowie den Sitzungen des Ministerrates entzogen. Welt- und Menschenkenntnis, Geschäftserfahrung und redlicher Wille forderten Anerkenntnis, welche der Anspruchslosigkeit und der treuen Anhänglichkeit an den Bruder um so willfähriger gezollt wurde.

Johannes Fallati hatte im Handelsministerium namentlich das Konsulatwesen und die statistischen Arbeiten übernommen, für beides durch lange theoretische Beschäftigung wohl vorbereitet.[1]) Wenn es überhaupt vielfach zu beklagen war, daß die mit Liebe und Sachkenntnis in mehr als einem Reichsministerium eingeleiteten Vorarbeiten für künftige allgemeine Gesetze und Reichseinrichtungen durch das jämmerliche Ende der Zentralgewalt voraussichtlich ohne Fortsetzung blieben, somit ihren Wert verloren, so traf dies namentlich auch hier ein. Ueber Personen und Dinge waren sehr umfassende Erkundigungen eingezogen, größere Pläne wohl vorbereitet worden. Kann man es ernstlich tadeln, daß, ein ruhiger und regelmäßiger Uebergang der provisorischen Reichsgewalt an die endgültige vorausgesetzt, bei dieser aber gleiches Streben nach sachgemäßen und das gesamte Deutschland umfassenden Einrichtungen angenommen, für sie gesät wurde, was man selbst zu ernten nicht hoffen konnte? Es war wenigstens ein schöner, vaterlandsfreundlicher Irrtum. Fallati nahm lebendigen Anteil an den politischen Erörterungen im Ministerrate, und seine Gabe der fließenden, schön geordneten Rede machte sich auch hier geltend. Auch war er einer der eifrigsten Mittelglieder zwischen dem Ministerium und dem Klub, welchem er angehörte — eine unerläßliche, aber nach der vielstündigen Tagesarbeit nicht immer sehr erfreuliche Aufgabe. Gern war er auch bereit, bei der stilistischen Verbesserung vorgetragener Aktenstücke mitzuwirken, und manche der glücklicheren Wendungen der vom Ministerium ausgegangenen Schriftstücke verdankt man ihm. Ebenso erfreulich als für die Geschäfte förderlich war das enge freundschaftliche Verhältnis, in welchem Fallati mit Duckwitz stand.

Auch im Justizministerium waren die Geschäfte zwischen dem Minister und dem Unterstaatssekretär nach Gegenständen gesondert. Wiedenmann

---

[1]) „Ich habe für mich das Konsulatwesen, die Flußschiffahrt, die Verträge," schreibt Fallati an seinen Bruder am 5. November 1848. Auszüge aus den sehr beachtenswerten Tagebüchern und Briefen Fallatis teilt Klüpfel als Beiträge zur Geschichte des Jahres 1848 mit in „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte VIII. 1885" S. 25.

hatte sich bei der Bildung des Ministeriums die Leitung der größeren Gesetzgebungsarbeiten ausbedungen; ich als Minister die sämtlichen sonstigen Arbeiten. Das wesentliche Ergebnis der Thätigkeit Wiedenmanns war der Anfang eines allgemeinen Handelsgesetzbuchs für Deutschland, welches er in Gemeinschaft mit den beiden rheinischen Appellationsgerichtsräten Grimm und Broicher und, eine Zeitlang, mit Professor Thöl aus Rostock bearbeitete und welches dem Urteile der Sachverständigen durch den Druck unterstellt wurde.[1]) Die Vollendung dieses umfassenden und, nach vieler Urteil, viel Gutes versprechenden Unternehmens wurde gehindert durch die Auflösung des Kabinetts. Wiedenmann bewies sich im Ministerium, wofür er in seiner Heimat[2]) als Rechtsanwalt längst gegolten hatte, als kenntnisreicher und scharfsinniger Rechtsgelehrter, als bewandert in der Kunst kurzer und vorsichtiger Fassung von Schriftsätzen, als mutiger, beweiskräftiger und eindringlicher Sprecher; großes Wissen in Staatssachen besaß er nicht. Als Mann des praktischen Lebens war es ihm um den Erfolg zu thun, und so richtete er denn auch seine hauptsächlichste Thätigkeit auf die Vorberatungen in den Ausschüssen und in den Klubs, häufig mit auffallendem Erfolge. Daß er an preußischen Sondergelüsten und wer diesen etwa Vorschub zu leisten geneigt war, keinen Gefallen fand, war bei dem Rheinländer nicht zu verwundern; doch bewegte ihn nicht etwa nur landschaftliche Abneigung, sondern wahrer deutscher Sinn. Längere Gewohnheit des öffentlichen Dienstes hätten ihn wohl das Befehlen und das sich Unterordnen gelehrt — zu seiner eignen und der Näherstehenden Zufriedenheit.

Die mir als Minister zugefallenen Geschäfte waren mannigfaltiger und bedeutender, als man sie bei der Bildung des Reichsministeriums in Aussicht genommen hatte. Insofern war allerdings das Reichsjustizministerium ein Ministerium in partibus, als es keinerlei Behörden, sei es gerichtlicher, sei es andrer Art, unter sich hatte, ihm keine Ernennungen zustanden, ihm jedes Exekutionsmittel fehlte; allein es kamen doch manche Beschwerden über gehemmte oder schlechte Rechtspflege in den einzelnen Staaten ein, Verwendungsgesuche in auswärtigen Erbschaftsangelegenheiten, Anfragen in Rechtsfragen, welche alle zu Korrespondenzen mit deutschen oder fremden Regierungen Veranlassung gaben und doch zuweilen gute Erfolge herbeiführten. Ich hatte einen sehr tüchtigen jungen Mann, Dr. Mettenius aus Frankfurt, als Rat, und ich darf wohl behaupten, daß die Geschäfte, soweit es überhaupt möglich war, formell und

---

[1]) Erschienen unter dem Titel „Entwurf eines allgemeinen Handelsgesetzbuches für Deutschland. Herausgegeben von der durch das Reichsministerium der Justiz niedergesetzten Commission. 1. Abteil. Frankfurt a. M. 1849".

[2]) Christian Wiedenmann war Rheinländer; vgl. über ihn auch Biedermann 341—342.

materiell gut besorgt wurden. Von eigentlichen Verdiensten war freilich nur ganz zufällig die Rede. Das größte Verdienst glaube ich mir dadurch erworben zu haben, daß ich die unveränderte Annahme der schon vor dem Ausbruche der Bewegungen im Jahre 1848 von den deutschen Regierungen vollständig ausgearbeiteten, von ihnen sämtlich bereits gebilligten, allein noch nicht formell sanktionierten und noch weniger publizierten deutschen Wechselordnung durchsetzte, und zwar zuerst in einer vom Parlamente einberufenen Fachmännerkommission, dann auch in der Versammlung selbst.[1]) So erfuhr sie denn, als sie als Reichsgesetz verkündet wurde, nirgendwo einen Widerspruch, sondern ward allgemein als gültiges Landesgesetz anerkannt und befolgt. Ich hatte dabei hauptsächlich gegen die Eitelkeit und den unseligen Gesetzgebungsdrang des guten, aber urteilslosen Mittermaier zu kämpfen, welcher in der erwähnten Kommission eben anfangen wollte, den fertigen Entwurf nochmals zu revidieren. Glücklicherweise überzeugte ich die verständigeren Mitglieder, daß auch die kleinste Aenderung, und wäre sie an sich noch so richtig, den Erfolg des Ganzen in die höchste Gefahr bringen könnte, indem dadurch unzweifelhaft ein gefährlicher Streit über das Gesetzgebungsrecht der Versammlung hervorgerufen werden würde, während eine Verkündigung eines schon gebilligten, aber formell noch nicht beendigt gewesenen Abkommens unter den sämtlichen deutschen Staaten keinem Anstande zu unterliegen vermöge.

Ein Verdienst andrer Art war es, daß ich, höchst wahrscheinlich, eine Anzahl von Menschen vor dem Erstickungstode rettete, und so der Versammlung und dem Reichsministerium einen unerhörten Skandal ersparte. Als ich nämlich spät in der Nacht vom 18. auf den 19. September, somit nach Entscheidung des Sieges über den Aufstand, aber noch vor der völligen Beendigung des Kampfes, an der Hauptwache auf dem Roßmarkte vorüberging, sah ich, daß Gefangene von allen Seiten her durch Soldaten herbeigeführt und kurzerhand in einen unter der Hauptwache befindlichen Keller geworfen wurden. Ich wollte doch wissen, was hier vorgehe, und stieg in Begleitung einiger zufällig anwesender Offiziere in den Keller, oder richtiger gesagt, ich wollte hinabsteigen, wurde aber auf der Treppe von einer unerträglichen Hitze und durch einen entsetzlichen Geruch von weiterem Vordringen abgehalten. Es waren Hunderte von Menschen in dem engen Raume aufeinander gedrängt, welche nach Luft, nach Wasser, nach ärztlicher Hilfe riefen und vom Heraufbrechen nur durch die auf sie gerichteten Gewehre der zahlreichen Wache abgehalten wurden. Daß hier Hilfe geschafft werden müsse, und zwar schnell, war klar; allein niemand wußte Rat. In der Stadt war kein Lokal zur sicheren Aufbewahrung

---

[1]) Vgl. Stenographischer Bericht ... V. 3573—3578.

so vieler und zum Teile so desperater Gefangener. So entschloß ich mich denn, an den Gouverneur von Mainz zu telegraphieren und Aufnahme der Gefangenen zu verlangen; auf die alsbald einkommende Zusage ging ich zu dem Oberbefehlshaber der Truppen, General Nobili, verabredete mit ihm den militärischen Transport der Gefangenen auf der Eisenbahn, und hatte die Genugthuung, nach wenigen Stunden den ganzen Keller geleert zu sehen. Der Anblick der an die frische Luft Herausgeholten zeigte am deutlichsten, wie dringend hier Hilfe gewesen war. Mir ist nicht der mindeste Zweifel, daß sich die Scenen der schwarzen Hölle in Kalkutta[1]) erneuert hätten, wenn die Gefangenen (ich glaube, es waren ihrer sechs- bis siebenhundert) die Nacht über in dem Loche gelassen worden wären. Auf Mitleid von seiten des Militärs, welches im höchsten Grade erbittert war durch die erlittenen Verluste und durch die häufig heimtückische Art des Kampfes, möchte nicht sehr zu rechnen gewesen sein.

Dahingestellt will ich lassen, ob es ein Verdienst oder ein Mißgriff war, daß ich die plötzliche Einstellung der öffentlichen Spiele in den sämtlichen deutschen Bädern in der Versammlung beantragte und durchsetzte. Jedenfalls fiel mir die Vollziehung des Gesetzes zu, und sie wurde von mir, wo es nötig war mit militärischer Gewalt, durchgesetzt. Die ganze Sache ging nicht vom Ministerium aus, sondern wurde von ihm nur, weil einmal der Beschluß gefaßt war, ungern genug angenommen, mir dann aber zur Strafe für meine einseitige und, wie man meinte, sehr übereilte Beteiligung in der Versammlung die Durchführung überlassen. Der ganze Hergang war merkwürdig genug und bewies namentlich, daß die Versammlung sehr leicht zu Beschlüssen hingerissen werden konnte, welche in der Richtung ihrer sittlichen Auffassungen lagen, mochte die Zuständigkeit zu ihrer Fassung auch noch so bestreitbar, die Möglichkeit einer Durchführung noch so zweifelhaft sein. Es war, aufrichtig eingestanden, ein sehr dilettantisches Verfahren von allen Seiten, am meisten aber von mir selbst, hat aber wohl mehr als irgend etwas andres mir bei einem großen Teile der Bevölkerung Lob eingetragen. Es kam aber so: In einer Sitzung der Versammlung, deren Tagesordnung wenig Bedeutendes in Aussicht stellte[2]) und in welcher denn auch kein einziges Mitglied des Ministeriums außer mir anwesend war, wurde — ich meine aus Gelegenheit einer Petition — die seit Jahren in Deutschland viel

---

[1]) Ein Gefängnis in einem Fort von Kalkutta, „Schwarzes Loch“ genannt, in welches von den Bengalesen im Jahre 1756 146 Engländer geworfen wurden und das nach kürzester Zeit nur 23 lebendig verließen. Neumann schildert in seiner Geschichte des englischen Reiches in Asien I. 441—442 das grauenvolle Schauspiel.

[2]) Es war die Sitzung vom 8. Januar 1849. Vgl. Stenographischer Bericht... VI. 4480—4493; Biedermann 339; Schorn II. 22—24.

besprochene Frage über Aufhebung der Spielbanken verhandelt. Ich nahm, da nichts Neues vorgebracht wurde, lange gar keinen Anteil an der Sache, hatte noch weit weniger eine Ansicht des Ministeriums in der Sache zu vertreten, und das Ganze wäre ohne allen Zweifel, wie tausend andre ähnliche Dinge, in den Sand verlaufen, wenn nicht ein, wie mir deuchte, armseliges Gerede von Mittermaier mir die Galle gereizt hätte. Er war Abgeordneter von Baden-Baden und sprach, seinen Wählern zulieb, allein im offenbarsten Widerspruche mit seiner ganzen sonstigen Sentimentalität und Tugendhaftigkeit, für die Beibehaltung der Spielbanken. Dies war mir doch zu viel, und ich eilte auf die Rednertribüne, um ihn zu widerlegen. War es die Sache selbst, oder fecit indignatio versus, kurz, ich wurde mit lautem Beifall gehört, und man rief mir zu: „Stellen Sie einen Antrag!“ Ohne mich einen Augenblick zu besinnen, nahm ich einen vor mir auf der Tribüne liegenden Stimmzettel und schrieb mit Bleistift darauf: „Gesetzesentwurf. Einziger Artikel. Sämtliche Spielbanken in Deutschland sind hiermit aufgehoben.“ In der Versammlung brach ein lauter Jubel aus, und — das Gesetz war in zwei Minuten angenommen! Anders lautete es abends im Ministerrate. Ich wurde mit Vorwürfen überhäuft über mein voreiliges, unüberlegtes, ordnungswidriges Verhalten. Wie ich mir habe beigehen lassen können, ohne Auftrag, ohne vorgängige Besprechung im Ministerium, einen Gesetzesentwurf einzubringen? Und noch dazu einen so wenig überdachten, weder die Rechtsfrage noch die Ausführungsmittel ins Auge fassenden. Demütig erkannte ich meine Schuld und erbot mich, alsbald zur Sühne meine Stelle niederzulegen. Davon könne keine Rede sein, wurde mir erwidert. Das Ministerium bedanke sich für die Impopularität, welche ihm mein Austritt wegen dieser Sache zuziehen würde. Allein die Sache, welche ich eingebrockt, möge ich nun auch gefälligst ausessen. Ich habe das Gesetz veranlaßt, ich möge es nun auch vollziehen, so gut ich könne. Dagegen war nun freilich nichts einzuwenden, und ich machte mich auch alsbald an die Sache. Es ergingen Aufforderungen an alle Regierungen, in deren Ländern Spielbanken waren, dieselben alsbald zu schließen; die etwa zu zahlenden Entschädigungen werde das Reich übernehmen. Und siehe da, es ging leichter, als man je hätte denken sollen. Es gab große Lamentationen, man stellte immense Entschädigungsforderungen in Aussicht; allein man schloß die Banken. Nur Hessen-Homburg wehrte sich verzweifelt; die Regierung könne nicht weiter bestehen, wenn ihr der Zuschuß von 25 000 Gulden von der Spielbank entzogen werde. Meine Antwort, daß ich dies wohl glaube, allein einen andern Schluß daraus ziehe, wurde als eine himmelschreiende Impertinenz erklärt und das Spiel fortgesetzt. Offenbar konnte dieser Trotz, namentlich in der nächsten Nähe von

Frankfurt, nicht geduldet werden; es mußte biegen oder brechen. Ich erbat mir also vom Kriegsminister (welcher, ebenso wie der Reichsverweser, für die Aufhebung war) ein Bataillon und eine Eskadron von der Garnison in Mainz und schickte sie unter Leitung eines Zivilkommissars nach Homburg. Dieselben wurden von den Spielpächtern glänzend empfangen und — die Offiziere spielten alsbald selber mit. Natürlich kam hierüber sogleich Bericht,[1]) und nun fuhr der Reichsverweser, als österreichischer Feldmarschall nicht zu mißachten, scharf dazwischen. Die Bank wurde geschlossen; die Truppen zogen wieder ab, und die Spielpächter zahlten die ganz beträchtlichen Exekutionskosten. Force resta à la loi. Freilich war damit mein Geschäft nicht zu Ende. Es kamen Deputationen, Petitionen, Beschwerden, anonyme Drohbriefe die Hülle und Fülle, und ich hatte mit der Sache zu thun bis zu meinem schließlichen Austritte aus dem Ministerium. Mit welchem Gesindel von Spielpächtern, Croupiers und so weiter ich zu thun hatte, kann man sich denken; allein aufgehoben blieben die Spiele. Ob es den betreffenden Regierungen sehr zur Ehre gereichte, daß sie nach dem Verschwinden der Nationalversammlung die Banken wieder eröffnen ließen und daß es noch fünfundzwanzig Jahre dauerte, bis endlich nach endlosem Hin- und Herreden und -Schreiben in dem Bundestage das Deutsche Reich dem Skandal ein Ende machte, mag dahingestellt bleiben.

Es kann nicht meine Sache sein, ein unbefangenes und abschließendes Urteil über das parlamentarische Ministerium des Reichsverwesers zu fällen. Aber darauf darf ich aufmerksam machen, daß es — obgleich es aus dem Stegreife und nach äußerlichen Rücksichten gebildet war; obgleich seine einzelnen Glieder sich früher nicht gekannt und sie keine gemeinschaftliche Schule in Staatsgeschäften und Parteikämpfen durchgemacht hatten; obgleich sein Rechts- und Geschäftskreis völlig unbestimmt und erst durch Besitzergreifung abzugrenzen war, ihm alle Untergeordneten und alle Mittel der Belohnung und der Strafe fehlten; obgleich es somit viele Keime der Schwäche und Fehler in sich trug — sich doch lange und in schwierigster Zeit nicht nur hielt, sondern für das einzig Mögliche erachtet war. Man wird wohl zugeben, daß die Lösung dieser schwierigen Aufgabe wenigstens zum Teile in der Persönlichkeit der Beteiligten gelegen haben müsse. Die Geschichte wird freilich, da keine großen Thaten und keine bleibenden Wirkungen von uns zu verzeichnen sind, leicht über uns weggehen; allein ich glaube, daß es nicht unbescheiden ist, wenn ich behaupte, daß wir unsres Teiles die uns zugefallene Aufgabe besser gelöst haben, als das Parlament die seinige. Ich sehe nicht mit Stolz auf diesen Abschnitt

[1]) Vgl. Stenographischer Bericht ... IX. 6395; 6445—6446; 6485.

meiner öffentlichen Thätigkeit zurück, dazu ist keine genügende Veranlassung, wohl aber mit Freude, der Genosse solcher Männer gewesen zu sein. Diese Erinnerung wird mir auch nicht verbittert durch ein ungünstiges öffentliches Urteil über meine Stellung und Thätigkeit im Reichsministerium.[1] Ich war kein leitender und wesentlich streitender Bestandteil desselben; mein lebenslänglicher Abscheu vor persönlichem Zank und vor verletzender Art eines Streites bewahrte mich in der Versammlung vor widrigem Zusammentreffen selbst mit den entschiedensten politischen Gegnern; ich drängte mich nirgends vor und machte mich nicht wichtig: so kam ich denn leidlich davon in der allgemeinen Meinung und in ihrem Ausdrucke, der Presse. Ich wurde nicht als ein großer Mann behandelt, weder in Lob noch in Tadel; aber man ließ mich als einen ehrlichen Mann gelten, welcher seine Schuldigkeit nach Ueberzeugung und nach Kräften thue.

Wie dem allem aber sein mag, einen großen Vorteil hat mir diese neunmonatliche Teilnahme an höchsten Staatsgeschäften gebracht; sie hat mir selbst das richtige Maß meiner politischen Befähigung gegeben. Es war ein bedeutend geringeres, als ich mir früher eingebildet hatte zu besitzen. Ich will nicht leugnen, daß ich früher in Württemberg mich für gar wohl geeignet zu einem Minister erachtete, und es mag auch sein, daß ich in ruhigen Zeiten und in einem kleinen Lande einen solchen Posten mit Erfolg und Beifall bekleidet hätte: allein hier in Frankfurt gingen mir die Augen auf. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß mir zum bedeutenden Staatsmanne zwei wesentliche Eigenschaften fehlen. Einmal der die ganze Sachlage frei beherrschende, durch die augenblicklichen Verhältnisse und Strömungen nicht getrübte und nicht auf sie beschränkte Blick. Zweitens die Initiative zur Aufstellung eines ganz selbständigen und zu einer großen augenblicklichen Wirkung geeigneten Planes. Ich stand nicht über den Illusionen und den Leidenschaften des Tages und meines Kreises; zu einem kecken Schritte in schwieriger Lage fehlte mir der Gedanke und der Mut. Kurz, ich sah täglich mehr und mehr ein, daß ich Theoretiker und Doktrinär, nicht aber maßgebender Staatsmann sei. Außerdem habe ich gefunden, daß ich weniger, als ich dachte, die Gabe der schlagfertigen Rede besitze, was denn doch, wenn auch nur eine

---

[1] Dem persönlichen Auftreten wie der amtlichen Wirksamkeit v. Mohls in Frankfurt wurde ungeteilte Anerkennung zu teil. Die Aeußerungen verschiedener Parlamentsabgeordneten über ihn sind wertvolle Beiträge zu seiner Charakteristik: man vgl. v. Arneth I. 216–217; Biedermann 338—340; Laube, „Das erste deutsche Parlament, II. 78—79" und „Erinnerungen 130"; Wichmann 104—105; Beda Weber 388—389; ferner Heller 63—64. Einen Ueberblick über seine Thätigkeit im Parlament gewährt das Register zu dem Stenographischen Bericht . . . IX. 46 (als Abgeordneter) und 66—67 (als Reichsjustizminister).

äußerliche, so doch unentbehrliche Eigenschaft eines leitenden Staatsmannes bei parlamentarischen Einrichtungen ist. Kurz, ich habe gelernt, mich selbst an die rechte Stelle zu setzen, und hätte nie mehr im Leben eine solche Aufgabe übernommen, auch wenn mich andre dazu berufen hätten.

### 6. Der Reichsverweser.

Es war ohne Zweifel die feierlichste, eine wahrhaft großartige Sitzung,[1]) als jedes Mitglied der Nationalversammlung nach Nennung seines Namens und bei lautloser Stille des überfüllten Hauses sich erhob, um mit heller Stimme den Mann zu benennen, welchem er die neuzubildende ausübende Gewalt über ganz Deutschland übertragen wollte. Nur drei Namen ertönten: Johann Adam v. Itzstein wurde von denjenigen Mitgliedern bezeichnet, welche durch die Ausführung den Beschluß unmöglich zu machen wünschten; Heinrich v. Gagern erhielt die Stimmen von solchen, welche, ohne monarchisch zu sein, doch mit der Monarchie nicht brechen wollten; den Erzherzog Johann von Oesterreich ernannte die Mehrzahl der Vertreter des deutschen Volkes zum Reichsverweser. Kein Stammesunterschied war bei den Abstimmungen bemerkbar, und namentlich könnte nur die höchste Ungerechtigkeit vergessen, daß die Preußen ihre Ansprüche und althergebrachten Abneigungen dem Wohle des Gesamtvaterlandes zum Opfer brachten und für den österreichischen Prinzen stimmten, weil er in jener Zeit als der einzige rettende Gedanke erschien.

Die nämliche kurze Zeit, welche die Nationalversammlung völlig verbrauchte, hat auch den Erzherzog-Reichsverweser verzehrt. Von dem unendlichen Jubel der Ernennungsgesandtschaft nach Wien, dem Freudenrausche der Kölner Domfahrt, der einstimmigen lauten und stillen Billigung von ganz Deutschland, der ergebenen und anscheinend herzlichsten Bewillkommnung und Hingebung der Fürsten ist es in einem halben Jahre gekommen bis zu einem Absetzungsbeschlusse der Rumpfversammlung, zu den Schimpfreden der aufständischen Regierung Badens, Vogelfreierklärung eines Wolff,[2]) zu den unzweideutigsten Gehorsamsaufkündigungen einzelner Staaten und zu dem drängenden Anmuten der Amtsniederlegung von seiten Preußens.

An wem die Schuld? War an sich falsch der Grundgedanke, an die Stelle des Bundestages einer konstitutionell-monarchischen, aber von

---

[1]) Die Wahl wurde am 29. Juni vorgenommen; 436 Abgeordnete gaben dem Erzherzog Johann ihre Stimme.

[2]) In der Sitzung vom 28. Mai 1849 empfahl der Abgeordnete Wolff eine Proklamation an das deutsche Volk, in welcher „von vornherein der erste Volksverräter, der Reichsverweser, für vogelfrei“ zu erklären sei (Stenograph. Bericht ... IX. 6749).

unmittelbar verfügbaren eignen Kräften entblößten Behörde die Ausübung der gemeinschaftlichen Regierung über Deutschland zu übertragen? Oder war die Wahl eines Prinzen aus einem mächtigen regierenden, durch die neue Verfassung nun aber zu regierenden Hause eine unrichtige? Hat der Ernannte persönlich, absichtlich oder unabsichtlich, Fehler gemacht? Oder ist es der überflutende Gang der Ereignisse, die endlich siegreiche Wühlerei einerseits, die unverständige, undankbare Haltung der größeren Fürsten andrerseits?

In dem Gedanken selbst lag kein Grund so schnellen und gänzlichen Verbrauches. Der Bundestag war unmöglich geworden, auf ihm lastete vernichtend dreißigjährige Schuld der Handlung und des Nichtsthuns. Ein Direktorium, die damals sogenannte Trias, hatte von Anfang an wenige Anhänger, und selbst die großen Staaten legten für den Uebergangszustand kein großes Gewicht auf die Form der gemeinsamen Regierung. Andrerseits war die neue Regierung von Anfang an so entschieden konstitutionell, es trat die Person des Regenten so wenig, dagegen die Verantwortlichkeit des Ministeriums so bestimmt und unweigerlich hervor; es ward die Frage über ein dem Reichsverweser etwa zustehendes Veto gegen die Beschlüsse der Versammlung so völlig umgangen, sogar das Recht der Initiative so wenig formell beansprucht, daß selbst die republikanischen und republikanisierenden Richtungen und Gelüste in der Versammlung keinerlei grundsätzlichen Widerwillen gegen die aus dem Willen der Versammlung hervorgegangene einheitliche Spitze hatten. Die Angriffe auf die Einrichtung begannen erst, als die Person sich den Forderungen auf rücksichtslose Durchführung der beschlossenen Reichsverfassung entzog; und auch jetzt wollte nur eine äußerste, sehr kleine Partei einen Vollziehungsausschuß; die große Mehrzahl selbst der Linken verlangte nur einen Reichsstatthalter und würde wohl auch, wenn dies Bedingung der Annahme von seiten eines tauglichen Fürsten gewesen wäre, gern die persönliche Verantwortlichkeit desselben darangegeben, das heißt also noch in der Zeit, als in der Pfalz und in Baden der republikanische Aufruhr in hellen Flammen stand, die monarchische Form eingeräumt haben.

Ich erachte, daß in allen diesen Umständen Ursachen der Erscheinung liegen.

Was zunächst den Grundgedanken selbst betrifft, so ist es nötig, teils die monarchische Form ins Auge zu fassen, und zwar sowohl in ihrer Beziehung zu den Fürsten, als gegenüber der demokratischen Partei; teils muß die Mittellosigkeit der Zentralgewalt bei großen Aufgaben in ihren Folgen betrachtet werden.

Ich beginne mit den Verhältnissen der neuen monarchischen Gewalt zu den fürstlichen Regierungen der Einzelstaaten. Jene Gewalt trat an

die Stelle des kollegialischen Bundestages, in welchem jeder deutsche Fürst seine Stimme in den allgemeinen Angelegenheiten zu führen das Recht, wenngleich nicht immer die Macht hatte. Diese Teilnahme hörte nun völlig auf; selbst Oesterreich und Preußen hatten nur zu vollziehen, was die Zentralgewalt beschloß. Daß dieses Verhältnis auf die Dauer nicht bestehen könnte, mußte jedem einleuchten: entweder waren die mächtigeren Einzelregierungen noch weit mehr, als geschehen, zu brechen; oder bekamen sie wieder größere Gewalt und damit Lust und Mittel zu eigner Leitung der deutschen Angelegenheiten und zur Beseitigung des Reichsverwesers. Höchstens für einen kurzen Zwischenzustand war die Stellung des Reichsverwesers, wie sie das Gesetz vom 28. Juni geschaffen und die damaligen thatsächlichen Zustände ausgestattet hatten, eine haltbare. Und so kam es denn auch. Die fürstlichen Regierungen unterwarfen sich anfänglich in scheinbar guter Treue, übertrugen selbst ihre sämtlichen Bundesrechte und Bundespflichten auf den Reichsverweser. Der Bundestag war natürlich nicht zu halten. Es war die Einsetzung einer vorläufigen monarchischen Obergewalt doch immer noch weit erträglicher, als die sonst drohende republikanische Ordnung der Dinge; doppelt so, da ja die Wahl auf ein Mitglied der mächtigsten regierenden Familie gefallen war. Die neue Regierung konnte also in ihrem Beginne leidlich bestehen und ließ sich möglicherweise selbst täuschen über die Durchführung ihrer Aufgabe. Allein allmählich änderten sich die Dinge für sie ins Schlimmere. Die österreichische Regierung sowohl als die preußische hatten in der Verzweiflung und in den Verbrechen und Fehlern der Umsturzpartei wieder Mut und Kraft genug gefunden, um mit Waffengewalt die Demokratie in ihren Hauptstädten, damit aber im Lande, niederzuschlagen. Und zwar war dieses geschehen ohne Beihilfe der Regierung für Deutschland. Diese hatte zwar, hauptsächlich gestützt auf Kräfte, welche sie von diesen großen Staaten bezogen hatte, Aufstände in kleinen Ländern niedergehalten, war aber bei jenen Entscheidungskämpfen unthätig geblieben. Ja sie hatte, gedrängt von der Nationalversammlung, eher Partei gegen die beiden Regierungen genommen; denn nach Oesterreich waren wenigstens Reichskommissäre zur Bewerkstelligung einer Vermittelung, somit zur Zurückhaltung des Regierungsheeres, gesendet worden; von Preußen gar wurde die Entfernung desjenigen Ministeriums verlangt, welches den verwegenen Mut gehabt hatte, die Regierung zu retten. In beiden Fällen ward nichts erreicht, als die gründliche Abneigung der beiden großen Mächte, welche üblen Willen gegen sich gepaart mit Schwäche sahen. Beide entzogen sich denn auch dem Gehorsam gegen eine solche Zentralgewalt. Bayern folgte nach. Vom ersten Beginne an war die Regierung in München der Einigung Deutschlands, am meisten aber einer einheitlichen Spitze entgegen

gewesen. Sie konnte nicht hoffen, diese Spitze selbst zu bilden; zur Unterordnung aber dünkte sie sich zu mächtig. Und wenn sie auch auf den Rheinkreis und zum Teil auf Franken und Schwaben nicht zählen durfte, so glaubte sie sich doch des Stammlandes vollkommen sicher. Daß das während so vieler Jahre vernachlässigte Heer ihr fehlen könne, daran dachte sie gar nicht. Mit großer Mühe konnte die Zentralgewalt Gehorsam gegen ihren Befehl zur Teilnahme bayrischer Truppen am dänischen Kriege erwirken, zu Geldzahlungen für die Flotte so gut wie gar nicht.[1] Sachsen stand fast auf demselben Standpunkte; an Hannover mußten sehr gute Worte gegeben werden, doch war es tüchtig. Da nun aber der Gehorsam der kleinen Staaten, welche wenigstens ebensovielen Schutzes bedurften, als sie Hilfe gewähren konnten, der Zentralgewalt unter so ungünstigen Verhältnissen nichts helfen konnte, so wurde sie endlich zum bloßen Schatten gegenüber den mächtigeren Dynastien.

Daß die demokratische Partei an der einheitlichen Spitze keinen Gefallen fand, war natürlich. Sie konnte in ihr nur den Uebergang zu einer monarchischen Reichsgewalt erblicken, mit deren Einführung ihre Hoffnungen und Pläne auf lange, wo nicht auf immer, vereitelt waren; und wenn sie auch der revolutionäre Ursprung der Zentralgewalt in etwas versöhnte, so war doch nicht nur auf eine aufrichtige Unterstützung von dieser mächtigen und rührigen Partei nicht zu rechnen, sondern vorauszusehen, daß die neue Regierung bald mit ihr durch die notwendige Bekämpfung weiterer Aufstandsversuche in offene Fehde kommen würde. Wie bald dies geschah, zeigte der 18. September in Frankfurt, und seit dieser Zeit bestand die erklärteste Feindschaft, anfänglich verbissen und mittelbar, wie dies bei einer besiegten Partei natürlich, später bei wieder gewachsener Sicherheit, besserer Ordnung und Uebersicht der Kräfte (durch den Märzverein), sowie bei der Entdeckung einer Abneigung auch auf der entgegengesetzten Seite, immer offener und am Ende frech. Soweit der demokratischen Meinung eine thatsächliche Macht beiwohnte, war also auch diese gegen die Zentralgewalt gerichtet.

Zwischen diesen beiden Gegnern aber stand die sogenannte Regierung Deutschlands ohne alle Macht. Sie hatte keine eignen Truppen, keine Geldeinkünfte, nicht einmal eigne Beamte außer den Ministern und Unterstaatssekretären. Alles mußte sie von den einzelnen Regierungen borgen, erbitten, herauspressen. Diese monarchische Zentralgewalt ohne eigne Macht lebte das ängstliche und wenig ehrenvolle Leben eines überschuldeten Prahlers und mußte schließlich auch endigen wie ein solcher. Sie mußte notwendig in Mißachtung fallen, da sie das Volk in ihren wichtigsten

---

[1] Vgl. oben S. 88.

Aufgaben entweder scheinbar unthätig oder, wenn sie zu handeln versuchte, erfolglos, wo nicht gar noch beschimpft erblickte. Dies alles zusammen aber brach die moralische Macht der Zentralgewalt, der einzigen, welche sie hatte.

Somit war allerdings die Falschheit der Einrichtung an sich, bei zu langer Dauer und dem Unterlassen jeglicher Verbesserung, einer der Gründe des Verfalls der Zentralgewalt.

Ich habe auch behauptet, daß die Wahl eines Prinzen zu diesem Ergebnisse beigetragen habe. Manchem möchte vielleicht gerade das Gegenteil richtig erscheinen und von ihm die Behauptung aufgestellt werden, daß nur eben die Ernennung eines österreichischen Erzherzogs die schleunige Anerkennung der Zentralgewalt durch die deutschen Regierungen und das leidliche Verhältnis zu den fremden Mächten bewirkt habe. Ich gebe dies zu, beharre aber doch auf meinem Satze. Bekanntlich ist der völlige Ruin der Zentralgewalt herbeigeführt worden durch die Weigerung des Erzherzog-Reichsverwesers, für wirkliche Einführung der von der Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung zu wirken. Diese Weigerung nun aber ging lediglich aus der Stellung des österreichischen Prinzen hervor. Es schien ihm nicht in dem Vorteile seines Hauses zu liegen, daß diese Verfassung wirklich zu Deutschlands Gesetz und Ordnung werde. Würde man aber entgegnen, daß diese Rücksicht nicht den Prinzen, als solchen, sondern nur den österreichischen Prinzen habe bewegen können; daß also nicht in der Wahl eines Mitgliedes eines regierenden Hauses, sondern höchstens nur in der Wahl gerade dieser Dynastie die Veranlassung zu suchen sei, so wäre darauf zu antworten, daß ein preußischer oder ein bayrischer Prinz sicherlich ebensowenig gegen den erklärten Willen des Hauptes seines Hauses gehandelt hätte.

Auch persönlichem Verhalten des Reichsverwesers habe ich die schnelle Abnützung seines Einflusses zugeschrieben. Ich zähle hierunter nicht etwa die geringe Teilnahme desselben an den Regierungsgeschäften, welche sein ganzes Vorhandensein als überflüssig hätte erscheinen lassen können. Teils mochte sie durch das nicht zu ändernde Verhältnis des Ministeriums zu der auf ihren Anteil an der Leitung der deutschen Angelegenheiten sehr eifersüchtigen und nicht selten in die ausübende Gewalt förmlich übergreifenden Versammlung geboten sein. Teils hatte diese passive Haltung auch ihre großen Vorteile, indem die ausschließlich konstitutionelle Verantwortlichkeit der Minister auf solche Weise nicht bloß eine gesetzliche Fiktion oder eine Ungerechtigkeit war. Allein von entschiedener Bedeutung und nicht zu rechtfertigen, in ihren Folgen aber verhängnisvoll war die Stellung, welche der Reichsverweser zu dem Ministerium Gagern einnahm. Daß der Erzherzog nur mit Mißbehagen die Wendung der Dinge eintreten sah,

welche das Kremsierer Programm herbeigeführt hatte, wird ihm niemand verübeln. Allein es ist nicht wohl einzusehen, wie er sein Ministerium dieses Mißbehagen entgelten lassen konnte, das doch sicherlich keine Schuld trug weder an der sachlichen Lage Oesterreichs, noch an der Politik des Ministeriums Schwarzenberg, und so gar nichts zur Abwendung der natürlichen Folgen der Stellung Oesterreichs thun konnte, daß ja selbst Schmerling das Wesentliche des späteren Gagernschen Programmes als notwendig erkannt und das Recht der Versammlung auf solcher Grundlage verlangt hatte, ja daß sogar der Reichsverweser selbst, welcher schon gegen das Gagernsche Programm [1]) in seiner ersten Fassung keinen Widerspruch eingelegt hatte, bei Vorlegung der durch die österreichische Erklärung vom Dezember 1848 [1]) notwendig gewordenen Modifikation buchstäblich erklärte: „nun sei er mit jedem Worte einverstanden". Bedenkt man noch überdies, daß das Programm lediglich keine praktische Folge hatte, weil Oesterreich auf das Unterhandlungsanerbieten nicht einmal eine Antwort gab, so muß gewiß jeder Unbefangene einräumen, daß von seiten des Ministeriums eine Veranlassung zu einer Beschwerde nicht gegeben war. Dessenungeachtet war eine auffallende Kälte und Verstimmung des Reichsverwesers vom ersten Augenblicke an sichtbar. Die früheren vertraulichen Mitteilungen von Privatnachrichten unterblieben; es wurde über Staatsangelegenheiten vielfach mit andern, und nicht eben immer mit Freunden des Ministeriums, verhandelt; gar bald entstand und erhielt sich das Gerücht, daß unter der Hand ein andres Ministerium gesucht werde. Und wenn er damit bei den verschiedenen Klubs der Mitte nicht durchdrang, so war die Ursache nicht etwa eine Meinungsverschiedenheit in der Sache, sondern lediglich ein (gleichgültig jetzt ob gerechtfertigtes oder unbegründetes) Mißtrauen in seine Person. Eine solche Stellung war aber nicht nur widrig für die persönlich Beteiligten (was nicht in Betracht kommen konnte), sondern wirkte auch allmählich höchst nachteilig in allgemeineren Beziehungen. Hauptsächlich aber litt das Ansehen des Reichsverwesers durch diesen niemand verborgen bleibenden Zustand der Unentschiedenheit und Verschlossenheit. Daß gerade Schmerling und später Heckscher als die wirklichen Vertrauten galten, schwächte die früher so unbedingte Popularität des

---

[1]) Nachdem Gagern am 18. Dezember den Vorsitz im Reichsministerium übernommen hatte, entwickelte er sein Programm vom engeren und weiteren Bunde, das heißt vom deutschen Bundesstaat und dessen Union mit Oesterreich. Schwarzenberg erklärte in einer Note vom 28. Dezember, daß Oesterreich an dem Eintritt in den Bund festhalte und in dem neu zu bildenden deutschen Staatskörper seine Stelle zu behaupten wissen werde. Darauf folgten die Verhandlungen im Plenum und zwar vom 11.—13. Januar über die österreichische Frage und vom 14.—18. Januar über das Reichsoberhaupt. Vgl. Blum 367—373.

Reichsverwesers merklich. Die Sache kam aber ganz zum Bruche durch das Verhalten des Erzherzogs zu der Durchführung der Reichsverfassung. Das Ministerium beschloß, einerseits den widerstrebenden Regierungen, andrerseits den bereits sich zeigenden Anfängen gewaltsamer Unordnungen in manchen Staaten gegenüber, zu erklären, daß es für kräftige Förderung der Verfassung thätig sein werde, jedoch nur mit gesetzlichen Mitteln. Der Reichsverweser aber verweigerte seine Zustimmung zu dieser Erklärung, worauf das Ministerium seine Entlassung verlangte und erhielt. Die Handlungsweise des Reichsverwesers in der Verfassungsangelegenheit war jedenfalls folgewidrig. Er billigte das Gagernsche Programm, von welchem die Durchführung der Reichsverfassung ein wesentlicher Teil war; er verkündete das Wahlgesetz, offenbar den anstößigsten Teil des ganzen Verfassungswerkes, im Reichsgesetzblatte; er genehmigte die Abordnungen an die königlichen Höfe, um dieselben zur Annahme der Verfassung zu bewegen. Dagegen hatte er kein Hehl, daß er die Verfassung nicht unterzeichnen, noch seinerseits verkündigen werde, sprach entschieden aus, daß er keinen Staat zur Annahme derselben zwingen lassen werde! Er ernannte schließlich das unglaubliche Ministerium Grävell,[1]) dessen oberster Grundsatz war, für Durchführung der Verfassung nicht zu wirken. Solche Widersprüche in der wichtigsten Frage mußten notwendig beunruhigen, unsicher machen und wendeten am Ende auch die Gemäßigtsten enschieden ab, während die Heftigeren bis zur lauten Anklage des Verrates gingen.[2]) Die Entrüstung hierüber und die Entmutigung gab der äußersten Partei immer mehr die Oberhand; es wurden übertriebene und unsausführbare Beschlüsse gefaßt; die Roheit in der Versammlung nahm unerträglich zu, die sämtlichen Abteilungen der Mittelpartei traten in geschlossenen Massen aus; von dem übriggebliebenen Reste wurde die Zentralgewalt für aufgehoben erklärt und an die Stelle des Erzherzogs eine Regentschaft[3]) gesetzt, welche an Abenteuerlichkeit das Grävellsche Ministerium des Reichsverwesers noch übertraf. Die norddeutschen Staaten setzten aber endlich einen Verwaltungsrat ein[4]) und kündigten damit auch von ihrer Seite den Gehorsam auf.

Auf solche Weise endete kläglich die Regierung, welche unter so all-

[1]) Am 18. Mai. — Präsident wurde Grävell, Detmold Justizminister, General Jochmus Minister des Auswärtigen, Merk Finanzminister, Fürst August von Sayn-Wittgenstein-Berleburg Kriegsminister. Die Versammlung empfing das neue Ministerium sofort mit einem Mißtrauensvotum, das Wichmann 421 f. durch eine Charakteristik dieser Vertrauensmänner des Reichsverwesers rechtfertigt.

[2]) Vgl. S. 100 Anm. 2.

[3]) Karl Vogt, Heinrich Simon, Raveaux, Schüler von Zweibrücken, Schoder.

[4]) In dem Dreikönigsbündnis vom 26. Mai 1849 (v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., I. 334 f.).

gemeinem Jubel Deutschlands begonnen hatte, stand der greise Fürst ganz verlassen, der vor nicht einem Jahre mit Beweisen der Verehrung erdrückt worden war. Wie vieles nun zu solch jämmerlichem Ende eignes Handeln beigetragen, mag das Vorstehende wenigstens zum Teile beantworten. So verschworen sich der Ursprung und die Natur seiner Gewalt, seine Abstammung, er selbst und äußere Gegner zu seinem schleunigen, tragischen Untergange.

Es schmerzt dies aber tief; nicht bloß, wenn schon hauptsächlich, Deutschlands wegen, sondern auch wegen des Mannes selbst. Mag er nicht fehlerfrei sich erhalten haben in der schwierigen Zeit, seine Persönlichkeit verdient doch in gar vielen Beziehungen die Liebe und Verehrung, welche ihn zu allen Zeiten in seinem Heimatlande umgab, und mit welcher er auch unter uns so überschwenglich empfangen wurde.[1]) Es ist nicht notwendig, nochmals zu erzählen, was jeder von dem Erzherzog Johann weiß: von der Einfachheit und Anspruchslosigkeit seiner ganzen Erscheinung, der es aber doch am rechten Orte an Würde und der Gewohnheit hoher Stellung keineswegs fehlt; von dem bürgerlich behaglichen Familienkreise; von der Regelmäßigkeit und Nüchternheit des Lebens; von der Uneigennützigkeit in Geldsachen bei keineswegs großem Reichtume;[2]) von der Zugänglichkeit und Geduld gegen alle Hilfe- und Ratbedürftige; von seinem ausgebreiteten Wissen, seiner feinen Welt- und Menschenkenntnis, seiner möglichsten Freiheit von Standes- und Geburtsvorurteilen. Wohl aber mögen einige Striche gezogen werden zur Zeichnung seines äußeren Verhaltens als Reichsverweser.

Mit richtigem Takte nahm der Erzherzog Johann keine Zivilliste an, sondern nur eine passende Wohnung. Diesem gemäß war denn auch seine ganze Einrichtung nicht die einer fürstlichen Hofhaltung, sondern zeigte nur zierliche Bequemlichkeit und was der Anstand bei jedem hochgestellten Privatmann erfordert; doch sah der Gast bei der Tafel oder in den wöchentlichen Abendgesellschaften,[3]) daß er in dem Hause eines kaiserlichen Prinzen war. Die Umgebungen des Reichsverwesers bestanden ausschließlich aus seinen österreichischen Adjutanten und den gewöhnlichen Hausgenossen. Ein diensthabender Adjutant (übrigens immer, wie der Reichsverweser selbst, in bürgerlicher Kleidung) meldete; eine kleine Privatkanzlei besorgte

---

[1]) Der Empfang des Reichsverwesers in Frankfurt am 11. Juli 1848 ist ausführlich beschrieben in Rittweger, Frankfurt am Main im Jahre 1848, S. 63 f.

[2]) In einem Gespräch mit v. Mohl machte der Erzherzog Mitteilungen über seine Einkünfte (S. 110).

[3]) Von Ende September an waren die Salons des Reichsverwesers jeden Mittwoch für die Abgeordneten aller Parteien und angesehene Einheimische und Fremde geöffnet (Wichmann 309).

die Schreibereien. Erst von den Septembertagen an war eine Militärwache im Hause; aber auch seit dieser Zeit bei den täglichen Ausgängen oder Ritten keine Spur von Begleitung oder Aufsicht. Die Gemahlin des Erzherzogs empfing zweimal in der Woche einzelne Besuche; sie erwiderte Frauen den ersten Besuch und zeigte sich auch, sei es allein, sei es bei passenden Gelegenheiten mit ihrem einzigen Sohne, einem frischen Knaben von etwa zwölf Jahren, bei Abendgesellschaften in Privathäusern. Der Erzherzog selbst war zu jeder an sich passenden Stunde zu sprechen; Einladungen nahm er nicht an und zog sich abends sehr früh zurück. Selbst der giftigste Gegner hat nie, soviel wir wissen, gegen die Formen und den Geist des täglichen Lebens des Reichsverwesers ein Wort gesagt.

Der amtliche Verkehr mit dem Ministerium war doppelter Art. Regelmäßig war zweimal in der Woche um die Mittagstunde Sitzung der sämtlichen Minister in seinem Kabinette, in welchem jeder derselben aus seinem Geschäftskreise diejenigen Gegenstände vortrug, welche der Genehmigung des Reichsverwesers bedurften. Da die Unterstaatssekretäre an diesen Zusammenkünften keinen Anteil nahmen, dieselben aber im Ministerrate Sitz und Stimme hatten, so konnten bei dem Reichsverweser nur solche Gegenstände zur Sprache gebracht werden, welche im Ministerrate bereits besprochen und beschlossen waren, und eine eigentliche Verhandlung, ein Austausch verschiedener Ansichten fand nicht statt. Nur sehr selten äußerte der Reichsverweser eine abweichende Ansicht, welche denn entweder auf weitere Verteidigung des bereits gefaßten Beschlusses von ihm wieder aufgegeben, oder andernfalls von den Ministern in vollem Kollegium in weitere Beratung genommen wurde. Die Regierung war insofern eine völlig konstitutionelle, als der Reichsverweser dem Ministerium freie Hand ließ, sich in den Gang der Geschäfte lediglich nicht mischte und selbst da, wo seine Meinung abwich, seine Zustimmung schließlich nicht versagte, solange es nicht zu einer Auflösung des ganzen Ministeriums kommen sollte. Diese wöchentlichen Vorträge waren somit wesentlich nur formeller Art und vielleicht allzuviel so; allein es war dies eine unvermeidliche Folge der Teilnahme der Unterstaatssekretäre am Ministerrate. Am ansprechendsten waren, namentlich solange Schmerling im Ministerium war, die Mitteilungen, welche der Reichsverweser aus seinen Privatnachrichten, besonders aus Oesterreich, machte. Die Formen der Verhandlung waren sehr einfach und der Reichsverweser unverändert freundlich und zutraulich. Er pflegte den Gegenstand der Vorträge und die Beschlüsse kurz für sich aufzuzeichnen. Ein Geheimschreiber war nicht anwesend. Neben den regelmäßigen Sitzungen beeilten sich aber natürlich die einzelnen Minister auch, dem Reichsverweser wichtige Nachrichten, welche in der Zwischenzeit eintrafen, alsbald mitzuteilen. Ebenso hatten sie zu jeder Stunde bis in die

Nacht augenblicklichen Zutritt zum Erzherzoge, wenn sie irgend einen Gegenstand vorzutragen oder eine Unterschrift zu erwirken hatten, welche nicht bis zur nächsten Sitzung aufgeschoben werden konnte. Am meisten fanden natürlich solche besondere Besprechungen mit dem Ministerpräsidenten statt, welcher auch häufig im Namen des gesamten Ministerrates Vortrag erstattete, wenn die Anwesenheit mehrerer dem greisen Fürsten erspart werden wollte. Weniger zu billigen mochte sein, daß der Reichsverweser nicht nur überhaupt in öffentlichen Angelegenheiten nach Belieben und ohne Anwesenheit eines Ministers Gehör gab oder sonstige Verhandlungen hatte, sondern daß namentlich auch die fremden Gesandten und die deutschen Bevollmächtigten bei der Zentralgewalt mit ihm ohne Wissen und Teilnahme des Ministeriums verkehrten.[1]) — Außer diesen eigentlichen Regierungsgeschäften nahm der Reichsverweser noch lebhaften Anteil an den Einzelheiten der militärischen Zustände, so besonders der Frankfurter Reichsbesatzung, und es geschahen hierin die üblichen Dienstmeldungen von den betreffenden Offizieren.

Eine schließlich feststehende Reichsgewalt wird freilich mancherlei Forderungen begegnen müssen, welche an den bloß vorübergehenden Zustand nicht gemacht wurden; ebenso wird die größere Menge und Verschiedenheit der Geschäfte auch künstlichere Formen des Geschäftsverkehrs mit dem Reichsoberhaupte zur Folge haben. Allein mit Sicherheit darf behauptet werden, daß es einen höchst wohlthuenden Eindruck in ganz Deutschland hervorbringen wird, wenn das künftige gemeinsame Haupt — und ein solches kann uns doch das Schicksal nicht verweigern — gleiche ungekünstelte Einfachheit des ganzen Daseins, gleiches Verweilen in dem allgemeinen bürgerlichen Leben, gleich wenig Abgötterei mit sich selbst zeigen, nein, wirklich haben wird.[2])

Persönlich bin ich immer gut mit dem Reichsverweser ausgekommen. Er war freundlich und zutraulich gegen mich und mochte mich, wie ich glaube, wohl leiden. Zu seinen engeren Vertrauten habe ich jedoch nie gehört. Aus dem persönlichen Verkehre sind mir namentlich drei Vorfälle im Gedächtnisse geblieben. Einmal eine sehr eingehende Auseinandersetzung der Vermögensverhältnisse der kaiserlichen Familie. Ich saß eines

---

[1]) Den Abschnitt „So verschworen sich der Ursprung — des Ministeriums verkehrten“ hat v. Mohl fast unverändert seiner im Sommer 1849 geschriebenen und 1850 in der Deutschen Vierteljahrsschrift H. 2, I. S. 64—66 veröffentlichten Abhandlung „Die erste deutsche Reichsversammlung und die Schriften darüber“ entnommen.

[2]) Die Worte „Allein mit Sicherheit — haben wird“ finden sich fast wörtlich schon in der eben erwähnten Abhandlung aus dem Jahre 1849; sie sind also lange vor dem Kaisertum Wilhelms I. niedergeschrieben.

Abends am Bette des Erzherzogs, welcher unwohl war; das Gespräch kam auf eine kleine Geldausgabe, welche der Reichsverweser abgelehnt hatte. Auf eine Bemerkung hierüber sagte er: „Sie glauben wohl auch, daß ich Geld habe? Ich will Ihnen sagen, was ich habe. Meine Apanage von 24000 Gulden und meine Gage als Feldmarschall; wenn ich nach Wien komme, ‚halten sie mich aus‘.“ Ich: „Aber was ist denn aus dem ungeheuren Vermögen der Kaiserin Maria Theresia geworden?“ Er: „Das hat mein Bruder Franz uns alles gestohlen!“ Und nun ging er in sehr große Einzelheiten über die Erbschaften der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Leopold ein, in angebliche Ungerechtigkeiten des Kaisers Franz gegen seine Geschwister, über bodenlos schlechte und betrügerische Verwaltung der Familiengüter und so weiter. Ueberall gab er Zahlen und Namen an. Ich bedaure gar sehr, daß ich diese Mitteilungen nicht beim Nachhausekommen aufgezeichnet habe; später kamen sie mir aus dem Gedächtnis. — Einem andern merkwürdigen Augenblicke wohnte ich nur als stummer und zufälliger Zeuge an. Ich war bei dem Reichsverweser in einer Geschäftssache, als während unsers Gespräches (ich weiß nicht mehr, war es durch ein Telegramm oder durch einen Brief) die erste Nachricht von der Thronentsagung Kaiser Ferdinands, von der Ablehnung des Erzherzogs Franz Karl und der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers [1]) einlief. Der Reichsverweser war zuerst wie vom Donner gerührt, erging sich aber bald in den leidenschaftlichsten Gesprächen mit seinen beiden Adjutanten teils über die Wichtigkeit der Sache, teils und hauptsächlich aber darüber, daß solche Dinge in der Familie vorgehen, ohne daß er um seine Ansicht befragt werde, nur irgend etwas davon wisse! Von mir wurde keine weitere Notiz genommen, und ich fand es nach einiger Zeit für anständig, mich in aller Stille zu entfernen. — Endlich noch ist mir in lebhafter Erinnerung, daß ich, den man in der ganzen Stadt lange vergeblich gesucht hatte, schon bei einbrechender Nacht in das noch unerleuchtete Zimmer des Reichsverwesers trat, von ihm mit der Frage angeredet wurde: „Lieber Mohl, da wird wohl ein Protokoll aufgenommen werden müssen?“ — Auf meine Gegenfrage: „Wovon es sich denn handle?“ erhielt ich zu meiner höchsten Ueberraschung die Antwort: „Nun, von meiner Abdankung! Die Versammlung habe die Reichsverfassung beschlossen, und sie sollte nun als Gesetz bekannt gemacht werden; [2]) dieses

---

[1]) Franz Joseph, Sohn des genannten Erzherzogs Franz Karl, folgte am 2. Dezember 1848 seinem Oheim Ferdinand I. auf dem österreichischen Kaiserthron.

[2]) Die Verfassung des Deutschen Reichs wurde am 27. März 1849 beschlossen und am folgenden Tage im Reichsgesetzblatt bekannt gemacht. Die Kaiserwahl erfolgte an demselben 28. März, und am Abend dieses Tages fanden Verhandlungen im Palais des Reichsverwesers über dessen Rücktritt statt. Präsident Simson und

nicht zu thun, sei er aber entschlossen." — Ich stellte ihm die gegen einen solchen verzweifelten Schritt sprechenden Gründe vor, er blieb aber unerschütterlich, ließ Licht kommen und hieß mich an seinem Schreibtische Platz nehmen und das Protokoll aufsetzen. Ich that es, bat ihn dann aber nochmals dringend, seinen Entschluß zu ändern, jedenfalls sich noch darüber erst zu beraten. Ich habe im Vorzimmer viele Leute gesehen, unter andern, wenn ich mich nicht irre, den Präsidenten Simson; er möge doch namentlich diesen, dem er Vertrauen schenke, rufen lassen. Endlich gab er nach; es erfolgte eine lange, tumultuarische Besprechung, an welcher noch manche andre, welche indessen auch ankamen, teilnahmen. Das Ende war, daß der Erzherzog erklärte, zwar seine Entlassung nicht geben, aber auch die Bekanntmachung der Verfassung nicht unterzeichnen zu wollen. Das Protokoll[1]) blieb auf dem Tische liegen, und ich habe es seitdem oft bedauert, es nicht zum Andenken zu mir gesteckt zu haben.

## 7. Die Bevollmächtigten.

Die Ernennung von Geschäftsführern der einzelnen deutschen Regierungen bei der Zentralgewalt wurde anfänglich von der Linken in der Versammlung mit großem Mißtrauen betrachtet. Sie fürchtete eine Fortsetzung des Bundestages, die Entstehung eines Staatenhauses, Einfluß auf das Reichsministerium. Später ließ man, überzeugt durch die Erfahrung, diese Besorgnisse fallen, bekümmerte sich um die Bevollmächtigten so gut wie gar nicht. Jene Furcht überschätzte, diese Gleichgültigkeit unterschätzte die Bedeutung derselben.

Es wäre eine leere Grillenfängerei, wollte man sich mit der Frage beschäftigen, ob es nicht besser für das Gelingen der Reichsverfassung gewesen wäre, wenn die Bevollmächtigten ein Staatenhaus mit Stimmrecht gebildet hätten? Es ist nun einmal nicht geschehen, und es konnte nicht geschehen, wie die Stimmung nicht etwa bloß der Paulskirche, sondern Deutschlands im Sommer 1848 war. Nach den wirklichen Erlebnissen

---

Minister v. Mohl boten vergeblich alles auf, den Erzherzog von seinem Entschluß abzubringen. In einer Zuschrift an den Präsidenten des Reichsministeriums v. Gagern vom 28. März erklärte der Fürst, an seiner Entscheidung festhalten zu müssen und die Ausführung des Plans von den Interessen Deutschlands abhängig machen zu wollen (B. v. Simson, Eduard v. Simson, 168—170). Ein zweiter Johann ohne Land, hielt er in Frankfurt noch aus, als dort alles längst vorüber war, weil „er noch bleiben will, bis Oesterreich das Präsidium des herzustellenden Bundestags übernehmen kann" (Brief Mathys an v. Beckerath vom 26. Mai 1849, Deutsche Revue VII. 2, 179).

[1]) Das Protokoll ließ der Reichsverweser in der oben erwähnten Zuschrift vom 28. März an v. Gagern senden.

hat es sich aber mit den Bevollmächtigten folgendermaßen verhalten: Ihr Verhältnis zum Reichsministerium — mit welchem allein sie in amtlicher Verbindung standen — änderte sich im Laufe der Zeit dreimal. Zuerst, und es dauerte dieses bis zum Austritte Schmerlings aus dem Ministerium, stand die Reichsgewalt den Bevollmächtigten ferne und fremd. Es war eines der ersten Geschäfte des vollkommen besetzten Ministeriums, seine Stellung zu den Bevollmächtigten zu bestimmen. Auch bei ihm waltete nun aber damals die Besorgnis ob, es möchte sich aus diesen deutschen Gesandten eine Nebengewalt bilden; überdies war man noch der vollen jungen Ueberzeugung von der Allmacht der Versammlung und, in ihrer Sphäre, der Zentralgewalt. Es wurde demnach den Bevollmächtigten erklärt, daß man sie in irgend einer Gesamteigenschaft gegenüber dem Ministerium nicht anerkenne, wohl aber durch Vermittlung des einzelnen Bevollmächtigten die Verbindung der Reichsgewalt mit dessen Regierung unterhalten werde. Die Bevollmächtigten legten hiergegen keine Einsprache ein, und so war denn von Anfang an über alle allgemeinen Fragen der äußeren oder der inneren Politik gar kein Benehmen mit den deutschen Regierungen und ihren Beauftragten, sondern nur ein spärlicher und formeller Verkehr der einzelnen Ministerien mit einzelnen Bevollmächtigten über besondere Geschäftsgegenstände. Selbst Besprechungen mit mehreren Bevollmächtigten zugleich kamen nicht vor oder so gut als nicht. Daß die Bevollmächtigten mit diesem Zustande mehr und mehr unzufrieden waren und sich beklagten, von dem Ministerium nur als Briefträger gebraucht zu werden, begreift sich; auch war sicher die Auffassung des Ministeriums nicht die richtige. Es entzog sich und der deutschen Sache eine Stütze, welche vielleicht hätte bedeutend sein können. — Nach Gagerns Eintritt in das Ministerium änderte sich dieses. Er verlangte häufigeren und vertrauteren Verkehr mit den Bevollmächtigten, und zu dem Ende wurden namentlich auch gemeinsame Zusammenkünfte mit denselben bei besonders wichtigen Anlässen gehalten, sei es von dem Gesamtministerium, sei es von einzelnen Ministern. Der Erfolg war ein günstiger. Zwar war auch jetzt von einer Beratung, einer Abstimmung oder einem Beschlusse nach Stimmenmehrheit keine Rede, sondern es wurden nur Ansichten geäußert oder etwa Erklärungen einzelner Regierungen abgegeben. Diese standen auf einem zu verschiedenen Rechtsboden, als daß mit ihren Beauftragten und von denselben etwas Gemeinschaftliches hätte beschlossen oder anerkannt werden können; allein es bestand doch ein häufigerer persönlicher Verkehr zwischen dem Ministerium und den Bevollmächtigten, und zwar mit der Gesamtheit derselben. Es war in diesem zweiten Zeitabschnitte der Versuch eines gemeinsamen Handelns angebahnt, soweit die Umstände es zuließen, und als am Ende die 29 kleineren Regierungen die

von der Versammlung beschlossene Verfassung anzunehmen erklärt hatten,[1]) trat sogar ein innigerer Anschluß ihrer Bevollmächtigten an das Ministerium ein. Sie fanden in demselben einen gemeinsamen Halt und hofften von ihm im Notfalle auf Schutz. Nur zu schnell aber ging dieser Zustand über in den kläglichen allseitiger Hilflosigkeit. Als durch die Zurückweisung der Kaiserkrone von seiten des Königs von Preußen die Kraft der Mittelpartei in der Versammlung gebrochen war, der Reichsverweser dem Ministerium die Mitwirkung zur Durchführung der Verfassung versagt hatte und dieses zwischen Leben und Sterben wochenlang hing,[2]) in der täglich leerer werdenden Versammlung aber die gewaltthätigen Beschlüsse und die Roheiten der Linken ein baldiges Ende voraussehen ließen, wurde zwar der Verkehr mit den Bevollmächtigten sämtlicher kleinerer Staaten täglich lebendiger, allein es war nur eine gemeinschaftliche Vorbereitung auf das Ende. Kraft war auf keiner Seite mehr, und wenn nun die Säle des Taxisschen Palastes auch den Bevollmächtigten geöffnet waren und diese täglich sich zu bestimmter Stunde versammelten, so gewährte die Besprechung der Gleichgesinnten nur immer tiefere Einsicht in die völlige Hoffnungslosigkeit der Lage.

Das Personal der Bevollmächtigten war ein sehr gemischtes, auch was die bisherige Laufbahn und die äußere Stellung betrifft. Zum Teile wurde dem früheren Bundestagsgesandten, weil er schon am Orte war, aus Vertrauen, Rücksicht oder Ersparnis der neue Posten übertragen; zum Teile sendete man Geschäftsmänner aus andern Dienstzweigen, von denen wohl der eine und der andre nie daran gedacht hatte, in seinem Leben auch einmal eine gesandtschaftliche Stelle zu bekleiden. Die Eigenschaft eines Mitgliedes der Reichsversammlung wurde nicht als unvereinbar mit der Beglaubigung bei der Zentralgewalt angesehen; so bekleideten Welcker, Jordan, Francke, später Schmerling beiderlei Stellen. Wunderlich genug und schwerlich zu ihrem Vorteile wechselten einige Staaten ihre Bevollmächtigten selbst in dieser kurzen Zeit öfter; so namentlich Oesterreich, welches im Laufe von sieben oder acht Monaten deren vier ernannte. Nur wenige der Bevollmächtigten waren von ihren Regierungen in den Stand gesetzt worden, mit größerem Aufwande zu leben und ein Haus zu machen; so der österreichische, der preußische, der luxemburgische, welcher zu gleicher Zeit holländischer Gesandter war. Die meisten führten das einfache Junggesellen- und Gasthofleben der Reichstagsabgeordneten, und man mochte sie fast täglich in den späten Abendstunden im Speisesaale

[1]) Anfangs April 1849, vgl. Blum 387.

[2]) In dem Abschnitt „Das ratlose Interim“ S. 396—418 seines oft angezogenen Buches beschreibt Wichmann den Zustand, in welchem sich die Nationalversammlung von April bis Mai 1849 befand.

des Englischen Hofes treffen. Es hatte das deutsche diplomatische Corps beim Reichsverweser ein entschieden demokratisches Aeußere.

Weit die hervorragendste Stelle unter den Bevollmächtigten nahm Camphausen ein, sowohl nach der Bedeutung Preußens (besonders da sich Oesterreich so fern und ablehnend verhielt), als nach seiner Persönlichkeit. Vielbeliebt konnte der starre, bis zur Ungebühr schweigsame Mann allerdings nicht sein; allein selbst ein entschiedener Gegner wird ihm eine große staatsmännische Begabnis nicht ableugnen, welche um so bedeutender erscheinen muß, als ihn frühere Beschäftigung[1]) nicht zur Wirksamkeit auf diesem Felde vorbereitete. Wenige mögen ihr Urteil so klar erhalten haben über das, was in der ungeheuren Bewegung, Leidenschaft und Verblendung möglich und nachhaltig war. Er verlor, wie kaum ein andrer, neben der Gestaltung der Verhältnisse in und zu der Nationalversammlung niemals die allgemeinen europäischen Bedingungen aus dem Auge. Wo er es für nötig erachtete, wußte er schnell und entschieden zu handeln; und daß er nicht für gewaltthätiges Herrschen der Bevorzugten, wenn schon auch nicht für das Uebergewicht der Masse, im inneren Staatsleben war, braucht nicht erst bemerkt zu werden. — Damit soll aber nicht Camphausens Politik in der deutschen Sache geteilt und gepriesen werden; im Gegenteile steht wohl fest, daß er dem Gelingen des Werkes, wie die Nationalversammlung es gewünscht hatte und wie es schließlich für Preußen selbst vorteilhaft gewesen wäre, gewaltig schadete. Daß der preußische Staatsmann und Bevollmächtigte seinem Staate nichts unnötig zu vergeben, womöglich ihm zu nützen suchte, war begreiflich und selbst Pflicht. Allein zwei Richtungen Camphausens waren damals der deutschen Sache verderblich. Einmal, daß er ein volleres Hingeben Preußens an die Idee des Reiches und eine größere Fügsamkeit unter die Zentralgewalt von Anfang an hinderte, weil der mächtige und sich im Notfalle selbst genügende Staat sich seiner Hoheitsrechte nicht entkleiden dürfe, ohne schließlich zu wissen an wen und zu wessen Gunsten. Zweitens aber, daß ihm als erreichbares Ideal nicht die Vereinigung Deutschlands zu einem großen Ganzen, sondern Preußens Leiterschaft in Nord- und Mitteldeutschland erschien.[2]) Seinem lange Zeit hindurch in Berlin maßgebenden

---

[1]) Ludolf Camphausen war Großkaufmann und Banquier in Köln. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches unter Wilhelm I., I. 197 entwirft folgendes Bild von ihm: „Aeußerlich keine einnehmende Erscheinung, eine lange, gerade aufgerichtete Gestalt, ein hageres Gesicht mit großen Augen und scharfen Zügen" u. s. w. Vgl. das Bild bei Blum 344.

[2]) Auf Camphausens Rat ist zurückzuführen das wichtige preußische Zirkularschreiben vom 23. Januar 1849, welches sich gegen ein Kaisertum und für einen engeren Bundesstaat unter Preußens Führung aussprach (v. Sybel a. a. O. 285; 316—317).

Rate ist vieles zur Last zu legen, was Preußen damals that und was es unterließ. Er ist ehrenwert zurückgetreten, als in dem letzten Augenblicke seine Ueberzeugung hinsichtlich der Kaiserkrone nicht durchging; allein eine andre Ansicht von Anfang an hätte es wohl nie zu dem Angebote unter solchen Bedingungen und zu dem Ausschlagen kommen lassen.

Die geringere Bedeutung der übrigen einzelnen Staaten für den Gang der Ereignisse läßt es als überflüssig erscheinen, die staatlichen Ansichten und Strebungen ihrer Bevollmächtigten besonders zu beleuchten. Doch mögen einige Striche zur Bezeichnung der Persönlichkeit des einen und des andern von diesen meistens sehr tüchtigen, zum Teile trefflichen Männer gezogen werden.

Der Nestor unter ihnen, und überhaupt einer der ältesten Diplomaten, war der Bremer Smidt. Schon seit mehr als einem Menschenalter[1]) der auswärtige Staatsmann seiner kleinen aber blühenden und mannigfach bedeutenden Vaterstadt, war er auch bei der neuen Wendung der Dinge auf dem Plane geblieben, um mitanzusehen und vielleicht unter der Hand zu wirken. Der unschöne, aber bedeutende Kopf[2]), das kräftige, schneeweiße Haar, die kleine, gebeugte Greisengestalt mußte jedes Blick auf den noch sehr rüstigen, mitten im Gewühle schwimmenden Mann lenken. Mit jedem bekannt, von jedem etwas erfragend, natürlich aber dann zur Aufrechterhaltung des Verkehres mitteilend, was er für gut fand, war er einer der bestunterrichtetsten Männer, für Vergangenes ohnedem ein Lagerbuch. Es war von ihm bekannt, daß er unglaublich Vieles und Geheimes seit langen Jahren gesammelt habe, und wenn er nicht auf eigner Jagd beschäftigt war, erzählte er auch gern mit der behaglichen Breite des Alters von Personen und Begebenheiten. Die deutsche Bewegung war ihm, was sicher keiner verdenken wird, nichts weniger als genehm; allein als gewiegter Diplomat nahm er die Thatsache an und suchte sie, soweit sein Einfluß ging, leidlichst zurecht zu rücken. Dabei war er viel zu viel vertraut mit den Kräften der einzelnen Staaten, als daß er sich und Bremen eine hohle Wichtigkeit gegeben hätte, viel zu welterfahren, um sich vorzudrängen. Kurz, Smidt war ein höchst lehrreiches Beispiel jener bürgerlichen Diplomaten, welche für die Anliegen eines unmächtigen Staates durch persönliche Tüchtigkeit in Geschäften, durch Bedeutung im Umgange und mit unerlöschlicher Aufmerksamkeit Beachtung und Freunde suchen müssen.

---

[1]) Seit 1815.

[2]) Ein Bildnis Smidts, welches ihn im rüstigen Greisenalter darstellt, ist der Schrift „Johann Smidt. Ein Gedenkbuch zur Säkularfeier seines Geburtstags ... Bremen 1873" beigegeben. — Gildemeister macht a. a. O. 36—37 einige Bemerkungen über die Stellung Smidts gegenüber der Bewegung von 1848, die mit den Andeutungen Mohls übereinstimmen.

Als ein trefflicher Mann war der oldenburgische Oberst Mosle allgemein geschätzt. Die Teilnahme an der allerdings nicht eben erfolgreichen Sendung nach Wien, bei welcher er und Welcker zwischen dem sich eben wieder aufraffenden Kraftgefühle der österreichischen Regierung und noch mehr der österreichischen Feldherren und dem trotzigen, ja wahnsinnig gewordenen Umsturzgeiste in Wien hatte vermitteln sollen,[1]) hat seinem Namen eine Zeitlang bei manchen einen üblen Klang gegeben, vorab bei der Linken. Näherstehende konnten sich nicht irre machen lassen in dem durchaus deutsch gesinnten, wohlwollenden, gebildeten Manne. Oberst Mosle hatte die angenehme Erscheinung und die brauchbaren Eigenschaften des höheren Offiziers, welcher auch zu Staatsgeschäften schon vielfach gebraucht worden ist, die sichere und milde Mischung des Kriegerischen und Bürgerlichen, welche oft Generalstabsoffiziere auszeichnet. Wenn das Reichsministerium verlegen war um einen ehrlichen, gesund um sich blickenden, vornehm-artigen Mann zu einer Verschickung,[2]) so war immer Mosle in erster Reihe, und nur die begreifliche Abgeneigtheit seines Fürsten, ihn fort und fort seinem Posten entziehen zu lassen, hinderte noch häufigere Absendungen.

Eines der untrüglichsten Zeichen, daß der politische Himmel eingefallen sei, war neben Welckers Ernennung zum Bundesgesandten die Verwendung Sylvester Jordans als Bevollmächtigter Kurhessens. Wurde er doch fast aus dem langjährigen Kerker[3]) gezogen, um unter die Gesandten geschickt zu werden. Allein nicht geringeres Erbosen und Staunen, als diese Ernennung bei den Vormärzlichen erregte, rief er selbst bei der Linken hervor durch sein unumwundenes, folgerichtiges Anschließen an die rechte Mitte. Sie hatte erwartet, daß er mit Grabesstimme und Kettenklirren an ihre Spitze treten und gegen Fürstenmacht und kräftige Regierung sein gebrochenes Leben in die Wagschale legen werde. Mit Hohn vergalt sie die Größe, mit welcher Jordan sich nicht zu Rache und Uebertreibung hinreißen ließ, sondern für die Ordnung im Staate jetzt ebenso entschieden stand, als früher für die Freiheit, wie ihm diese bedroht schien. Aber in der That auch nur von der Blindheit des Parteitreibens und persönlicher

---

[1]) Johann Ludwig Mosle hielt 1861 einen Vortrag über seine Sendung nach Wien im Oktober 1848, der in der Schrift „Aus dem litterarischen Nachlasse von J. L. Mosle" S. 134—168 abgedruckt und als authentische Quelle von hohem Wert ist.

[2]) Ende August und September weilte Mosle im Auftrag des Reichsministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Wien, um dort die Zulassung eines deutschen Bevollmächtigten zu den Friedensverhandlungen mit Sardinien zu erlangen (a. a. O. 104—133). — Von seiner zweiten Sendung nach Wien handelt die vorhergehende Anmerkung.

[3]) Die Haft Jordans dauerte sechs Jahre (Allgem. dtsch. Biogr. XIV. 518).

Roheit konnte die heitere Milde, die ruhige Festigkeit der Ueberzeugung verkannt werden; Besseren war der Mann rührend. Bei ganz zerstörter Gesundheit war er guten Mutes; nie hörte man eine Klage über seine Feinde. In Geschäften war er eifrig, zuvorkommend, freundlich, das Reichsministerium fördernd, gern dessen Schwierigkeiten nach Kräften erleichternd.

Luxemburg und Limburg waren vertreten durch den holländischen Staatsrat von Scherff.[1]) Früher Bundestagsgesandter und in regelmäßiger und langjähriger diplomatischer Laufbahn eingelebt, stand er nicht sowohl in der Bewegung, als neben derselben; er begleitete sie mit aufmerksamen, besorgten Blicken, erwartete von ihr kaum das Wohl Deutschlands, das er, unbeschadet seiner amtlichen Aufgabe, herzlich wünschte. Bei der fast nur ablehnenden Stellung der beiden zu vertretenden Bundesländer konnte der Bevollmächtigte natürlich auch keinen hervorragenden Anteil an dem Treiben um ihn her nehmen; er ließ sich fast nur mit Verwahrungen, Beseitigungen, Hinausschiebungen vernehmen, alles in kluger, milder Form. Im übrigen äußerst gefällig in dem geringen amtlichen Verkehre, welcher unter diesen Umständen stattfinden konnte, und ein häufiger gastlicher Wirt für viele.

### 8. Die Geselligkeit in Frankfurt während der Reichsversammlung.

Es sind der Reichsversammlung und dem Reichsministerium alle denkbaren Vorwürfe gemacht worden. Den aber haben wir nie gehört, daß dieselben in Frankfurt ihrem Vergnügen anstatt ihrer Pflicht nachgegangen seien. Und in der That, wenn dieser Kongreß nicht ging, so war das Tanzen nicht schuld daran.[2]) Es soll damit nicht gesagt sein, daß nicht einige Häuser regelmäßig den Fremden geöffnet waren,[3]) und daß nicht im Laufe des Winters eine Anzahl von Bällen, von Routs und von üppigen Gastmahlen stattgefunden habe: allein es nahmen von den Mitgliedern der Versammlung nur verhältnismäßig wenige an diesen Anteil, und der Gang der Geschäfte wurde nie dadurch bestimmt noch aufgehalten. Das Höchste war, daß vielleicht einigemal eine Sitzung des Ministeriums etwas später begann oder früher aufhörte. Die unendliche Mehrzahl der Abgeordneten lebte ohne alle geselligen Beziehungen zu den Einwohnern Frankfurts ein Studentenleben, dessen hauptsächliche Erholungen Männergesellschaften in Gasthöfen waren. Wer die Schuld an dieser Absonderung trug, mag unentschieden bleiben; allein unzweifelhaft wäre es auch für die

---

[1]) Vgl. unten S. 213.

[2]) Anspielung an das bekannte Wort von Talleyrand über den Wiener Kongreß.

[3]) Schorn hebt II. 39—40 rühmend hervor, daß die meisten der reichen Frankfurter Familien sich durch vornehme Gastlichkeit gegen alle bei ihnen eingeführten Parlamentarier auszeichneten.

öffentlichen Angelegenheiten besser gewesen, wenn eine größere Stadt oder eine ausgedehntere Gastfreiheit und leichtere gesellige Form, oder wenn endlich ein allgemeineres Bedürfnis nach ausgebreitetem Umgange die „Parlamentsherren" häufiger in eine fremdartige Welt geführt, sie dadurch ihrer heißen und verdüsternden politischen Atmosphäre entrissen hätte.

Dennoch sind immerhin einige Eigentümlichkeiten des geselligen Lebens in Frankfurt während der Dauer der Reichsversammlung aufzeichnenswert. Zu dem geselligen Umgange der Mitglieder der Reichsversammlung unter sich boten vorzugsweise außer dem Klubleben (dessen ich an einer andern Stelle gedacht habe [1]) das gemeinschaftliche Mittagessen und die Abendvereinigungen in Gasthöfen Veranlassung und Form. Charakteristisch vor allem waren darunter die Mittagessen unter den Bäumen der Mainlust; die in den unteren Geschossen der Westendhalle, so lange diese als gemeinsamer Vereinigungspunkt aller Mitglieder bestand, das heißt bis zu den Septemberereignissen; endlich die Abendzusammenkünfte im Speisesaale des Gasthofes zum Englischen Hofe.

Der Garten der Mainlust bot in der That mehrere Monate lang ein sehr bewegtes Schauspiel. In seinen Baumgängen waren langgestreckte Tafeln in drei- und vierfacher Reihe aufgestellt, zu denen sich nach Beendigung der Sitzung in der Paulskirche Hunderte von Gästen drängten, Männer und Frauen, die meisten der ersteren Mitglieder der Versammlung, doch auch Zeitungsberichterstatter, Durchreisende, sonstige Neugierige, darunter einige der Bevollmächtigten mit schönen Frauen und Töchtern, fehlten selten.

Der Mittagstisch war kaum einfach zu nennen; allein es wurde guten Mutes vorlieb genommen. Nach Tisch kamen noch große Scharen solcher, welche anderwärts gespeist hatten, um ihren Kaffee zu nehmen. Später auch wohl die Frankfurter, welche im mittleren Gange auf- und niedergingen, sahen und sich in ihren schönen Kleidern sehen ließen. Die Unterhaltung war in so großer Gesellschaft natürlich lebhaft, zuweilen in Streit umschlagend, das Gedränge oft groß, und da in der Regel rauschende Musik ganz in der Nähe war, das Getöse fast verwirrend. Bei besonderen Gelegenheiten kamen auch wohl ganze Massen ungewohnterer Gäste, so zur Zeit einer Demokratenzusammenkunft diese struppigen „Gestalten", den riesigen Germain Metternich an der Spitze. Ein andres Mal Mitglieder des Handwerkerkongresses. Mit der kühleren Jahreszeit und bei allmählich allgemeinerer Unzufriedenheit mit der mittelmäßigen Küche schwand die Zahl der Gäste mehr und mehr zusammen, und im Herbst war alles verschwunden.

---

[1] Vgl. oben S. 66 f.

Aehnlich war die Gestaltung des gemeinschaftlichen Mittagstisches in der Westendhalle, nur daß hier bloß Mitglieder der Nationalversammlung und ihre Familien samt den von ihnen eingeführten Freunden teilnehmen konnten und daß im Zimmer gespeist wurde. Diese Westendhalle war eine zu Anfang der Versammlung gegründete, sehr wohlgemeinte, aber bald zu Grund gegangene und niemals zu ihrem ganzen Zwecke gediehene Einrichtung. Es sollte ein nur für die Mitglieder der Versammlung, aber für diese auch ohne Ausnahme und ohne Ansehen der Parteien bestimmtes Klubhaus sein mit Wirtschaft, Leseanstalt und verfügbaren Räumen zu Privatvereinen und so fort. Es war beabsichtigt, einen neutralen Boden für alle Meinungsabschattungen zu gewähren und menschlichen Verkehr bei steigender Parteischeidung zu erhalten. Erst nachdem hochfliegendere Pläne, zum Beispiel das später vom Reichsverweser bewohnte schöne Haus zum Vereinigungsorte zu wählen, an der unzeitigen Sparsamkeit und der Scheu mancher vor allzuschöner Zimmerausstattung und an kindischer Volksbeliebtheitssucht gescheitert waren, nahm man mit dem bescheideneren, allein im ganzen, für den Sommer wenigstens, passenden Hause vorlieb, welches die Stadt unentgeltlich überließ. Die Lesezimmer im ersten Stockwerke waren sehr reich ausgestattet und wurden auch stark benützt. Die Wirtschaft aber war zu mittelmäßig, die Entfernung von der Stadt zu groß, die Parteiabneigung bald zu heftig, als daß der Hauptzweck, geselliges Zusammenleben auf neutralem Boden, hätte erreicht werden können. Als daher am 16. September ein Pöbelhaufe Verwüstungen in dem angeblichen Versammlungsorte der Gemäßigten verübt hatte, ließ man die Sache allmählich ganz fallen; das Haus wurde, als strategischer Punkt neben den beiden bedeutensten Bahnhöfen, Kaserne; die Lesegesellschaft zuerst verlegt, dann ganz aufgegeben.

Bis ans Ende der Versammlung dagegen erhielten sich die zahlreichen Abendzusammenkünfte in dem Speisesaale des Englischen Hofes. Hier fand sich, etwa von 10 Uhr abends bis gegen Mitternacht, der, wenn wir so sagen sollen, gesellschaftlich-aristokratischere Teil der Versammlung und was von dieser Art an ihr hing, zusammen, wie namentlich die Bevollmächtigten, die dem Reichsministerium von verschiedenen Staaten geborgten höheren Beamten, die höheren Offiziere der Besatzung, die in amtlichen oder geheimen Sendungen anwesenden Fremden und dergleichen. Es war Sitte, nach den Klubversammlungen, den Sitzungen des Ministeriums, nach Abendgesellschaften in Privathäusern oder nach dem Theater noch in den Englischen Hof zu gehen, teils um zu speisen, teils und hauptsächlich um die im Laufe des Tages angekommenen Neuigkeiten zu hören. Auch wurden sehr viele Geschäfte hier abgemacht und Besuche und amtliche Gänge erspart. Mit einem Worte, es war die politische Börse für die

regierende Partei. Hier konnte man denn fast jeden Abend von dem Ministerium mich, Fallati, Wiedenmann, Biegeleben, häufig wenigstens die Gagern finden; von den Bevollmächtigten fast alle, von Camphausen an, die der kleineren Staaten am sichersten; aus der Versammlung die Beseler, Droysen, Wurm, Rießer, Giech, Rotenhan, Hans Raumer, Koch, Biedermann, Saucken; viele der Preußen, weniger Oesterreicher oder Bayern. Nach den Klubsitzungen im Kasino und im Augsburger Hofe kamen die meisten noch in den Englischen Hof. Zuweilen erschienen auch einzelne Damen, welche sich aber die dichte Zigarrenatmosphäre gefallen lassen mußten. Unter der Menge lief auch wohl dieser und jener Berichterstatter oder Spion umher und suchte etwas zu erhaschen. Das Gedränge war groß, selbst unbehaglich, und es hatte wohl seine Schwierigkeiten, zwischen Tischen und Stühlen, zusammen flüsternden oder laut streitenden Gruppen, bedienenden Kellnern und so fort sich durchzudrängen, um zum rechten Manne zu gelangen. Die Wirtschaft aber rechtfertigte die Wahl ihrer aristokratischen Besucher mehr durch teure Preise als durch Güte des Gelieferten. Dennoch wird wohl jedem der Besuchenden die Erinnerung an die Abende im Englischen Hofe eine angenehme geblieben sein. Es sind Stunden, in welchen Wichtiges und Spannendes besprochen, Ueberraschendes und Geheimes vernommen, in freieren Augenblicken aber manche anziehende Erzählung aus reichbewegten Lebensläufen und höheren Standpunkten gehört wurde. Es war allerdings Aristokratie, was hier lebte und webte, Aristokratie des Geistes, der Geburt, des Amtes, des Einflusses: allein man hatte ja der Demokratie so viel in der Versammlung und sonst auf Wegen und Stegen, man steckte den ganzen Tag so tief im Plebejischen, daß eine kleine abendliche Vergiftung nichts schaden konnte. Ich für meinen Teil denke mit Vergnügen an dieses bunte Leben zurück, an welchem mich zu beteiligen ich selten verfehlte, auch nachdem meine Familie nach Frankfurt gekommen war.

---

### C. Badische Erste Kammer.

Sehr verschieden von dem stürmischen und oft wilden, aber alle Nerven anspannenden Leben des Frankfurter Parlamentes war dann allerdings das ruhige, immer gebildete und selten durch ein konfessionelles Aufflackern bewegte Gebaren in der badischen Ersten Kammer, deren Mitglied, später Vizepräsident, endlich Präsident ich während vieler Jahre meines immer mehr herannahenden Alters war.

Schon im Jahre 1848, kurz nach Eröffnung des Parlaments, wollte mich die Universität Heidelberg zu ihrem Abgeordneten in dieser Kammer

ernennen, ich lehnte es aber damals ab, teils weil mich das Parlament vollständig in Anspruch nahm, teils weil in Bezug auf die Erste Kammer überhaupt Aenderungs- oder gar Aufhebungsanträge in Aussicht standen, in betreff welcher ich vollkommen freie Hand haben und nicht durch Mitgliedschaft einer solchen in falsche Stellung kommen wollte.

Während der ersten Jahre nach dem Ende der Einheitsbewegung und der Niederschlagung des badischen Aufstandes hatte ich alle Lust verloren, mich an ständischen Versammlungen zu beteiligen; auch war ich mit meinem großen Werke über die Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften beschäftigt. Ich that also keinerlei Schritte, um in meinem neuen Vaterland eine ständische Wahl, sei es in die Erste, sei es in die Zweite Kammer, zu erlangen. Somit habe ich auch an der Reaktionspolitik während der ersten fünfziger Jahre keinen Anteil genommen. Indessen wurde das Mißvergnügen der freisinnigen Partei unter den Professoren über die Vertretung der Universität durch Zöpfl[1]) immer entschiedener. Er war klerikal und reaktionär gesinnt, vor allem aber charakterlos. Man beschloß also, da man der Mehrheit der Wähler (der aktiven und pensionierten ordentlichen Professoren) sicher war, ihm nach Ablauf der vierjährigen Wahlperiode nicht mehr die Stimme zu geben. Wie der Gedanke gefaßt wurde, mich zu wählen, ob darüber Verhandlungen mit mir stattfanden und aus welchen Gründen ich jetzt geneigt war, anzunehmen, ist mir nicht mehr erinnerlich. Die Sache geschah aber, und ich wurde 1857 auf vier Jahre zum Abgeordneten der Universität in die Erste Kammer gewählt, voraussichtlich also für zwei Landtage.

Seit dieser Zeit bin ich bis diesen Augenblick (Frühjahr 1873) Mitglied der badischen Kammer gewesen, mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung im Anfange des Landtags von 1861—1863, wo ich wegen meiner Ernennung zum Bundestagsgesandten keine Wahl von der Universität mehr angenommen hatte, dann aber doch im Laufe des Landtags durch großherzogliche Ernennung beigezogen wurde. Die ersten beiden Landtage saß ich als Abgeordneter der Universität, später immer durch Regierungsernennung, zuerst als einfaches Mitglied, später als Vizepräsident, vom Jahre 1864 an als Präsident, im ganzen auf neun Landtage. In den letzten Jahren geschah es gegen meinen Willen. Ich interessierte mich weniger und weniger für die ständischen Geschäfte des kleinen Staates, und die Entfernung von Hause und das Wirtshausleben in Karlsruhe waren mir sehr zuwider geworden; ich hatte daher den festen Entschluß gefaßt, weitere Berufungen abzulehnen, und sprach dies auch am Schlusse des Landtags von 1869/70 in einer Schlußrede öffentlich aus.

---

[1]) Zöpfl wird als akademischer Lehrer und Politiker von Mohl I. 231—232 geschildert.

Nun brachte aber schon nach wenigen Wochen der Krieg mit Frankreich einen außerordentlichen Landtag, dem ich mich nicht entziehen konnte und wollte; und als im Herbst 1871 ein neuer ordentlicher Landtag eröffnet wurde, war ich eben von München nach Karlsruhe versetzt worden und konnte nun, da ich noch als dienstfähig das Präsidium der Oberrechnungskammer angenommen hatte, mich nicht als dienstunfähig für die Erste Kammer melden. Die äußeren Gründe, Entfernung von Haus und so weiter, fielen ohnedem weg durch meinen Wohnsitz in der Stadt. So wurde ich dann eben wieder ernannt, sogar ohne daß ich nur darum gefragt worden wäre. Freilich werden, wenn ich auch das Leben noch länger behalten sollte, schließlich die Gebrechen des Alters sich gebieterisch geltend machen.[1])

Ueber die einzelnen Landtage sind mir nachstehende Einzelheiten im Gedächtnis geblieben oder durch Nachschlagen der Protokolle wieder in Erinnerung gebracht worden.

1. **Der Landtag von 1857/58** wurde am 21. November 1857 eröffnet und am 1. Mai 1858 geschlossen. Die Erste Kammer hielt 24 öffentliche Sitzungen. Den Vorsitz führte der Oberhofrichter Stabel als Vizepräsident, da der Markgraf Wilhelm, bereits sehr krank, niemals erschien. Minister waren Meysenbug, Stengel, Regenauer, Ludwig. Als Mitglieder waren besonders bemerklich: Prälat Ullmann, Freiherr v. Stotzingen, Professor Schmidt in Freiburg, jetzt in Leipzig, Kaufmann Lauer aus Mannheim. — Meine hauptsächlichste Thätigkeit auf diesem Landtage bestand in einem Bericht über die deutsch-österreichische Münzkonvention. Vielleicht ist es gleich hier an der Stelle, die immer nur kleine Anzahl von Sitzungen der Ersten Kammer zu erklären. Dieselbe rührt von verschiedenen Ursachen her. Einmal sind in einer so wenig zahlreichen Versammlung — im Durchschnitt pflegen etwa 20 Mitglieder anwesend zu sein, da die Standesherren sehr selten, die Prinzen wenigstens nicht regelmäßig erscheinen — die Debatten schon an sich nur kurz. Wenn auch gewöhnlich das eine oder das andre Mitglied gern und länger spricht, so sind das doch nur Ausnahmen. Die Mehrzahl sagt, wenn sie überhaupt redet, ihre Meinung mit wenigen und schlichten Worten. In einer so kleinen Versammlung fällt eine pathetische Rede leicht ins Lächerliche; für die Galerie redet man aber in einer Pairskammer selten. Sodann werden in der im ganzen sehr konservativen Versammlung nur selten Angriffe auf die Minister gemacht, so daß auch diese weniger Veranlassung haben, ausführlich zu sprechen. Redeturniere, wie sie in Abgeordnetenhäusern so häufig vorkommen und sich meist durch mehrere Tage hinziehen, sind also hier selten,

[1]) Im Herbst 1873 zog sich der Verfasser gänzlich aus dem ständischen Leben Badens zurück (vgl. S. 133—134).

und wenn sie je vorkommen, kürzer, niemals über eine Sitzung hinaus sich ausdehnend. Drittens und hauptsächlich aber ist die Thätigkeit der badischen Ersten Kammer gerade in betreff desjenigen Gegenstandes, welcher in Ständeversammlungen die meiste Zeit in Anspruch nimmt, nämlich der Feststellung des Staatshaushaltes, sehr beschränkt. Alle Finanzgesetze müssen zuerst bei der Zweiten Kammer eingebracht werden und können erst wenn und wie sie von dieser angenommen sind, an die Erste gelangen; aber auch so kann dieselbe nur im ganzen zustimmen oder verwerfen, und selbst wenn letzteres der Fall sein sollte, ist das Gesetz keineswegs abgelehnt, sondern es werden nun die Stimmen der beiden Kammern zusammengezählt, und entscheidet die auf diese Weise sich ergebende Mehrheit. Daß unter solchen Umständen die Verhandlungen über alle Finanzfragen sehr kurz zu sein pflegen, ist natürlich. Warum lange über etwas reden, was man doch kaum ändern kann? Es kann auf diese Weise kommen, daß die Budgets von zwei, drei Ministerien in einer Sitzung, oft in einer Stunde abgemacht werden. Die Zahl der Sitzungen ist also klein, und die auswärts wohnenden Mitglieder pflegen in der Regel je zwischen zweien derselben nach Hause zu gehen, wenn sie nicht etwa in Kommissionen beschäftigt sind.

2. Landtag von 1859/60, eröffnet am 22. November 1859, geschlossen am 25. August 1860; 24 Sitzungen. Das Präsidium führt Prinz Wilhelm von Baden. Minister waren anfänglich die auf dem vorigen Landtag fungierenden; Ende März 1860 trat infolge der sogleich näher zu besprechenden Verwerfung des mit der römischen Kurie abgeschlossenen Konkordates nicht bloß ein Ministerwechsel, sondern eine große Aenderung in der Politik ein. Die neuen Minister waren: Stabel, Lamey, Vogelmann; General Ludwig blieb; Roggenbach trat erst im Frühjahr 1861 ein. Von neuen Mitgliedern waren der Fürst v. Löwenstein-Wertheim, Fabrikant Dennig und Generalleutnant Kurtz bemerkenswert; ersterer als ein freisinnig denkender Standesherr, der zweite als ein verständiger, kenntnisreicher Geschäftsmann (seit dieser Zeit Mitglied der Kammer, später auch des Reichstags), der letztere als ein wohlmeinender und gebildeter Soldat, welcher aber mehrfach mißvergnügt über die Leitung des Militärwesens war und bald wieder austrat. — Meine persönliche Thätigkeit war diesmal eine bedeutende. Zuerst nahm ich lebendigen Anteil an der Agitation wegen des Konkordates. Ich war einer der ersten, welche eine Verwerfung des Ganzen anrieten, längst überzeugt, daß Nachgiebigkeit und halbe Mittel gegen den Klerus die Sache immer schlimmer machen. Die Ansichten über das, was zu thun sei, waren beim Beginn des Landtags noch sehr unklar, und es stand noch kein Entschluß fest; meine gleich bei dem ersten Besuche bei Stabel diesem mitgeteilte Meinung, daß die Stände

dem Konkordat ihre Zustimmung zu verweigern haben, überraschte ihn auf das äußerste. „Was? Das ganze Konkordat?" rief er fast mit Bestürzung aus. Bald freilich begriff er, daß hier ein sicherer Hebel zum Sturze des Ministers Stengel, seines persönlichen Feindes, angesetzt werden könne, und warf sich nun mit allem Eifer in den Streit. Da der Streit in der Zweiten Kammer ausgefochten wurde, so hatte ich mich über die Aufhebung des Konkordates öffentlich nicht zu äußern, wohl aber verfaßte ich den Bericht über die Regierungsvorschläge, nach welchen die Kirchenverhältnisse jetzt gesetzlich geordnet werden sollten, eine ausführliche und schwierige (wie ich glaube wohlgelungene) Arbeit. Sodann machte ich noch einen Antrag wegen der Bundesgesetzgebung und einen zum Gesetze erhobenen Vorschlag wegen einer Notproklamation durch die bürgerliche Behörde für den Fall einer Verweigerung der kirchlichen Proklamation, welche Bedingung einer gültigen Eheschließung war.

Dieser Landtag war ein höchst wichtiger für Baden, sowohl durch das, was er verhütete und beseitigte, als was er positiv schuf. Die jetzt immer noch fortgesetzte Politik Badens wurde damals und wesentlich durch die Wirkung des Landtags begründet. Der Großherzog war bis dahin unter den üblen Erinnerungen an den Aufstand von 1849 gestanden; es waren ihm reaktionäre Maßregeln als notwendiges Vorbeugungsmittel angepriesen worden, und er hielt auch gewohnheitsmäßig zu den Hauptträgern dieser Richtung. Die Revolution von 1849 wurde ihm als die notwendige Folge liberaler und daher schwacher Ministerien dargestellt. Bei der dem Fürsten eignen Gewissenhaftigkeit und der in langjähriger Uebung anerzogenen Mäßigung fast aller Beamten nahm diese Richtung zwar selten den Charakter eines Druckes oder einer Verfolgung an, allein der ganze Geist der Verwaltung war doch ein illiberaler und der Mehrheit der Bevölkerung widerwärtiger. Namentlich sprach sich das deutlicher aus, seitdem Meysenbug Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden war [1]). Nicht daß dieser ein sehr bedeutender Mann gewesen wäre, er war vielmehr schwach und ein süßlicher Pietist, allein er wurde vollständig von Oesterreich geleitet und stand, was die Hauptsache war, unbedingt unter dem Einflusse des Legationsrats v. Uria-Sarachaga. Dieser, ein Spanier von Geburt, aber im Lande erzogen, ist (er lebt noch im Augenblick dieser Aufzeichnung) ohne Zweifel ein Mann von bedeutenden Geistesgaben und von Entschlossenheit, allein bösartig und sowohl politisch als kirchlich bis

[1]) Freiherr W. v. Meysenbug übernahm das Ministerium des Auswärtigen. Einen orientierenden Ueberblick über den von Mohl in reger politischer Thätigkeit durchlebten Abschnitt der neuesten Geschichte Badens bietet die Schrift: „v. Weech, Baden in den Jahren 1852 bis 1877. Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum ... des Großherzogs Friedrich. Karlsruhe 1877."

zum Fanatismus reaktionär. Er hatte schon vor dem Aufruhr von 1849 sich in Mannheim, namenlich als Zensor, so verhaßt gemacht, daß er mit Lebensgefahr fliehen mußte. Sodann war er als Stadtdirektor in Heidelberg bemüht gewesen, die Liberalen, namentlich unter den Professoren, auf alle Weise zu verdächtigen und zu behelligen. Er war es, welcher den brutal-dummen Preßprozeß gegen Gervinus wegen dessen Einleitung in die Neue Geschichte[1]) angezettelt hatte. Die Berufung dieses Mannes in das Ministerium des Auswärtigen hatte Meysenbug zur Bedingung seiner eignen Uebernahme des Ministeriums gemacht, und Uria beherrschte ihn nun vollkommen. Er war die Seele der verderblichen, von seiner Seite ohne allen Zweifel bewußt verräterischen Nachgiebigkeit gegenüber der erzbischöflichen Kurie in Freiburg, sodann der Verhandlung mit Rom über Abschluß eines Konkordates — oder korrekt gesprochen einer Konvention, da der Papst nur mit katholischen Fürsten Konkordate schließt —, in welchem die Rechte des Staates vollkommen preisgegeben werden sollten. Aber eben dieser letzte kecke Schritt brachte das ganze System und seine Träger zu Falle. Die Veröffentlichung des Konkordates rief im ganzen Lande, unter den Katholiken fast noch mehr als unter den Protestanten, einen Sturm des Unwillens hervor, und namentlich wurde in den beiden Kammern allmählich der Entschluß reif, dem Konkordate ihre Zustimmung zu versagen und es dadurch rechtlich ungültig zu machen. Juristisch war eine solche Erklärung keineswegs von zweifelloser Berechtigung, und jedenfalls war eine Nichtigkeitserklärung gegenüber dem Großherzog eine schwierige Sache, da die Ratifikation bereits erfolgt war; allein die Ueberzeugung von der unbedingten Notwendigkeit der Maßregel, sowie die immer steigende Gärung im Lande hieß über alle solche Bedenken weggehen. Die Zweite Kammer nahm die Sache zuerst in die Hand. Ein sehr tüchtiger und mutiger Bericht wurde von einem Katholiken, Hildebrandt[2]), erstattet und nach einem mehrere Tage dauernden leidenschaftlichen Kampfe mit dem Ministerium die Verweigerung mit überwiegender Mehrheit ausgesprochen. Die Aufregung nicht nur in der Kammer, sondern auch im Publikum war eine solche, wie ich sie seit Frankfurt nicht mehr gesehen hatte. Das Ergebnis der Abstimmung wurde mit Jubel von den überfüllten Galerien und auf der Straße aufgenommen. Für jeden Vernünftigen war damit auch der Sturz des Ministeriums ausgesprochen, nur dieses selbst war nicht davon überzeugt. Daß

---

[1]) „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts. 1853." Vgl. I. 227.

[2]) Georg Martin Hildebrandt, hervorragender Richter und Politiker, starb als Präsident des Kreis- und Hofgerichts Karlsruhe 1877. Sein Nekrolog steht in v. Weech, Badische Biographien, III. 56—59.

sich Meysenbug seines Werkes annahm, so weit seine Kräfte reichten, war natürlich genug; allein eine sehr falsche Berechnung der Wahrscheinlichkeit des schließlichen Erfolges ließ auch den Minister des Innern, Stengel, den lebhaftesten Anteil nehmen. Derselbe, allerdings Katholik, stand nicht eben im Geruche großer Glaubensstärke; auch hatten Meysenbug-Uria, weil sie seinem Eifer nicht trauten, die Verhandlung mit Rom, welche seine Sache als Kultusminister gewesen wäre, ihm ganz entzogen: allein er glaubte nicht anders, als daß der Großherzog den von ihm gutgeheißenen Vertrag nicht fallen lassen könne und werde, und überdies reizte ihn ohne Zweifel die feindselige Haltung Stabels. Er nahm also, geistig weit bedeutender als Meysenbug und namentlich ein weit bedeutenderer Redner, die erste Stelle in der Bekämpfung des Ungültigkeitsantrags ein, und selbst nachdem der Beschluß gefaßt war, hatte er noch die verzweifelte Keckheit, an demselben Abend einen Erlaß an alle Beamten zu entwerfen, welcher erklärte, daß alles beim alten bleibe. Es kam indessen nicht mehr zur Absendung. Roggenbach, zwar nicht in amtlicher Stellung, allein seit langem vertrauter Freund des Großherzogs, war äußerst thätig, verhandelte zwischen dem Großherzog und Stabel und Lamey, dem Führer der Liberalen in der Zweiten Kammer, und des andern Morgens war die Entlassung des gesamten Ministeriums, mit Ausnahme des politisch indifferenten Kriegsministers Ludwig, und die Ernennung Stabels und Lameys beschlossene Sache. Roggenbach selbst hielt sich noch, aus welchen Gründen ist mir unbekannt, zurück; der ehrgeizige und fähige Finanzminister Regenauer machte noch einen Versuch, sich festzuklammern an seinem Portefeuille, aber ohne Erfolg. An seine Stelle trat Vogelmann, Weizel wurde Handelsminister. Nachmittags war eine Sitzung der Zweiten Kammer, und da trat das neue Ministerium mit einer schwunghaften Erklärung über die vollständige Aenderung der Regierungsgrundsätze in innerer und äußerer Politik auf, welche ebenfalls wieder mit stürmischem Jubel aufgenommen wurde.

Bei diesem raschen Verlaufe der Dinge konnte die Erste Kammer keinen amtlichen Anteil an der Entscheidung nehmen, so unzweifelhaft auch die Gesinnung der Mehrheit war. Nur Stabel hatte dem Drange, hervorzutreten und das Ministerium anzugreifen, nicht widerstehen können, sondern eine Broschüre von wunderlichem, halbamtlichem Charakter geschrieben, welche er als Vizepräsident verteilen ließ, was zu widerwärtigem Gezänke mit den Ministern und mit den ultramontanen Mitgliedern der Kammer führte. Erst als die neuen Gesetze über Staat und Kirche an das Haus gebracht wurden, begann auch unsre Arbeit. Ich hatte, wie bereits bemerkt, den Bericht zu erstatten und zog mich nicht mit Unehren aus der Sache. Noch jetzt wird derselbe, wenn kirchenstaatsrechtliche Fragen in

Bewegung kommen, zu Rate gezogen. Meiner Meinung nach hatte sich der Staat nicht sicher genug gestellt gegen Unternehmungen der Kirchengewalt.[1])

3. Landtag von 1861—1863, eröffnet am 2. Dezember 1861, geschlossen (nach mehrfachen Unterbrechungen) am 21. Juli 1863. Die Erste Kammer hielt 42 Sitzungen. Präsident war der Fürst von Löwenstein-Wertheim. Das Ministerium Stabel-Lamey hatte sich durch Roggenbach verstärkt. Neue Mitglieder von Bedeutung waren: Bluntschli, welcher eine Berufung in die Kammer zur Bedingung der Uebersiedelung von München nach Heidelberg als mein Nachfolger daselbst gemacht hatte;[2]) Prälat Holtzmann; Graf Berlichingen; Jolly, der spätere Minister.

Ich selbst war anfänglich nicht Mitglied, da ich bei meinem Antritte des Frankfurter Postens keine Wiederwahl der Universität wünschte; im April 1863 wurde ich jedoch, als Domdekan Hirscher aus Gesundheitsgründen ausgetreten war, sehr gegen meinen Willen vom Großherzog unter die von ihm zu Ernennenden aufgenommen. Ich konnte selbstverständlich nicht regelmäßig anwesend sein, doch übernahm ich eine umfassende Arbeit, nämlich den Bericht über den allgemeinen Teil des Polizeistrafgesetzbuchs; den besonderen Teil bearbeitete Regierungsdirektor Frommherz. — Etwas Besonderes, mich Betreffendes aus dieser Zeit ist mir nicht in Erinnerung.

4. Landtag von 1863—1865, eröffnet am 3. Dezember 1863, geschlossen am 13. Mai 1865; 30 Sitzungen, Präsident war Prinz Wilhelm von Baden; das Ministerium das gleiche von 1861. Ein neues Mitglied von Bedeutung war Rothe.

Ich war zwar von Anfang an ernannt, trat aber, durch meine Geschäfte in Frankfurt verhindert, erst am 1. Juni 1864 in der 17. Sitzung ein. Auch von diesem Landtag habe ich nichts besonders zu verzeichnen.

5. Landtag von 1865/66, eröffnet am 4. Dezember 1865, geschlossen am 7. November 1866. Die Erste Kammer hielt 27 Sitzungen. Präsident war Prinz Wilhelm. Das Ministerium war anfänglich das gleiche, nur

---

[1]) Nach Schultheß' europ. Geschichtskalender I. 122 f. fanden die Beratungen der Zweiten Kammer am 29. und 30. März statt, die Erklärung v. Stengels wurde am 31. März erlassen, am 2. April traten v. Stengel und Meysenbug zurück, und am 15. Mai sprach sich die Majorität der Ersten Kammer ebenso wie die Zweite gegen das Konkordat aus. Vgl. über die Entwicklung und Lösung des Konflikts auch v. Weechs erwähnte Festschrift S. 13—15.

[2]) Bluntschli, Denkwürdiges . . ., II. 310 erzählt, die badische Regierung habe ihm einen Sitz in der Ersten Kammer angeboten.

trat Mathy an Vogelmanns Stelle ein, Roggenbach aber aus, und Edelsheim, bisher Gesandter in Wien, an seine Stelle, von Roggenbach empfohlen, allein eine wesentlich verschiedene, österreichisch-partikularistische Politik verfolgend. Die eigentlichen Gründe von Roggenbachs Rücktritt sind mir weder selbst klar geworden, noch habe ich sichere Kunde davon erhalten.[1] Eine bittere Diskussion darüber zwischen Bluntschli einer- und Andlaw und Stotzingen andrerseits gab nur Zeugnis von Meinungsverschiedenheit über ihn, allein keine Aufklärung über seinen Rücktritt. Nach dem unglücklich abgelaufenen Kriege von 1866 wurde Edelsheim in höchster Ungnade entlassen und trat in eine entschieden preußenfreundliche Richtung und das Bestreben zum Anschlusse an den Norddeutschen Bund ein. Mathy wurde Staatsminister, neben ihm Stabel, Jolly, Freydorf; Ludwig blieb. Von neuen Kammermitgliedern war namentlich Andlaw bemerkenswert. Eines der Häupter der Ultramontanen in Deutschland, machte er diese Anschauung auch in der Kammer geltend und kam darüber in leidenschaftlichsten Streit mit dem Ministerium, namentlich mit Lamey. Eine klägliche Rolle spielte der fanatische katholische Fürst von Löwenstein-Rosenberg.

Ich selbst war vom Großherzog zum Vizepräsidenten ernannt worden, hatte aber, da Prinz Wilhelm sehr thätig war, nie den Vorsitz zu führen, war überhaupt nicht viel anwesend. Diese Ernennung hatte im übrigen die Folge für mich, daß ich die im Ständehaus befindliche Amtswohnung des Präsidenten in Anspruch nehmen konnte, da Prinz Wilhelm sein eignes Palais bewohnte. Ich that es auch gewöhnlich, wenn nicht ein nur ganz kurzer Aufenthalt ein Wohnen im Gasthaus bequemer erscheinen ließ. Der Vorteil war übrigens, abgesehen von der leichteren Geschäftsbesorgung, ein kleiner, wenn überhaupt einer. Diese Wohnung für den Präsidenten der Ersten Kammer ist nämlich nicht bloß eine sehr bescheidene, sondern auch eine sehr unbequeme. Sie besteht — es ist in der That der Mühe wert, die Naivität der Einrichtung hervorzuheben — nur aus zwei Gelassen, einem runden Saal, welcher wohl zum Empfangen tauglich, aber zum Bewohnen kaum erträglich ist wegen seiner Form und seiner Größe, und einem zweiten mäßigen Zimmer, welches also Arbeits-, Schlaf-, Toilette-, Speisezimmer und Garderobe zu gleicher Zeit ist. Von einem Vorzimmer ist keine Rede, und die Besuchenden müssen, da die Gänge des immer offenstehenden Hauses unsicher wären, mit Schirm und Mantel versehen ein-

---

[1] Roggenbach wußte keinen andern Ausweg aus den Schwierigkeiten, welche der Politik der badischen Regierung die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit im Jahre 1865 bereitete und welche im eignen Lande aus dem erbitterten Kampfe um die Schule erwuchsen, als daß er im September 1865 um seine Entlassung nachsuchte, die ihm denn auch gewährt wurde (Baumgarten und Jolly, Staatsminister Jolly, 65—66; Bluntschli, Denkwürdiges, III. 115—120).

treten. Ebenso ist kein Dienerzimmer da, ich mußte meinen Diener in einem ganz entlegenen Kanzleizimmer unterbringen, von wo aus er natürlich nie zur Hand war; ferner keine Art von Nebengemach, Küche oder dergleichen. Mein Weinvorrat war zum Beispiel in einem Vorkamin geborgen, der kleine Vorrat von Speisen aber, welcher in dem leeren Hause nicht ganz entbehrt werden konnte, so gut es anging, in dem eben belobten allgemeinen Zimmer versteckt. An all diesem aber nicht einmal genug. Wenn der Großherzog das Ständehaus persönlich besucht zur Eröffnung oder zum Schlusse eines Landtags und er sich, wie es in dem Programm des Oberstzeremonienmeisters heißt, vor der Funktion in seine Appartements begiebt, so sind diese keine andern, als eben die Wohnung des Präsidenten der Ersten Kammer, beziehungsweise jener runde Saal, aus welchem also alles, was eben an Lebensbequemlichkeit untergebracht sein mag, entfernt und auch noch in das zweite Zimmer geschafft werden muß. Man sieht, das badische Volk wird durch ständischen Luxus nicht sehr beschwert, und es gereichte mir seinerzeit zu besonderem Vergnügen, das Programm für Erbauung des Reichstagsgebäudes in Berlin hinsichtlich seiner Forderungen an die Wohnung für den Präsidenten zu vergleichen mit meiner bescheidenen Dürftigkeit. Der Unterschied zwischen dem Deutschen Reich und dem Großherzogtum Baden ist nicht größer als der zwischen den Wohnungen ihrer beiderseitigen Ständepräsidenten.

Von einer besonderen persönlichen Thätigkeit auf diesem Landtage kann ich mich nur einer längeren Auseinandersetzung über den Stand der Spielbankenangelegenheit am Bunde erinnern.

6. Landtag von 1867/68, eröffnet am 7. September 1867, geschlossen am 14. Februar 1868. Die Erste Kammer hielt 37 Sitzungen. Zu meiner Ueberraschung war ich zum Präsidenten ernannt worden. Prinz Wilhelm war, in seiner Art, außerordentlich thätig und gewissenhaft als Vorsitzender gewesen; allein es fehlte ihm nicht selten an Ruhe und Unparteilichkeit, so daß er sich sogar in Lob oder Tadel der Redner aussprach. Dies hatte dann zu großen Verstimmungen namentlich bei mehreren der Grundherren geführt, so daß sowohl dem Prinzen selbst als auch der Regierung ein Rücktritt von dem Präsidium wünschenswert erschien. Meine Ernennung zum Präsidenten der Ersten Kammer war eine große Auszeichnung und ein Beweis des Vertrauens der Regierung in meine Geschäftskenntnis und meine Kunst, mit Menschen umzugehen. Ich konnte freilich meines Postens in München wegen nicht immer in Karlsruhe anwesend sein, und der Vizepräsident Weizel hatte mich oft zu vertreten. Andre Vorteile als eine Ehrenstellung waren übrigens mit dem Präsidium nicht verbunden, namentlich keine pekuniären. Der Präsident der Ersten Kammer in Baden hat

— kaum glaublich aber wahr — lediglich nur die gleichen Taggelder wie jedes andre Ständemitglied, nämlich 5 fl. — sage fünf Gulden! Von Repräsentationsgeldern ist keine Rede, so gewiß es anständig und selbst für die Geschäfte auch nützlich wäre, wenn der Präsident einen gesellschaftlichen Mittelpunkt bilden würde. Nur die Amtswohnung kann er in Anspruch nehmen, was aber, wie bemerkt, ein sehr zweifelhafter Vorteil ist. Das Ministerium war das im Jahre 1866 gebildete. Von Mitgliedern ist namentlich Weizel hervorzuheben. Die Verhandlungen waren wichtig, indem es sich von der Regelung der Verhältnisse zum Norddeutschen Bunde und vom Eintritt in das Zollparlament handelte. Viele Zeit nahm unnötigerweise ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit in Anspruch.

Als Präsident hatte ich mich — und so auch auf allen späteren Landtagen, solange ich das Präsidium beibehalten habe — jeder aktiven Teilnahme an den Verhandlungen in den öffentlichen Sitzungen enthalten; dagegen hielt ich es für meine Pflicht, bei den Zusammenkünften der Kommissionen anwesend zu sein, so oft mir dieses möglich war. Hier konnte ich sprechen — die Geschäfte des Präsidiums über eine so kleine, so ruhige, aus meistens älteren und vornehmen Männern bestehende Versammlung habe ich leicht genug gefunden. Nur ein einziges Mal war ich, auf vier Landtagen, im Falle, einen Ordnungsruf auszusprechen und zwar gegen einen Standesherrn.[1]) Auch dauern die Sitzungen der Ersten Kammer selten so lange, daß das unbewegliche Verharren auf dem Präsidentenstuhle zu einer großen geistigen oder körperlichen Qual würde. Das unter Umständen allerdings schwierige Geschäft einer logisch richtigen Ordnung von zahlreichen Verbesserungsanträgen kommt in einer kleinen Versammlung, welche überdies bei einer Hauptaufgabe der Stände, nämlich bei der Ordnung des Staatshaushaltes, nur im ganzen und ohne Abänderungen abzustimmen hat, sehr selten vor. Wenn ich also in späteren Jahren des Präsidiums sehr gern überhoben gewesen wäre, so trug nicht die Beschwerlichkeit des Amtes, sondern die allmählich eingetretene Gleichgültigkeit gegen die ständische Thätigkeit überhaupt die Schuld.

Unter den Kammermitgliedern war namentlich Weizel bemerkenswert, welcher bei der Bildung des Ministeriums Mathy das Handelsministerium verloren hatte[2]) und später Präsident des Verwaltungsgerichtshofes geworden war. Er war bis zu seinem im Winter 1872 erfolgten Tode immer erster Vizepräsident und hatte mich vielfach zu vertreten.

---

[1]) Wohl gegen den Grafen v. Leiningen-Billigheim, s. S. 146.

[2]) Gideon Weizel war 1860—1863 Präsident des Handelsministeriums und wurde 1864 zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes ernannt; vgl. über ihn S. 155—156.

7. Landtag von 1869/70, eröffnet am 23. September 1869, geschlossen am 5. April 1870. Die Kammer hielt 33 Sitzungen, nicht alle unter meinem Präsidium, da ich mich doch abwechselnd auch in München aufhalten mußte. Im Ministerium ging eine bedeutende Veränderung vor. Mathy starb gegen das Ende des Landtags;[1]) an seiner Stelle überkam Jolly die Leitung, und da neben der Ersetzung Mathys im Finanz- und im Handelsministerium durch Ellstätter und Dusch auch noch die Stelle des Kriegsministers dem aus preußischem Dienste übernommenen General v. Beyer übertragen wurde, so entstand fast eine ganz neue Regierung, welche jedoch keine veränderte Politik einschlug. An bedeutenden Mitgliedern gewann die Kammer den Professor Herrmann von Heidelberg, welcher früher längere Zeit Präsident der hannoverschen Zweiten Kammer gewesen war und somit große parlamentarische Erfahrung besaß. Sodann trat Freiherr v. Bodmann ein, ein entschiedener, aber persönlich sehr liebenswürdiger Ultramontane, und der Erzbistumsverweser Kübel, Bischof in partibus.

Die Thätigkeit der Stände war auf diesem Landtage sehr von der Regierung in Anspruch genommen. Dieselbe brachte, zum Teil freilich nicht ganz freiwillig, sondern durch ein ungeduldiges Drängen der Führer der nationalliberalen Partei in der Zweiten Kammer getrieben, eine Reihe von Gesetzentwürfen ein, welche tief in das öffentliche Leben eingriffen und wohl auch vorübergehend viel Staub aufwarfen. So namentlich die Einführung der obligatorischen Zivilehe und Uebertragung der Führung der Zivilstandsregister an die Bürgermeister; ferner eine veränderte Wahlordnung, welche das allgemeine Stimmrecht zur Geltung brachte, übrigens nur zum Behufe der Ernennung von Wahlmännern, welche ihrerseits erst die Abgeordneten wählen. — Da ich als Präsident keinen Anteil an Verhandlungen und Beschlußfassungen hatte, hier aber keine Geschichte von Baden schreibe, sondern nur meine persönlichen Erlebnisse aufzeichne, so übergehe ich alles Materielle[2]) und bemerke nur, daß, wenn ich zu sprechen und zu stimmen gehabt hätte, ich mich gegen das allgemeine Stimmrecht auch in seiner abgeschwächten Gestalt erklärt hätte. Ich habe dasselbe von jeher nicht bloß für einen theoretisch falschen Gedanken gehalten, sondern auch für eine praktisch höchst verderbliche Maßregel,[3]) und ich mache

---

[1]) Am 3. Februar 1868.

[2]) Ueber den Ansturm der liberalen Partei gegen das Ministerium Jolly ist zu vergleichen „Baumgarten und Jolly, Staatsminister Jolly, 131 f." und „Hausrath, Zur Erinnerung an Julius Jolly, 168 f.". Eine gedrängte Zusammenfassung der wichtigsten Momente s. in v. Weechs Festschrift 43 f.

[3]) Ausführlich begründet v. Mohl seine Verurteilung des allgemeinen Wahlrechts in „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik III. 2, 715—724". Vgl. unten S. 190.

Bismarck einen schweren Vorwurf daraus, daß er Deutschland, gleichgültig jetzt aus welchem Grunde, diese fremdartige Anstalt eingeimpft hat. Mögen meine Besorgnisse sehr übler Folgen sich unbegründet erweisen!

8. **Außerordentlicher Landtag von 1870**, vom 13. bis zum 21. Dezember. Vier Sitzungen der Ersten Kammer. Wenige Monate nach dem Schlusse des vorstehenden Landtags brach unerwartet der große französische Krieg herein. Die Regierung rief nun zwar nicht augenblicklich die Ständeversammlung ein (woran sie meines Erachtens sehr wohl that), sondern beschaffte auf ihre Verantwortung die notwendigen Mittel aller Art zur kräftigsten Teilnahme an dem Kampfe, dessen Erfolg für das Grenzland von doppeltem und zehnfachem Interesse war. War doch Baden von französischer Seite amtlich die Drohung der entsetzlichsten Verwüstung zugeherrscht worden, um es zur Neutralität zu bestimmen.[1]) Nachdem aber in Versailles das Deutsche Reich gegründet und durch die unerhörten Waffenthaten der Deutschen das bisherige Hindernis eines Anschlusses Badens an Norddeutschland beseitigt, der Eintritt in das Reich vielmehr ausgesprochen war, wurde noch während der Fortdauer des Krieges ein außerordentlicher Landtag einberufen. Es waren teils, da die Ratifikation der in Versailles von dem daselbst im Feldlager befindlichen Großherzog selbst und von den dahin berufenen Ministern Jolly und Freydorf unterhandelten Verträge drängte, diese auch ständischerseits zu genehmigen, teils eine Reihe von provisorischen Gesetzen, welche auf die Kriegführung Bezug hatten, gutzuheißen. Jene Verträge waren von der höchsten Wichtigkeit, recht eigentlich der Grenzstein zwischen zwei ganz verschiedenen Aeren Badens. Sie erklärten nicht nur den Eintritt Badens in das Deutsche Reich, also die Aufgebung seiner vollen Souveränität und die Unterordnung unter die Gesetzgebung und die Gewalt des Reiches, sondern sprachen auch die Abtretung der Post und des Telegraphen an das Reich und die Ueberlassung der gesamten Militärgewalt und die Einordnung der badischen Truppen in das preußische Heer aus. Wohl noch nie sind Staatshandlungen von solcher Bedeutung mit größerer Leichtigkeit und Schnelligkeit vollzogen, so tief greifende Opfer mit so geringen Bedenken gebracht worden, als dies von den badischen Ständen geschah. Man fand wohl, daß die gemachten Einräumungen sehr weit gehen und daß in einzelnen Punkten bessere Bedingungen hätten festgestellt werden können; allein die Begeisterung für die Neugestaltung Deutschlands war so groß,

[1]) Der französische Minister des Auswärtigen, Herzog v. Gramont, drohte, Baden werde verwüstet werden wie die Pfalz unter Ludwig XIV., falls sich die Meldung, daß die badischen Soldaten mit Sprengkugeln ausgerüstet seien, bestätige (Schultheß XI. 206).

die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Einheit so fest, daß man über alle Bedenken weggehoben wurde. In wenigen Sitzungen, selbst ohne schriftliche Berichterstattungen wurden die Verträge und sämtliche Gesetze gutgeheißen.

Ministerium, Präsidium und Mitglieder waren dieselben, wie auf dem vorangehenden Landtage.

9. Landtag von 1871/72, eröffnet am 22. November, geschlossen am 20. März 1872. Vierzehn Sitzungen der Kammer. Ein ordentlicher Landtag von keiner großen sachlichen Bedeutung. Nur war in der Zweiten Kammer wieder etwas größere Lebendigkeit, freilich auch nutzloser Zeitverlust, herbeigeführt durch die etwas größere Anzahl von ultramontanen Abgeordneten (neun statt bisher vier) und einigen Demokraten.

In der Ersten Kammer war ich wieder zum Präsidenten ernannt. Von neueingetretenen Mitgliedern brachte der Philosoph Zeller aus Heidelberg (der Gatte einer Nichte meiner Frau)[1]) einen bedeutenden Namen mit.

Unerwartet erhielt hier meine ständische Thätigkeit in Baden ihr Ende. Wenige Tage vor Eröffnung der Ständeversammlung im Herbst 1873 kam mir ein Schreiben des Staatsministers Jolly zu, in welchem, allerdings in höflichen und verbindlichen Worten, gesagt war, daß, da ich schon wiederholt um meine Entlastung von dem Vorsitze in der Kammer gebeten habe, man diesem Wunsche nun nicht länger widerstehen wolle, sondern für den bevorstehenden Landtag einen Nachfolger im Präsidium ernannt habe. Es sei dabei auch noch in Betracht gezogen worden, daß in der Zweiten Kammer schon die Ansicht geäußert worden sei, der Vorsitz in dem ständischen Ausschusse vertrage sich nicht mit der Stelle eines Präsidenten der Oberrechnungskammer; einer offenen Diskussion hierüber könne man mich aber nicht aussetzen. Im übrigen hoffe man, daß ich einen einfachen Sitz in der Kammer beibehalten werde.

Ueber diese Benachrichtigung war ich, wie ich nicht leugnen will, empört. Nicht sowohl in betreff der Sache an sich, da mir an der ferneren Teilnahme an ständischen Geschäften wenig gelegen war, als über die Form der Mitteilung.

Ich besann mich also keinen Augenblick, sondern schrieb trocken zurück, die Gründe, welche gegen meine weitere Führung des Vorsitzes geltend gemacht werden, sprechen auch gegen ein Verbleiben in der Kammer überhaupt, und ich bitte daher, fernerhin keine Rücksicht auf mich nehmen zu wollen bei Ernennungen zu derselben. Dabei blieb dann die Sache ganz

---

[1]) Zeller war, wie oben I. S. 192 Anm. 1 und 2 bemerkt, Schwiegersohn des mit Emilie Becher vermählten Professors Fd. Ch. Baur.

einfach, ohne daß sie je weiter zwischen mir und Jolly zur Sprache gekommen wäre.

Die Sache machte großes Aufsehen, und die Regierung, namentlich Minister Jolly persönlich, wurden allgemein getadelt. Den eigentlichen Grund des Entschlusses, einen andern Präsidenten zu ernennen, habe ich niemals erfahren; ein politischer konnte es nicht sein, da man mir sonst den ferneren Sitz in der Kammer nicht angeboten hätte. Der Großherzog, hörte ich später, sei entrüstet darüber gewesen, als er den Hergang vernommen, gegen mich hat er sich darüber nicht geäußert.

*

Daß ich während einer so langen Beteiligung an ständischen Geschäften sowohl mit den Mitgliedern der Regierung als mit denen der Kammer, namentlich aber der Ersten Kammer, genau bekannt wurde und in vielfache amtliche und gesellschaftliche Berührung kam, ist selbstverständlich. Nachstehende Bemerkungen über die, sei es durch ihre politische Thätigkeit, sei es durch persönliche Eigenschaften Hervorragenderen werden vielleicht einen Beitrag liefern zur Kenntnis der badischen Zustände in einer mannigfach interessanten Zeit und zur Einsicht in meine persönlichen Verhältnisse. Eine scharfe Unterscheidung zwischen Ministern und Ständemitgliedern ist dabei freilich insofern nicht thunlich, als die meisten der ersteren auch Mitglieder der einen oder der andern Kammer waren vor, während oder nach ihrem Amte. Und von den Eigenschaften der Minister als Verwaltungschefs in ihren Departements habe ich wenig zu sagen, da ich sie, mit Ausnahme der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, als solche nicht durch eigne Anschauung und Erfahrung kennen gelernt habe.

Während meines ständischen Lebens habe ich nicht weniger als fünf Minister der auswärtigen Angelegenheiten erlebt: Meysenbug, Stabel (provisorisch neben dem Justizministerium), Roggenbach, Edelsheim, Freydorf (von 1871 an neben dem Justizministerium). Mit den beiden ersten bin ich nicht in dienstlichen Beziehungen gestanden, da ich erst unter Roggenbach den Posten in Frankfurt übernahm, wohl aber mit den drei andern bis zu meiner Abberufung von München im Herbst 1871. Ueber Stabel spreche ich besser an einer andern Stelle,[1] und über Meysenbug habe ich das Wenige, was ich zu sagen habe, bereits oben[2] bemerkt. Er war im ganzen ein kläglicher Mensch, welchem höchstens die äußeren Eigenschaften eines Ministers des Aeußeren zu Seite standen, Sprachkenntnisse, geschäftliche Formen und Geschäftsroutine.

---

[1] Vgl. S. 139.
[2] Vgl. S. 124.

Ein andrer Mann war, oder vielmehr, da er noch im besten Mannesalter lebt, ist Freiherr Franz v. Roggenbach. Als er im Frühjahr 1861 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten aus den dazu wenig geeigneten Händen Stabels übernahm, hatte er das 30. Lebensjahr wenig überschritten.[1]) Im öffentlichen Dienste war er bis dahin nicht gestanden, abgesehen von einer kurzen Beschäftigung auf dem Bureau des Reichsministeriums im Jahre 1849; wohl aber hatte er sich vielfach auf Reisen und im vertrauten Umgang mit hochgestellten Kreisen im Leben umgesehen und gebildet; auch sich längst aus Neigung mit Politik beschäftigt. Ob er schon in der Jugendzeit mit Großherzog Friedrich näher bekannt war, weiß ich nicht; jedenfalls aber trat er nach der Vermählung des Großherzogs in nahe Verbindung mit ihm. Roggenbach, welcher sich viel in Bonn und Neuwied aufhielt, war vertraut mit dem Hofe des Prinzen von Preußen in Koblenz und hatte hier die junge Prinzessin Luise aufwachsen gesehen. Es scheint, daß er bald in das Verhältnis eines vertrautesten Ratgebers des Großherzogs kam; aber jahrelang trat dies nicht öffentlich zu Tage. Er bekleidete keinerlei Stelle, kam und ging unbemerkt, stand aber in freundlichem Verhältnisse zu den damaligen Führern der liberalen Opposition, so namentlich mit Häusser, Gervinus, Lamey. Bei der Umwandlung des Regierungssystems im Jahre 1860 aus Veranlassung des Konkordates war Roggenbach sehr thätig, vermittelte zwischen dem Großherzoge und der neugebildeten Mehrheit in der Zweiten Kammer und war wohl der eigentliche Gründer des Ministeriums Stabel-Lamey. Aus welchen Gründen er nicht selbst alsbald eintrat, ist mir nicht bekannt; allein auf die Dauer konnte doch die eigentliche leitende Stellung außerhalb des Ministeriums nicht bestehen; Roggenbach übernahm also nach etwa einem Jahre das Ministerium des Aeußeren. In bezeichnender Bescheidenheit und Abneigung gegen amtliche Ostentation begnügte er sich jedoch mit dem Titel und Gehalte eines Präsidenten, überließ die schöne und eingerichtete Wohnung im Ministerium, sowie die Repräsentationsgelder an den hierfür gar nicht unempfindlichen Stabel und lebte während seiner ganzen Amtszeit in einer Mietwohnung auf dem Fuße eines vornehmen Junggesellen. Mit der Umgestaltung der äußeren, namentlich der deutschen Politik Badens ließ er nicht lange auf sich warten. Zu seinen ersten Amtshandlungen gehörte meine Ernennung nach Frankfurt und die Edelheims (in dessen Politik oder wenigstens Beständigkeit er sich freilich irrte) nach Wien. Namentlich die Abberufung Marschalls von Frankfurt zeigte den Mann in seinem ganzen Charakter.[2]) Während ich ihn bis dahin kaum gekannt hatte und

---

[1]) v. Roggenbach ist geboren im Jahre 1825.

[2]) Vgl. unten S. 202.

ihm in keiner Weise zur Stütze dienen konnte, war Marschall nahe mit ihm verwandt und überdies auf das engste verflochten mit der ganzen badischen Aristokratie. Diese war dann auch empört über den Gewaltschritt, was aber Roggenbach nicht einen Augenblick beirrte. Ebenso setzte er seine Politik gegen die österreichische Suprematie und die partikularistische Selbstsucht der Mittelstaaten unentwegt fort, so bitteren Haß ihm dieses auch eintrug. Auch hielt es ihn nicht von der Verfolgung seiner Pläne ab, daß er auf seinem eignen Ministerium ganz vereinzelt war und seine Räte sämtlich andrer Richtung angehörten. Er arbeitete selbst, so daß die bisherigen Referenten, v. Pfeuffer und Freiherr v. Türckheim, von den politischen Geschäften gar nichts mehr erfuhren, zog aus dem Dienste des Grafen Usedom dessen Faktotum, Dr. Hardeck[1]) in badischen Dienst und schickte endlich Türckheim nach Berlin, um seiner los zu werden. Daß ich nicht weiß, warum Roggenbach im Jahre 1865 ohne irgend eine äußerlich erkennbare Ursache aus dem Ministerium trat, habe ich bereits oben[2]) erwähnt. Es ist ihm dies mehrfach verübelt, als Wankelmut, Laune, Mangel an Entschluß, für das eigne Werk einzustehen, ausgelegt worden. Ich enthalte mich, weil mir die Ursache des Handelns nicht bekannt ist, eines Urteils, bin aber überzeugt, daß Roggenbach seine guten Gründe hatte, welcher Art sie auch gewesen sein mögen. Sein späteres Verhalten, namentlich auch zum königlichen Hofe und zu Bismarck, sowie auf dem Reichstage, zu welchem er sich in Baden wählen ließ, ist außerhalb meines Gesichtskreises vorgegangen, und ich habe ihn in dieser Zeit nur wenig gesehen. Aus eigner Erfahrung weiß ich nur, daß er das Drängen nach Eintritt in den Norddeutschen Bund zwischen 1866 und 1870 mißbilligte, es weder klug noch würdig fand. Ob er seiner Beschäftigung, der Errichtung einer deutschen Universität in Straßburg, ganz gewachsen war, lasse ich dahingestellt sein. Ich fürchte, es fehlte ihm an Personenkenntnis, und daß er kein Verständnis für die mannigfachen Mängel unsers hergebrachten Universitätswesens hatte, bewies er durch die einfache Nachahmung der altüblichen Einrichtungen, während doch gerade hier eine vortreffliche und sich so nie wieder bietende Gelegenheit zu einer großartigen Reform vorlag. Er ließ sich also die schöne und seltene Gelegenheit entgehen, ein großer Reformator unsrer Universitätsstudien zu werden.

Roggenbach wird sehr verschieden, von nicht wenigen ungünstig, beurteilt. Letzteres versteht sich von selbst bei den politischen Gegnern, also bei Ultramontanen, Partikularisten, Großdeutschen, aber auch Unbefangene gaben ihm schuld, waghalsig und abenteuerlich zu sein, launenhaft zu

---

[1]) Friedrich Hardeck, 1863 Vorstand des Statistischen Bureaus in Karlsruhe.
[2]) S. 128.

beginnen und abzubrechen. Sie wollen keinen Staatsmann, sondern einen Dilettanten und Phantasten in ihm sehen. Ich will hier nicht in eine Polemik gegen fremde Ansichten eingehen, sondern einfach angeben, wie ich, nach jahrelangem vertrauten Umgange, von ihm denke. Vor allem mache ich geltend, daß er ein vollkommener Gentleman im besten englischen Sinne des Worts ist, also nicht bloß in dem äußeren Verhalten, sondern ebensosehr nach der ethischen Durchbildung und nach der Vornehmheit der Gesinnung. Er ist uneigennützig, freundlich und dienstfertig, wohlwollend; von Tücke und Rachsucht ist keine Spur. Unmöglich kann man sich einen angenehmeren Vorgesetzten denken, obgleich er im Dienste nicht wenig verlangt und nicht schlaff in der Disciplin ist. Sodann hat er den Mut seiner Ueberzeugung. Ob er sich bei einer von ihm für nützlich oder notwendig erachteten Handlungsweise Feinde macht, ist ihm völlig gleichgültig. Er mag ehrgeizig sein, allein er ist nicht eitel, nicht entfernt und in nichts ein Geck, was bei einem so vielfach verzogenen jungen Mann viel sagen will. Mit einem Worte, man mag sonst von ihm halten, was man will, so wird jeder, welcher ihn persönlich kennt, ihm das Zeugnis geben, daß er ein liebenswürdiger und durchaus achtenswerter Mann ist. Er hat ohne Zweifel einen höheren und weiteren Blick als viele; er ist nicht bureaukratisch dumpf und in gedankenloser Routine befangen. Es fehlt ihm nicht an Arbeitskraft, allein die Klarheit des Urteils und des Wollens läßt zu wünschen übrig. Er giebt sich auch keine nüchterne staatsmännische Rechenschaft von seinen Zwecken und nicht von den Mitteln zur Erreichung derselben; und selbst in einzelnen bestimmten Fragen formuliert er seine Ansicht nicht scharf, und noch weniger weiß er sie mit unzweideutiger Bestimmtheit auszusprechen. Sehr oft habe ich einen Brief oder eine Instruktion von ihm wieder und wieder lesen müssen, um zu verstehen, was er eigentlich wolle, und selbst dann ist es mir nicht immer geglückt. Diese Unbestimmtheit, verbunden mit einem idealistischen und selbst etwas phantastischen Sinne, hat ihn denn allerdings zu einer Politik veranlaßt, welche wenig Aussicht auf Gelingen, jedenfalls nicht auf greifbaren Nutzen hatte. Dazu kommt, daß ihm Menschenkenntnis in bemerkenswertem Grade abgeht. Er überschätzt leicht die Reinheit der Gesinnung und die Fähigkeit. Daß er aus Mangel an Gewohnheit kein glücklicher Geschäftsmann, aus Mangel an Anlage und Uebung kein guter Redner ist, mag im großen Ganzen nicht schwer ins Gewicht fallen, bleibt aber immer ein Nachteil und ein Hindernis. Er wird niemals in einer parlamentarischen Versammlung eine beherrschende Stellung einnehmen. Was ihm noch für Geschicke zufallen und welche Aufgaben ihm werden gestellt werden, kann ich nicht wissen, daß aber seine Leistungen für ihn und andre vollständig befriedigend ausfallen werden, ist keineswegs über jedem Zweifel erhaben.

Geradezu unbegreiflich ist, wie Roggenbach — wie doch sicher ist — **Edelsheim** zu seinem Nachfolger empfehlen konnte. Daß dieser in seinem persönlichen Benehmen gerade das Gegenteil von seinem eignen feinen und humanen Wesen sei, mochte er vielleicht nicht wissen und keine Gelegenheit gehabt haben zu beobachten; aber darüber durfte er nicht im unklaren sein, daß Edelsheim eine der seinigen entgegengesetzte Politik verfolgen werde. Dieser hatte fünf Jahre unter ihm gestanden als Gesandter und zwar gerade am österreichischen Hofe; ein Heuchler war er aber nicht. Seine österreichischen Sympathien und seine mittelstaatlichen Gesinnungen hätten also kein Geheimnis für Roggenbach sein sollen. Wie dem nun aber sein mag, jedenfalls trat ein vollkommener Umschwung in allen Verhältnissen ein, und zwar ein sehr unvorteilhafter. Edelsheim war unhöflich gegen seine Untergebenen, ungezogen gegen seine Kollegen (wie ich das mit Staunen selbst angesehen habe) und selbst rücksichtslos gegen den Landesherrn, anspruchsvoll in seinen Forderungen an den Staat, leidenschaftlich; allein er wußte, was er wollte, und gab es auch deutlich kund. Seine Politik trug viel zu dem unglücklichen Kriege von 1866 gegen Preußen bei. Lange hätte ein solcher Minister sich unter keinen Umständen halten können; die mißglückte Politik machte schon nach einem halben Jahre ein Ende. — Ich persönlich habe mich über Edelsheim nicht zu beklagen gehabt; allein die Wahrheit ist, daß er ein unliebenswürdiger Mensch und ein schlechter Politiker war. Von seiner Gesinnung gab er einen Beweis, indem er sich nach seiner Entlassung zu den Demokraten und Ultramontanen schlug und eine eigne Zeitung dieser Richtung aus seinen Mitteln gründete. Hier kann von Ueberzeugung nicht die Rede sein, sondern nur von Rachsucht. Er ist im besten Mannesalter gestorben, von niemand betrauert.[1])

Die Ernennung des Staatsanwaltes v. **Freydorf** an Edelheims Stelle wurde mit Staunen begrüßt. Man kannte denselben allerdings als einen gescheiten Mann und einen guten Juristen; allein von irgend einer politischen Befähigung war niemand etwas bekannt, von einer Bekanntschaft mit den hier in Frage stehenden Geschäften konnte keine Rede sein, und die bei dem an der schattigen Grenze der Jugend bereits angelangten Lebemann[2]) immer noch bemerklichen Allüren eines Schwabenseniors von Heidel-

---

[1]) Ludwig Freiherr v. Edelsheim starb 1872 im 49. Lebensjahre. — Günstiger lautet sein Nekrolog in v. Weech, Badische Biographien, I. 212—217, der sich auf des Gesinnungsgenossen v. Wydenbrugk Artikel in der Allgem. Ztg. 1872 Nr. 131 und 132 Beil. stützt.

[2]) Rudolf v. Freydorf, geb. 1819, gest. 1882. Im September 1876, als Jolly seine Entlassung erhielt, trat auch Minister v. Freydorf in den Ruhestand. Vermählt war er mit Freiin Albertine v. Cornberg (vgl. v. Weech a. a. O. IV. 137—142).

berg scheinen von zweifelhafter Anwendbarkeit auf den diplomatischen Verkehr zu sein. Man sagte ein baldiges Fiasko des Neuernannten voraus. Die Sache ging jedoch leidlich, und Freydorf ist immer noch Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er hatte den guten Gedanken, eine schöne und liebenswürdige Frau zu heiraten, gab sich Mühe, die Routinegeschäfte zu lernen, war höflich und einfach, die höhere Politik trieb freilich nicht er, sondern Mathy, solange dieser lebte, dann Jolly, und überhaupt war die Regierung und ebenso die große Mehrheit der Ständeversammlung und des Landes so ganz in das preußische Fahrwasser gekommen, daß die Leitung in äußeren Dingen einfach von Berlin ausging. War doch in der Zeit zwischen dem Kriege 1866 und dem Eintritt in das Deutsche Reich die einzige Schwierigkeit, Baden von vorschnellen und dadurch bedenklichen Schritten zur Annäherung an den Norddeutschen Bund abzuhalten. Mit der Ständeversammlung verträgt sich Freydorf ganz gut; er ist ein immer bereiter, wenn auch kein besonders ansprechender Redner. — Ich persönlich habe mich Freydorfs immer nur zu beloben gehabt. Er nahm bei seinem Eintritt in das Amt sich meiner Interessen an durch die Uebertragung des Münchner Postens, war ein angenehmer Vorgesetzter und hätte auch nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn ich im Jahre 1871 nach Berlin geschickt worden wäre. Zu einer Durchführung des Planes gegen Bismarcks Wunsch[1]) hatte er freilich nicht den Mut.

Eine lange Zeit einflußreicher Mann war Stabel gewesen. Er bekleidete das Justizministerium mehrere Male, das Ministerium des Aeußeren wenigstens vorläufig, war Präsident des obersten Gerichts, Vorsitzender der Ersten Kammer gewesen. Jetzt ist er beinahe erblindet und ganz vergessen. Bedeutende Begabung läßt sich ihm nicht absprechen. Er hat einen scharfen, logisch geübten Verstand, ist ein sehr guter Jurist — er war eine Zeitlang Professor in Freiburg gewesen[2]) —, spricht gewandt, wenn auch bitter und scharf. An Mut zur Durchführung des von ihm Gewollten oder ihm Aufgetragenen, sei es auch nichts weniger als beliebt, fehlte es ihm auch nicht. Allein weniger Lob verdienen sein politischer Charakter und seine Bildung. Stabel ist ein kühler Geschäftsmann, der ebensowohl Minister der Reaktion als des Systems von 1860 sein konnte. Ich bin jahrelang während der Landtage neben ihm am Wirtstisch gesessen, habe ihn aber selten an irgend einem Gegenstande des Gesprächs sich beteiligen oder ihm Aufmerksamkeit zuwenden sehen. Kurz, Stabel ist ein mehr als gewöhnlich befähigter Mensch, aber gerade keine liebenswürdige Natur.

---

[1]) Vgl. S. 158—159.

[2]) Von 1841—1845.

Der bedeutendste Mann, welchen ich im badischen Ministerium gesehen habe, war ohne Zweifel, alles in allem genommen, Mathy. Ich habe schon bei Gelegenheit des Reichsministeriums, in welchem er Unterstaatssekretär der Finanzen war, von seiner Ruhe, Festigkeit, Schweigsamkeit und seiner allerdings selten angewendeten großen Rednergabe gesprochen.[1]) Nach der Empörung von 1849 wurde er bei der Entlassung des Ministeriums Bekk-Dusch, dessen Mitglied er als Staatsrat ohne Portefeuille gewesen war, ohne Pension entlassen, trat in Bassermanns Buchhandlung als Teilhaber ein, später in norddeutsche Bankgeschäfte und war bald der Direktor einer Bank in Leipzig. Die dadurch erworbene günstige pekuniäre Lage hatte keinen Wert für ihn, da er selbst ohne alle Bedürfnisse war, sein einziger Sohn aber, für dessen Erziehung er in früheren beschränkten Verhältnissen die äußersten Opfer gebracht hatte, starb. So ließ er sich von Roggenbach bereden, wieder in badische Dienste zu treten. Zuerst übernahm er die Domänenverwaltung, später das Handelsministerium, ohne jedoch meines Wissens zunächst eine hervorragende Rolle zu spielen. Mit Edelsheims österreichischer Politik nicht einverstanden, gab er beim Ausbruche des Krieges von 1866 seine Stelle auf. So war er denn bei der Entlassung des Edelsheimschen Ministeriums der Mann der Notwendigkeit. Er trat an die Spitze des neuen Kabinetts als Staatsminister und setzte dasselbe nach seiner Wahl zusammen, für sich selbst das Handels- und das Finanzministerium behaltend. Mit unbeugsamer Entschiedenheit drängte er auf den Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund, so daß ihn in dieser Beziehung selbst seine gewöhnliche Ruhe und die richtige Würdigung der allgemeinen Verhältnisse verließ. Die letzten Worte, welche ich ihn sagen hörte — schon krank, war er doch noch in einer Abendsitzung der Ersten Kammer erschienen —, waren: „Wenn Baden nicht in kürzester Zeit in den Norddeutschen Bund eintritt, ist es verloren.“ Er sollte das Ziel seiner Wünsche nicht erleben; kurz vor dem Kriege von 1870 starb er nach kurzer Krankheit,[2]) nach jedermanns Gefühl eine große, schwer auszufüllende Lücke lassend. Der Großherzog war auf das tiefste ergriffen, begleitete sichtbar tief bewegt den Sarg zu Fuße zum Grab. Mathy hatte einen großen Einfluß auf ihn gewonnen und ihm offenbar sehr imponiert. Auf dem Totenbette empfahl er als seinen Nachfolger im Finanzministerium seinen Lieblingsrat Ellstätter, einen jungen jüdischen Rechtsgelehrten, welchen er früher in seinem Bankgeschäft gezogen hatte. Die Dauer seiner Herrschaft war zu kurz, als daß er Großes in inneren Angelegenheiten hätte wirken können; doch leistete er dem Lande einen großen Dienst dadurch,

[1]) S. 45—46; 91.

[2]) Wie schon oben bemerkt, am 3. Februar 1868.

daß er durch eine große und kecke Finanzoperation eine Summe von vielen Millionen zum Eisenbahnbau aufgenommen hatte, welche nun der Kriegführung sehr zu statten kamen.[1]) Persönlich stand ich freundlich und als alter Bekannter zu ihm, ohne jedoch in näherem Umgange mit ihm zu leben bei etwaigem Aufenthalte in Karlsruhe.

Mathys Nachfolger als Staatsminister und Vorsitzender des Staatsministeriums war Julius Jolly, ein noch junger Mann[2]) für einen solchen Posten, dem er aber bis jetzt (1873) mit größerem Erfolge und bedeutenderem Talente vorsteht. Er ist ein bezeichnendes Beispiel von dem Satze, daß oft ein Mensch mit seinen Zwecken wächst und daß sich früher nicht vermutete Eigenschaften an der Notwendigkeit, sie zu zeigen, entwickeln können. Ich lernte Jolly schon im Jahre 1849 in Heidelberg kennen. Damals ein blutjunger Privatdozent, kam er durch seinen älteren Bruder, den Physiker, in die Gesellschaft, von uns älteren gern gesehen wegen seiner Freundlichkeit und Jugend, und das Ziel manchen konventionellen Scherzes. Er galt wohl für fleißig, tüchtig, strebsam; aber eine ungewöhnliche Begabung zu sehen, waren wir nicht scharfsinnig genug. Als Lehrer des deutschen Privatrechtes machte er wenig Glück, freilich in der gefährlichen Mitwirkung mit Renaud; eine von ihm verfaßte Schrift über Nachdruck gefiel, ohne jedoch Aufsehen zu machen. Nur einmal überraschte er mich durch einen meisterhaften öffentlichen Vortrag, dessen Logik, Durchsichtigkeit und schöne Sprache untadelhaft waren und wie ich sie ihm gar nicht zugetraut hatte. Es war ohne Zweifel der geringe Erfolg als Theoretiker, welcher Jolly bewog, in den praktischen Dienst zu treten. Er wurde, wie ich glaube durch Roggenbachs Vermittlung, Assessor[3]) im Ministerium des Inneren unter Lamey, hier aber bald, wohl ebenfalls durch Roggenbach, mit dem Großherzog persönlich vertraut und von ihm in höheren Geschäften gebraucht, so zum Beispiel während des Frankfurter Fürstentags im Jahre 1863.[4]) Bei der allmählichen Entwicklung der deutschen Politik schloß sich Jolly mehr an Mathy als an seinen

---

[1]) Ueber die Bereitstellung der Mittel für einen Krieg durch Mathy s. v. Weech a. a. O. II. 68.

[2]) Julius Jolly, geb. 1823. — Mohl spricht I. 234 über die jüngeren Mitglieder des Heidelberger akademischen Lehrkörpers. Bei seinem Abschied vom Lehrstuhl sagte Jolly in einem Rückblick auf seine Wirksamkeit: „Es war ein Irrtum". Vgl. dagegen das Zeugnis Goldschmidts in Hausrath, Zur Erinnerung an Julius Jolly, 44—46.

[3]) Regierungsrat 1861.

[4]) Vom Frankfurter Fürstentag berichtet Jolly seiner Frau unter anderm, daß Mohl und er für den Großherzog die Vota anfertige, die schriftlich übergeben werden, damit sie im Protokoll nicht totgeschwiegen werden können (Baumgarten und Jolly 63). Vgl. auch unten S. 252.

Vorgesetzten Lamey an. In der Ersten Kammer, in welcher er als Vertreter der Universität Heidelberg saß, vertrat er diesen Standpunkt mit Eifer und mit einer mehr und mehr anerkannten Beredsamkeit und Gedankenfülle. So wurde er denn auch bei Mathys Austritt aus dem Ministerium in eine Nebenstelle entfernt, aber nur, um nach wenigen Wochen mit Mathy zurückzukehren, und zwar jetzt selbst als Minister.[1]) Nach wenigen Jahren stand er an der Spitze der Geschäfte und bildete sein eignes Kabinett. Nicht mit Unrecht wurde ihm bei dieser Gelegenheit herzlose Rücksichtslosigkeit und Mangel an Offenheit gegen die beiden vor ihm ausgeschiedenen Amtsgenossen Stabel und Ludwig vorgeworfen. Ersterer erhielt ein Billet von zwei Zeilen, in welchem gesagt war, der Großherzog habe ein neues Ministerium gebildet, in welchem er nicht sei. Dem General Ludwig aber ließ er, der dessen Entlassungsdekret schon in der Tasche hatte, neben sich in der Zweiten Kammer das Budget durchverhandeln. Während der Sitzung kam er, als er mein Weggehen aus der Tribüne der Ersten Kammer bemerkte, zu mir in meine Wohnung herauf, um mich zu bitten, eine angesetzte Abendsitzung nicht zu halten. Auf meine Erwiderung, daß, wenn die Minister selbst zu erscheinen verhindert seien, sie Regierungskommissäre schicken könnten, antwortete er mir, am Nachmittage werde niemand da sein, welcher Kommissäre zu schicken berechtigt sei, was dann natürlich zu weiteren Erkundigungen und schließlich zu der Mitteilung führte, daß ein neues Ministerium in der Bildung begriffen sei, von dem er aber mir zunächst nur anvertrauen könne, daß er demselben angehören werde. Auch in seiner späteren Geschäftsführung will man — ich stehe der Sache zu fern, um ein eignes Urteil zu haben — mannigfach eine gewisse Härte und Trockenheit, gelegentlich eine Rücksichtslosigkeit bemerkt haben. Sicher ist, daß sich Jolly nicht eben einer großen Popularität erfreut. Dem sei übrigens wie ihm wolle, das große Talent des Mannes bestreitet niemand mehr. Jolly ist die Seele der Regierung und hat namentlich auch die ganze Politik, welche Baden noch übrig hat, namentlich die deutsche, an sich gezogen. Freydorf ist nur der Name und die Wohnung geblieben. Daß er sich aufs engste an Preußen und zunächst an Bismarck anschließt, ist selbstverständlich. Ob er nicht die Bedeutung seiner Stellung zu unverhohlen betont und von seiner persönlichen Entscheidung als gleichlautend mit der der Regierung allzu einfach spricht, ist eine andre Frage. Sollte er, was ich freilich nicht wissen kann, auch dem Großherzog gegenüber eine solche Haltung einnehmen, so möchte dies bedenklich sein. Schon

---

[1]) Am 25. Juni 1866 wurde Jolly zum Mitglied des Verwaltungsgerichtshofes, am 27. Juli zum Präsidenten des Ministeriums des Innern, am 12. Februar 1868 zum Präsidenten des Staatsministeriums und Minister des Innern ernannt (a. a. O. 121).

mancher Minister ist an dieser Klippe gescheitert.[1]) Gegenüber der Ständeversammlung ist Jolly ganz an seinem Platze. Er zeigt sich unterrichtet, ist entschlossen und immer gefaßt, spricht sehr gut. Vielleicht etwas zu leise und zu schnell, allein höchst klar, bestimmt und, wenn er leidenschaftlicher angeregt, mit Schwung und Kraft. Der Sprache ist er formell ganz Meister, und er redet ohne Anstrengung und Ermattung stundenlang.

Zuletzt noch ein Wort über Lamey. Es ging ihm, als er 1860 in das Ministerium trat, ein großer Ruf von Begabung und Kraft voraus, und er rechtfertigte denselben auch, solange er als einfacher Abgeordneter in der Zweiten Kammer saß. Bald wurde er Führer der liberalen Partei. Als Minister hat er diesen Ruf jedoch nicht behauptet, oder vielmehr, er hat ihn durch entschiedene Fehler verdunkelt. Natürlich war er auch jetzt noch klug und ein guter, wenn auch zuweilen nicht genug Maß haltender Redner. Allein er war träge, formlos, unbekümmert um alles, was ihn nicht zufällig interessierte; vom Staatsmann hatte er wenig genug; er schwamm einfach mit den liberalen Tagesmeinungen und hatte keine Einsicht in die Bedürfnisse jeder Regierung, auch wenn sie grundsätzlich freisinnig ist. Wohl fehlte es ihm auch an dem Mute des wahren Staatsmannes. Als ich ihm eines Tages Vorwürfe machte, daß er bei einer teilweise neuen Organisation eine Reihe ganz unnötiger kleiner Amtsbezirke nicht mit benachbarten verschmolzen habe, was in jeder Beziehung vorteilhaft und nötig gewesen wäre, antwortete er mir offen: „Ich werde doch nicht ein solcher Thor sein, mich in allen diesen kleinen Städten unpopulär zu machen!" Seine äußerlich vernachlässigte Erscheinung und sein allabendliches Verweilen in einer sehr ungezwungenen Bierhausgesellschaft trug auch nicht eben bei, ihm Achtung zu verschaffen. Daß er nach dem Kriege von 1866 nicht in das Ministerium Mathy aufgenommen wurde, hat er wohl selbst natürlich gefunden, allein offenbar sah er diesen Ausschluß nur als einen vorübergehenden an. Er stand in der Ständeversammlung eifrigst auf Seite der Regierung und übernahm große Berichte zu ihren Gunsten, namentlich in Militärsachen. Höchst unangenehm war er daher berührt, als er sich auch bei der Bildung des Ministeriums Jolly übergangen sah, und sprach dies auch sehr naiv aus. Auf einen in der oben erwähnten Wirtshausgesellschaft, die Bärengesellschaft genannt, auf ihn ausgebrachten Abschiedstoast erwiderte er: er werde von jetzt an, und zwar mit großer Freude, wieder nur ein Bär sein, bisher sei er ein Esel gewesen. Im übrigen ist er bald darauf

---

[1]) Den Inhalt des Schreibens des Großherzogs an Jolly 1876 September 19., das die Notwendigkeit eines neuen Ministeriums betonte und das der Minister sofort mit der Bitte um seine Entlassung beantwortete und dem letztere alsbald nachfolgte, s. a. a. O. 277.

aus der Kammer ausgetreten; dem Reichstag gehörte er von 1871—1874 an. Nun scheint er sich in Mannheim süßer Gewohnheit des Nichtsthuns hinzugeben.[1]) Schade um sein Talent!

Noch sind manche andre badische Minister an mir vorübergegangen (oder ich an ihnen). So in der reaktionären Zeit der rücksichtslose und dabei ängstliche Wechmar;[2]) der geschäftskundige, süßlich schön redende Regenauer;[3]) der gescheite, aber durch schlechten Haushalt zum Anklammern an ein Portefeuille gegen Ueberzeugung genötigte Stengel.[4]) Ferner die beiden Kriegsminister Ludwig und v. Beyer. Der erstere ein erfahrener Verwalter, gut angeschrieben bei der Zweiten Kammer wegen Sparsamkeit und nicht immer wahrer Nachgiebigkeit, tief gehaßt beim Militär wegen Geizes und Unbekümmertheit um die Interessen der Truppe.[5]) Der andre ein geistreicher und liebenswürdiger Lebemann und vortrefflicher Organisator, im Kriege freilich weniger glücklich. Sodann der Finanzminister Ellstätter,[6]) der in kürzester Zeit durch Tüchtigkeit und einfache Bescheidenheit seine jüdische Abstammung vergessen gemacht hat; der nicht unbefähigte, allein unselbständige, unschlagfertige Handelsminister v. Dusch. Ein weiteres Eingehen auf alle diese Persönlichkeiten wäre jedoch von geringem Interesse. Es würde auch über badische Zustände nur wenige weitere Aufklärung geben, und ich bin mit diesen Männern nicht in näheren persönlichen Beziehungen gestanden.

Eher ist es vielleicht an der Stelle, noch ein Wort zu sagen über die soziale Stellung der badischen Minister zu meiner Zeit und über die Umgangsformen derselben. Daß ein Minister auch in einem kleinen Staat für die Beteiligten ein Mann von Bedeutung ist, versteht sich von selbst; allein von einer äußerlich großen Stellung und von einer Morgue war und ist bei denen, welche ich gesehen habe, keine Rede gewesen; nur über Dusch wurde, zu seinem großen Nachteile, über Hochmut geklagt,[7]) und er hatte die auf dem

---

[1]) Im Jahre 1875 kehrte August Lamey, von der Stadt Karlsruhe gewählt, in die Zweite Kammer zurück, in der er nun 1876—1893 den Präsidentenstuhl innehatte; er starb zu Mannheim 1896. Vgl. über ihn Bibliographisches Jahrbuch I. 266—268.

[2]) Vgl. oben I. 225.

[3]) Die mannigfachen Verdienste des Finanzministers Franz Anton Regenauer werden beleuchtet bei v. Weech II. 163—169.

[4]) Eine Charakteristik des Franz Freiherrn v. Stengel s. a. a. O. 311—315.

[5]) Damian Ludwig, vgl. a. a. O. 32—34.

[6]) Vgl. oben S. 140.

[7]) Der Nekrolog in v. Weech a. a. O. IV. 91 sagt freilich, daß v. Dusch durch seine gewinnende Persönlichkeit, sein offenes und gerades, bei großer Erfahrung und reichem Wissen immer anspruchsloses und gütiges Wesen sich viele Freunde erworben habe.

Landtage von 1871/72 gegen ihn gerichteten Angriffe in der Zweiten Kammer, welche freilich dummerweise in der Form von Anträgen auf Beseitigung des Handelsministeriums auftraten, lediglich solchen Fehlern zuzuschreiben. Die äußere Erscheinung im Amte ist eine sehr einfache, die Ausstattung und Einrichtung der amtlichen Räume eine sehr bescheidene, der Zutritt zu einem Minister nach meiner Erfahrung, welche freilich nicht die eines jeden sein mag, ein sehr erleichterter. Ist doch nicht einmal ein Portier in irgend einem der Ministerialgebäude, so daß man, um sich anmelden zu lassen, eines Kanzleidieners habhaft werden muß, welcher oft schwer genug zu finden ist. Regelmäßige Empfangstage oder -Stunden hat, mit Ausnahme des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten für das diplomatische Corps, meines Wissens nie einer der Minister gehabt. Daß kein Luxus in ihrem Privatleben oder in betreff geselliger Unterhaltung stattfindet, dafür sorgt schon der spärliche Gehalt. Gewöhnlich haben die Vorstände der badischen Ministerien nur den Titel und Rang von Präsidenten und dann nur einen Gehalt von 6000 Gulden. Repräsentationsgelder hat nur der Minister des Aeußern und auch dieser nur 4000 Gulden, freilich dabei ein schönes und vollkommen eingerichtetes Haus. Nur die Staatsminister, deren aber in der Regel nur einer ist, beziehen 9000 Gulden. Die meisten Minister haben zwar wohl Amtswohnungen, allein in der Regel, ungeschickt genug, nicht in dem Ministerialgebäude; auch müssen sie Miete bezahlen. So kann es denn kaum anders kommen, als daß sie fast ausnahmslos sehr bescheiden und bürgerlich leben. Zu Wagen und Pferden reicht es nicht, der Dienststand besteht aus einem einzigen Bedienten, und dieser ist oft danach. Dann und wann kommt also wohl ein kleines Diner oder eine Herrenabendgesellschaft vor; allein diese sind seltene Ausnahme. Freilich sind auch die Frauen nicht alle zum Repräsentieren geeignet. Nur vom Minister des Auswärtigen werden Bälle und große Gesellschaften, auch wohl kleine Mittagessen erwartet. Es mag dabei Aushilfe vom Hof in betreff der Dienerschaft, des Geschirrs und so weiter geleistet werden; allein es ist mir doch immer ein Rätsel gewesen, wie solche immerhin kostspielige Festlichkeiten geleistet werden können. Mehr als einer hat es freilich, fürchte ich, schwer am eignen Vermögen empfunden.

Ich habe selbstverständlich während neun Landtagen eine große Anzahl von Kollegen gehabt, da die Kammer zum großen Teile aus gewählten oder vom Großherzoge ernannten Mitgliedern besteht, diese aber häufig gewechselt werden. Lebenslängliche Mitglieder sind nur die Prinzen vom Hause und die Standesherren, während ihrer Amtsdauer der Erzbischof von Freiburg und der evangelische Prälat. Gar manche dieser Genossen sind freilich so kurze Zeit in der Kammer gesessen und sind überdies so

unbedeutend gewesen, daß ich mich ihrer kaum erinnere, jedenfalls nichts von ihnen zu sagen wüßte; eine Anzahl ist jedoch immer einer näheren Schilderung wert.

*

Nur wenig habe ich von den erblichen Mitgliedern der Kammer zu sagen. Ihrer waren nicht viele, und von diesen wenigen erschienen die meisten sehr selten oder gar nicht. Gewöhnlich war nur einer oder zwei anwesend, oft längere Zeit gar keiner. Ihre geistige Bedeutung und parlamentarische Brauchbarkeit war im Durchschnitte unter der Mittelmäßigkeit. Von den Prinzen vom Hause sind während meiner Mitgliedschaft nur die beiden Brüder des Großherzogs Friedrich Wilhelm und Karl in der Kammer erschienen; ihr Oheim Max niemals, und Markgraf Wilhelm, dessen Bruder, früher lange Zeit sehr eifriger Präsident, war schon krank, als ich zum erstenmal eintrat. Ueber jene beiden Prinzen rede ich aber wohl passender an einem andern Orte. — Von den Standesherren habe ich nur den Fürsten von Löwenstein-Wertheim[1]) häufig gesehen, einen festen Anhänger der Regierung, aber einen mittelmäßigen Präsidenten. Der Fürst von Fürstenberg[2]) war, meiner Erinnerung nach, nur in einer einzigen Sitzung anwesend. Obgleich ein naher Verwandter des Großherzogs, liebte er es nicht, in Karlsruhe zu leben, sondern zog vor, in Donaueschingen, der Hauptstadt seiner ungeheuren Besitzungen, eignen Hof zu halten. Auch mochte er sich für einen zu großen Herrn dünken, als daß es ihm genehm sein konnte, als Mitglied einer Versammlung zu erscheinen, in welcher er neben Professoren, Kaufleuten und Fabrikanten zu sitzen hatte. Uebrigens wurde seine Abwesenheit, da er ultramontan ist, nur wenig bedauert. Der Fürst von Löwenstein-Rosenberg[3]) kam nur sehr selten, wenn eine katholische Hauptschlacht gefochten werden sollte, er war in hohem Grade bigott. Ebenso erschien der Graf von Leiningen-Billigheim[4]) nur auf einem Landtage, wo er sich aber durch eine ungezogene Aeußerung über das regierende Haus einen Ordnungsruf zuzog und dann für immer verschwand. Auch er war fanatisch katholisch. Niemals zu Gesicht habe ich bekommen den Fürsten von Leiningen, welcher in der englischen Marine diente,[5]) den Fürsten von der Leyen[6]) und den Grafen von Leiningen-Neudenau, meines Wissens eine Art

[1]) Fürst Wilhelm zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg.
[2]) Fürst Karl Egon zu Fürstenberg.
[3]) Fürst Karl zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg.
[4]) Graf Karl zu Leiningen-Billigheim.
[5]) Fürst Ernst Leopold, Linienschiffskapitän.
[6]) Fürst Erwin von der Leyen.

von Vaganten[1]). Ebensowenig den Grafen v. Langenstein,[2]) das einzig nicht standesherrliche erbliche Mitglied der Kammer. Seine Teilnahmlosigkeit wurde allgemein für einen Skandal erklärt. Er war ein natürlicher Sohn Großherzog Ludwigs und hatte von diesem sehr große Besitzungen geerbt und war zum erblichen Landstande ernannt worden. Man meinte nun, das wenigste wäre, daß er sich durch Teilnahme an den Geschicken des Landes einiges Verdienst und Verzeihung für seine ungerechtfertigte Begünstigung erwürbe. Es ist mir unbekannt, warum er die Kammer so beharrlich mied, auch wenn er, wie häufig der Fall, sich monatelang zur Zeit einer Ständeversammlung in Karlsruhe aufhielt; ebenso warum er sich niemals in der Welt oder bei Hof sehen ließ. Er galt für einen nicht ungebildeten und unbegabten Mann, der aber bis zur Karikatur geizig sei, zum Beispiel bei seinem Verwalter die Kost nahm um täglich 18 Kreuzer, immer mit der dritten Klasse auf der Eisenbahn fahre, sich nicht entschließen könne, etwas zu verkaufen, so daß die Dinge wohl ganz zu Grunde gingen. Er ist ziemlich jung gestorben und hat ein sehr großes Vermögen lachenden Erben hinterlassen.

Etwas bedeutender waren die beiden geistlichen Mitglieder der Kammer, der katholische Erzbischof und der protestantische Prälat; doch spielten sie keine hervorragende Rolle. Den Erzbischof v. Vicari habe ich nie gesehen; er war schon sehr alt und überdies mit der Regierung auf sehr gespanntem Fuße. Der nach seinem Tode während langer Sedisvakanz als Bistumsverweser bestellte Weihbischof Kübel erschien kurze Zeit hindurch, um sich dem Gesetze über die obligatorische Zivilehe zu widersetzen; allein er machte schlechte Geschäfte und blieb bald wieder weg. Er zeigte sich als ein wenig begabter Mann, der aber im Privatleben nicht schroff und unangenehm war.

Protestantische Prälaten habe ich zwei erlebt. Ullmann (dessen Kollege in Heidelberg ich noch gewesen war)[3]) machte einen sehr widerlichen Eindruck. Er war glatt, leise auftretend, in Erscheinung und Gesinnung ein Hofabbé. Sein Ansehen in der Kammer war sehr klein. Dagegen ist sein Nachfolger Holtzmann ein allgemein geachteter, würdiger Mann; gerade und fest, aber mild und billig; seinen Absichten kann man in keinem Falle Anerkennung verweigern. Von großer Begabung ist freilich nicht die Rede.

Der grundherrliche Adel ist durch acht von ihm gewählte Mitglieder vertreten. Sie sind sehr regelmäßig anwesend, und es muß immerhin mit

---

[1]) Graf August zu Leiningen-Neudenau.

[2]) Ludwig Graf v. Langenstein und Gondelsheim, Herr der Herrschaften Langenstein, Münchhof, Worndorf u. s. w.

[3]) Vgl. I. 234.

ihnen gerechnet werden wegen ihrer Zahl. Im übrigen sind sie freilich, etwa dann und wann ein Standesinteresse ausgenommen, unter sich nicht sehr einig. Der oberländische Adel wählt in der Regel Ultramontane, der unterländische Protestanten. Ueberdies ist immer der eine oder der andre mit dem Hofe oder mit der Regierung verbunden. Es sind viele ehemalige Offiziere unter denselben, meistens aus österreichischem Dienste, diese dann aber in der Regel wenig vorbereitet für parlamentarische Thätigkeit, namentlich für öffentliches Reden. Niemand kann leugnen, daß sie liebenswürdige Gesellschafter sind, aber politisch unbedeutend, gewöhnlich übrigens auch sehr bescheiden. Eine Musterung aller dieser Herren hätte keinen Zweck, auch bin ich mit gar manchem nicht vertraut genug geworden, um sie beurteilen zu können. Sie sind auch zum Teile nur sehr vorübergehende Erscheinungen in der Kammer gewesen. Ich will daher nur die hauptsächlichsten Ultramontanen kurz schildern, dann den Grafen Berlichingen, ein in mehrfacher Beziehung hervortretendes Mitglied. Unter den Ultramontanen machten sich zu meiner Zeit durch Thätigkeit, Gefechtsbereitschaft und Bitterkeit hauptsächlich bemerkbar die Freiherren v. Stotzingen, Andlaw und Bodman, und Graf Kageneck.

Stotzingen[1]) traf ich bei meinem Eintritt in die Kammer bereits vor und fand bald, daß sich der noch junge Mann eine bedeutende Stellung erworben hatte, und ebenso erkannte ich unschwer, daß er dieselbe verdiene, wenn auch nicht alles in seiner Richtung und Thätigkeit erwünscht und bequem sein mochte. Offenbar war er ein Mann von mehr als gewöhnlicher Begabung, von scharfem Verstande, schlagfertig, dabei allgemein und fein gebildet. Er hatte die Welt gesehen, interessierte sich für Wissenschaft, Kunst und Litteratur, namentlich für englische; er war ein fertiger Sprecher, dem die Leidenschaft oft Kraft und Schwung gab. Er war nach Gesinnung und äußerer Stellung durchaus unabhängig. Er hatte Jurisprudenz studiert, aber nie Dienst genommen; lebte, ohne reich zu zu sein, auf seinem Gute, verlangte nichts für sich und war um Gunst der Regierung oder des Hofes sehr unbekümmert. Im täglichen Leben war er ein heiterer Gesellschafter, freilich etwas ländlich-ungezwungen. Die Münze hatte aber auch eine scharf ausgeprägte Rückseite. Stotzingen war durch und durch Junker, sowohl in seinen sozialen Anschauungen, namentlich gegenüber von Beamten, welche er tief unter sich fand, teils in seiner Stellung zur Regierung, welche er, der Nachkomme von Reichsrittern, als unberechtigte Gewalthaberin und Gleichmacherin haßte. Außerdem und hauptsächlich war er fanatisch ultramontan und hatte sich, da ihm als gebildeten Mann der einfache Köhlerglaube nicht genügte, eine

[1]) Rodrich Freiherr v. Stotzingen zu Steißlingen.

pseudogeschichtliche Weltanschauung deshalb zurecht gemacht. Er gehörte zu den Leitern der sich allmählich bildenden Partei und war tief in ihre Pläne und Verabredungen verflochten. Demgemäß war denn auch sein Auftreten in der Kammer feindselig gegen die Regierung, leidenschaftlich, rücksichtslos. Er war ein gar nicht zu unterschätzender und nicht zu gewinnender Gegner. Später heiratete er eine Gräfin Rechberg und trat aus der Kammer aus. Ein Versuch, in den Reichstag gewählt zu werden, mißlang. Persönlich stand ich mit Stotzingen ganz gut; wir hatten manche Berührungspunkte, über die streitigen setzten wir uns gleich anfangs auseinander. — Andlaw war aus gröberem Holze geschnitten, sein Fanatismus und seine Feindschaft gegen die Regierung und den Liberalismus wenig durch Bildung gemildert, seine Leidenschaft streifte an Unzurechnungsfähigkeit. Wie er in Kirchensachen dachte und redete, hatte er als Vorsitzender der jährlichen großen Katholikenversammlungen hinlänglich gezeigt. In die Kammer ließ er sich wählen, als der ganze katholische Heerbann zum Landtage 1865/66 aufgeboten wurde. Er kam dann auch mit der Regierung, namentlich mit Lamey, aber auch mit Bluntschli hart zusammen.[1]) Später erschien er nicht mehr und ist bald darauf gestorben. Gegen mich war er immer besonders höflich; wodurch ich es verdient habe, weiß ich nicht. — Bodman[2]) trat erst in einem späteren Landtage ein. Er ist ein liebenswürdiger, achtungswerter und auch in weiten Kreisen angesehener Mann. Als Haupt einer seit tausend Jahren am Bodensee reich begüterten Familie, welche dem See den Namen gegeben hat, lebt er als großer und intelligenter Landwirt; er ist ein vortrefflicher Familienvater, welchem es nicht zu viel war, wegen eines 24stündigen Aufenthaltes zu Hause den weiten Weg von Karlsruhe nach Bodman in der bittersten Kälte zu machen; er ist einfach, natürlich, wohlwollend, höflich. Aber er ist in der Wolle gefärbter Katholik, und hier geht er durch dick und dünn mit, wenn er auch nicht leitet. Er spricht nicht schlecht, ist ein immer bereiter Berichterstatter und ein gefälliger Sekretär. — Graf Kageneck[3]) endlich trat nach dem Tode seines Vaters, den ich bei meinem Eintritt in die Kammer noch vorfand, noch sehr jung ein. Er war, und ist es noch, wenn ihn die konfessionelle Leidenschaft nicht aufregt, von unbefangener Jovialität und freundlichem Wohlwollen; lebt auf seinen schönen Besitzungen bei Freiburg, verlangt nichts für sich und ist immer versöhnt, ist schon im

---

[1]) Kurze Andeutungen über die hier berührten parlamentarischen Kämpfe s. bei v. Weech a. a. O. I. 8. Im Mai 1866 trat Heinrich v. Andlaw aus der Kammer aus, nachdem ihm der Präsident in einer Sitzung das Wort entzogen hatte. Er starb 1871.

[2]) Freiherr Franz von und zu Bodman, Sekretär im 28. Landtag 1869—1870.

[3]) Heinrich Graf v. Kageneck zu Munzingen, geb. 1835, Sohn des Grafen Karl.

Aeußern das Bild der Behaglichkeit. Daß er ursprünglich leidenschaftlich konfessionell war, glaube ich nimmermehr; allein er lebt in einer fanatischen Atmosphäre und wurde frühzeitig von Stotzingen in die Schule genommen. Jetzt hält er stramm zur ultramontanen Partei.

Wesentlich andrer Art und eine an sich merkwürdige Erscheinung ist Graf Berlichingen,[1]) ein Nachkomme Götz von Berlichingens. Er hat lange in der österreichischen Reiterei gedient und hier allerdings in den galizischen und ungarischen Standquartieren nicht viel Büchergelehrsamkeit aufgeladen, macht aber auch daraus gar kein Geheimnis. Wohl aber hat er einen offenen Sinn, scharfen Verstand, eignes Urteil, und da er sehr unabhängig in seinen Gesinnungen und tapferer Art ist, so nimmt er niemals und nirgends ein Blatt vor den Mund. Ohne irgend händelsüchtig oder gehässig zu sein, sagt er, wenn es seine Ueberzeugung ist, die stärksten Sachen ins Gesicht; dies aber in zwar nicht immer logisch geordneter Rede, aber immer eigentümlich, lebensfrisch und dadurch unterhaltend. Ich glaube, es sieht es jeder in der Kammer mit Vergnügen, wenn Berlichingen sich zum Wort meldet. Solange Bluntschli in der Kammer war, riß zwischen ihm und Berlichingen der Wortkampf nicht ab; persönlich standen sie auf das beste. Im übrigen ist der stattliche Reitersmann ein höchst wunderliches Gemisch von Vollblutaristokraten und Demokraten. Er ist ein unmittelbarer Reichsritter vom Scheitel bis zur Zehe, kann sich über die Unterwerfung durch den Staat nicht trösten und ist diesem und seinen Beamten nichts weniger als hold, führt auch beständig Prozesse mit dem Fiskus bei sehr zweifelhaften Ansprüchen. Dagegen hat er allerlei Richtungen und Schlagworte der Demokraten aufgenommen, billigt allgemeines Stimmrecht, schrankenlose Preßfreiheit, Arbeiteransprüche und dergleichen. Es ist nur psychologisch zu begreifen, wie diese widersprechenden Dinge in demselben Kopfe Platz haben. Berlichingen sieht, mit großem Schmerze allerdings, ein, daß der Adel in Deutschland keine politische Bedeutung und keine Zukunft in dieser Beziehung hat; er will sich auch, weil es einmal so ist, dem Zeitgeist unterwerfen: aber nun sollen auch die Folgerungen konsequent gezogen werden, und diese scheinen ihm die Forderungen der unteren Stände und nicht die Ansprüche des gebildeten Mittelstandes, für dessen Kenntnisse und Art er wenig Sympathien hat, zu sein. Wir haben ihm oft gesagt, es stecke etwas in ihm vom alten Götz, souveränen Ritter und Bauernanführer. Beim völligen Mangel an Schulwissen treibt er lediglich Gefühls- und

---

[1]) Dem Grafen Friedrich v. Berlichingen widmet einen warmen, das von Mohl entworfene Bild ergänzenden Nachruf v. Weech in Badische Biographien, IV. 24—29.

Instinktpolitik; er ist auch nicht sehr bekümmert, wenn die Dinge nicht gehen, wie er beantragte, hat er doch jedenfalls sein Wort gesprochen. Im geselligen Leben ist er noch immer der flotte Offizier, zu jedem kleinen Excesse aufgelegt, wenn schon unter Klagen über Zipperlein und Ohrensausen. Mit einem Wort, Berlichingen ist nicht nur eine merkwürdige, sondern auch eine liebenswürdige Persönlichkeit, welche einer ständischen Versammlung sehr wohl ansteht und welche man sehr ungern in der Kammer vermissen würde.

Solange Baden eignes Militär hatte und das Militärbudget einer der hauptsächlichsten und schwierigsten Verhandlungsgegenstände war, also bis zum Landtage von 1870/71, hatte die Regierung die Gewohnheit, unter den von ihr ernannten Mitgliedern der Ersten Kammer immer einen höheren Offizier zu ernennen. In der Regel blieben diese nur während einer Session, sei es, daß ihnen selbst die ungewohnte Beschäftigung lästig war, sei es, daß sie mit dem Kriegsminister nicht in allem übereinstimmten. Manchmal mochte man auch einsehen, daß ein Mißgriff begangen worden war. So bin ich denn allmählich mit einer ganzen Reihe von Generalen in der Kammer gesessen: v. Porbeck, Hoffmann, v. Fabert, Kuntz, Keller, Graf Sponeck, Waag. Keiner von ihnen hat in der Kammer eine hervorragende Rolle gespielt, und ihre sonstigen Eigenschaften sind mir unbekannt, ich kann sie daher hier füglich übergehen und will nur bemerken, daß ohne Zweifel der geistig Bedeutendste unter denselben der Generalleutnant Kuntz war, der jedoch eine Neigung zum Frondieren hatte und sich sehr unbehaglich in der Kammer fühlte.

Unter den reichen Industriellen, deren die Regierung immer einen oder zwei in die Kammer ernennt, und welche auch nicht gewechselt werden, solange sie selbst bleiben wollen, sind ganz bedeutende Männer gewesen. Der alte Bauer in Mannheim, das Bild eines ehrenhaften Hamburger oder holländischen Kaufmannes aus alter Zeit, war ein kluger, welterfahrener Mann von gar nicht übler Rednergabe. Daß er mich einmal zur Verwerfung einer Eisenbahn von Pforzheim aus in den Schwarzwald verleitete, war ein Mangel an Scharfsinn von mir. Ich hätte sehen sollen, daß ihn dabei ein freilich nicht sehr löbliches Interesse bei dem Murgholzhandel leitete. Dennig aus Pforzheim ist ein höchst verständiger Mann, welcher in den Finanzfragen große Erfahrung und Einsicht hat, der jeden Tag ein Finanzministerium übernehmen könnte; Hummel aus Mannheim ein äußerst thätiger Politiker aus der liberalen Schule.

Daß die Gelehrten, sei es, daß sie von den Universitäten gewählt, sei es, daß sie vom Großherzog ernannt waren, ein bedeutendes Kontingent zu der Intelligenz der Kammer stellten, ist selbstverständlich. War auch zuweilen der eine oder der andre weniger brauchbar in politischen Dingen

oder nicht mit dem richtigen Takte ausgerüstet, so kann dies doch nur als Ausnahme bezeichnet werden. Merkwürdig genug war übrigens nicht einer unter ihnen, welcher Baden durch Geburt angehört hätte; zum Teile waren sie sogar erst seit ganz kurzer Zeit im Lande. Das auf den beiden badischen Universitäten fast ausschließlich zur Anwendung kommende Vokationssystem brachte dies so mit sich. Von den zu meiner Zeit Anwesenden möchte ich vorzüglich Nachstehende hervorheben: Schmidt[1]) aus Freiburg, Professor des Römischen Rechts, trat mit mir zu gleicher Zeit in die Kammer, und ich befreundete mich bald mit dem tüchtigen jungen Manne. Er nahm lebendigen Anteil an allen Fragen, war unerschrocken und ehrlich, ein guter, nur etwas pathetischer Redner. Seine katholischen Amtsgenossen waren nicht zufrieden mit ihm und wählten ihn nicht mehr; er ging später auf fremde Universitäten. — Ein vortrefflicher Mann war Rothe,[2]) als Theolog und Ethiker hochberühmt, ein Muster christlicher Sanftmut und Milde, bei aller Gläubigkeit freisinnig in kirchlichen Dingen, nicht nur von tiefem Wissen, sondern auch von scharfem Verstande. Alle Parteien und Konfessionen achteten ihn hoch. Mit staatlichen Dingen beschäftigte er sich eigentlich nicht weiter, als daß er die Gebote der Sittlichkeit auch auf diesem Felde zur Anerkennung bringen wollte; allein er wurde doch in den häufigen Fällen, in welchen er das Wort ergriff, mit größter Aufmerksamkeit gehört. Es konnte keinen größeren Gegensatz geben als den des bescheidenen, ehrlichen Gelehrten zu dem eiteln, herrschsüchtigen Ullmann. Auch waren sie nur mäßige Freunde. Rothe ist schon lange gestorben, der Märtyrer eines verrückten Weibes, dem er sich mit der unbegreiflichsten Hingebung opferte. — Herrmann[3]) erwarb sich schnell eine Stellung in der Kammer durch richtigen Geschäftstakt, ansprechende Rednergabe, Enthaltung von Intriguen und gründliche Kenntnis in mehr als einem Fache der Rechtswissenschaft. Zuweilen schlug ihn der Professor etwas in den Nacken durch Verleitung zu etwas weit ausgeholten Ein-

---

[1]) Adolf Schmidt, geb. 1818, wurde von Freiburg nach Bonn und von da nach Leipzig berufen.

[2]) Richard Rothe trat Ende des Jahres 1863 in die Erste Kammer ein; er fühlte sich geehrt durch das Vertrauen des Großherzogs, aber beunruhigt durch den Gedanken an die ihm drohenden Störungen, vgl. den in Nippold, Richard Rothe, II. 568—569 abgedruckten Brief. Eine Probe seiner parlamentarischen Wirksamkeit s. ebd. 618—622. — Von seinem Hauskreuz ist a. a. O. da und dort die Rede. Er starb 1867.

[3]) Der Kirchenrechtslehrer Em. Herrmann wirkte 1868—1872 als o. Professor in Heidelberg, von 1872 an als Präsident des evangelischen Oberkirchenrats in Berlin. Als der König 1878 die von ihm für die Generalsynode vorgeschlagenen Mitglieder nicht ernannte, nahm er seine Entlassung und trat in Ruhestand.

leitungen und durch sichtbare Verdrießlichkeit, wenn seine Autorität keine Anerkennung fand, allein er war im ganzen ein sehr nützliches und geachtetes Mitglied. Ob er wohl daran that, den Ruf zum Präsidenten des Oberkonsistoriums in Berlin anzunehmen, mag der Erfolg zeigen. Zunächst bezweifle ich es.

Weitaus die auffallendste Erscheinung unter den gelehrten Mitgliedern war zu meiner Zeit aber ohne Zweifel Bluntschli, und es ist wohl der Mühe wert, ausführlicher von diesem merkwürdigen Manne zu sprechen. Mit einem einzigen Worte oder einem Zuge ist er ohnedem nicht richtig zu bezeichnen; er vereinte die widersprechendsten Eigenschaften in sich. Unmöglich kann man ihm vielen und scharfen Verstand absprechen, dagegen steckt in einem Winkel seines Gehirns eine bis zur Unzurechnungsfähigkeit gehende Urteilslosigkeit. Diese zeigt sich nicht nur wissenschaftlich in seiner einfach verrückten Vergleichung des Staates mit dem menschlichen Körper und seinen Organen, sondern in sehr praktischer Weise in seiner Verstrickung in den Rohmerschen Schwindel. Dieser hat ihn große Summen gekostet, welche er verpraßte; sein Opfer hält ihn aber auch jetzt noch für den größten Mann seit Christus. Bluntschli ist unleugbar scharfsinnig in dem Begreifen des Zusammenhangs der Dinge in den öffentlichen Angelegenheiten und in der Auffindung der zur Erreichung der Ziele führenden Mittel, insofern also ein bedeutender und einflußreicher Politiker; in seinen eignen Angelegenheiten aber beweist er ein kaum glaubliches Verkennen der realen Verhältnisse. In Zürich hoffte er, der Sohn eines kleinen Handwerkers,[1]) die aristokratische Partei durch Bekämpfung ihrer Gegner so zu gewinnen, daß er von ihr an die Spitze des Staates gestellt werden würde, und wurde schmählich zurückgesetzt. In Bayern begriff er nicht, daß sein unruhiges Streben nach politischem Einfluß keinen Erfolg haben könne, da der Altbayer alles eher erträgt als die Einmischung eines Fremden, eines Hereinberufenen, in die Landesangelegenheiten. In Baden sah er nicht ein, daß er seinem glühenden Wunsche, einen Minister- oder Gesandtschaftsposten zu erreichen, sich selbst in den Weg stellte durch sein unaufhörliches Umherreisen zu allen möglichen Versammlungen und Vereinen, durch sein Redenhalten an allen Wirtstischen, durch sein nicht abreißendes Intriguieren und Agitieren. Er ist in religiösen Dingen, wie überhaupt, durchaus rationalistisch, unter anderm eifriger Freimaurer, dennoch stellt er sich an die Spitze eines großen Vereins,[2]) welcher wesentliche Umgestaltungen

---

[1]) Johann Caspar Bluntschli war Sohn eines Kerzen- und Seifenfabrikanten.

[2]) Der Protestantenverein, gegründet zu Eisenach 1865 unter Leitung von Bluntschli, um die Gemeinde gegenüber der Hierarchie im evangelischen Deutschland zur Geltung zu bringen (Bluntschli, Denkwürdigkeiten ... III. 129).

in der protestantischen Kirche bezweckt, die ihm sehr gleichgültig sein können. Seine unglückliche Vielgeschäftigkeit ist es denn auch, welche seinen ursprünglich sehr begründeten Ansprüchen auf große gelehrte Auszeichnung allmählich schädlich geworden ist. Seine späteren wissenschaftlichen Arbeiten sind ungründlich, zum Teil geradezu schlecht; neue Auflagen seines Hauptwerkes bleiben ohne alle Verbesserungen. Daß ihm die akademische Lehrthätigkeit entleidet ist, kann niemand weniger als ich berechtigt sein zu tadeln; allein höchst unklug von ihm war es, dieselbe über den Nebenbeschäftigungen in dem Grade zu vernachlässigen, daß er fast alle Zuhörer vertrieb. So verlor er auch diese Grundlage. Nichts ist begreiflicher, als daß er allmählich tief verstimmt und verbittert wurde, allein nichts auch unbestreitbarer, als daß er selbst die Schuld trägt an dem vielfachen Fehlschlagen seiner Pläne und Hoffnungen. Trotz dreifacher Veränderung des Schauplatzes, trotz ungewöhnlicher Begabung und trotz unleugbarer vielfacher Dienstleistungen hat er nicht erreicht, was hundert weit unbedeutenderen Männern in den Schoß fällt, weil er wirklichen Verhältnissen keine Rechnung trug, und vor allem, weil seine unruhige und unberechenbare Vielthätigkeit Abneigung und Besorgnis erregte. In der Ersten Kammer spielte Bluntschli eine große Rolle. Er gehörte ihr während fünf Landtagen von 1861—1870 an und war unzweifelhaft während der ganzen Zeit das hervorragendste Mitglied derselben. Die Regierung hatte an ihm in der Regel eine gute Stütze; er bekämpfte die Ultramontanen und, wenn sie sich rührten, die Junker mit Entschiedenheit und überlegenem Geiste; er war immer bereit zur Uebernahme von wichtigen Berichten, in der mündlichen Verhandlung aber stets schlagfertig und ein klarer, eindruckmachender (zuweilen allerdings etwas breiter) Redner. Von der Theorie, daß die Erste Kammer die ihr abgehenden Rechte und die kleinere Zahl durch innere Bedeutung ihrer Arbeiten und durch staatsmännische Behandlung der Geschäfte ersetzen müsse, war er überzeugter Anhänger. Mit Geschicklichkeit wußte er sich durch Vermeidung jeder persönlichen Gehässigkeit und durch Behaglichkeit im persönlichen Umgange auch mit seinen gewöhnlichen Gegnern gut zu stellen. Seine Abwesenheit auf dem Landtage von 1871/72 wurde daher allgemein als eine fühlbare Lücke anerkannt. Allerdings ersparte er auch hier nicht die Wirkungen seiner Fehler. Er war, wie in allen Verhältnissen, lästig vielgeschäftig und immer voller Pläne; seine Eitelkeit verleitete ihn zum Kokettieren mit dem Publikum und zu einem lächerlichen und kostspieligen Drängen nach besonderer Drucklegung aller Verhandlungen, in welchen er glaubte geglänzt zu haben; er stand in ungehörigen Verbindungen mit ähnlichen Leuten in der Zweiten Kammer. Aber die guten Seiten überwogen doch bei weitem, und es ist zu beklagen, daß eine absurde Streitigkeit unter den Heidel-

berger Professoren[1]) in neuester Zeit seine Wiedererwählung für die Universität verhinderte. Warum die Regierung nun ihn nicht ihrerseits ernannte, ist mir unbekannt. Er selbst war darüber betroffen und verletzt.[2])

Die Regierung hat die Gewohnheit, unter die acht von ihr zu ernennenden Mitglieder der Ersten Kammer einen höheren Verwaltungsbeamten aufzunehmen. Nicht sowohl um einer Stimme sicher zu sein, diese ließe sich ja auch bei andern Wahlen erreichen, sondern damit immer wenigstens einer vorhanden sei, welcher in den Ausschüssen oder in den offenen Sitzungen Rede stehen könne in Verwaltungsfragen. Ich habe eine ziemliche Anzahl solcher Kollegen gehabt, allein mich doch nur wenig mit denselben vertrauter gemacht. Sie mögen tüchtige Beamte und ehrenwerte Männer gewesen sein, allein sie waren mir uninteressant. In den Sitzungen waren sie, wenn sie nicht in ihrem Fache in Anspruch genommen wurden, gewöhnlich stumm. Nur mit einem derselben wurde ich genauer bekannt und faßte eine aufrichtige Zuneigung zu ihm. Es war dies Weizel. Lange Zeit im Ministerium des Innern beschäftigt, wurde er im Jahre 1860 Handelsminister, doch nur auf kurze Zeit. Man wollte finden, daß er die Geschäfte mehr formell-bureaukratisch als mit sachlicher Einsicht und Kraft behandle. Zum Präsidenten des neugeschaffenen Verwaltungsgerichtshofs ernannt, war er an der Stelle; er richtete die neue Anstalt ein und zwar zu allgemeiner Zufriedenheit. Um diese Zeit erhielt er auch seine Ernennung in die Erste Kammer, und nachdem ich Präsident wurde, war er fortan erster Vizepräsident und häufig wegen meiner amtlichen Abwesenheiten mein Stellvertreter, was ihm Freude machte. Weizel war zwar kein Mann von außergewöhnlicher Begabung, auch kein eigentlicher Gelehrter, allein er war sehr verständig und kannte das Land, seine Einrichtung und Gesetzgebung wie kaum ein Zweiter, er sprach geläufig,

---

[1]) „Im Grunde ein bloßer Etikettenstreit über den Vorsitz in den Sitzungen der Oekonomischen Kommission zwischen dem Prorektor und dem Direktor der genannten Kommission.“ Da Bluntschli nach seiner Erklärung, keine Parteiwahl annehmen zu wollen, nicht gewählt, und da er auch von der Regierung nicht ernannt wurde, blieb er der Ersten Kammer von 1871—1879 fern (Bluntschli a. a. O. 283—284; 287—288; 454—456).

[2]) Man kennt auch das Urteil Bluntschlis über seinen Vorgänger in Heidelberg. Er schreibt a. a. O. 26: Mohl war ein großer Gelehrter, ein Bücherkenner ersten Ranges, redlich, wohlwollend, als Kollege liebenswürdig, als Politiker verständig, rücksichtsvoll. Aber den spezifisch-staatsmännischen Nerv, den ich bei Roggenbach fand, konnte ich in ihm nicht entdecken. Er war dazu zu doktrinär und ängstlich. In ruhigen Zeiten und unter einer großen Leitung konnte er vortrefflich wirken und Bedeutendes leisten. Kritischen Zeiten und ihren Gefahren war er nicht gewachsen.

wenn auch nicht eben unterhaltend, und interessierte sich für staatswissenschaftliche Litteratur. Dabei war er wohlwollend, zuverlässig und offenherzig. Ich ging viel mit ihm um und freute mich darüber, daß bei meiner Uebersiedlung nach Karlsruhe unsre Wohnungen nebeneinander lagen. Wir machten Pläne auf gute, gesellige Nachbarschaft. Da traf den sehr mäßigen und noch keineswegs alten Mann der Schlag auf einem Balle. Sein unerwarteter Tod trug viel bei zu meiner Vereinzelung. Man macht in hohem Alter keine neuen, vertrauten Bekanntschaften mehr.[1])

*

Ueber die Gestaltung des äußerlichen Lebens in der Kammer und unter den Mitgliedern habe ich wenig zu sagen.

Die Sitzungen in der Kammer sind, wie ich oben[2]) bereits bemerkt habe, gewöhnlich sehr ruhig, auch dauern sie nicht ermüdend lange. Von besonderen Zeremonien oder Gewohnheiten ist nicht die Rede. Bis vor kurzem erschienen die Mitglieder sämtlich im schwarzen Frack, und ich widersetzte mich lange dem Verlangen namentlich des Prinzen Karl, daß es gestattet sein möge, im Oberrock zu erscheinen, wie in der Zweiten Kammer, da ich voraussagte, es werde das Versprechen, immer schwarz gekleidet sein zu wollen, nicht gehalten werden, was doch wünschenswert wäre. Ich mußte am Ende nachgeben, meine Prophezeiung trat aber auch alsbald ein. In den Kommissionssitzungen war man immer sehr ungezwungen und versagte sich selbst die Zigarre nicht. Zuhörer hat die Erste Kammer gewöhnlich sehr wenige; nur an den Samstagen kann ein ziemlicher Zufluß von Juden erwartet werden, da diese ihre Sabbatruhe auf der Galerie zu halten lieben. Viel Platz wäre freilich in keinem Falle vorhanden.

Der Verkehr der Mitglieder außerhalb der Kammer war immer ein sehr freundlicher und namentlich während der früheren von mir besuchten Landtage ein sehr angenehmer. Sämtliche nicht in Karlsruhe einheimische Mitglieder speisten zusammen an der sehr guten Wirtstafel des Gasthofs zum Erbprinzen in Gesellschaft von ziemlich zahlreichen sonstigen Männern aus den höheren Ständen und eines Teiles der Abgeordneten von aristokratischen Gewohnheiten. Der Ton war munter, und alle etwaigen Streitigkeiten in der vorangegangenen Sitzung waren vergessen oder wurden nur scherzhaft besprochen. Es war mancher Lebemann unter uns, und der Verbrauch von Champagner war bedeutend genug. Um diesen oder doch

[1]) Gideon Weizel, geb. 1807, wurde 65 Jahre alt. Ebenso anerkennend wie v. Mohl spricht sich der Nekrolog bei v. Weech a. a. O. II. 438—440 über den verdienstvollen Beamten aus.

[2]) Vgl. S. 122—123.

um den Kaffee wurde gewürfelt. Abends war ebenfalls der Speisesaal sehr besucht, und da eine Anzahl der Mitglieder im Hause selbst wohnte, so blieb man wohl bis Mitternacht zusammen sitzen. Später ging der Gasthof in andre Hände über, er wurde schlechter und viel teurer. So verloren sich allmählich die Abendgäste, und selbst der Mittagstisch bekam mehr und mehr Lücken, so daß ich froh war, auf dem letzten Landtage mein eignes Hauswesen zu haben und von dem unangenehm gewordenen, freilich dem alten Mann auch wenig mehr zusagenden Wirtshausleben befreit zu sein. Im übrigen ist die Veränderung keine für die Geschäfte zuträgliche. Der tägliche längere Umgang in harmloser Geselligkeit erhielt einen freundlichen Ton unter den Mitgliedern, welcher auch den Verhandlungen zu gut kam.

Ich habe das Glück gehabt, während der nun fünfzehnjährigen Dauer meines ständischen Lebens in Karlsruhe nicht ein einziges Mal in Zerwürfnis mit einem Kollegen gekommen zu sein oder auch nur eine vorübergehende unangenehme Auseinandersetzung gehabt zu haben. Vielen bin ich näher getreten und habe eine freundliche Erinnerung an sie, welche hoffentlich gegenseitig ist.

---

## D. Deutscher Reichstag.

Das neue Deutsche Reich hatte keinen eifrigeren und aufrichtigeren Anhänger als mich. Zwar war ich keineswegs mit allen Bestimmungen seiner Verfassung einverstanden, so namentlich nicht mit dem direkten allgemeinen Wahlrechte, welches ich für falsch im Grundgedanken, sowie für gefährlich in seinen Folgen, und dessen Einräumung ich für eine unverzeihliche politische Sünde Bismarcks erachtete. Ferner nicht mit den mir viel zu weit gehenden Separatrechten Württembergs und Bayerns, deren Bewilligung ich für einen zu hohen Preis für den doch auf die Dauer unfehlbar erfolgenden Beitritt dieser süddeutschen Staaten hielt und noch halte. Allein im großen Ganzen war doch ein einheitliches, mächtiges Deutschland entstanden, und eine allmähliche Ausfüllung der Lücken im Organismus und eine Erweiterung der Kompetenzen der Reichsgewalten erschien mir als ganz sicher, weil in der Notwendigkeit und in dem Willen der Nation begründet. Daß Preußen an der Spitze stand und überwiegenden Einfluß auf die äußere und die innere Leitung hatte, war meines Erachtens völlig gerechtfertigt durch seine Größe, seine Geschichte und seine in mannigfachen Beziehungen mustergültige Verwaltung; zunächst auch noch durch die Persönlichkeit Bismarcks. Eine völlige Aufsaugung aller noch einzeln bestehenden mittleren und kleineren Staaten wünschte

ich allerdings nicht, weil ich diese von jeher als Mittelpunkte von Gesittung und als eine Bewahrung vor geistlosem und langweiligem Provinzialwesen für nützlich erachtet habe; allein es schien mir eine solche völlige Einheit jedenfalls noch im weiten Felde zu stehen, und man konnte die Lösung der Frage füglich den Nachkommen überlassen. Zunächst war noch sehr vieles zu besorgen in dem bestehenden Rahmen der Verfassung.

So folgte ich denn aus der Ferne den Handlungen und Verhandlungen der Reichsgewalten mit großer Teilnahme und entschloß mich sogar, als Schriftsteller an der Entwicklung theoretischen Anteil zu nehmen. Meine Abhandlungen über das Recht und über die Politik des neuen Reiches[1]) beweisen jedenfalls meine überzeugte Anhänglichkeit an die neue große Gestaltung der vaterländischen Dinge und meine Ansicht von der inneren Gesundheit des Zustandes.

Es war aber ganz natürlich, daß ich wünschte, auch praktisch mitzuwirken zur Einführung und Weiterbildung der neuen Reichseinrichtungen. Ohne Selbstüberschätzung durfte ich mich für geeignet dazu halten bei meinen staatswissenschaftlichen Studien und meinen Erfahrungen als Mitglied des Bundestages und als Gesandter. Die Erfüllung dieses Wunsches schien auch anfänglich gesichert zu sein, da die Regierung derselben Ansicht war. Der Gesandte in Berlin, Freiherr v. Türckheim, galt auch bei ihr als ein zwar zuverlässiger und fleißiger, aber auch als ein wenig befähigter Mann, welcher namentlich den in Frage stehenden Geschäften nicht gewachsen sei. Es wurde daher beschlossen, mir den Posten in Berlin zu übertragen samt der Stelle eines badischen Bevollmächtigten im Bundesrate, und es erging an den Fürsten Bismarck die bei Gesandten übliche Anfrage in betreff der persönlichen Genehmheit. Die Sache schien damit vollständig erledigt, so daß Staatsminister Jolly mit mir bereits die Einzelheiten, den Gehalt und so weiter besprach, und als bei Beendigung des Landtages im März 1871 noch keine Antwort von Berlin eingetroffen war, wurde ich aufgefordert, in Karlsruhe noch zu verweilen, weil die Nachricht mit jedem Tage eintreffen könne. Zu meiner Verlegenheit und Ungeduld zog sich dieses Warten jedoch vierzehn Tage hin. Die Absicht der Regierung war bekannt geworden; jedermann sprach mit mir von dem Berliner Posten als von einer ausgemachten Sache und begriff nicht, so wenig als ich selbst, was an der Verzögerung schuld sei. Ganz unerwartet kam aber endlich Jolly zu mir, um mir in offenbarer Verlegenheit mitzuteilen, Bismarck habe geantwortet: er habe zwar gegen mich nichts einzuwenden, sehe jedoch nicht ein, warum man eine Veränderung in der Person des Gesandten vornehmen wolle, da er mit

---

[1]) Vgl. I. 264—265.

Türckheim vollständig zufrieden sei.[1]) Unter diesen Umständen müsse die Regierung zu ihrem Bedauern den Plan fallen lassen. Zur Entschädigung werde man mich nach dem Aufhören der Gesandtschaft in München zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernennen, was ein angenehmer Ruheposten sei.

Daß die Regierung sich sehr schwach zeigte, indem sie einer solchen, noch dazu nur halben Zurückweisung ihrer Besetzung einer Stelle im Bundesrate nachgab, war kein Zweifel (und sie wurde auch allgemein darüber getadelt); allein mir stand freilich kein Mittel zu Gebote, sie zu einem anständigeren Verhalten zu bewegen, und ich ging also, freilich verstimmt genug, augenblicklich nach München zurück. Ueber die Motive Bismarcks habe ich nie etwas Sicheres erfahren. Die mannigfach gehegte Vermutung, er habe Türckheim als den ihm Gefügigeren vorgezogen, halte ich für kaum begründet; konnte er doch auf die Geneigtheit der badischen Regierung in allen ihm wichtigeren Fragen rechnen. Ob er aber, was mir angedeutet worden ist, sein Fürwort für Türckheim auf die Bitten der Frau v. Türckheim, welche eng mit der Fürstin verbunden sei, eingelegt habe, weiß ich natürlich nicht zu sagen.

Allerdings blieb für mich zur Erreichung meines Wunsches, thätigen Anteil an den Reichsangelegenheiten zu nehmen, noch die Möglichkeit, mich in den Reichstag wählen zu lassen. Ich konnte aber zunächst, also bei den ersten Wahlen, diesen Weg nicht betreten. Mein Abgang von München, die Uebersiedlung nach Karlsruhe, die Uebernahme eines neuen Amtes daselbst standen bevor; in dieser Zeit konnte ich nicht wohl monatelang in Berlin sein. Ueberdies schien es mir zweifelhaft, ob ich bei einer Wahl mit allgemeinem Stimmrechte durchdringen werde, da ich mich bisher den badischen Parteiverhältnissen und Organisationen ganz ferngehalten hatte und von dieser Seite kaum auf eine Unterstützung rechnen konnte. Ganz abgesehen davon, daß ich einen Abscheu vor Wahlreisen und Wahlreden hatte. Ich schlug mir also den Gedanken aus dem Kopfe und trat ruhig in meine neuen Karlsruher Verhältnisse ein.

Anders stellten sich aber die Dinge, als die Wahlen für den zweiten Reichstag, welche im Januar 1874 vorzunehmen waren, herannahten. Manche der bisherigen Abgeordneten erklärten entschieden ihren Rücktritt;

---

[1]) Bismarck hatte nach dem Kriege 1866 den Wunsch ausgesprochen, daß Hans Freiherr v. Türckheim auf seinen Posten in Berlin zurückkehre, wo er seit 1864 als außerordentlicher Gesandter Badens bevollmächtigt war. 1871 wurde er stellvertretendes Mitglied des Bundesrats und entfaltete als solches nach „v. Poschinger, Fürst Bismarck und der Bundesrat, II. 41" eine höchst anerkennenswerte Thätigkeit, welche nach Verdienst gewürdigt wird von G. Meyer in seiner Schrift „Die Reichsbegründung und das Großherzogtum Baden" (Heidelberg 1896).

es waren also Stellen offen, um so mehr als die beträchtlichen Kosten eines diätenlosen Aufenthaltes in Berlin allmählich bekannt wurden und vielfach abschreckten. Dazu kam, und zwar hauptsächlich für mich, die Entziehung des Präsidiums der Ersten Kammer. Es entstand in mir der Wunsch, der Regierung und dem Lande thatsächlich zu beweisen, daß ich trotz meiner 75 Jahre immer noch im stande sei, politische Geschäfte zu betreiben, und zwar ganz anders wichtige und anstrengende, als sie der Vorsitz in der kleinen und ruhigen badischen Kammer mit sich gebracht hätte. Es war eine Genugthuung, welche ich mir selbst geben wollte, freilich auf Kosten meiner Ruhe und meiner Börse.

Ich erklärte daher einigen Mitgliedern der Zweiten Kammer, welche in Wahlsachen thätig zu sein pflegten, daß ich zur Uebernahme einer Stelle im Reichstage bereit sei; jedoch unter zwei unverbrüchlichen Bedingungen. Einmal, daß ich mich nicht in den Wahlbezirk begebe und dort persönlich agitiere, Reden halte und dergleichen. Sodann, daß ich kein politisches Programm erlasse; meine Ansichten von dem Reiche und seinen Bedürfnissen seien jedem bekannt, welcher sie kennen wolle. Mein Anerbieten und die Bedingungen wurden gutgeheißen; und als die Kammermitglieder über Weihnachten nach Hause gegangen waren, brachte mir der Präsident der Zweiten Kammer, Kirsner, ein allgemein geachteter und in seiner Gegend sehr einflußreicher Mann, bisher selbst Mitglied des Reichstags, die Nachricht zurück, daß meine Wahl in dem Bezirke Villingen, Donaueschingen und Engen, also auf der Höhe des Schwarzwaldes, gesichert sei. Die Nachricht überraschte mich, denn ich war völlig unbekannt in dieser Gegend; überdies war der Wahlbezirk fast ausschließlich katholisch, und die Ultramontanen hatten den Entschluß gefaßt, in jedem Wahlbezirke einen Kandidaten aufzustellen, um ihre Kräfte zu zeigen, wenigstens sie prüfen zu können. Ein günstiger Erfolg konnte nur durch die Empfehlungen meiner Freunde erzeugt werden, welche denn auch erklärt hatten, für mich einzustehen. Manche derselben kannte ich nicht einmal persönlich.

Der Ausgang ließ nicht lange auf sich warten. Schon am 6. Januar war die Wahl, und ich wurde noch in der Nacht telegraphisch benachrichtigt, daß ich mit 9814 Stimmen gegen 5490 gewählt sei. Mein ultramontaner Gegner war ein ehemaliger Wirt und jetziger Viehhändler in Engen gewesen. Proteste oder Beschwerden über die Wahl liefen von keiner Seite ein, was denn auch die alsbaldige Anerkennung derselben im Reichstage zur selbstverständlichen Folge hatte.

## I. (Frühjahrs-) Session 1874.

Der Reichstag wurde auf den Anfang Februar einberufen. Ich begab mich einige Tage früher nach Berlin, um meine Besuche zu machen

und mich in der Stadt zurechtzufinden, welche ich seit 30 Jahren nicht gesehen hatte, jetzt aber nicht nur sehr erweitert und verschönert, sondern auch bis zur Beschwerde lebendig und lärmend fand.

Die Eröffnung erfolgte, da der Kaiser krank war, durch Bismarck, also mit weniger Pomp. Die Sitzungen fingen alsbald an; zuerst unter einem Alterspräsidenten, bald unter dem vom Hause selbst gewählten Vorsitzenden. Simson, der seit Anfang des Norddeutschen Reichstages in vortrefflicher Weise den Vorsitz geführt hatte, lag krank und lehnte zu allgemeinem Bedauern eine Wiederwahl ab; es wurde nun Forckenbeck als erster, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst als zweiter, Hänel aus Kiel als dritter Präsident gewählt, nach einer Verabredung unter den Parteien, so daß den Nationalliberalen der erste, den Konservativen der zweite, der Fortschrittspartei der dritte Präsident zugeteilt war. Forckenbeck erwies sich als ein ausgezeichneter Präsident, welcher namentlich die Fragestellung meisterhaft handhabte; Hohenlohe als ein sehr mittelmäßiger; Hänel wieder als ein vollkommen der Aufgabe gewachsener. Die beinahe nur zur Prüfung der Wahlen bestimmten Abteilungen wurden ausgelost, und es begannen die Geschäfte alsbald.

Die Geschäftsbehandlung fand ich im allgemeinen sehr zweckmäßig, indem sie einerseits eine schleunige Erledigung selbst der wichtigsten Vorlagen ermöglichte, andrerseits den verschiedenen politischen Parteien die Gelegenheit gab, sich auszusprechen. Jenes wurde hauptsächlich dadurch erreicht, daß die Versammlung in den meisten Fällen auf die Ernennung von Kommissionen und somit auf die vielleicht sehr verspätete Erstattung von Kommissionsberichten verzichtete, sondern die Sache alsbald im Plenum und zwar in dreifacher Lesung behandelte, von welchen die erste zu einer allgemeinen Diskussion benützt wurde, die zweite zur Beratung der einzelnen Artikel und zur Stellung von Anträgen, die dritte wieder zu einer allgemeinen Beratung über das jetzt vorläufig Geänderte und Festgestellte und zu definitiven Beschlüssen. Eine wesentliche Zeitersparnis war auch dadurch zu gewinnen, daß den Kommissionen die Erstattung eines nur mündlichen Berichtes bewilligt werden konnte. Die unverkürzte Geltendmachung der verschiedenen Parteiansichten aber wurde dadurch erreicht, daß zwar jeder sich bei einem der Schriftführer zum Worte melden konnte, der Präsident dann aber aus der dadurch entstehenden Liste der Reihe nach aus jeder Partei einen Redner, natürlich immer einen der bedeutendsten, aufrief, bei längeren und schwierigeren Verhandlungen diesen Turnus auch zweimal machte. Allerdings kamen die zahlreicheren Parteien insofern zu kurz dabei, als sie nicht mehr Redner erhielten als die schwächeren; auch war es unbekannten oder ungern gehörten Rednern schwer, zum Worte zu kommen; allein der Vorteil war doch überwiegend,

und es gab auch die Stellung von selbständigen oder von Verbesserungs-anträgen, deren Urheber immer gehört werden mußten, die Möglichkeit, sich auszusprechen zu können. Die Berücksichtigung aller Parteien wurde auch bei der Wahl von Kommissionen dadurch gewahrt, daß die Mitglieder derselben unter die Fraktionen im Verhältnis ihrer Stärke verteilt wurden. Im übrigen duldete die Versammlung kein unnötiges Gerede. Sie hörte geduldig die Reihenfolge der Redner an, wie gesagt zuweilen selbst zweimal, dann aber schloß sie unbarmherzig die Diskussion. Bei langweiligen Rednern leerte sich der Saal sehr bald zu Gunsten der Restauration oder des Genusses einer Zigarre im Foyer, bis eine Glocke den Eintritt eines neuen Sprechers oder die Vornahme einer Abstimmung anzeigte. — Unzweckmäßig fand ich nur die Vornahme der Wahlprüfungen durch die sieben Abteilungen, welche nicht nur unabhängig von einander und ohne gegenseitig von ihren Grundsätzen zu wissen oder sich um dieselben zu bekümmern verfuhren, sondern auch einzeln keine Folgerichtigkeit beobachteten, da sie sich an ihre eignen Präjudizien nicht für gebunden erachteten und bei der sehr veränderlichen Frequenz ihrer Sitzungen je nach dem Willen der zufällig anwesenden Mehrheit verfuhren. Am schlimmsten war es, wenn Partei-Interessen sich einmischten, was zur Folge haben konnte, daß Entscheidungen über bestrittene Wahlen durch alle Künste der Sophistik und in sehr schlechtem Glauben hinausgezogen wurden. Einige kamen während der drei Monate der Frühjahrssession gar nicht zum Abschlusse, so zum Beispiel die Wahl Moltkes. Ich selbst litt unter dieser Grundsatzlosigkeit bitter, indem ich in meiner Abteilung Berichterstatter in einer sehr bestrittenen Wahl war, die Beschlüsse aber von einer Sitzung zur andern wechselten, je nachdem die Ultramontanen oder die Nationalliberalen und Konservativen in Mehrheit anwesend waren. Viermal wurden die aufgestellten Grundsätze, sei es über die Behandlungsweise, sei es in der Sache selbst, wieder umgestoßen, und ich hatte den sehr ausführlichen Bericht immer wieder umzuarbeiten, ohne daß schließlich derselbe dem Reichstage vorgelegt werden konnte.

Die für den Geschäftsbetrieb erforderlichen Vorkehrungen fand ich teils vortrefflich, so namentlich die Kanzlei und die Besorgung der stenographischen Berichte, teils wenigstens genügend und anständig, so den Sitzungssaal (welchem freilich eine bessere Akustik zu wünschen wäre), die Nebenräume für die Kommissionen, Fraktionssitzungen und so weiter. Bequem war die Einrichtung eines Post- und Telegraphenbureaus im Hause, das Vorhandensein von ruhigen Zimmern zum Briefschreiben, ein sehr reich ausgestattetes Lesezimmer, die allerdings noch nicht große, allein zunächst schon ausreichende und sich rasch vermehrende Bibliothek, der schöne Garten hinter dem Hause. Das jetzige Reichstagsgebäude ist zwar

nur provisorisch, allein da man sich noch nicht einmal über den Platz für den zu errichtenden monumentalen Palast vereinigt hat, der Bau desselben zehn Jahre in Anspruch nehmen soll,[1]) so muß man sich noch lange mit dem Bestehenden begnügen und etwa an demselben nachbessern. Letzteres geschah denn auch in ausgiebiger Weise gleich nach dem Schluß der Frühjahrssession durch Aufsetzen eines ganzen Stockwerkes, wodurch vielfach und zum Teil sehr zweckmäßig Raum gewonnen wurde.

Der Frühjahrssession des Reichstags waren zahlreiche und wichtige Aufgaben gestellt. Es lagen, um Unbedeutendes zu übergehen, Gesetzesentwürfe über Ordnung der Presse, über die Einführung von Reichskassenscheinen anstatt des Papiergeldes der einzelnen Staaten, über die Internierung beziehungsweise Verbannung widerspenstiger Geistlicher, über allgemeinen Impfzwang, über die Regelung der Arbeiterverhältnisse, über Einrichtung eines Reichsrechnungshofes, über die gesetzliche Organisation des Reichsheeres vor. Aus der Initiative des Hauses kam dazu noch ein Gesetzesentwurf über allgemeine Einführung der Zivilehe. Mit Ausnahme der Vorlage in betreff der Arbeiterverhältnisse und des Rechnungshofes wurde alles erledigt. Die meiste Mühe und Zeit erforderte das Militärgesetz, welches nicht nur die verschiedenen Abstufungen der Dienstpflicht im stehenden Heere, der Reserve und der Landwehr, sondern auch die Zahl der Friedenspräsenzstärke (400 000 Mann) und die Zahl der verschiedenen taktischen Körper, also der Bataillone, Schwadronen, Batterien bleibend feststellen sollte. Der Streitpunkt war die gesetzliche Bestimmung über die Friedenspräsenz. Nicht daß irgend jemand — einen tollen Vorschlag der Sozialdemokraten abgerechnet, welcher ernstlich gar nicht in Betracht kam und ernstlich auch kaum gemeint war — die geforderte Zahl ausdrücklich für zu hoch erklärt hätte. Man gab die Notwendigkeit zu gegenüber dem Verhältnisse zu Frankreich, wenigstens stellte man sich öffentlich so, zum Beispiel die Ultramontanen, während man im Herzen eine Schwächung der Reichsgewalt gern gesehen hätte. Ein bedeutender Teil der Versammlung verlangte aber jährliche Feststellung durch das Budget. So die Fortschrittspartei, die Ultramontanen mit ihrem Anhange von Polen und Elsässern, selbst ein Teil der Nationalliberalen unter Laskers Führung. Die Regierung weigerte sich entschieden, hierauf einzugehen, und nach wochenlangen Sitzungen der für dieses Gesetz gewählten Kommission kam schließlich diese nur zu dem Antrage, den betreffenden Paragraphen ganz auszulassen. Wie das Haus selbst entscheiden würde, war sehr unsicher; man berechnete, daß vielleicht eine Mehrheit von fünf bis acht Stimmen für die

---

[1]) Die feierliche Schlußsteinlegung des neuen Reichstagsgebäudes durch Kaiser Wilhelm II. fand am 5. Dezember 1894 statt.

Regierung sein werde, was aber weder gewiß war, noch bei einem so wichtigen Gesetze genügt hätte. Ein offener Bruch stand in Aussicht und infolgedessen eine Auflösung des Reichstags mit unabsehbaren Folgen. Da erwarben sich Miquel und Bennigsen das Verdienst, während der Osterferien ein Kompromiß mit dem von schwerer Krankheit wieder etwas genesenden Fürsten Bismarck zu verabreden, nach welchem die geforderte Präsenzzahl auf sieben Jahre bewilligt werden sollte, falls die gesamte nationalliberale Fraktion dafür stimmen würde. Diese genehmigte dann den ohne ihr Wissen oder ihren Auftrag entworfenen Vergleich einstimmig; etwa zwölf Mitglieder aus der Fortschrittspartei traten bei. Der Kaiser erklärte sich, wie behauptet wurde, gegen den Rat der Generale, für das Auskunftsmittel, und so wurde das Gesetz schließlich mit fast 80 Stimmen Mehrheit in einem beinahe vollzähligen Hause angenommen. Nicht bloß im Reichstage war man von einem Alp befreit, sondern es war auch bereits eine große Agitation im Volke weit und breit, namentlich am Rhein und in Süddeutschland, zu Gunsten des Regierungsentwurfes, jedenfalls zur Vermeidung eines Bruches mit der Regierung, eingetreten. Adressen kamen von allen Seiten ein. Auch ich erhielt eine solche aus meinem Wahlbezirke, welche freilich sehr überflüssig war, da ich von Anfang entschlossen gewesen war, für die Forderung der Regierung zu stimmen, und den Widerstand gegen dieselbe auf das äußerste beklagt und nach Kräften bekämpft hatte. Die Behauptung, daß das Budgetrecht durch eine gesetzliche Feststellung der Präsenzstärke vernichtet sei, erachtete ich teils für unverständige Prinzipienreiterei bei denen, welche guten Glaubens waren, teils für Heuchelei bei den Ultramontanen. Mir wurde sehr klar bei der ganzen Angelegenheit, einesteils, daß wir ein noch wenig politisch gebildetes Volk seien, andrerseits, daß das Reich tief abgeneigte Feinde in großer Zahl habe.

Selbstverständlich erforderte die Erledigung so vieler und zum Teile so wichtiger und ausgedehnter Aufgaben angestrengte Arbeiten. Teils Vorarbeiten in den Kommissionen, Fraktionen, Abteilungen, teils Verhandlungen in der vollen Versammlung. Die eigentlichen Arbeiten wurden in jenen erstgenannten Zusammenkünften gemacht, und es folgten dann diese auch ununterbrochen. Zuweilen, namentlich anfangs, mit Unterbrechung der öffentlichen Sitzungen und dann in bequemeren Stunden; in der Regel aber, und später immer, neben den Plenarsitzungen herlaufend, also morgens vor den letzteren oder abends bis in die Nacht hinein. Nicht selten erfolgten Aufforderungen zu gleichzeitigen Sitzungen verschiedener Versammlungen, also einer Abteilung oder Kommission und einer Fraktion, was dann keiner von beiden zu gute kam. Die öffentlichen Sitzungen waren in der ersten Zeit weder täglich noch sehr lange ausgedehnt, etwa von zwölf bis vier Uhr; gegen das Ende folgten sie sich

ununterbrochen und dauerten auch länger, wohl sechs bis sieben Stunden, was dann zusammen mit den Vorbereitungssitzungen sehr anstrengend wurde. Am letzten Tage war ich zum Beispiel von 8½ Uhr morgens bis 11½ Uhr nachts, mit einer kurzen Unterbrechung abends, in Sitzung. Es wäre selbst für einen jüngeren Mann zu viel gewesen, oft war ich todmüde.

Von großer Bedeutung waren die Fraktionen, das heißt die förmlich organisierten politischen Parteien in der Versammlung. Es waren deren drei größere und einige weniger zahlreiche. Wenn auch nicht amtlich anerkannt, so wurden sie doch vielfach zum leichteren Betriebe der Geschäfte benutzt. So, wie bereits zur Ordnung der Rednerliste und zur Bildung der Kommissionen, ferner zum offiziösen Verkehre mit der Regierung. Der Eintritt in eine dieser Parteien stand jedem völlig frei; wer aber vereinzelt blieb, stand ganz außer dem Einflusse auf die Geschäftsvorbereitung, erfuhr selbst kaum etwas von derselben. Die Sitzungen der Fraktionen fanden im Reichstagsgebäude in eigens dazu bestimmten Sälen statt; die Einladungen dazu wurden von den Boten des Hauses wie andre amtliche Mitteilungen besorgt.

Die Fortschrittspartei (vor ihrer Spaltung durch die Militärfrage aus 49 Mitgliedern bestehend) bildete die äußerste Linke. Sie war eine entschieden radikale und teilweise selbst demokratische Opposition, in welcher noch ein Rest von Bitterkeit aus der preußischen Konfliktszeit steckte und die die Anschauungen und Ueberlieferungen der konstitutionellen Regierungsform bekämpfte, ohne Berücksichtigung der Verhältnisse und Bedürfnisse des Reiches und ohne Ueberlegung, daß sie in ihrem negativen Verhalten nur der Zentrumspartei Vorschub leistete, welche grundsätzlich sich abwehrend und verweigernd gegen alles verhielt, was von der Reichsregierung kam oder zur Kräftigung und Entwicklung des Reiches dienen konnte. Letzteres war freilich nicht die Absicht der Fortschrittsmänner, allein in ihrer unstaatsmännischen Beschränktheit und prinzipiellen Starrheit scheuten sie vor den Folgen nicht zurück. Périssent les colonies plutôt qu'un principe! Die Hoffnung, daß sie angesichts der drohenden Verstärkung der Ultramontanen sich an die gemäßigteren Nationalliberalen anschließen würden, erfüllte sich lange nicht und nie vollständig. Sie blieben ein unberechenbares Hindernis und eine widerwärtige Gefahr, und mir war keine Partei so verhaßt als sie, weil ich fand, daß sie in unbegreiflicher Stupidität und ohne einen eignen bestimmten Zweck die Sachlage und die Bedürfnisse verkannte. Endlich entstand, glücklicherweise, bei dem Militärgesetze ein Riß, und es trat ein Dutzend aus der Partei aus, unter welchen zum Beispiel Löwe-Kalbe. Ohne etwa zu den Nationalliberalen überzutreten, bildeten sie doch fortan einen eignen kleinen Kreis, welcher vielfach nicht mehr mit den früheren Genossen stimmte. Die hervorragendsten Mitglieder der Fortschrittspartei waren

Schulze-Delitzsch, Löwe-Kalbe (Frankfurter Andenkens),[1]) Duncker, Hoverbeck, namentlich aber Richter, einer der jüngsten unter ihnen. Die große Mehrzahl bestand aus Preußen.

Die Nationalliberalen bildeten die numerisch stärkste, innerlich aber wegen Mangels an politischer Uebereinstimmung und an Parteidisciplin schwächste Fraktion. Sie zählte schließlich 152 Mitglieder. Der Name war im ganzen bezeichnend. In staatsrechtlichen Fragen waren die Anschauungen die herkömmlichen liberalen; in betreff des Reiches galt die Erhaltung und Kräftigung desselben als Grundsatz. Dabei waren dann freilich die Abschattungen in ersterer Beziehung verschieden genug; sie gingen von den Grenzen des Konservatismus bis fast zum Radikalismus, was dann in manchen Fällen Streit im Innern der Partei und bei untergeordneten Fragen, welche nicht zur Parteisache erklärt wurden, auseinandergehende Abstimmungen zur Folge hatte. In Fragen der Reichspolitik aber kamen wohl die liberalen Aspirationen und die Einsicht von der praktischen Notwendigkeit strenger oder autoritativer Maßregeln in Konflikt und erzeugten Meinungsverschiedenheiten und Schwanken. Die Parteidisciplin war daher keine sehr strikte, und nur sehr selten wagte man es, eine Angelegenheit als Fraktionssache zu erklären. Von den übrigen Parteien, namentlich von den Ultramontanen, wurde den Nationalliberalen vorgeworfen, sie bilden die Regierungspartei; Bismarck aber erklärte, daß es schwer sei, sich auf eine Partei zu stützen, welche sich schäme, sich als Regierungspartei zu bekennen. Beides war wahr: im wesentlichen war die Partei für die Maßregeln der Regierung, aber sie bekannte sich nicht unumwunden dafür und übte mit einer Art von Affektation Kritik und Vorbringung von Verbesserungsvorschlägen, so daß zu verschiedenen Malen das Zustandekommen von wichtigen Gesetzen in großer Gefahr stand und schließlich nur durch Kompromisse geholfen werden konnte. Anfänglich führte Lasker das große Wort und benahm sich unvorsichtig als eine Art von Diktator. Dies verstimmte jedoch allmählich, und namentlich sank durch sein Verhalten in der Militärfrage sein Ansehen bei einem großen Teile der Mitglieder. Sein endliches Einlenken stellte auch das frühere Verhältnis nicht wieder her. Zwar war man hierüber erfreut, allein moralisch gewann er nicht dabei; an seine Stelle traten mehr und mehr Bennigsen und Miquel. — Im ganzen vertrat die Fraktion den Mittelstand im Volke. Männer von vornehmer Geburt oder höherer Stellung waren wenige darunter, die Mehrzahl bestand aus Beamten, Advokaten, Industriellen, einigen Professoren. Die hervorragendsten Mitglieder waren: Lasker, Miquel, Bennigsen, Simson, die beiden Bayern

---

[1]) Vgl. oben S. 48–49.

Stauffenberg und Völk; dann Gneist, Schulte (der Altkatholik), Treitschke, G. Beseler. Die badischen Abgeordneten waren sämtlich, natürlich mit Ausnahme der beiden Ultramontanen, dieser Fraktion beigetreten, und da ich die Fraktion der liberalen Reichspartei, welcher ich mich hatte anschließen wollen, in voller Auflösung traf und nicht mit ihren Resten in die mehr konservative Reichspartei übertreten konnte, schon aus Rücksicht auf meine Wähler, so entschloß ich mich nach einigem Zögern und nicht eben gern, ebenfalls zu den Nationalliberalen zu gehen. Ich hatte bald die Erfahrung gemacht, daß ein vereinzelt Stehender nicht nur ohne allen Einfluß, ohne Aussicht, in eine Kommission zu kommen, und selbst fast vom Worte ausgeschlossen sei, sondern es nicht einmal erfahre, was vorgehe. So wenig nun meine Absicht war, auf dem mir noch unbekannten Boden und in meinen alten Tagen eine Rolle spielen zu wollen, so war mir doch ein solcher hilfloser Zustand widerwärtig. Ein sehr eifriger Besucher der Fraktionsversammlungen wurde ich freilich nicht; ich hatte aber doch eine politische Heimat.

Eine durch ihre Zahl sowohl als durch ihre strenge Parteidisciplin und ihre klarbewußten Zwecke bedeutende Fraktion war die des Zentrums oder der Ultramontanen. Sie bestand aus 94 Mitgliedern, allein als eng mit ihr verbunden und beinahe ausnahmslos mit ihr stimmend waren ihr beizuzählen die 13 Mitglieder der polnischen Fraktion und die etwa sechs bis acht Elsässer, welche im Reichstage geblieben waren. Sehr von ihr verschieden in Zielen und Mitteln waren allerdings die sechs bis sieben Sozialdemokraten, allein da diese in allen gegen das Reich gerichteten Anträgen und Abstimmungen sich anzuschließen pflegten, so verstärkten sie immerhin das Gewicht des Zentrums, wenn dieses auch es ungern hörte und sich dagegen verwahrte, wenn man sie mit diesen Anhängseln unter dem Begriffe und der Benennung der „Reichsfeinde" zusammenfaßte. Die ultramontane Partei war bei den Wahlen für den zweiten Reichstag durch zahlreiche Erfolge in Bayern, in Westfalen und am Rheine ganz unerwartet und zu weit verbreitetem schmerzlichen Erstaunen sehr verstärkt worden und trat auch anfangs mit großer Sicherheit und Siegeshoffnung auf; allein seit der entschiedenen Niederlage in der Militärfrage wurde sie kleinlauter. Es war eine wunderbare Zusammensetzung aus alterprobten katholischen Stimmführern, wie Windthorst, Mallinckrodt, den beiden Reichensperger, einer Anzahl von westfälischen und bayrischen Adeligen, einem Haufen von Pfarrern, deren zum Teil groteskes Aussehen wenig Einsicht versprach, und einer kleinen Anzahl hannoverscher Partikularisten. Die Partei war im großen und ganzen durch ihren fanatischen Eifer für die katholische Kirche und den daraus entspringenden Haß gegen Preußen und das Reich, welche sich gegen die Uebergriffe der

Hierarchie ernstlich zu wehren begannen, verbunden. Die Hannoveraner wurden durch die Abneigung gegen das Reich herbeigeführt, auch waren sie, wohl als Protestanten, nur als Hospitanten der Fraktion bezeichnet. Die Parteidisciplin war musterhaft; kaum stimmte je einer gegen die ausgegebene Parole der Fraktion. Ob im Innern Meinungsverschiedenheiten bestanden und wie sie ausgeglichen wurden, war für Außenstehende ein tiefes Geheimnis. Das Wort für die Ultramontanen führte regelmäßig, wohl nur zu oft, Windthorst, welcher auch der anerkannte taktische Leiter der Partei war, sodann Mallinckrodt, die Reichensperger; allein sie mußten, ich glaube, ungern genug, jedenfalls nicht zu ihrem Vorteile, doch auch zuweilen einen von den Pfarrern eine Predigt halten oder den halbverrückten Buß reden lassen, der sich laut darüber beklagte, daß er zweiunddreißigmal das Wort verlangt habe, bis er es endlich erhalte. Im ganzen war die Partei gehaßt, wegen ihrer Zahl gefürchtet, aber auch ob der bäuerischen Stupidität vieler ihrer Mitglieder verachtet. Jeder halbwegs vernünftige Mensch muß beten, daß eine gütige Vorsehung Deutschland vor der Herrschaft einer solchen Partei bewahren möge. — Als ein Anhängsel des Zentrums war die kleine Fraktion der Polen (13 Mann stark) zu betrachten. Sie stimmten in der Regel, namentlich in allen kirchenpolitischen Dingen, mit den Ultramontanen, und traten nur selten in eignen nationalen Angelegenheiten selbständig auf. In solchen Fällen wurden sie zwar nicht grundsätzlich von der Zentrumsfraktion als solcher unterstützt, allein viele einzelne Mitglieder schlossen sich ihnen doch aus Dankbarkeit für die gewöhnlich geleistete Hilfe und weil es dem Reiche nicht genehm sein konnte, an.

Die konservativen Bestandteile des Hauses waren in zwei kleinere Fraktionen zusammengetreten, in die der Reichspartei und die der Konservativen. Aus welchen Gründen sie sich nicht vereinigten, ist mir nicht bekannt. Ein wesentlicher politischer Unterschied bestand nicht unter ihnen, und sie stimmten auch immer zusammen, wurden deshalb auch einfach als die Konservativen bezeichnet und in Berechnung genommen. — Die Reichspartei, 31 Mitglieder zählend, bestand fast ausschließlich aus Prinzen, Herzogen, Fürsten und sonstigen vornehmen Herren. Ihr geschäftlich hervorragendstes Mitglied war der sächsische Generalstaatsanwalt Schwarze, ein auffallend begabter Mann von schnellster Auffassungsgabe, scharfsinniger Jurist und guter Redner, welcher (wie Windthorst) eine auffallende Häßlichkeit durch geistige Bedeutung vergessen machte. Ein ganz guter Redner war der junge Fürst von Hohenlohe-Langenburg.[1] — Die Konservativen, welche von ihrer früheren dreifachen Zahl bei den

[1]) Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, geb. 1832.

jüngsten Wahlen auf 21 herabgeschmolzen waren, bestanden ausschließlich aus preußischen Gutsbesitzern und höheren Beamten. Der unter ihnen weit hervorragendste Mann war der berühmte Stratege Graf Moltke, welcher mit gewissenhaftester Aufmerksamkeit den Verhandlungen folgte, sehr selten, dann aber vortrefflich sprach. Die gewöhnlichen, aber wenig bedeutenden Wortführer der Partei waren zwei junge Männer, v. Minnigerode und v. Maltzahn. — Ein großes Gewicht warfen die Konservativen unter diesen Umständen nicht in die Wagschale. Sie waren selbstverständlich regierungsfreundlich, wenn diese ihnen nicht zu weit in liberaler Richtung ging; praktisch aber hatten sie sich, ungern genug, den Abstimmungen und Kompromissen der Nationalliberalen anzuschließen. Letztere unterhielten wenig Beziehungen zu ihnen, sondern überließen es der Regierung, einen für nötig erachteten Druck auf sie auszuüben.

Keine eigentliche Fraktion bildeten die Sozialdemokraten. Es waren ihrer nur neun in die Versammlung gewählt worden (hauptsächlich in Sachsen), und zwei derselben, Bebel und Liebknecht, konnten nicht einmal erscheinen, da sie im Gefängnisse saßen, und die Versammlung sich weigerte, ihre Freilassung zu verlangen. Dennoch traten die wenigen Menschen als eine eigne scharf gesonderte Gruppe auf, welche sich nach Kräften geltend zu machen suchte, wenn auch selbstverständlich ohne jegliche Aussicht auf Erfolg im Hause, so doch um in der Presse zu erscheinen. Demnach suchten sie bei jeder Gelegenheit zum Worte zu kommen, welches ihnen der Präsident auch, außer allem Verhältnisse zu ihrer kleinen Zahl, aber politisch wohl richtig, oft einräumte. Sie sprachen sämtlich sehr geläufig, offenbar eingeübt durch ihr vielfaches Auftreten in Arbeiterversammlungen; allein ohne eine Ahnung von allgemeinen staatlichen Gedanken und Interessen, und im engsten Ideenkreise alles auf die Arbeiter beziehend oder dahin zerrend. Manchmal drohten sie mit künftigem Siege und sprachen offen von ihren Wühlereien. Ihre eignen Anträge waren gewöhnlich geradezu lächerlich. In der Regel wurden sie ziemlich ruhig angehört, aber niemand fand es der Mühe wert, ihnen zu antworten. Mir waren sie eine unheimliche Erscheinung. Aeußerlich erschienen sie anständig; sie sollen gut aus der Gesellschaftskasse bezahlt gewesen sein.

Als keiner Fraktion beigetreten führte das amtliche Verzeichnis 31 Mitglieder auf; es war dies aber nur scheinbar richtig. Zuerst waren darunter die 15 Abgeordneten von Elsaß-Lothringen begriffen, welche, soweit sie im Reichstag wirklich anwesend blieben, unbedingt mit den Ultramontanen stimmten; sodann einige andre, welche aus amtlichen Rücksichten sich keiner Partei formell anschließen zu sollen meinten, so die beiden ersten Präsidenten (Hänel blieb in der Fortschrittspartei), oder welche aus irgend einer persönlichen Schrulle sich nicht binden wollten, die aber sämtlich

regelmäßig mit einer bestimmten Partei stimmten. So blieben also eigentlich nur Sonnemann und Ewald, welche zwar gegen die Reichsregierung waren, aber doch keine ihnen zusagende Unterkunft in einer Fraktion fanden. Jener war eine Art von Sozialist, allein zu reich und zu geckenhaft, um mit den Sozialdemokraten zu gehen, suchte er sich, freilich ohne allen Erfolg, persönlich geltend zu machen. Die Bezeichnung „Sozialaristokrat" paßte nicht übel auf ihn. Ewald war eine traurige Ruine. Bis zum Blödsinn fanatischer hannoverscher Partikularist, spielte er unwillkürlich die Rolle eines Hofnarren der Versammlung. Diese empfing den alten Mann, wenn er sich zum Sprechen erhob, unanständig genug mit schallendem Gelächter und Gejohle, hörte ihm mit ununterbrochener Heiterkeit zu, wie er bei jedem Anlaß und ohne einen solchen mit kläglich weinerlicher Stimme gegen Bismarck oder über die Mißhandlung Hannovers deklamierte, suchte ihn aber, wenn er gar nicht über die vorliegende Frage reden wollte, ebenso laut zum Schweigen zu bringen, was freilich schwer genug gelang.

Ich war früher dem Fraktionswesen sehr abhold gewesen und hatte mich auch öffentlich dagegen ausgesprochen. Teils waren mir die mannigfachen Unzuträglichkeiten und Spielereien des Klublebens im Frankfurter Parlamente in unangenehmer Erinnerung. Teils erachtete ich die Bildung zweier großer Parteien, von welchen die eine das eben am Ruder befindliche politische System unterstütze, die andre, in der Minderheit befindliche, dasselbe bekämpfe, als das normale und natürliche einer repräsentativen Regierung. Diese meine Anschauungen erlitten nun aber auf dem Reichstage wesentliche Modifikationen durch Erfahrung und weiteres Nachdenken. Einerseits boten die hier bestehenden Fraktionen mehrere der in Frankfurt so widrigen Uebelstände nicht dar, da sie ihre Sitzungen im Reichstagsgebäude selbst und nicht in Gasthöfen hielten. Andrerseits fand das zeitraubende und oft fast kindische Diplomatisieren zwischen den Fraktionen, in welchem sich in Frankfurt untergeordnete und eitle vielgeschäftige Politiker so wohl gefielen, nicht statt. Hauptsächlich aber lernte ich einsehen, daß von einer einfachen Teilung der Versammlung in eine Regierungspartei und eine Opposition im Reichstage zunächst und auf lange hin, wenn überhaupt je nicht die Rede sein könne. Einmal, weil hier eine größere Anzahl von politischen leitenden Gedanken vertreten ist, welche sich nicht einfach unter den Gesichtspunkt der systematischen Billigung oder Leugnung der Handlungen und Vorschläge der Reichsregierung bringen lassen, um deren Verwirklichung sich naturgemäß die Anhänger zusammenscharen, dann aber je nach dem einzelnen Falle sich bald mit dieser, bald mit jener andern Partei verbinden oder auch allein stehen, und selbst zu gleicher Zeit über die eine Frage einverstanden sein mit bestimmten andern, über eine zweite aber diesen feindlichst gegenüberstehen können. Sodann

weil bei der Neuheit der Reichseinrichtungen und bei der unleugbar noch bestehenden mangelhaften politischen Durchbildung des deutschen Volkes größere Parteien zwar über gewisse Fragen übereinstimmend denken, über andre dagegen nicht, so daß sie sich nicht solidarisch zusammenthun können. Beispielshalber die Fortschrittspartei, die Nationalliberalen und die Konservativen, welche in betreff der Erhaltung des Reiches (wenn schon vielleicht nicht vollständig), ferner in betreff der kirchenpolitischen Maßregeln übereinstimmen, keineswegs aber hinsichtlich des Maßes und der Art der nötigen und möglichen Volksrechte. Endlich, und es ist dies wohl die Hauptsache, weil die Grundbedingung eines parlamentarischen Ministeriums, nämlich das einfache Hervorgehen desselben aus der Mehrheit der Volksvertretung und eine Verwaltung im Geiste derselben im Reiche nicht vorhanden ist. Das Reichsministerium — bestehe dasselbe in einem allein verantwortlichen Kanzler und untergeordneten Gehilfen oder aus mehreren und gleichgestellten Ministern — muß allerdings mit der Mehrheit des Reichstags möglichst übereinstimmen, und darf auch nicht aus Personen bestehen, welche demselben zuwider sind, weil sonst die Maschine leicht ins Stocken käme; allein in erster Linie steht doch eine solche Bildung und Richtung nicht. Die Eigentümlichkeit der Reichsverfassung, welche eine eigenartige Gestaltung ist und keineswegs einfach in die Schablone der konstitutionellen Monarchie paßt, erfordert einerseits eine volle Uebereinstimmung des Reichsministeriums mit der preußischen Regierung, sowohl wegen der Doppelstellung des Kaisers und Königs, als wegen der überwiegenden Bedeutung des preußischen Staates, andrerseits eine Berücksichtigung der Stimmung im Bundesrate, somit wenigstens der hauptsächlichsten sonstigen deutschen Regierungen. Daß die hierzu erforderlichen Eigenschaften immer zusammenfallen mit der Richtung der jeweiligen Mehrheit des Reichstages und daß sich die dazu geeigneten Personen immer im Reichstage finden, ist nun aber keineswegs sicher. Damit fällt aber die Solidarität dieser Mehrheit mit dem Reichsministerium weg, und es werden, wo nicht notwendigerweise, so doch oft und leicht unabhängige Bestrebungen und Parteien im Reichstage sein, also Fraktionen. — Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß ich das Fraktionswesen, wie ich es thatsächlich fand, für durchaus der Sache und den Personen entsprechend erachtet hätte und nicht eine künftige Veränderung wünschte und hoffte. Nicht nur hat die Spaltung der Konservativen in zwei kleine Parteien keinen Sinn, sondern es scheint mir auch ein Austausch von Personen zwischen den Nationalliberalen und der Fortschrittspartei angezeigt und für beide vorteilhaft. Vor allem aber wird es eine wichtige Frage für die Zukunft sein, ob es nicht möglich sei, sämtliche Reichsfreunde zu einer großen Partei zu vereinigen und ihnen dadurch eine überwiegende und sichere Mehrheit zu sichern, den Gegnern

alle Hoffnung auf Sieg und jede ihnen bisher zuweilen so ungeschickt zu teil werdende Hilfe zu benehmen. Die allerdings zwischen den verschiedenen Abschattungen der Reichsfreunde bestehenden Meinungsabweichungen über Freiheitsrechte und einzelne Regierungsmaßregeln können bei wachsender Einsicht in das, was wirklich notwendig ist und in das Gefahrdrohende kein Hindernis sein. Für irgendwie staatsmännisch angelegte und gebildete Köpfe sind jene Streitfragen von sehr untergeordneter Wichtigkeit; handelt es sich doch von weit Wichtigerem, von der Behauptung der Einheit und Macht Deutschlands. Ist aber in nächster Zeit und bis zum Verschwinden des in engen staatsrechtlichen Schulen alt gewordenen Geschlechts keine Uebereinstimmung über Freiheitsrechte möglich, so scheide man diese aus dem Parteiprogramm aus, mache sie niemals zu Fraktionsfragen und überlasse jedem, wie er handeln und stimmen will, wenn nur in der Hauptsache ein Zusammenstehen gewonnen bleibt. Ich werde vielleicht eine solche Gestaltung der Parteien im Reichstag nicht selbst erleben; allein möglich ist, daß die weitere Entwicklung des Kirchenstreites auch harten Köpfen die Notwendigkeit früher, als es jetzt den Anschein hat, verständlich macht.

Eine eigentümliche Erscheinung war die Anwesenheit und die Geschäftsbeteiligung der zahlreichen Organe der Reichsregierung in den Sitzungen. Ihr erhöhter Platz lief links und rechts vom Präsidenten längs der ganzen einen Seite des Saales hin und faßte in zwei Reihen etwa 40—50 Sitze, welche wenigstens zuweilen annähernd besetzt waren. Leider hatte ich nur wenigemal Gelegenheit, den Fürsten Bismarck reden zu hören, da er bald in eine schwere Krankheit verfiel. Regelmäßig wohnte dagegen sein Stellvertreter Delbrück den Sitzungen bei, zuweilen auch Minister der Bundesstaaten, welche gerade im Bundesrate anwesend waren, und gewöhnlich überdies mehrere höhere Beamte als Kommissare der Regierung. Delbrück sprach sehr häufig, während die sonstigen Mitglieder des Bundesrates selten das Wort ergriffen. Der bayrische Justizminister Fäustle sprach nicht gut, weil nicht aufrichtig; der badische Minister Freydorf besser und kräftig gegen Angriffe auf die badische Regierung in Kirchensachen; der Bevollmächtigte der Hansestädte, Krüger, einmal sehr gut. Die Mitglieder des Bundesrates wurden immer mit Aufmerksamkeit angehört, natürlich vor allen Bismarck und ebenso Delbrück. Wenig günstig war die Stellung der untergeordneten Kommissare. Es waren sicher ausgezeichnete Geschäftsmänner darunter, auch führten mehrere das Wort geläufig; allein einen bedeutenden Eindruck machte nur selten einer derselben und sie wurden zuweilen mit auffallender Unaufmerksamkeit gehört. Der Grund war einfach. Wenn es schon Delbrücks Auseinandersetzungen und Erklärungen schadete, daß er nicht in eignem Namen und in letzter Instanz autoritativ sprechen konnte, so war dies selbstredend bei untergeordneten Hilfsbeamten

noch weit mehr der Fall. Die Versicherungen eines Kommissars, daß die verbündeten Regierungen diesem oder jenem Antrag schwerlich zustimmen werden, wurden gar wenig beachtet, da man wohl wußte, daß der Mann keinen unmittelbaren Einfluß auf einen solchen Entschluß auszuüben hatte, es sogar ganz ungewiß war, wie weit er überhaupt zu der von ihm ausgesprochenen Drohung berechtigt war. Die ganze Einwirkung der Reichsregierung auf die Verhandlungen des Reichstages leidet überhaupt, wie ich bald genug sah, dadurch an einer empfindlichen und ihrem Ansehen schädlichen Schwächlichkeit, daß in verschiedenen Phasen der Diskussion bei neu auftretenden Gedanken und Verbesserungsanträgen niemand im stande ist, ein entscheidendes Wort augenblicklich abzugeben, als etwa Bismarck, und auch er nur thatsächlich und nicht gesetzlich berechtigt. Hat doch der vielköpfige Bundesrat von der neuen Sachlage noch gar keine Kenntnis, ist noch weit weniger im Falle, einen bestimmten Entschluß zu fassen. Das in der Versammlung zuweilen gestellte Verlangen, der Bundesrat möge seine Erklärungen über die bei der zweiten Lesung behandelten Fragen alsbald bindend abgeben, damit die Versammlung nicht im ungewissen weiter berate und vielleicht in einen ganz falschen Weg gerate, sodann damit sie im stande sei, rechtzeitig wenigstens für die dritte Lesung auf den Willen der Regierung Rücksicht zu nehmen und ihre eignen definitiven Beschlüsse zum voraus zu überlegen und vorzubereiten, ist in dieser Allgemeinheit einfach unausführbar. Die Folge davon aber ist, daß, wenn nach geschlossener zweiter Lesung die Erklärung der Regierung über den ganzen Entwurf mitgeteilt wird, der Versammlung nur übrig bleibt, bereits gefaßte und formulierte Beschlüsse zurückzunehmen oder das Zustandekommen des Gesetzes zu gefährden. Zu beidem kommt sie natürlich schwer, und so ist schließlich nur allzu häufig ein schwächlicher Kompromiß das Ende vom Liede. Dabei gewinnt weder das Ansehen der Bundesregierung noch das des Reichstages; es ist aber schwer abzusehen, wie es anders zu machen wäre.

Ich bin nicht selten gefragt worden, wie ich den Reichstag im Vergleiche zum Frankfurter Parlament finde. — Nun, alle größeren legislativen Versammlungen haben viele Aehnlichkeit miteinander, doch waren zwischen den beiden genannten allerdings manche bemerkbare Verschiedenheiten. Das Parlament war meinem Gefühle nach in seiner besseren Zeit imponierender, teils durch seine größere Zahl, teils aber durch die verhältnismäßig bedeutendere Menge bekannter und selbst berühmter Mitglieder; sodann durch die unleugbare Mächtigkeit der Aufgabe und die hierdurch veranlaßte größere geistige Lebendigkeit der Versammlung; aber es war auch das Leben in ihr unbehaglicher und selbst unheimlicher. Die Redeweise und der ganze Ton der zahlreichen Frankfurter Linken war weit aufregender und nicht selten verletzender, als der irgend einer Partei im

Reichstage. Hier war die meist aus älteren Männern bestehende Fortschrittspartei gewöhnlich sehr ruhig; die wenigen Sozialdemokraten kamen nicht in Betracht und gaben der Versammlung kein besonderes Gepräge; am ähnlichsten mit den Demokraten im Parlamente, sei es in der Heftigkeit der Sprache, sei es in dem ganzen äußeren Benehmen, waren die Ultramontanen, doch in abgeschwächtem Maße. Davon war ohnedem nicht die Rede, daß das Verhalten der Nationalliberalen oder Konservativen Veranlassung zu unbehaglicher Stimmung gegeben hätte. Die ganze Versammlung hatte einen vornehmeren Typus als das einstige Parlament. Eine auffallende und nicht anmutende Eigentümlichkeit des Reichstags war allerdings die große Menge katholischer Geistlichkeit, deren ganze äußere Erscheinung eigentlich bewies, daß sie hierher nicht gehörten. — Die Zuhörer, welche seinerzeit in Frankfurt sich so oft in widrig störender und selbst schädlicher Weise bemerklich gemacht hatten,[1]) kamen in Berlin gar nicht in Betracht. Ihre Zahl war nicht bedeutend, da die größere Hälfte der Galerie, welche nur an drei Seiten des Saales hinläuft, zu besonderen Zwecken, für den Hof, für die Gesandtschaften, für die Journalisten, endlich für die von Mitgliedern eingeführten Fremden in Anspruch genommen sind; sie benahmen sich ausnahmslos sehr ruhig und anständig.

Für den Staatsmann und schließlich für die Gesamtheit der Nation sind nur die Beschlüsse eines Parlamentes von Bedeutung; das Reden in denselben ist für das praktische Ergebnis nur Einleitung und Verbrämung. Nicht einmal, streng genommen, Mittel zum Zweck, da in der Regel die Abstimmung festzustehen pflegt, ehe nur jemand in der Versammlung den Mund geöffnet hat, und es zu den seltensten Ausnahmsfällen gehört, daß ein Mitglied durch einen Redner zu einer andern Meinung bekehrt wird, als mit welcher er in die Sitzung gekommen ist. Man könnte fast ebensogut mit den Abstimmungen beginnen und mit den Reden schließen. Eigentlich sind diese von Wert nur, weil sie die wenigstens aufweisbaren Gründe der Parteien bekannt machen. Nebenher dienen sie der Lust, sich hören zu lassen, zur Befriedigung, und gelegentlich, um den Wählern zu Hause die Gesinnungstüchtigkeit ihrer Erkorenen schwarz auf weiß darzuthun. Die Mitglieder der Versammlung selbst, welche die Sprecher anhören müssen, sind freilich dabei interessiert, daß nicht langweilig und geistlos gesprochen wird; und für sie ist es ein Genuß, wenn gedanken- und geistreich mit tüchtiger Sachkenntnis gesprochen wird; allein, wie gesagt, nicht das Wortturnier entscheidet, sondern der Inhalt der Regierungsvorlagen, der Kommissionsberichte und der von einzelnen oder von Gruppen gestellten Anträge. Ich wenigstens habe in allen Versammlungen, deren Mitglied ich war, die Reden nur vom

---

[1]) Vgl. oben S. 35—36.

psychologischen und ästhetischen Standpunkt betrachtet, und zwar gleichgültig, ob sie von Freund oder Feind gehalten wurden.

So denn auch wieder im Reichstage. Daß er viele bedeutende Redner in sich schloß, war mir ein Genuß, aber kein Grund zu seiner Beurteilung und keine Basis zur Kritik der Beschlüsse. Doch ist es immerhin angezeigt, auch hier die hervorragenden Sprecher kurz ins Auge zu fassen. Es gab solcher fast in allen Teilen des Hauses.

Der Redner im Bundesrate und für denselben ist oben bereits Erwähnung gethan.[1]) Hier daher nur die nachträgliche Bemerkung, daß Bismarck formell kein guter Redner ist. Er spricht stockend und fast schüchtern, sucht nach den Worten, namentlich im Anfange. Auf oratorischen Glanz ist er nicht im mindesten angelegt, und selbst jene gewichtigen und schneidenden Sätze, welche die Runde durch die Welt machen, werden fast nur im Konversationstone eines Salons gesprochen. Es ist der Mann und nicht seine Rede, welcher beherrscht. — Delbrück spricht weit geläufiger und tüchtig der Sache nach, allein packend ist es nicht, was und wie er es vorbringt; es erscheint mehr geschäftsmäßige Zurechtlegung als glänzende Entwicklung von Geist und Kraft. — Der preußische Minister Camphausen sprach einigemal mit Geschick, Wissensgegenwart und Entschiedenheit; sein Auftreten aber hat etwas komisch Protziges. — Bemerken muß ich noch, daß ich keine Gelegenheit gehabt habe, den preußischen Kultusminister Falk, welcher im Abgeordnetenhause so entschieden auftritt, im Reichstage reden zu hören. Er war Mitglied des Hauses, konnte also nicht als Bundesratsbevollmächtigter auftreten; in ersterer Eigenschaft ergriff er aber nie das Wort.

Unter den Mitgliedern der Versammlung standen in der ersten Reihe der Redner Miquel, Lasker, Richter, Windthorst, Mallinckrodt, Peter Reichensperger; ihnen sehr nahe Löwe-Kalbe, Völk, Schulte, Bennigsen, Bamberger. Immerhin noch bedeutend waren Bethusy-Huc, Kapp, August Reichensperger, Jörg und manche andre. Moltke war in seiner ruhigen Einfachheit und unbestrittenen Fachautorität eine selbständige Größe.

Von den Rednern der liberalen Seite erschien mir Miquel als der erste. Das feste und ruhige Auftreten, die ernste, fast harte Physiognomie, die volle und wohltönende Stimme des im besten Alter[2]) stehenden Mannes machten einen bedeutenden Eindruck vorweg. Er sprach nicht sehr häufig und kaum je über untergeordnete Fragen, über wichtige aber, zum Beispiel über das Militär- und über das Kirchengesetz, sehr ausführlich und gründlich. Dann war sein Vortrag klar, logisch geordnet, der Fluß der Rede sicher, das Gedächtnis bewundernswert. Am höchsten aber schätzte ich seine

---

[1]) Vgl. oben S. 172.

[2]) Geboren im Jahre 1828.

höhere staatsmännische Auffassung und die selbständige, von Parteischablonen freie Meinung. Meiner Ansicht nach ist Miquel zur Bekleidung der höchsten Stellen befähigt.

Ohne Zweifel der bekannteste und weit in Deutschland populärste Mann im Reichstage war zur Zeit meines Eintrittes Lasker. Sein Antrag auf Ausdehnung der Zuständigkeit des Reiches auf die gesamte bürgerliche und Strafgesetzgebung, sodann sein tapferer Angriff auf die bereits begonnene Korruption des preußischen Beamtentumes durch das Gründerunwesen hatten seinen Namen allgemein bekannt gemacht. Er war sich dessen wohl bewußt, wohl mehr als für eine nachhaltige Herrschaft über seine Partei zuträglich war. So sprach er denn auch in der Versammlung — nicht bloß in der nationalliberalen Fraktion — sehr häufig über Wichtiges und bloß Formelles (Geschäftsordnung und dergleichen) bald ausführlich, bald einige wenige Worte. Unleugbar sprach er nicht nur sehr geläufig, sogar fast zu schnell, oft unterhaltend und witzig. Hervorleuchtend waren immer sein scharfer Verstand, seine juristisch gut geschulte Logik, seine Schlagfertigkeit, in vielen Dingen auch seine Sachkenntnis; aber zum Staatsmann im höheren Sinne fehlt ihm doch, will mich bedünken, Wesentliches, nämlich der weite und umfassende politische Blick, die Freiheit von Parteitraditionen und Partei-Ehrgeiz. Es ist in Auffassung und Darstellung etwas Advokatisches und spezifisch Preußisches, wo nicht Berlinerisches. Auch schadet seinem persönlichen Ansehen der Mangel an würdiger Ruhe. Er ist beständig in quecksilbriger Bewegung. Die Natur hat ihn äußerlich nicht sehr begünstigt. Lasker — übrigens ein Mann in den besten Jahren — ist sehr klein (er und Windthorst waren die kleinsten Mitglieder der Versammlung); seine Physiognomie ist sehr jüdisch, seine Stimme zwar ausreichend, allein etwas spitzig und nicht ausdauernd. Man erzählt sich, er habe, als ihm einst Bismarck scherzend gesagt, sie werden doch schließlich in einem Ministerium beisammen sitzen, geantwortet: Diese Aussicht sei ihm schon einige Tage nach seiner Geburt abgeschnitten worden. Es ist dies aber nicht das einzige Hindernis einer großen staatsmännischen Stellung für ihn.

Mannigfache Aehnlichkeit mit Lasker hat Windthorst, doch waren auch Grundverschiedenheiten zwischen ihnen, und zwar nicht zum Nachteile des ersteren. Windthorst war zweifelsohne dasjenige Mitglied, welches den Reichstag mit Stimme und Parteithätigkeit vor allen andern erfüllte. Er sprach am häufigsten, rechnete man ihm doch nach, daß er im Laufe dieser Session 66mal das Wort ergriffen habe. Namentlich hatte er den Tic, fast jedesmal am Ende der Sitzung über die nächste Tagesordnung oder über die Geschäftsbehandlung im ganzen das Wort zu ergreifen und dadurch die ungeduldige Versammlung noch eine gute Zeit zu kosten, und

bei jeder Gelegenheit machte er persönliche Bemerkungen. Mit äußerlichen Vorzügen war er nicht ausgestattet. Sehr klein, bloßen Schädels, mit ungebührlich großem Munde, konnte er für den unschönsten Mann in der Versammlung gelten[1]) (es hätte ihm denn etwa der sächsische Generalstaatsanwalt Schwarze die Palme streitig gemacht); die ganze Erscheinung des ehemaligen hannoverschen Ministers war eine kleinbürgerliche. Auch seine Stimme war nicht ansprechend, obgleich ausreichend, wenn gehörig in Anspruch genommen. Als Redner hatte Windthorst bedeutende Eigenschaften. Er war scharfsinnig, schlau, gewandt, keck im Angriffe, in jedem Augenblicke schlagfertig, ruhig besonnen, niemals falsch pathetisch. Dabei witzig und insofern zu fürchten, als er links und rechts im Vorübergehen scharfe Hiebe austeilte. Aber zu einem großen und wirklich einflußreichen Redner fehlte ihm doch Wichtiges und Unentbehrliches. Zunächst hielt er sich immer bloß auf dem Standpunkt negativer Kritik. Er war voll scharfen und oft tief einschneidenden Tadels; aber niemals stellte er einen positiven Plan auf. Er hatte kein Ideal als Staatsmann, jedenfalls keines für das Reich, verwarf nur, was geschehen war oder hätte geschehen sollen, sagte aber nicht, was zu thun sei. Daher denn auch der Eindruck regelmäßig ein erkältender anstatt eines fortreißenden war. Hauptsächlich und vor allem aber trat ihm entgegen, daß niemand an eine eigne Ueberzeugung bei ihm glaubte. Er war ein hochbegabter Advokat, aber keine Spur von Fanatiker oder Märtyrer für irgend eine Sache. Als taktischer Parteiführer der Ultramontanen mußte er wohl oder übel deren Standpunkt annehmen und auch zuweilen, wenn schon selten und kühl genug, in ihrem Sinn reden; aber für einen eifrigen Katholiken hielt ihn kein Mensch, schwerlich die Einsichtigeren der Partei selbst. Politischer Partikularist war er ohne Zweifel aufrichtiger, schon aus persönlichen Beweggründen; schade nur, daß die Ueberzeugung allgemein war und oft genug geäußert wurde, es wäre seinerzeit ein leichtes gewesen, ihn zu gewinnen, und es spreche jetzt nur getäuschter Ehrgeiz und Egoismus aus ihm. Gerade in diesem Hauptpunkte war die höhere sittliche Würdigung begründet, welche Lasker zu teil wurde. Daß Windthorst sich aller reichsfeindlichen kleinen Parteien, der Polen, der Elsässer, selbst der Sozialdemokraten, bei Gelegenheit annahm, war vielleicht geschickte, unmittelbar wirksame Taktik, um deren Stimmen für das Zentrum zu gewinnen, allein eine große und wahre Politik, selbst für einen Oppositionsführer, war es sicher nicht. Es ging dadurch an Sympathie weit und breit im Volke mehr verloren, als die

[1]) Das Bild Windthorsts s. in „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen, IV. Nr. 476“ und „Knopp, Ludwig Windthorst. Ein Lebensbild. Dresden u. Leipzig 1898“. Als Parlamentarier wird er a. a. O. 252 von seinem Gesinnungsgenossen Cardauns geschildert, sein Aeußeres ebd. 267—268.

wenigen Stimmen wert waren, welche doch keine Mehrheit zuwege brachten. Der Kirchenstreit gab Windthorst als Parteiführer eine Stellung und eine mächtigere Partei, aber die Stellung war zum Teile eine schiefe und die Partei eine kompromittierende.

Höher als Redner und in seiner Art als Politiker lernte ich Mallinckrodt stellen. Seine Stärke bestand in seiner Ueberzeugung. Er war blinder Fanatiker, aber niemand bezweifelte, daß es ihm wirklich Ernst und daß er bereit sei, auch für sich persönlich bis zu den äußersten Folgen seiner Ansicht zu gehen. Dies erweckt immer Achtung, wenn vielleicht auch Furcht und Haß. — Mallinckrodts Aeußeres war sehr bezeichnend. Ein langer, hagerer Mann mit langgezogenem Gesichte, sehr ernsten Zügen und mit weißem Schnurr- und Knebelbarte,[1]) bot er das Bild einer vornehmen Existenz, und war man zweifelhaft, ob man mehr an einen Großinquisitor oder an einen Don Quichotte denken müsse. Als Redner war er formell vorzüglich. Er sprach langsam, mit großem Ernste, in leicht gehobener Stimmung, nicht sehr lange. Sein Organ war durchaus ansprechend und volltönig. Am Inhalte hatte freilich jeder, welcher nicht seiner Meinung von Haus aus angehörte, vieles und Großes auszusetzen. Abgesehen von der Hauptsache, der fanatischen Parteinahme für die römische Kirchenpolitik, waren seine Angriffe auf Personen, namentlich auf Bismarck, giftig und rücksichtslos; er glaubte an Parteigerüchte und Verleumdungen; er besann sich nicht, Brandstoffe unter die gläubige und unwissende Menge zu weiterer und leidenschaftlicher Aufregung zu werfen. So ward er ein wirklich gefährlicher Gegner, nicht bloß in den Parlamentsverhandlungen, sondern gegen das Reich und seinen inneren und äußeren Frieden. Möglich, daß die Kirche einen solchen Kämpen einst selig spricht, eine Bürgerkrone wird er nie erhalten. So war er denn, obgleich staatsmännisch angelegt, doch kein Staatsmann, dessen erste Eigenschaft und Grundbedingung immer Vaterlandsliebe ist.

Peter Reichensperger habe ich nur einmal reden gehört, mit Achtung vor dem Talente, mit Staunen über den Pathos und mit einer Art von Grauen vor der bis zum Zittern der Stimme und der Hände gehenden nervösen Aufregung des finsteren, dunklen Mannes. Er bot fast noch mehr als Mallinckrodt das Bild eines religiösen, zu allem entschlossenen Fanatikers.[2]) Jedenfalls war er bedeutender als sein Bruder August,

---

[1]) Der von Pfülf verfaßten Biographie Mallinckrodts (Freiburg i. Br. 1892) steht voran dessen Bildnis in Lichtdruck.

[2]) Die Führer des Zentrums im Jahre 1872, Windthorst, Mallinckrodt, August Reichensperger, Peter Reichensperger, sind auf einem Gruppenbild vereinigt, welches dem zweiten Band der Schrift „Pastor L., August Reichensperger 1808—1895", beigegeben ist.

welcher viel häufiger sprach, aber nicht immer glücklich, weil zu lange gedehnt und dadurch ermüdend. Die größere Milde desselben, welche seiner künstlerischen Natur entsprach, war wohlthuend.

Ein festes Urteil über E. Richter habe ich nicht gewinnen können. Er sprach nicht selten und dann in der Regel sehr lange. Zwei Eigenschaften waren dabei unverkennbar. Einmal der große Fleiß, mit welchem er die finanziellen Seiten der Vorlagen erforscht, und der Scharfsinn, mit welchem er sie durchdacht hatte; sodann die Bitterkeit der Opposition gegen die preußische Regierung und damit auch gegen die des Reiches. Ob der junge Mann zu dieser Stimmung, wie manche wissen wollten, durch gekränkten Ehrgeiz gekommen war oder durch ursprünglich demokratische Richtung, muß ich dahingestellt lassen. Die Zukunft wird dieses zeigen. Daß Richter eine bedeutende Zukunft hat, scheint mir unzweifelhaft; er war jetzt ohne Zweifel das hervorragendste Mitglied der Fortschrittspartei, zunächst aber wenig beliebt in der Versammlung, welcher er wenig sympathisch[1]) und fast unheimlich war. Daß er von der Regierung gehaßt und gefürchtet wurde, war selbstverständlich.

Es würde zu vielen Raum in Anspruch nehmen, wenn ich in gleicher Ausführlichkeit noch weitere Redner besprechen wollte, obgleich manche derselben einer näheren Betrachtung sehr wohl wert wären. — So Löwe-Kalbe, welcher seinen im Frankfurter Parlamente an den Tag gelegten jugendlichen Enthusiasmus für Demokratie in Amerika verloren, wohl aber seine bedeutende Rednergabe behalten hatte. — Ferner Völk, dessen gesunden Menschenverstand, gründlichen Haß gegen alles Pfaffentum und populäre kräftige Redeweise ich von München aus kannte, und welcher denn auch jetzt im Reichstage kräftigst gegen die Ultramontanen sprach. — Ferner Schulte, den jetzigen Hauptstimmführer der Altkatholiken, welcher gegen die Klerikalen seine große Kenntnis im Kirchenrechte in unerschrockenster Weise zur Verwendung brachte, freilich zuweilen in Verlegenheit gebracht durch Erinnerungen an seine früheren Richtungen und Schriften. — Oder Bennigsen, eine vornehme Natur und große Stütze des Reichsgedankens, welcher nicht häufig, dann aber mit Ernst und Gewicht sprach und mit Aufmerksamkeit auch von den Gegnern gehört wurde. Und so noch manche weitere. Denn auch der Reichstag bestätigte die Erfahrung, welche einst in Frankfurt so sehr überrascht hatte,[2]) daß die Anlage zum öffentlichen Redner in Deutschland sehr verbreitet ist, obgleich man freilich auch mancherlei mißratene Versuche und falsche Richtungen mit in den Kauf nehmen mußte. Namentlich leisteten mehrere der katholischen Geistlichen

---

[1]) Das Bild Eugen Richters in „Das neunzehnte Jahrhundert ... V. Nr. 573“.
[2]) Vgl. oben S. 39—40.

in dieser Beziehung das Möglichste. Man glaubte sich in eine Dorfkirche versetzt und wußte sich nicht anders zu retten als durch eine Flucht in das Foyer zu einer Zigarre oder in die Restauration zum späten Frühstück.

In geselliger Beziehung bot mir Berlin während dieser ersten Session reiche Genüsse und interessante Anschauungen, fast mehr als mit den Anstrengungen im Reichstage verträglich waren.

Sehr ersprießlich war mir, daß ich bei meiner Tochter Anna wohnen konnte. Ich hatte auf diese Weise eine Heimat, sehr freundliche Ansprache bei meinem Schwiegersohne Helmholtz und sorgsam intelligente Pflege von seiten Annas, Umgang mit den Kindern. Im Hause machte ich viele ansprechende Bekanntschaften, namentlich an den offenen Abenden, welche meine Tochter bis zu Ostern wöchentlich hielt und welche oft sehr besucht waren. Es kamen da manche Personen aus den Hof- und höheren Regierungskreisen, so die Frau v. Schleinitz, die Gattin des Hausministers, welche mit meiner Tochter sehr befreundet war; die Gräfin Reventlow, Erzieherin der kronprinzlichen Kinder; mein alter Freund Usedom mit seiner extravaganten Frau[1]) und ihrer kolossal schönen Tochter;[2]) Legationsrat Karl Mayer,[3]) unser aller alter Bekannter von Heidelberg, jetzt in der Intimität des Kaisers; die Staatssekretäre v. Philipsborn, Thile und so weiter. Sodann traf ich an diesen Abenden mannigfach berühmte Gelehrte, wie Mommsen, Lepsius, Pertz, Ranke, Zeller und andre mehr, namentlich Naturforscher, zum Teile mit Frauen und niedlichen Töchtern. Namentlich aber auch Künstler, so die Maler Menzel, G. Richter, Werner, den Kunsthistoriker und jetzigen Vorstand der Gemäldegalerie des Museums Julius Meyer. Auch Musiker und Sängerinnen, welche, wie man mich versicherte, vortrefflich Musik machten; dazu gelegentlich Offiziere, Fremde. Es war eine bunt gemischte, aber auserlesene Gesellschaft; die Abende waren berühmt, und man suchte den Zutritt nach.

Zu manchen persönlichen Bekanntschaften in der höheren Gesellschaft führten Bälle bei den Gesandten (zu welchen ich ohne mein Zuthun und eigentlich sehr gegen meinen Wunsch auf Verlangen der Kaiserin eingeladen wurde) und mannigfache größere und kleinere Diners bei Ministern und Hofbeamten. Nähere Verbindungen entstanden freilich nicht daraus.

Endlich aber kam ich sehr unerwarteterweise in vielfache Beziehungen zum Hofe, und zwar sowohl zum kaiserlichen als zu dem mit diesem nicht sehr eng verbundenen kronprinzlichen. Die Aufnahme bei ersterem verdankte ich zunächst einer Rücksicht auf die Großherzogin von Baden, Tochter

[1]) Vgl. S. 207—208.
[2]) Hildegard, Tochter zweiter Ehe.
[3]) Vgl. I. 253—254.

der Kaiserin; dann vielleicht auch der Stellung meines jüngeren Sohnes Ottmar, welcher im Herbste zum Kabinettssekretär der Kaiserin von seinem Konsulatsposten in Singapore einberufen worden war und sich schnell ihre Gunst erworben hatte. An den kronprinzlichen Hof wurde ich aus Rücksicht auf Helmholtz und seine Frau gezogen, welche beide sehr beliebt bei dieser Herrschaft waren und sehr von ihr bevorzugt wurden. Galten somit die Auszeichnungen eigentlich nicht mir, so wurden sie mir doch zu teil, und hatte ich den Genuß naher Anschauungen und Erfahrungen in Kreisen, in welche einzutreten ich nicht die entfernteste Absicht oder Aussicht hatte bei meiner Annahme einer Stelle im Reichstage. Auch hätte eine solche an sich dazu nicht geführt, war ich doch, mit Ausnahme der im Reichstage sitzenden Fürsten und Prinzen und einiger ganz weniger jungen preußischen Granden, der einzige meiner Genossen, der herbeigezogen wurde.

An den kaiserlichen Hof wurde ich regelmäßig einigemal in der Woche geladen. Teils zu den sogenannten Thees der Kaiserin, bei welchen etwa 20—30 Personen, Frauen und Herren, in einem kleineren Zimmer um runde Tische saßen und die auch der Kaiser besuchte, einfach sich an einen Tisch setzend und am Gespräch, namentlich mit Damen, Anteil nehmend; teils zu den größeren Soireen von etwa 150 Personen, in welchen zuerst Cour abgehalten, dann ein, gewöhnlich ein französisches, Lustspiel auf sehr beschränktem Raume im Salon selbst von Schauspielern dargestellt, schließlich an kleinen Tischen einfach zu Nacht gespeist wurde. Die Einladungen zu beiden Arten von Gesellschaften waren in den Hofkreisen sehr hochgehalten, nach meinem Dafürhalten freilich mehr eine Auszeichnung als eine Unterhaltung. Dazu kamen noch zuweilen große Diners oder bei besonderer Veranlassung ein allgemeines Hoffest, zum Beispiel an des Kaisers Geburtstag. Bei den großen Gelegenheiten war der Hof sehr zahlreich und glänzend, bei den gewöhnlichen Abendgesellschaften einfach. Auffallend war mir, daß zwar in der Regel die Ambassadeure und ihre Frauen, ebenso oft die Militärattachés der Gesandtschaften bis zu den Leutnants herab, niemals aber die übrigen Gesandten anwesend waren. — In allen diesen Vereinen war der Kaiser freundlich, einfach, ungezwungen; er hatte ein wohlwollendes Wort für jeden, gab den ihm näher Bekannten die Hand, plauderte viel mit hübschen Damen. Der 77jährige Herr erschien, obgleich soeben von einer schweren Krankheit genesen, bei größeren Gelegenheiten immer in voller Uniform, mit dem Helm in der Hand, in strammer Haltung und bis Mitternacht auf den Beinen. Die Kaiserin, allerdings nicht mehr jung und schön, aber doch eine stattliche Erscheinung und geschmackvoll gekleidet, gab sich die äußerste Mühe, in liebenswürdigster Weise ihren Hof zu halten, sprach mit jedermann, etwa untergeordnete junge Leute abgerechnet, hatte feine Aufmerksamkeiten. In den Zirkeln vor dem

Anfange der Theatervorstellungen und so weiter war sie das bewegliche und vertretende Element, der Kaiser ging ruhig und still seine eignen Wege. Im übrigen kann ich nicht leugnen, daß sie wenig beliebt war, und zwar sowohl bei Hofe als im Publikum, trotz mancher bedeutender Eigenschaften und großer Leistungen im Erziehungs- und Krankenwesen. Namentlich wurden ihre Hinneigungen zu französischem Wesen und zu den Katholiken [1]) mit Argwohn betrachtet. Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten hatte sie zwar keinen; ihr Verhältnis zum Kaiser war ein äußerlich passendes, aber sehr kühles. Der Kaiser genoß zur Zeit meines Aufenthaltes der höchsten Volksbeliebtheit und Achtung, welche er denn auch durch die musterhafte Erfüllung seiner Regentenaufgabe, durch Geradheit und Eifersuchtslosigkeit, pünktlichste Ordnung in seinem Haushalte verdiente. Ohne Mühe sah man bei dem alten Manne hinweg über das Festhalten an veralteten Gewohnheiten, über das hergebrachte Vorwiegen des Interesses am Militärwesen, über schwache Teilnahme an Wissenschaft und Kunst.

Der kronprinzliche Hof stand in keinen sehr nahen Beziehungen zu dem elterlichen, obgleich der äußere Anstand vollkommen gewahrt war. Es scheint, daß Schwiegermutter und Schwiegertochter wenig harmonierten, und die Kronprinzessin war zu selbständig, als daß sie sich den Gewohnheiten und Liebhabereien des älteren Geschlechts mehr als unvermeidlich war unterworfen hätte. Sie war viel mit ihren zahlreichen Kindern beschäftigt, interessierte sich sehr um Kunst, übte sogar Plastik selbst in mehr als dilettantischer Weise, zog sich abends früh zurück und schlug so früh, als die Jahreszeit es irgend erlaubte — früher, sagten fröstelnd ihre Umgebungen —, ihren Wohnsitz im Potsdamer Neuen Palais auf. Nicht nur sie, sondern auch der Kronprinz hielten sich von Staatsangelegenheiten ganz fern, hatten keinerlei politischen Einfluß und suchten keinen; nur mit seinen militärischen Pflichten beschäftigte sich der Prinz. Die eigentlichen Gesinnungen des künftigen Herrscherpaares waren vollständig unbekannt, und alle Vermutungen über die einstige Regierungsrichtung, über die dann leitenden Persönlichkeiten, über die nächsten Umgebungen waren eben bloße Vermutungen. Man nahm wohl an, daß Bismarck nicht in besonderer Gunst stehe; es wurde geglaubt, daß die Kronprinzessin einen großen Einfluß auf ihren Gemahl auch als regierenden Herrn haben werde: allein von einer Gewißheit, von einem auf Thatsachen gestützten Beweise war keine Rede. Vor diesem Rätsel verstummte denn auch die öffentliche Stimme; von dem kronprinzlichen Paare war gar wenig die Rede. — Ich hatte Gelegenheit, dasselbe in doppelter Weise näher zu sehen. Teils im eignen

---

[1]) Vgl. auch v. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, II. 172. — Ueber die Beeinflussung der Regierungspolitik durch die Kaiserin vgl. ebd. 283 f.

Palais, sei es bei einigen größeren Festen, sei es hauptsächlich in kleineren Abendgesellschaften; teils in dem Hause der Frau v. Schleinitz, der Gattin des Hausministers. Dieser, einer schönen Frau, voll Enthusiasmus für Wagnersche Musik und für Malerei, war die Kronprinzessin sehr gewogen, und sie ließ sich häufig abends zum Thee bei ihr ansagen, wo dann einige wenige Männer und Frauen ebenfalls aufgefordert wurden zu erscheinen. Sowohl im eignen Palais als bei Frau v. Schleinitz bestand die Gesellschaft fast ausschließlich aus Gelehrten und Künstlern; politische Notabilitäten waren niemals anwesend; denn der englische Botschafter Lord Otto Russell und seine Frau erschienen nur als persönliche Freunde und Landsleute der Kronprinzessin. Im Palais hatten die Abende immerhin noch etwas Hofmäßiges; es waren auch mehr Menschen anwesend, etwa 20—30; bei Frau v. Schleinitz dagegen bildeten die acht bis zwölf Geladenen eine einfache Privatgesellschaft, und der Ton der Unterhaltung war auch kaum von dem in einem häuslichen Zirkel üblichen verschieden. Der Kronprinz, eine stattliche militärische Erscheinung, war äußerst einfach, natürlich und ungezwungen; ernst aber wohlwollend. Ueber Politik habe wenigstens ich ihn nie reden hören. Die Kronprinzessin hatte sehr schöne ausdrucksvolle Augen und war, ohne regelmäßig schön oder noch in erster Jugend zu sein, anmutig. Wunderbarerweise war sie schüchtern, namentlich im Anfange der Gespräche; sie beklagte sich selbst darüber. Ihre Interessen und damit auch ihre Unterhaltungen umfaßten einen weiten wissenschaftlichen und künstlerischen Kreis. Große Teilnahme hatte sie, wie mir gesagt wurde, namentlich an Strauß. Sie ist jedenfalls eine bedeutende Frau, welche auch seiner Zeit, wenn ihr Gemahl zur Regierung gelangt sein wird, ohne Zweifel einen bedeutenden Einfluß ausüben wird, da jener sie sehr hoch stellt. Welcher Art dieser Einfluß sein wird, ob er also dem Ganzen und ihr selbst zum Segen oder zum Uebel ausschlagen wird, darüber hat jetzt noch niemand auch nur eine Ahnung.

## II. Session (Winter 1874/75).

Der Reichstag wurde schon gegen Ende Oktober zu einer neuen Sitzung einberufen. Früher als gewöhnlich, weil das Reichsbudget und das Budget für das Reichsland Elsaß-Lothringen noch rechtzeitig, also vor Jahresschluß, zu stande gebracht werden sollte. Außerdem lagen weitere wichtige und weitaussehende Geschäfte vor.

Der Bundesrat hatte drei umfassende Justizgesetze, richtiger gesagt Gesetzbücher ausarbeiten lassen: eine allgemeine, für ganz Deutschland gültige Gerichtsorganisation, einen Zivilprozeß, endlich einen Kriminalprozeß. Es war zwar nicht beabsichtigt und auch in der That nicht wohl möglich, dieselben in der bevorstehenden Session durchzuberaten und

alsbald als Gesetz zu verkündigen. Dies hätte nur geschehen können, wenn man die Entwürfe, etwa nach einer allgemeinen Beratung, en bloc angenommen hätte. Daran war aber nicht zu denken. Weder hatte der Reichstag so viel Selbstentsagung, noch waren auch in der That die Entwürfe sämtlich dazu angethan, um ohne wesentliche Aenderungen angenommen zu werden. Höchstens wäre dies bei der Zivilprozeßordnung angegangen, welche allseitig als ein im ganzen gelungenes Werk angesehen wurde. Es konnten also nur Vorbereitungen getroffen werden, diese aber mußten der Geschäftsordnung gemäß in einer ersten allgemeinen Beratung bestehen, nach deren Schluß erst die Frage gestellt werden konnte, ob und wie eine eingehende Bearbeitung und Begutachtung durch eine Kommission stattzufinden habe.

Ein zweites wichtiges und ausführliches Gesetz war zur Ordnung des Bankwesens im Reiche bestimmt. Es sollte dem Unfug der von den einzelnen Staaten im Uebermaße konzessionierten Zettelbanken, welche das ganze Land mit Noten der verschiedensten Art, zum Teil ohne irgend genügende Sicherheit, überschwemmten, ein Ziel gesetzt werden. Eine durchgreifende Maßregel war namentlich auch notwendig, um die beschlossene Goldwährung zur Wirklichkeit werden zu lassen, was voraussetzte, daß der Verkehr nicht im wesentlichen und bis auf die kleinsten Appoints herab mit Papier betrieben wurde.

Sodann legte der Bundesrat ein Gesetz über Zivilehe und was damit zusammenhängt vor. Der aus der Initiative des Reichstags in der letzten Session hervorgegangene Entwurf war vom Bundesrat als lückenhaft und sonst fehlerhaft nicht angenommen worden, und es hätte die Sache vielleicht noch länger geruht, wenn nicht Bayern darauf gedrungen hätte, daß durch ein Reichsgesetz angeordnet werde, was es durch seine eigne Kammer nicht durchzubringen hoffen konnte. Der Reichsregierung konnte es nur angenehm und nützlich sein, Bayern einen Beweis zu geben, daß eine allgemeine, über den Einzelstaaten stehende Gesetzgebung doch auch ihre Vorteile für diese selbst haben könne. Dagegen hatte für den überwiegend größten Teil Deutschlands eine solche reichsgesetzliche Ordnung keinen praktischen Wert, da ja Preußen, Baden, das ganze linke Rheinufer bereits die Einrichtung besaßen. In mehreren wesentlich protestantischen Ländern, wie Sachsen, Württemberg, Oldenburg, Mecklenburg, war sogar nicht nur kein Bedürfnis vorhanden, sondern es regte sich selbst ein lebhaft ausgesprochener Widerwille gegen die als unnötig betrachtete und daher widrige Neuerung.

Eine Anzahl kleiner Militärgesetze war hauptsächlich zur weiteren Regelung des Wehrpflichtdienstes oder der auch in Friedenszeiten obliegenden Leistungen für militärische Zwecke bestimmt. Dem Ansehen nach das

stattlichste derselben war eine Landsturmordnung, der Sache nach freilich kaum etwas anderes als ein theoretischer Abschluß des Wehrsystems, höchstens eine allgemeine Demonstration gegen außen. Im ordentlichen Laufe der Dinge hatte es gar keine Bedeutung und Wirkung. Es werde, sagte einer der militärischen Bundeskommissäre offen, im Frieden weder die Ausgabe von einer Mark noch eine Stunde Zeitverlust dadurch veranlaßt werden. Dies verhinderte freilich allerlei hohle Deklamationen über Militarismus und immer steigenden Druck der Wehrpflicht von seiten der Ultramontanen und Sozialdemokraten nicht.

Dagegen waren selbstverständlich die beiden Budgets für das Reich und für Elsaß-Lothringen von augenblicklicher und großer praktischer Bedeutung. Bei dem ersten mußte zum erstenmal der Militäretat beraten werden, da bisher die Reichsregierung mit dem Pauschquantum von 225 Thalern für den Mann gewirtschaftet hatte, ohne Rechnung darüber abzulegen. Das Budget für das Reichsland aber war in seiner Gesamtheit eine neue Aufgabe für den Reichstag. Bis dahin hatte absolute Verwaltung bestanden, also auch in Finanzsachen. Künftig sollte nun zwar eine Art von Landesvertretung ins Leben treten zu wenigstens gutachtlicher Beratung der Landesangelegenheiten. Zunächst bestand aber diese noch nicht, und der Reichstag hatte daher die wunderliche Verpflichtung und Berechtigung, das Budget für Elsaß-Lothringen in allen Einzelheiten zu prüfen und festzustellen.

Noch eine Anzahl von kleineren Geschäften und Gesetzesvorschlägen mag übergangen werden.

Offenbar galt es, eifrig und arbeitsam zu sein, wenn das alles bis zum Jahresschlusse oder höchstens bis zum verfassungsmäßigen Zusammentritt des preußischen Landtags am 15. Januar 1875 zum Ziele geführt werden sollte. Auch mußte der Reichstag entschlossen sein, zufälligen Zwischenfällen oder auch der eignen legislatorischen Initiative den möglichst geringen Spielraum zu lassen. Es kann ihm das Zeugnis nicht versagt werden, daß er diesen Forderungen im großen und ganzen vollständig gerecht wurde. Es wurde angestrengt und nachhaltig gearbeitet. Die Sitzungen der Versammlung folgten sich fast ununterbrochen und dauerten oft sechs bis acht Stunden. Daneben dann die Fraktions- und Abteilungssitzungen, namentlich aber die zahlreichen, häufig bis tief in die Nacht währenden Sitzungen der Kommissionen, vor allem der Budget-, der Militär- und der Bankkommissionen. So konnte denn in der That bis zum letzten Januar alles bewältigt werden, freilich mit großer Erschöpfung der meisten Mitglieder, von mir altem Manne gar nicht zu reden.

Aber auch sachlich verlief die Session befriedigend. Es herrschte ein

guter Geist sowohl bei der Reichsregierung als im Reichstage. Die Beziehungen beider zu einander waren freundlich und förderten beiderseitig die Aufgaben. Eine unerwartet eingetretene Spannung wurde bald und selbst mit nachwirkender günstiger Folge wieder beigelegt. Die von dem Bundesrate vorgelegten Gesetzesentwürfe fanden — abgesehen von den Ultramontanen, welche aber in unmächtiger Minderheit waren — keinen prinzipiellen Widerspruch; die zahlreichen und zum Teile tief eingreifenden Abänderungsbeschlüsse der Versammlung wurden fast ausnahmslos von den Regierungen alsbald angenommen. Die Sachkenntnis und offene Darlegung der Thatsachen von seiten der Regierungskommissäre, namentlich des jungen Generals Voigts-Rheetz und Majors Blum fanden allgemeine Anerkennung und hielten Mißtrauen fern. Bloßen Nergeleien oder unpraktischen Idiosynkrasien einzelner trat die Versammlung kurzerhand entgegen, unnützem Gerede wurde, sobald der Anstand es erlaubte, durch Schluß der Diskussion ein Ende gemacht. Namentlich in den beiden Budgets verlief alles ganz glatt, wohl über Erwarten der Regierung selbst. Die Versammlung hatte offenbar in praktischer Geschäftsbehandlung gewonnen, und wenn ich mich nicht sehr irre, so hat das Bewußtsein, daß keine zweite kontrollierende Versammlung daneben stehe und eine Uebereilung oder Uebertreibung verhindern könne, einen günstigen Einfluß auf Mäßigung und Selbstbeschränkung des Reichstags. Von den zu stande gebrachten Gesetzen dienten mehrere zur wirksamen Befestigung der einheitlichen Reichsidee, so namentlich das Bankgesetz und das über Zivilehe. Die geschäftsmäßige Vorbereitung eines künftigen gleichmäßigen Rechtes für ganz Deutschland stellte ein noch mächtigeres Einheitsmittel in nicht ferne Aussicht.

Das am Schlusse der Session namens des Kaisers ausgesprochene Lob des Kanzlers, daß sich dieselbe an Leistungen den bedeutendsten und nützlichsten der früheren Versammlungen würdig anschließe, war in der That verdient.

Nur einige wenige Mal unterbrachen unerwartete Zwischenfälle die regelmäßige sachliche Behandlung der Geschäfte, schließlich glücklicherweise nicht mit bleibend nachteiligen Folgen. Ich will den bedeutendsten Vorgang dieser Art ausführlicher erzählen, da er manchen Einblick in das Leben und in den Geist der Versammlung eröffnet.

Ein Mitglied der Versammlung, der katholische Kaplan Majunke, war in der Zwischenzeit zwischen den beiden Sessionen wegen Preßvergehen rechtskräftig zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt worden, hatte sich aber der Vollstreckung durch Entfernung in das Ausland entzogen. Nach Eröffnung der Wintersession kam er zurück und nahm seinen Platz in der Versammlung ein, seiner Meinung nach geschützt durch die Bestimmung der Verfassung, daß während der Dauer einer Sitzung ein

Abgeordneter ohne Zustimmung der Versammlung nicht in Untersuchung oder Verhaft genommen werden dürfe. Die preußische Justizverwaltung war jedoch der Ansicht, daß sich diese Bestimmung nur auf Untersuchungshaft, nicht aber auf Vollstreckung eines rechtskräftig gewordenen gerichtlichen Urteiles beziehe, und ließ Majunke unerwartet verhaften und alsbald in eine Strafanstalt abführen. Dieses Vorgehen erregte die größte Aufregung in der Versammlung, und zwar nicht nur bei den ultramontanen Parteigenossen, sondern in allen Fraktionen. Es wurde im ersten Augenblicke als eine schreiende Verletzung der Verfassung und als eine mutwillige Herausforderung der Versammlung betrachtet und am nächsten Morgen [1]) vor Eröffnung der Sitzung und zwar auf Anstoß Laskers in der Fraktion der Nationalliberalen zuerst eine zahlreich unterschriebene Interpellation eingereicht. Der Präsident verwies die Sache an die Geschäftsordnungskommission zu schleunigem Berichte. Indessen wurden bei ruhigerem Blute bald vielfache Zweifel laut über die Richtigkeit der ersten Auffassung. Eine genauere Prüfung der Verfassungsbestimmung mußte erkennen, daß zunächst nur die Erhebung einer neuen Untersuchung und eine Untersuchungshaft verboten, über die Vollstreckung eines bereits rechtskräftigen Urteils aber nichts ausdrücklich bestimmt war. Auch die Nachforschung in den sonstigen Verfassungsurkunden und in staatsrechtlichen Werken zeigte, daß überall nur, offenbar zum Schutze gegen polizeiliche Willküren und Plackereien, die Veranstaltung von Untersuchungen und gar Verhaftungen untersagt, von Strafvollziehungen aber nirgends die Rede war. Es stellte sich sogar heraus, daß in England gar kein Privilegium für Parlamentsmitglieder bestand, außer einem Schutze gegen Verhaftung wegen Schulden, was im vorliegenden Falle außer Frage stand. Man erkannte vielfach an, daß der gegen mögliche Willkür für notwendig erachtete Schutz keine innere Begründung habe gegen gerichtliche Urteile. Kurz, die Beurteilung der Sachlage wurde bei sehr vielen eine andre (ich gestehe, daß auch ich persönlich diese Wandlung meiner Ansicht durchmachte), und wenn auch der Unwille über das täppische Zugreifen des Staatsanwalts, welches ganz unnötigerweise einen solchen Sturm hervorrief, gleich lebendig blieb, so wurde doch die zu fassende Entscheidung sehr zweifelhaft. Der Zwiespalt zeigte sich denn alsbald in den Verhandlungen der Geschäftsordnungskommission. Trotz einer bis tief in die Nacht dauernden Beratung blieben die Meinungen, ob die Verfassungsurkunde den Fall vorgesehen habe oder nicht, gerade geteilt. Der Bericht

---

[1]) Am 11. Dezember 1874 erfolgte die Verhaftung Majunkes im Auftrag des Berliner Polizeipräsidiums und wurde am 12. Dezember von Lasker im Reichstag zur Sprache gebracht, vgl. Schultheß a. a. O. XV. 240; 241; 243.

der Kommission konnte denn auch keinen Anhalt für die Versammlung geben, und die Debatte zog sich ermüdend hin, im Widerstreite zwischen dem zunächst von der Fortschrittspartei ausgehenden Antrage, die Verhaftung eines Abgeordneten während einer Sitzung des Reichstages sei mit dem Rechte und der Ehre desselben unvereinbar, und dem von einem Mitgliede der nationalliberalen Fraktion gemachten Vorschlage, die Frage als unentschieden einer Feststellung in dem Strafprozesse zu unterstellen. Von seiten der Regierung wurde die Frage ziemlich lau und ohne Geschick behandelt. Der preußische Justizminister Leonhardt sprach nur als solcher, suchte seine Zuständigkeit zu leugnen und alles den souveränen Gerichten zuzuschieben, zog sich aber überlegene und bittere Widerlegungen zu. Schließlich gewann der erstere Antrag, da außer dem Fortschritte und den Ultramontanen auch ein Teil der Nationalliberalen dafür stimmte, eine Mehrheit von sechs oder acht Stimmen.

Damit schien die Sache wenigstens zunächst beendigt. Niemand glaubte zwar, daß der Bundesrat dieser Auslegung der Verfassung zustimmen werde; allein seine Erklärung konnte und mußte die Frage in den Weg der gewöhnlichen Geschäftsbehandlung bringen, und dann konnte man weiter sehen. Ganz unerwartet nahm jedoch die Angelegenheit eine verschiedene und sehr bedrohliche Wendung. Es verlautete am nächsten Tage, Fürst Bismarck habe seine Entlassung beim Kaiser eingegeben, weil er mit einer Versammlung, deren Mehrheit so unzuverlässig und einsichtslos sei, nicht regieren könne, und es handle sich ganz ernstlich von der Annahme des Rücktritts oder von der Auflösung des Reichstags. Das Erstaunen war ein ganz allgemeines, die Bestürzung und wohl auch die Reue bei sehr vielen eine große. So war die Sache nicht gemeint gewesen. Gegen Bismarck hatte sich der Beschluß nicht gerichtet. Er hatte ja mit der Verhaftung Majunkes, wenigstens ostensibel und so viel man irgend wußte, gar nichts zu thun gehabt; sie war eine Handlung preußischer Gerichtsbehörden. Er hatte sich nicht einmal über die Frage ausgesprochen, war vielmehr während der ganzen Debatte stumm und anscheinend teilnahmslos anwesend gewesen. (Erst viel später verlautete, daß er habe das Wort ergreifen wollen, aber von Delbrück und so weiter abgehalten worden sei, weil es nicht zuträglich sei, daß die Reichsregierung sich jetzt schon ausspreche, und da jedenfalls die Abstimmung günstig ausfallen werde.) Warum also diese Entrüstung, dieser äußerste Entschluß? Man suchte nach sonstigen genügenden Gründen, kam aber über Vermutungen nicht hinaus. Der gerade im Gange begriffene Prozeß gegen den Botschafter in Paris, Graf Arnim, die Warnungen der Polizei gegen beabsichtigte Mordunternehmungen, angebliche nebelhafte Umtriebe gegen Bismarck in den nächsten Umgebungen des Kaisers und noch andres wurden

als Veranlassungen zu einer krankhaften Aufregung geltend gemacht. Aber immer blieb während mehrerer Tage die Stimmung eine höchst unbehagliche, die Zukunft eine ungewisse.

Da kam plötzlich eine Lösung von ganz unerwarteter Seite. Windthorst glaubte, weil er es wünschte, an den Rücktritt Bismarcks und beging den unverzeihlichen taktischen Fehler, sich dabei auch vernehmen zu lassen, während einfacher Menschenverstand ihm sagen mußte, daß ein vorzeitiges Eingreifen von seiner Seite seinen Plänen nur schaden könne. Sei es, daß die demütigende Niederlage, welche er kurz vorher [1]) vom Reichskanzler erlitten hatte, als er in Gemeinschaft mit Jörg dessen auswärtige Politik hatte angreifen wollen, an ihm nagte, sei es, daß er durch einen erneuten Sturmlauf den Fall glaubte beschleunigen und sichern zu können: kurz, er benützte die Beratung des Etats zu einem seiner gewöhnlichen, kleinlich bösartigen Ausfälle, formell zunächst aus Gelegenheit der geforderten geheimen Fonds. Das Manöver war ebenso dumm als sittlich widrig; ein wahrer coup de pied de l'âne. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit benützte Bennigsen den Fehler, und zwar nicht bloß zu einer sachlichen Widerlegung Windthorsts, an welcher gar nichts lag, sondern zu einer Wiederherstellung des wahren und richtigen Verhältnisses der Versammlung zu Bismarck und dadurch zur Beseitigung der Krise. Nach kurzem Nachweise der Notwendigkeit geheimer Fonds für jede Regierung (wie denn auch Windthorst als hannoverscher Minister seinerzeit solche gehabt und gebraucht habe), ging er in gehobenem Tone über zu einer glänzenden Lobrede auf Bismarck und forderte die Versammlung auf, in der Verwilligung der geforderten Fonds dem Fürsten ein unumwundenes und lautes Vertrauensvotum zu geben. Der Antrag auf namentliche Abstimmung wurde alsbald von andrer Seite beigefügt. Das unter lautem Beifallsrufe der Versammlung verkündete Ergebnis war die Zustimmung von mehr als zwei Dritteilen für das Vertrauensvotum. [2]) Augenblicklich wurde das Ereignis in das kaiserliche Palais telegraphiert, wo gerade, wie man wußte, Ministerrat war zum Entschlusse über Bismarcks Rücktrittsverlangen. Alsbald war hier alles beigelegt und beendigt, und um das Dramatische des Herganges zu vollenden und zu krönen, erschien Bismark in kürzester Zeit, noch in voller Uniform, in der Versammlung, stieg zu dem Präsidenten hinauf und gab ihm in demonstrativer Art die Hand. Zur Lehre nahm man sich aber allerseits vor, in wichtigen Dingen nicht mehr nach erstem unüberlegtem Antriebe und ohne Fühlung mit der

---

[1]) In der Debatte vom 4. Dezember, vgl. Schultheß XV. 226—234.

[2]) Die Rede Bennigsens s. a. a. O. 243—245. Das Vertrauensvotum für den Reichskanzler wurde mit 199 gegen 71 Stimmen (Zentrum, Polen u. s. w.) angenommen.

Regierung vorzugehen; hoffentlich zog auch letztere ihrerseits eine ähnliche Lehre aus dem ganzen peinlichen und gefährlichen Hergange.

Die Ultramontanen waren ganz vor den Kopf geschlagen über die so unerwartet über sie hereingestürzte Niederlage und traten seitdem viel leiser und bescheidener auf. Namentlich Windthorst richtete während der ganzen weiteren Session sich nicht mehr recht auf. Er hatte zu viel verloren und zwar durch einen gar zu plumpen Fehler. Die reichsfreundliche Mehrheit war fester und geschlossener als je, der furchtbare Gegner war nicht gestürzt, sondern im Gegenteile höher und sicherer gestellt; das Vertrauen der eignen Partei in den vermeintlich unbezahlbaren Führer war erschüttert, alles durch eigne Schuld, durch falsche Berechnung und Mangel an sittlichem Takt. Windthorst setzte zwar im kleinen seine Nergeleien fort, besonders aber wollte er der Fortschrittspartei gegen deren Willen die Fortsetzung des Verhaftungshandels aufnötigen; allein er kam aus seiner schlechten Lage nicht wieder heraus. Namentlich war die Fortschrittspartei am Ende so klug und so anständig, ihm öffentlich zu erklären, sie bedürfe seiner Unterstützung und Protektion nicht, werde ihren Antrag in einer künftigen Session verfolgen, wann und wie es ihr beliebe.

Selbstverständlich gab mir eine neue dreimonatliche Session des Reichstages Veranlassung und Gelegenheit zu erweiterter Kenntnis der thatsächlichen Zustände und der handelnden Personen. Daß das Ergebnis ein in jeder Hinsicht befriedigendes gewesen sei, kann ich freilich nicht sagen.

Was zuerst die fundamentalen Einrichtungen des Reiches betrifft, so muß ich allerdings gestehen, daß, um hiervon zuerst zu reden, die von mir zu jeder Zeit gehegten und auch wohl gelegentlich öffentlich ausgesprochenen Befürchtungen von schweren Nachteilen einer aus allgemeinem Wahlrechte hervorgehenden[1]) und durch keine andre Kammer kontrollierten und in Schranken gehaltenen Versammlung sich im großen und ganzen nicht sehr fühlbar machten. Der Reichstag arbeitete, wie bereits bemerkt, nicht bloß emsig, sondern in der Hauptsache auch sachgemäß und mit verständiger Mäßigung. Die auf die Sicherung höherer staatsmännischer Kapazitäten nicht angelegte Wahlordnung hatte wenigstens zahlreiche Männer von Verstand, zum Teil von mehr als mittleren Geisteskräften, von Erfahrung in verschiedenen Lebenskreisen geliefert, welche der Förderung der Geschäfte in ruhigen Zeiten und soweit es sich nicht von großen reformatorischen Gedanken handelte, gewachsen waren. Parteitreiben und Vorurteile, Eitelkeit einzelner, vielfache Nullität in der Masse lagen oft genug klar vor; aber über egoistische Gewissenlosigkeit einzelner konnte man kaum klagen. Freilich fehlte dazu auch Anreiz und Befriedigungs-

[1]) Vgl. I. 280 Anm. 1 und II. 131—132.

möglichkeit. Doch hatte diese Sachlage eine bedenkliche Seite. Es stellte sich in dieser Session immer klarer heraus, daß die Ultramontanen sich nicht nur nicht bei treuer Mitarbeit an der Befestigung und dem Ausbau des Reiches beteiligen, sondern daß sie vielmehr mit allen Kräften hindernd wirken wollten. Mit dürren Worten erklärten sie es freilich nicht, im Gegenteil legten sie gelegentlich tugendhaft entrüstete Verwahrungen gegen ihre Bezeichnung als „Reichsfeinde" ein, allein thatsächlich bewiesen sie es an jedem Tage. Nicht nur sprachen sie gegen alle und jede Gesetzesentwürfe, auch wenn sie mit ihrer kirchlichen Politik in gar keiner Beziehung standen, und stimmten schließlich wie ein Mann gegen sie, sondern sie unterstützten auch die offen erklärten Reichsgegner, wie die Polen, die Elsässer und sogar dann und wann die Sozialdemokraten bei deren Anträgen. Außer der Sicherung dieser Stimmen in den eignen Bemühungen hatten sie den Vorteil, dem Reiche und seiner Regierung einen um so gewichtigeren Widerstand zu bereiten. Setzten sie auch nichts durch, unterlagen sie sogar einigemal schmählich bei ihren persönlichen Angriffen auf den Reichskanzler, so blieb doch immer der empfindliche Nachteil für das Reich, daß es im Innern als weniger befestigt erschien und daß man im Auslande unter Umständen auf eine Unterstützung im Schoße des Reichstages selbst rechnen zu können glauben machte. Man kann nicht umhin, dieses Verhalten mit dem der Anhänger der Stuarts nach der Vertreibung der letzteren zu vergleichen, nur ist es vom nationalen Standpunkte aus noch verwerflicher und verräterischer. Jene wollten doch nicht eine Vernichtung der Reichseinheit und der sichernden Machtstellung des Vaterlandes, sondern nur einen Wechsel der regierenden Familie. Es wäre thöricht, zu glauben, daß bei einem ruhigen Verlaufe der Dinge dieses üble Verhältnis sich so bald verbessern werde; möglicherweise verschlimmert es sich sogar noch, an dem schließlichen Ausgange darf man freilich nicht verzweifeln. Weder die Mehrzahl noch die Intelligenz der Nation ist mit den Ultramontanen.

Auch bei der Reichsregierung fand ich mehr und mehr nicht alles glatt und zweckentsprechend, vor allem nicht alles abschließend geordnet. Die Maschine fungierte allerdings regelmäßig, und zwar in ihren beiden Teilen, dem handelnden, nämlich dem Reichskanzleramte, vom Fürsten Bismarck an bis zu den untergeordneten Räten und Kommissaren, und dem beschließenden, dem Bundesrate mit seiner zahlreichen Ausstattung von Bevollmächtigten der einzelnen Regierungen. Auch war das Verhältnis beider Teile zum Reichstage ein in der Hauptsache zufriedenstellendes. Sah man dann aber genauer zu, so bemerkte man doch, daß manches nicht so sei, wie man es wünschen mußte, und daß mit der Zeit wohl bedeutende Veränderungen würden eintreten müssen. — Die

aktive Reichsregierung leidet nämlich dem Reichstage gegenüber an einer auffallenden inneren Schwäche, dies aber gerade aus dem Grunde, weil sie vollständig in dem Reichskanzler konzentriert ist. Er allein hat eine gesetzliche Zuständigkeit, ist allein verantwortlich; da er nun aber selbstverständlich nicht im Reichstage immer persönlich anwesend sein kann und will, so wird die übergroße Menge der Geschäfte in seiner Abwesenheit von Stellvertretern und Untergeordneten besorgt, am häufigsten von seinem obersten Ablatus, dem Präsidenten des Reichskanzleramtes. Die von diesen abgegebenen Erklärungen und gestellten Forderungen müssen natürlich im Sinne und in wichtigen Fällen in bestimmtem Auftrage des Reichskanzlers gegeben werden; allein es ist doch ein mächtiger Unterschied zwischen einem solchen Auftreten bloß Beauftragter und dem Eingreifen des Entscheidenden selbst. In jenem Falle bleibt immer die Möglichkeit, daß das letzte Wort noch nicht gesprochen sei; nicht selten muß sogar aus Mangel an Bevollmächtigung eine abschließende Antwort hinausgeschoben oder umgangen werden. Kurz, es fehlt an der rechten Kraft, was sich denn auch alsbald zeigt, wenn der Reichskanzler selbst in der Sitzung erscheint und an der Verhandlung Anteil nimmt. Es ist also ein ganz berechtigtes Gefühl, wenn der Reichstag eine persönliche Teilnahme desselben immer gern sieht und er es zugleich als eine Aufmerksamkeit und Anerkennung betrachtet. Die etwaige ausgezeichnete Begabung eines der Untergeordneten ändert hieran nichts, noch weniger die häufig vorkommende größere Anzahl der Kommissäre. Dieser Uebelstand trat aber gerade in der jetzigen Session besonders hervor, weil Bismarck wegen Krankheit und teilweise wegen Verstimmung verschiedenen Ursprungs nur ganz ausnahmsweise im Reichstag erschien. Täusche ich mich nicht sehr, so liegt in diesem Verhältnis ein bedeutender Nachteil für die Reichsregierung als konstitutionelle Einrichtung, und zwar ein um so bedeutenderer, als der Natur der Sache nach eine Abhilfe nicht möglich scheint. Jedenfalls könnte sie nicht von der Verwandlung der jetzigen Abteilungen des Reichskanzleramtes in förmliche Reichsministerien, welche die Fortschrittspartei verlangte, kommen. Damit wäre in der Sache nichts geändert; auch bei einer angeblichen Verantwortlichkeit solcher Minister bliebe die höherstehende einheitliche Leitung und also auch politische und rechtliche Vertretung und Verantwortlichkeit des Reichskanzlers immer bestehen.

Was aber den **Bundesrat** betrifft, so mag dieser — ich kann darüber aus Mangel an eigner Anschauung nicht urteilen — die genügenden Kräfte für seine legislativen Arbeiten besitzen; jedenfalls kann die preußische Regierung im Notfalle aushelfen; allein gegenüber dem Reichstage und in den persönlichen Verhandlungen mit demselben erscheint er in keinem günstigen Lichte. Zwar besuchten auch in dieser Session Bundesrats-

mitglieder vielfach, oft in sehr großer Anzahl, wohl 20 bis 30, die Versammlung, allein da fast niemals ein Vertreter einer andern Regierung als die der preußischen das Wort ergriff, und auch dann nicht, um in der vorliegenden Sache grundsätzlich den Standpunkt des Bundesrates zu vertreten, sondern immer nur zur Abwehr eines etwa gelegentlich auf eine einheimische Einrichtung gemachten Angriffes, so machten sie nur den Eindruck eines ganz untergeordneten und unbedeutenden Verhältnisses; eigentlich erschienen sie nur als gewöhnliche Zuhörer auf einem bevorzugten Platze. Dies mag denn nun wohl dem realen Zustande entsprechen, allein es so öffentlich zur Schau zu tragen, ist wohl weder würdig noch klug. Nur der bayrische Justizminister Fäustle nahm in der Beratung des Zivilehegesetzes oft das Wort, wie denn in der That dasselbe eigentlich nur für Bayern bestimmt und von ihm verlangt war; aber auch bei ihm und mit ihm hatte die Diskussion nur einen partikularistischen Charakter, überdies artete sie in eine widrige persönliche Zänkerei aus. Ich begriff allmählich wohl, daß wirklich bedeutende Minister, welche zu Hause eine einflußreiche Stellung haben, mehr und mehr die Lust verlieren mochten, persönlich in Berlin zu erscheinen. Da nun überdies bei manchen wichtigen Fragen, zum Beispiel den militärischen, nicht zu unterscheiden ist, ob die allein das Wort führenden preußischen Mitglieder als Vertreter der Gesamtregierungen oder als Bevollmächtigte Preußens allein auftreten, so entsteht auch dadurch eine sehr fühlbare Unklarheit, welche nicht zum Vorteile des Bundesrates ist. Ebenso trägt es zum Ansehen des Bundesrates nicht bei, daß die Mitglieder der einzelnen Staaten, namentlich die Minister selbst, bald gehen, bald kommen, wechseln, während nicht nur das Reichskanzleramt immer auf dem Platze bleibt und geschäfts- beziehungsweise gefechtsbereit ist, sondern auch die preußischen Abgeordneten zum Bundesrate der Natur der Sache nach immer dieselben und an Ort und Stelle bleiben.

Daß dieser Zustand ein falscher sei und der Beweis einer nicht allseitig durchdachten Einrichtung, und daß die Dinge nicht so bleiben können, wenn der Gedanke eines Bundesstaates wirklich festgehalten und ausgebaut werden sollte, wurde mir klar genug. Allein kein Nachsinnen ließ mich ein richtiges Abhilfemittel finden. Es ist hier der Ort nicht, die verschiedenen Möglichkeiten einer Verbesserung zu erörtern, und es mag nur angedeutet sein, daß der einen Art von Plänen die Machtüberlegenheit Preußens, einer andern Art das Recht sämtlicher Bundesstaaten auf Anteil an der Reichsregierung entgegenstand. Ich kann mich der Furcht nicht entschlagen, daß eine ungeänderte Dauer des jetzigen Zustandes früher oder später zu einer Krise führen werde, vielleicht sehr zu ungelegener Zeit oder sonst gefährlich; allein auf eine freiwillige rechtzeitige Verbesserung wage ich auch nicht zu hoffen. Quieta non movere

ist eine zwar bequeme Staatsweisheit, auch ist in der That eine Aenderung an der Reichsverfassung eine sehr delikate Sache.

Im Reichstage waren im großen und ganzen die Verhältnisse dieselben, wie ich sie in der ersten Session gefunden hatte, namentlich auch die Zahlenverhältnisse und die Richtungen der Parteien, denn es waren indessen keine Wahlen vorgenommen worden und hatten die allgemeinen Verhältnisse nicht geändert. Nur die Anwesenheit der Mitglieder war eine geringere; selten stieg sie auf dreihundert; und zwar waren die Lücken gleichmäßig in allen Parteien. Unzähligemal wurden, mit allgemeinem stillschweigenden Zulasse, Beschlüsse von weniger als der Hälfte der Versammlung gefaßt. Eine Zeitlang war die Befürchtung verbreitet, die Ultramontanen wollen durch eine Gesamtverlassung des Saales die Versammlung beschlußunfähig machen, namentlich zur Verhinderung des Zivilehegesetzes. Sie mögen aber doch bei genauer Berechnung der Zahlen gefunden haben, daß sie, selbst nicht sehr vollzählig, diesen Zweck nicht erreichen könnten, und begnügten sich daher mit der Forderung namentlicher Abstimmungen, zur Benutzung bei heimatlichen Wahlen, wie sie offen eingestanden.

Am einflußreichsten war auch jetzt wieder die nationalliberale Fraktion. Vielleicht war sie um eine Schattierung regierungsfähiger geworden, obgleich sie sich auch jetzt nicht dazu entschließen konnte, sich einfach und offen als Regierungspartei zu erklären und als solche zu benehmen. Man fühlte wohl das Bedürfnis eines engeren Zusammenhaltes und einer strafferen Parteidisciplin; allein viel wurde doch thatsächlich nicht geändert. Es war mehr die Furcht vor den Ultramontanen, welche zusammenhielt, als das klare und vor allem das allen gemeinschaftliche Bewußtsein der eignen positiven Aufgabe einer Stütze und Stärkung der Reichsregierung. Die durchschnittlich nur mittlere politische Bildung und die noch immer bei vielen im Hintergrunde schlummernde Ansicht, daß eine oppositionelle Haltung die Pflicht und das Kennzeichen eines liberalen Abgeordneten sei, standen im Wege.

Als einzelne Führer und Redner machten sich außer den früher schon hervorragenden, nämlich Miquel, Bennigsen und Lasker (welcher sich übrigens, wohl gewarnt, weniger vordrängte), in dieser Sitzung besonders bemerklich Bamberger und Schulte. Jener als Berichterstatter in der Bankfrage, wo er in der unglaublich kurzen Zeit von zwei Tagen einen sehr umfassenden Bericht diktiert hatte und nun denselben mit höchstem Talente und zum Teil, namentlich wenn er durch Widerspruch persönlich gereizt wurde, mit glänzender Beredsamkeit verteidigte. Als Schriftsteller habe ich viel an ihm auszusetzen, da er seinen Gegenstand nicht übersichtlich einzuteilen und durchsichtig zu machen versteht; allein in der mündlichen Verhandlung zeigt er sich als ein ganz ungewöhnlich begabter Mann.

Schulte fand in der Zivilehe einen Gegenstand, bei welchem er beweisen konnte, daß er in der That der erste lebende Kanonist in Deutschland sei. Seine Wissensgegenwart und seine Klarheit der Beweisführung waren erstaunlich; immer war er schlagfertig; dazu war sein Organ gewaltig. Daß er früher in andrer kirchlicher Richtung gewesen war, wurde ihm freilich bei jeder Gelegenheit vorgeworfen und wohl auch gelegentlich aus seinen Schriften bewiesen; allein es machte ihn niemals stutzig oder verlegen. Noch weniger bekümmerten wir andern uns darum; uns war seine jetzige Meinung die maßgebende, weil mit unsern Ansichten übereinstimmend. Völk und Braun traten auch diesmal wieder mit derbem, gesundem Menschenverstande und Witz und mit Unerschrockenheit bei mancher Gelegenheit auf; jener allerdings persönlich mehr geachtet. Hinsichtlich Gneists wurde meine Meinung nicht verbessert, weder was das Talent, noch was den Charakter betrifft. Als ein unerträglicher Schwätzer machte sich Oppenheim unnütz, sowohl in der Fraktion wie im Reichstage selbst. Namentlich ergriff er jede Gelegenheit bei den Haaren, um Kenntnisse im Völkerrechte auszukramen, meiner Vermutung nach, um seine Befähigung zur Bekleidung eines Konsulatspostens zu beweisen. Großen Einfluß in der Partei hatte Baron Stauffenberg, der auch nicht selten als erster Vizepräsident den ermüdeten Präsidenten Forkenbeck ersetzte und zwar mit vielem Geschicke, namentlich in Beschleunigung der Verhandlungen. Wunderbar war das Auftreten Treitschkes. Er ist vollkommen taub und konnte nur durch die regelmäßige Bemühung des neben ihm sitzenden Wehrenpfennig, welcher ihm Schlagworte über den Inhalt der Reden auf ein Papier aufzeichnete, vom Gange der Verhandlungen in notdürftiger Kenntnis bleiben. Er sprach daher auch sehr selten und immer nur wohl vorbereitet, natürlich dann auch ohne eigentliche Beziehung auf den augenblicklichen Stand der Debatte; allein es waren gewaltige Reden, voll Geist, Kenntnisse und namentlich Mut. Er griff die Ultramontanen mit größter Rücksichtslosigkeit an zu deren großem Aerger, den aber ihre Zurufe und Unterbrechungen dem tauben Manne nicht zur Kenntnis brachten. Der Eindruck seiner Reden wurde noch erhöht durch den ganz eigentümlichen, für das Ohr völlig schmerzhaften Ton seiner lauten Stimme, deren eiserner Klang zeigte, daß er sich selbst nicht höre. Es war daher immer ein Ereignis, wenn Treitschke auftrat.

Eigentlich gar keine Berechtigung zu einem abgesonderten Dasein hatte die sogenannte Deutsche Reichspartei. In der verflossenen Session beinahe ganz aufgelöst, trat sie diesmal wieder fester zusammen und richtete sich wie die übrigen Fraktionen ein. In politischer Beziehung war sie kaum von den Nationalliberalen verschieden, etwa mit einer etwas konservativen Abschattung, aber keiner bedeutenderen als auch bei manchen

Nationalliberalen bestand, und einer kleinen Beimischung von sächsischem Partikularismus bei einigen ihrer Mitglieder. Sie stimmte daher fast immer einfach mit den Nationalliberalen und konnte überhaupt bei ihrer kleinen Mitgliederzahl, etwa dreißig, keinen Anspruch auf einen selbständigen Einfluß in der Versammlung machen. Es waren daher wesentlich persönliche Rücksichten, welche die Absonderung veranlaßten. Bei einigen war es ohne Zweifel Abneigung gegen ein teilweises Verschwinden in einer größeren Masse, so namentlich bei Schwarze, dem bedeutendsten, aber auch unruhigsten und ehrgeizigsten Mitgliede; der Mehrzahl war wohl die Genossenschaft der Nationalliberalen nicht vornehm genug. Es waren meistens Prinzen und Fürsten oder sonst Männer in aristokratischen Stellungen. Persönliche Abneigung gegen Lasker kam bei einigen dazu. Ihre Absonderung war ein fühlbarer politischer Fehler. Ihr Beitritt zu den Nationalliberalen hätte diesen ein größeres und nun unbestrittenes Uebergewicht in der Versammlung gegeben, und es wäre auch die Verstärkung des konservativen Geistes bei der entscheidenden Partei ein Vorteil für das Ganze gewesen; die Zutretenden selbst hätten einen größeren Einfluß gehabt. Es war eben der Beweis, daß wir noch weit entfernt sind von einem klaren Verständnis unsrer politischen Lage und Aufgabe und wie sehr uns noch die Anerkennung der Pflicht persönlicher Unterordnung unter die allgemeinen Ziele abgeht. Mehrere der Mitglieder waren sehr achtungswerte, liebenswürdige Männer, welche sich auch lebhaft bei den Geschäften beteiligten, so namentlich der Fürst von Hohenlohe-Langenburg, Graf Bethusy-Huc, v. Kardorff; hervorragend staatsmännische Bedeutung jedoch, für welche hier vor allem der Platz gewesen wäre, hatte keiner derselben. Prinz Wilhelm von Baden war nur während weniger Wochen anwesend (was ihm zu Hause sehr verdacht wurde), wie immer pünktlich und unverrückt auf seinem Platze während der Sitzungen, allein ohne alle äußere Zeichen von Teilnahme. Der Rührigste und in manchen Fragen, so namentlich in den rechtlichen, Bedeutendste war, wie bereits bemerkt, Schwarze. In seiner Heimat Sachsen wie es scheint in einflußreicher Stellung — er ist Generalstaatsanwalt —, als Schriftsteller im Strafrechte sehr thätig, wenn auch kaum in erster Reihe stehend, lebhaften Anteil an allem nehmend, war er beständig auf den Beinen, bald da, bald dort im Saale, immer zum Sprechen bereit. Neben ihm sitzend, hatte ich oft Gelegenheit, seine schnelle Auffassung und seine schlagfertige Logik anzuerkennen, ebenso seine rastlose Thätigkeit. Er schrieb unzählige Briefe während der Sitzungen. Kurz, ich konnte seine ungewöhnliche geistige Begabung nicht verkennen, allein ebensowenig, daß seine Bildung nur eine einseitig rechtswissenschaftliche sei und daß er vom Staatsmanne im höheren Sinne keine Ader habe.

Von sehr untergeordneter Bedeutung war auch in dieser Session die auf etwa 20 Mitglieder zusammengeschmolzene Fraktion der Konservativen. Ihr bedeutendstes Mitglied, der Feldmarschall Moltke, war zwar regelmäßig anwesend, nahm aber gar nie das Wort. Seine endlich zur Entscheidung gebrachte Wahl wurde mit großer Mehrheit der Stimmen als gültig anerkannt, obgleich, die Wahrheit zu gestehen, die Sache mehr als zweifelhaft war. Auch ich war von Anfang an entschlossen, für die Anerkennung zu stimmen, möge es mit den Ausstellungen sich verhalten wie ihm wolle. Ich hätte eine Verwerfung für ein öffentliches Unglück gehalten. In Deutschland wäre sie in den weitesten Kreisen ohne weitere Untersuchung als eine Schmach für den Reichstag betrachtet, im Auslande auf das bösartigste und bedenklichste gegen das Reich und seine Zustände ausgebeutet worden. Niederträchtig betrug sich bei der Verhandlung in der Abteilung (welcher auch ich angehörte) der Abgeordnete Lieber,[1] welcher Wahlprotokoll für Wahlprotokoll durchstöberte, um irgend einen Fehler, der noch nicht zur Sprache gekommen sei, aufzufinden und sophistisch, auch wohl geradezu lügenhaft auszubeuten. Im übrigen war nicht einmal ein Konservativer, sondern irgend ein dunkler Fortschrittsmann der Gegenkandidat. — Von den Mitgliedern der Fraktion sprachen nur die beiden jüngsten derselben, die Freiherren v. Maltzahn und Minnigerode,[2] häufiger, namentlich letzterer nicht ohne Talent, aber selbstverständlich ohne nennenswerten Einfluß.

Sehr ins Gewicht fiel dagegen auch jetzt wieder die Zentrumspartei, teils weil sie bestimmt wußte, was sie wolle, nämlich negieren, tadeln, jede Entwicklung des Reiches hindern, teils wegen ihrer Zahl, denn mit den unwandelbar mit ihnen stimmenden Polen und Elsaß-Lothringern, so viele dieser anwesend waren, konnte sie es doch immer auf 110—120 Stimmen bringen, teils wegen ihrer bewundernswerten Parteidisciplin, welche niemals das Abweichen auch nur einer Stimme gestattete. Doch waren im ganzen die Ultramontanen in dieser Session ruhiger und bescheidener, namentlich nachdem sie bei ihren beiden Anläufen gegen Bismarck so sehr schlechte Geschäfte gemacht hatten. Selbst Windthorst war offenbar niedergeschlagen. Für Mallinckrodt hatten sie an Schorlemer-Alst nur einen ungenügenden Ersatz erhalten; Savigny lag auf dem Sterbelager.[3] So hörte man von ihnen nichts Bedeutendes. Da auch Buß fehlte, so hielt nur Westermayer, der verrufene Pfaffe aus München,

---

[1] Philipp Ernst Lieber gehörte dem Zentrum an (Parlamentar. Handbuch für den Deutschen Reichstag ... II. 2, 153).

[2] Helmuth v. Maltzahn und W. v. Minnigerode sind im Jahre 1840 geboren.

[3] C. F. v. Savigny starb am 11. Februar 1875.

gelegentlich eine Kapuzinade. Bei einem der wichtigsten Verhandlungsgegenstände, dem Zivilehegesetze, waren sie überdies in der falschen Stellung, daß die Abgeordneten der Rheinlande nicht offen und grundsätzlich dagegen auftreten konnten, weil die Einrichtung seit 80 Jahren bei ihnen besteht, und die Bevölkerung nicht daran denkt, sie beseitigen zu wollen. So blieb der Streit ein spezifisch bayrisches Stiergefecht. Damit soll jedoch nicht entfernt gesagt sein, daß meine Ansicht von der Gefährlichkeit und von der politischen wie sittlichen Verwerflichkeit dieser Partei sich im mindesten durch die längere Bekanntschaft mit ihr geändert habe. Im Gegenteile, ich betrachte sie nach wie vor und vielleicht selbst in steigendem Maße als einen Krebsschaden für das Reich, welcher wenigstens möglicherweise die schwersten Krisen hervorrufen kann.

Was mich persönlich betrifft, so hielt ich mich während dieser zweiten Session noch mehr zurück als in der ersten. Ich fühlte mich immer mehr einer vollen Thätigkeit nicht gewachsen. Die täglichen Sitzungen von sechs bis acht Stunden ermüdeten mich bis zur Erschöpfung, so daß ich abends nur ausruhen, höchstens eine leichtere Lektüre vornehmen konnte. Ich besuchte daher zwar die Sitzungen pflichtmäßig, allein die ohnedem seltenen Abteilungssitzungen und die um so zahlreicheren Fraktionssitzungen so gut wie gar nicht. Von Kommissionen hielt ich mich ohnedem ferne, mit Ausnahme jedoch der Geschäftsordnungskommission, in welche ich mich wählen ließ, um hier Verbesserungen in dem Wahlprüfungsverfahren in den Gang zu bringen. Ich hatte mich nämlich, belehrt und entrüstet über die Erfahrungen, welche ich in der ersten Session über die sinnlose und überdies noch faktiös mißbrauchte Einrichtung der Prüfungen durch die Abteilungen machte, den Sommer über mit einer Abhandlung über die bestehenden Unzuträglichkeiten und über die möglichen Verbesserungsmittel beschäftigt und dieselbe auch durch einen besonderen Abdruck (eigentlich war sie für die Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft bestimmt) im Reichstage vielfach verbreitet.[1]) Sie fand vielfache Billigung, allein niemand nahm sich der Sache weiter an; da beschloß ich in der Geschäftsordnungskommission dafür zu wirken. Es gelang mir auch, indem der ehemalige preußische Justizminister v. Bernuth die Sache in die Hand nahm, auch Präsident Forckenbeck dafür war, und es wurde so ein Antrag an die Versammlung entworfen, welcher, wenn auch nicht jede nötige Aenderung, so doch einige wichtige vorschlug. Die Sache kam jedoch nicht mehr zur Verhandlung im Reichstage aus Mangel an Zeit und wurde für die nächste Session zurückgelegt.

[1]) Die Schrift — aus der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft besonders abgedruckt — hat den Titel „Kritische Bemerkungen über die Wahlen zum Deutschen Reichstage. Tübingen 1874“ und ist oben, I. 265—266, von ihrem Verfasser selbst besprochen worden.

Um meine Kräfte zu schonen, machte ich denn auch diesmal bei meiner Ankunft in Berlin keine Besuche und schrieb mich bei den Herrschaften nicht ein, um nicht eingeladen zu werden, schlug auch die großen Hoffeste aus, zum Beispiel das Ordensfest, einen großen Hofball und so weiter. Nur die Diners bei den Ministern, welche mich nicht belästigten, trotz des in der That unsinnigen Luxus in Weinen, nahm ich an, besuchte die parlamentarischen Abendgesellschaften beim Fürsten Bismarck, war auch wenigstens einmal bei der Kaiserin zu einem ganz kleinen Thee von etwa zwölf Personen, wo ich den ganzen Abend an einem kleinen runden Tische mit zwei Damen in gemütlichem Gespräche mit dem Kaiser zubrachte. Endlich nahm ich teil an einer sogenannten Cour im großen Schlosse, um den Hof einmal in seiner ganzen althergebrachten Form und Pracht zu sehen, was denn auch in der That der Mühe wert war. Die vielen Pagen in roten Röcken, die Gardes du Corps in ihren Suprawesten, die Schloßwache mit ihren hohen silbernen Grenadiermützen sahen gar absonderlich und vornehm aus. Die mit wenigstens 1000, regimenterweise, aufgestellten Offizieren angefüllte lange Galerie, durch deren Reihen jedermann, auch die Damen, in den weißen Saal gehen mußte, bot einen höchst überraschenden Anblick dar. Im übrigen änderte meine Zurückgezogenheit mein Verhältnis zu den Herrschaften nicht. Auch diesmal zeichneten mich Kaiser und Kaiserin, wenn sie mich sahen, besonders freundlich aus. Letztere berief mich noch vor meinen beiden Rückreisen nach Karlsruhe zu sich, um mir Briefe an ihre Tochter mitzugeben und mich um meine Meinung über Reichstagsangelegenheiten zu befragen. Sie beklagte sich hierbei einmal, die Wahrheit so selten zu hören; „sie stehe so hoch", daß sie ganz vereinzelt sei. Darüber wäre denn freilich viel zu sagen gewesen; allein so unumwunden ich ihr auch meine Ansicht über Personen und Dinge sagte, über welche sie Auskunft verlangte, so fand ich mich doch nicht berufen, ihr zu sagen, wer die Schuld an ihrer Isolierung trage, und hinzuweisen auf ihr eignes künstliches Wesen, ihre wunderliche Neigung zu einer heimlichen Opposition gegen die offizielle Regierung. Sie mag sich in der That nicht glücklich fühlen; sie ist ohne Zweifel geistig begabter als ihr Gemahl; allein sie hat willkürlich eine falsche Stellung eingenommen, und ich wenigstens habe kein Vertrauen in die Richtigkeit ihrer politischen Auffassung. Möglicherweise thue ich ihr unrecht; allein zu einem sicheren Urteile und zu einem Vertrauen müßte ich sie genauer kennen und nicht bloß in befohlenen Audienzen sehen.

Daß ich unter den angegebenen Umständen während dieses zweiten dreimonatlichen Aufenthaltes in Berlin meine Bekanntschaft mit der Stadt und, mit Ausnahme der Versammlung, auch mit Menschen wenig erweitern konnte, ist selbstverständlich. Während der Mittagstunden war ich in der

Sitzung, abends abgespannt und müde. Nur selten zum Beispiel sah ich Usedoms,[1] welcher überdies, durch seine dienstlichen Verhältnisse bis zum Anerbieten seiner Entlassung verdrießlich, durch verschiedene Tollheiten seiner Frau in unangenehme soziale Zerwürfnisse verwickelt war;[2] etwas häufiger meinen alten Frankfurter Freund Jasmund, welcher durch übereifrige Energie gegen den Khedive seine schöne Stelle[3] in Alexandrien verloren und in das Auswärtige Amt einberufen, aber durch ein schlimmes Augenleiden an Besorgung von Geschäften verhindert war. Die wöchentlichen Abendgesellschaften meiner Tochter fingen erst gegen das Ende meines Aufenthaltes an. — Zu meiner Ruhe trug noch bei, daß ich während der zweiten Hälfte der Session nicht mehr bei Helmholtzens wohnte, da sie einen Hofmeister für ihren armen Jungen, welcher keine Schule besuchen konnte, annahmen, wodurch der Raum im Hause beengt wurde. Im Gasthofe war ich ganz unbehelligt und viel weniger mit Aufforderungen zum Ausgehen geplagt.

Ob mir, Lebensdauer vorausgesetzt, noch weiterer Besuch des Reichstages möglich sein oder ob die Altersermüdung noch mehr zunehmen wird, kann nur die Zeit lehren.[4] In letzterem Falle wäre für das öffentliche Beste an meinem Rücktritte wenig gelegen. Ich fühle mich auch geistig allmählich müde und stumpf. Nicht die absterbende, sondern die junge kräftige und noch hoffnungsreiche und kampflustige Generation kann und soll an dem Ausbau des Deutschen Reiches arbeiten.

## II.
## Gesandtschaften.

### A. Der Deutsche Bundestag von 1861—1865.

Als ich am 12. Juli 1848 die Bundesversammlung ihr Dasein als beendigt erklären und ihre Rechte an den Erzherzog Reichsverweser übergeben sah, konnte ich freilich nicht ahnen, daß ich 13 Jahre später selbst in die längst wiederhergestellte Versammlung als Mitglied eintreten würde, und als ich im August 1848 mein Bureau als Reichsjustizminister im

[1] Graf v. Usedom war in jener Zeit Generaldirektor der Königlichen Museen in Berlin.

[2] Vgl. über v. Usedoms Gemahlin auch S. 206—208.

[3] v. Jasmund war Kaiserlich deutscher Generalkonsul in Alexandrien. Wohl trat in seiner Bundestagszeit Herrn v. Jasmund näher, s. S. 222.

[4] Auch zu der nächsten Reichstagssession stellte sich der Verfasser in Berlin ein, starb aber bei Beginn derselben in der Nacht vom 4./5. November 1875 — als ein Soldat auf seinem Posten.

Taxisschen Palais einrichtete, ohne Prophetengabe nicht voraussehen, daß ich in meinem damaligen Arbeitszimmer einem Bundespräsidialgesandten meinen ersten Besuch als badischer Gesandter zu machen habe. Eher freilich war anzunehmen, daß ich auch ein zweites Aufhören des Bundestages noch erleben könne; nur war daran wohl nicht zu denken, daß dieses auf die Weise und von der Seite herbeigeführt werden würde, wie dies im Sommer 1866 wirklich geschehen ist. Daß es durch eine Revolution veranlaßt werden würde, war eine weitverbreitete und auch leicht begreifliche Ueberzeugung; unter dieser Revolution dachte man sich aber wohl ohne Ausnahme eine in der Masse des deutschen Volkes entstehende, die ungenügenden und verhaßten Zustände zertrümmernde Bewegung, nicht aber eine von oben ausgehende Gewalthandlung. Und wenn man sich auch immer sagen mußte, daß von einer strafferen Einheit der deutschen staatlichen Zustände nicht die Rede sein könne ohne eine kriegerische Auseinandersetzung mit Oesterreich, so wäre der doch für wahnwitzig gehalten worden, welcher vorausgesagt hätte, die zunächst eintretende Neugestaltung Deutschlands werde in einem Risse mitten durch das ganze Land bestehen und ganz Süddeutschland ausgestoßen, in anorganischer Zersplitterung sich selbst überlassen werden, Süddeutschland, welches von Anfang an der Herd der Vereinsbestrebungen gewesen und von welchem auch in der That der Versuch von 1848 ausgegangen war. Und doch ist dies alles so gekommen.

Meine Ernennung zum Bundestagsgesandten erfolgte ohne das mindeste Zuthun von meiner Seite. Ich hatte nicht einen Augenblick nur an eine solche Möglichkeit gedacht, noch weniger sie gewünscht oder gar darauf hingearbeitet. Diese Stelle und Beschäftigung lag so vollständig außerhalb meines Gedankenkreises, daß ich die erste an mich gelangende Andeutung von dem Plan, mich nach Frankfurt zu senden, nicht einmal verstand. Der Großherzog selbst war es, welcher mich im Frühjahre 1861 während eines Landtages nach der Tafel im Schlosse gesprächsweise fragte, ob ich mich viel mit dem Bundesrechte beschäftige? Ich antwortete ganz unbefangen und der Wahrheit gemäß: nur sehr wenig; es sei dies gar keine Liebhaberei von mir. Und selbst seine Entgegnung, er bedaure dies doch, da immerhin viel Gutes geschehen könnte, machte mir gar keine Gedanken über die Absicht des Gespräches. Sehr erstaunt war ich daher, als mich Staatsrat Lamey einige Tage später fragte, ob mir der Großherzog wegen Frankfurt etwas gesagt habe, und als er dann, auf meine Verneinung und nach der Erzählung des eben erwähnten kurzen Gespräches als des einzigen sich etwa hierher zu beziehenden, mir scherzend sagte: da haben Sie nicht eben geschickt geantwortet, denn es sei die Absicht des Ministeriums, mich zum Bundestagsgesandten zu ernennen. Damit beruhte jedoch auch jetzt wieder die Sache; ich selbst hatte keine solche Freude an dem Gedanken,

um demselben weiter nachzugehen oder ihn gar zu befördern zu suchen, sondern begab mich, als der Landtag kurz darauf zu Ende ging, nach Heidelberg zurück und fing zu gehöriger Zeit meine Sommervorlesungen an. So kam es denn, daß ich schon für das laufende Halbjahr Verbindlichkeiten übernommen hatte, als mir Freiherr v. Roggenbach, welcher indessen das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, förmlich den Antrag zur Uebernahme der Stelle machte, und daß nun jedenfalls eine Schwierigkeit für eine augenblickliche Uebernahme bestand, welche leicht hätte vermieden werden können, wenn ich selbst die Sache ernstlicher genommen und genauer zugefragt hätte, oder wenn die Regierung bestimmter mit ihrem Plane und mit einer Frage hervorgetreten wäre.

Es war dies jedoch nicht das einzige Bedenken, welches ich gegen eine Annahme des Angebotenen hatte. Von der Professur los werden zu können, wäre mir allerdings augenblicklich sehr erwünscht gewesen. So angenehm mir die Beschäftigung mit der Wissenschaft und ein litterarisches Wirken war und so hoch ich die große Freiheit und Unabhängigkeit des Universitätslehrers, namentlich in Heidelberg, schätzte, ebenso unaussprechlich entleidet war mir das Halten von Vorlesungen allmählich geworden. Ein Uebertritt in den praktischen Staatsdienst wäre mir daher schon seit längerer Zeit an sich sehr erwünscht gewesen, und es hatte mich nicht wenig verdrossen, daß man bei der Bildung des Ministeriums im Jahre 1860 nicht an mich gedacht hatte. Zum Minister des Innern, oder noch lieber und besser zum Kultusminister, hätte ich mich geeignet erachtet, und mit Vergnügen würde ich ein solches Amt übernommen haben. Eine Stelle im Bundestage dagegen wollte mir aus zwei Ursachen nicht recht gefallen. Einmal schien mir eine Teilnahme am wiederhergestellten Bunde doch eine Art von Widerspruch zu sein für ein ehemaliges Mitglied des deutschen Parlaments und des Reichsministeriums. Zweitens stand die ganze Einrichtung und die Versammlung persönlich nicht hoch in der öffentlichen Achtung. Dazu kam noch, daß es mir widrig war, eine Stelle einnehmen zu sollen, welche besetzt war und deren — mir allerdings persönlich ganz unbekannter — Inhaber, um mir Platz zu machen, entfernt werden müßte. Ich ging daher nicht nur mit mir und mit meiner Frau ernstlich zu Rate, sondern hörte auch einige Freunde, welchen ich unbefangenes Urteil in Beziehung auf den politischen und den Ehrenpunkt zutraute, im engsten Vertrauen. Diese sprachen aber für die Annahme, namentlich Gervinus, von welchem ich es am wenigsten erwartet hatte. Die jetzige liberale badische Regierung könne doch selbst im Bunde Gutes wirken; ihrem Vertreter werde auch die öffentliche Meinung gerecht sein. Den Anstand wegen des bisherigen Gesandten, Freiherrn v. Marschall, räumte aber Roggenbach vollständig dadurch weg, daß er mir sagte, derselbe sei bereits und unter allen

Umständen abberufen.[1]) So nahm ich denn an und einigte mich mit Roggenbach sehr schnell über die Bedingungen; im Geldpunkte selbst etwas zu schnell und ohne die Verhältnisse recht zu kennen. Es war also nur noch die Schwierigkeit wegen der bereits begonnenen Vorlesungen zu beseitigen, was denn dadurch geschah, daß ich erst am 1. Juli das neue Amt antrat und bis dahin durch Verdoppelung der Vorlesungen leidlich meinen Verpflichtungen nachkam.

Mein Abgang von Heidelberg wurde durch verschiedene Ehrenbezeigungen gefeiert, zum Beispiel von den Studenten durch einen Fackelzug, von Amtsgenossen und Bürgern durch ein Festmahl. Letzteres hatte jedoch für mich den unangenehmen Nachgeschmack, daß Welcker in einer taktlosen Tischrede harten Tadel gegen den Bundestag aussprach, mich im Gegensatze mit den übrigen Gesandten schilderte und mich aufforderte, beizutragen, daß der Bund gesprengt werde. Dies kam in die Zeitungen und trug noch dazu bei, daß ich im Kreise der neuen Genossen, welche ohnedem meinen Vorgänger ungern gehen und mich nicht mit Vergnügen kommen sahen, mit Mißtrauen und kaum verhehltem Widerwillen aufgenommen wurde. Es war längere Zeit und viele Vorsicht nötig, um allmählich den Eindruck zu verwischen.

Es kann nicht meine Absicht sein, eine Geschichte dieser Hergänge hier zu schreiben. Teils ist dies noch zu früh; selbst für den Eingeweihten liegen doch noch nicht alle Fäden bloß. Hauptsächlich aber ist mein persönlicher Anteil an dem ganzen Verlaufe ein zu untergeordneter gewesen, als daß in die Aufzeichnungen über eigne Erlebnisse ein solches Stück allgemeiner Geschichte ohne Geschmacklosigkeit oder lächerliche Selbstüberhebung eingereiht werden könnte. Ich habe mich selbstredend mit einer Schilderung dessen zu begnügen, was mir selbst zugestoßen ist, und mit einer Darlegung der subjektiven Anschauungen und Eindrücke, welche der Gang der Dinge im allgemeinen und eine Anzahl besonders hervorragender Ereignisse bei mir hervorgerufen und hinterlassen hat. Es soll die Geschichte eines nach Zeit und äußeren Umständen scharf gesonderten Abschnittes meines Lebens sein, keineswegs ein Kapitel der deutschen oder gar europäischen Geschichte.

Auch kann mir dabei nicht beigehen, die Verhandlungen am deutschen Bundestage während der mehr als fünf Jahre meiner Mitgliedschaft an demselben vollständig in einer chronologischen oder sachlichen Ordnung durchzugehen und gleichsam ein kritisches Tagebuch aus dem Gedächtnisse und mit Beihilfe der amtlichen Papiere herzustellen. Bei den meisten dieser Dinge ist es mehr als genug gewesen, die Langeweile, die Verkehrtheit oder die Nutzlosigkeit einmal durchmachen zu müssen, und sind dieselben einer

[1]) Vgl. S. 135.

nochmaligen Durchdenkung und gar nachträglichen Schilderung nicht wert. Das einzige, was eine Bedeutung haben kann, sind aufrichtige und ungeschminkte Bemerkungen über einige der wichtigeren Vorkommnisse während meines Sitzes in der Bundesversammlung, hauptsächlich aber eine Schilderung des allgemeinen Eindruckes, welchen mir Menschen und Zustände während dieser Zeit in Frankfurt gemacht haben. Es ist dies freilich nur ein kleiner Beitrag zur Zeitgeschichte und nur von bedingter Brauchbarkeit. Manches werden andre nach ihrer Persönlichkeit und von ihrem Standpunkte aus allerdings anders aufgefaßt haben; ich will und kann nur subjektive Wahrheit geben. Ein endgültiges objektives Urteil mag dann aus der Vergleichung und der gegenseitigen Berichtigung solcher persönlicher Eindrücke und Urteile von einem künftigen Geschichtschreiber gewonnen werden.

Ich denke also, die Aufgabe, einen allgemeinen Begriff von den Zuständen des Bundestages in den letzten fünf Jahren seines Bestehens zu geben und mein Leben innerhalb demselben anzudeuten, am besten dadurch zu erreichen, wenn ich die hauptsächlichsten Persönlichkeiten schildere, mit welchen ich in Berührung kam, einen Begriff von der Geschäftsbehandlung gebe, das gesellige Leben in Frankfurt in dieser Zeit nicht übergehe und dann noch einiges über die wichtigsten politischen Vorfälle anfüge, deren Zeuge beziehungsweise Teilnehmer ich war, namentlich über die kurhessische Verfassungssache, den Fürstentag 1863, die schleswig-holsteinische Sache, endlich über die zur Auflösung führenden Dinge. Das persönliche Verhältnis zu der eignen Regierung mag das Ganze abrunden.

### 1. Persönlichkeiten.

Wie billig beginne ich mit dem österreichischen Präsidialgesandten. Derselbe war während meines ganzen Aufenthalts in Frankfurt Baron **Kübeck**, ein für einen solchen Posten und doppelt im österreichischen Dienste noch auffallend junger Mann,[1] das heißt bei meinem Eintritte in die Versammlung wohl erst am Ende der dreißiger Jahre. Er hatte die gewöhnliche diplomatische Anfangslaufbahn gemacht, war aber auch in Italien und im ungarischen Feldzuge nach österreichischer Sitte in diplomatischer Eigenschaft Hauptquartieren und abgesonderten Landesverwaltungen beigegeben gewesen. Wie er in diesen Verwendungen die Aufmerksamkeit in solchem Grade hatte auf sich ziehen können, daß ihm so jung der wichtige Posten anvertraut wurde, ist mir nicht bekannt; eine das gewöhnliche Maß übersteigende geistige Begabung und eine die Personen und die Dinge ausnahmsweise beherrschende Persönlichkeit waren jedenfalls nicht die Gründe. Kübeck hatte manche gute und liebenswürdige Eigenschaften;

[1] Alois Karl Freiherr v. Kübeck, geb. 1819, war 1859—1866 bevollmächtigter Minister Oesterreichs beim Bundestag und Bundespräsidialgesandter.

er war gutmütig, freundlich, vermittelnd und ausgleichend, wo es nur immer sein konnte, fern von jeder Tracasserie oder böslicher Nachrede, kurz es war sehr gut mit ihm leben; er widmete sich ganz seinem Amte, war sehr leicht zugänglich und hatte keine Liebhabereien oder Zerstreuungen, welche ihn abgehalten hätten; in seinem Privatleben war er achtungswert; Oesterreichs Interesse und Einfluß gingen ihm, so wie er sie verstand, über alles; aber von einer größeren und wirklich staatsmännischen Auffassung seiner Aufgabe war gar nicht die Rede. Er hielt die gesetzliche und herkömmliche Präsidialstellung Oesterreichs aufrecht; aber er dachte nicht entfernt daran, dem Deutschen Bunde durch eine die Zeitforderungen mehr befriedigende Haltung oder auch nur durch eine Beförderung sachlicher Interessen eine größere Stärke und einen sittlichen Halt zu geben, dadurch aber auch Oesterreichs Stellung zu befestigen und zu steigern. Seine Eifersucht auf Preußen war sehr ausgesprochen, aber davon niemals die Rede, daß man diesem den Wind hätte abgewinnen wollen durch irgend eine nationale Thätigkeit oder eine kräftige Begünstigung eines materiellen Interesses. Kübeck begnügte sich vollkommen damit, die schwerfällige Bundestagsmaschine im herkömmlichen Geleise zu erhalten, und war entweder zu gleichgültig oder zu wenig einsichtig, um selbst in solchen Dingen, in welchen Oesterreich das Gelingen und die Beendigung nur angenehm sein konnte, eine schnelle Behandlung zu veranlassen. Bei noch so willkürlichen Verzögerungen deckte er nur seine Verantwortlichkeit als Vorsitzender, so daß ihm kein formeller Vorwurf über eignes Liegenlassen gemacht werden konnte; allein an ein eignes Drängen und Vorwärtsbringen dachte er nicht. Selbst zu der Zeit, als Preußens klar an den Tag tretende Absicht, die Bundesversammlung lahmzulegen und sie in der Achtung der Nation durch Fruchtlosigkeit und Unthätigkeit nach außen immer tiefer herabzubringen, Oesterreich die Aufgabe dringend nahe brachte, sie nun seinerseits zur Zustandebringung gewünschter Maßregeln zu benützen und dadurch zu eignem Nutzen zu heben, hatte Kübeck hierfür kein Verständnis. Die Dinge gingen ihren alten schläfrigen Gang, und es wurde alles getrieben, wie wenn Zeit bis zum jüngsten Tage wäre. Um es mit einem Worte zu sagen, Kübeck faßte seine Stellung nicht als leitender Staatsmann, sondern nur als formeller Geschäftsführer auf; er war mehr ein höherer Kanzleidirektor des Bundes als ein Präsidialgesandter; und es muß als ein redender Beweis der Unfähigkeit Oesterreichs zu einer richtigen Auffassung seiner deutschen Politik betrachtet werden, daß es diesen Mann so lange und unter wechselnden Ministerien zur Leitung des Bundestages geeignet fand. Noch ist überdies ein bedeutender Fehler Kübecks nicht zu vergessen, nämlich seine bis an die äußerste Grenze gehende Zugeknöpftheit, welche ganz sprichwörtlich und die allgemeine Klage war. Niemand verlangt von einem Gesandten, daß er die Geheimnisse seiner

Regierung naiv ausplaudere; allein eine regelmäßige Ableugnung alles Wissens, auch wo eine Unkenntnis rein unmöglich ist, verletzt andre und schließt ihnen auch den Mund. Im diplomatischen Verkehre wie in jedem andern erhält der nichts, welcher niemals etwas giebt. Daß Kübeck auch die Gabe der Rede nur in einem sehr geringen Grade besaß, schadete wohl seinem persönlichen Ansehen, war jedoch bei der Art der Geschäftsbehandlung in der Bundesversammlung von geringerer Bedeutung.

Während meines fünfjährigen Aufenthaltes in Frankfurt hatten sich drei preußische Gesandte in der Bundesversammlung abgelöst: v. Usedom, v. Sydow und v. Savigny.

Mit dem ersteren war ich noch dritthalb Jahre zusammen, bis er nach Bismarcks Eintritt in das Ministerium von diesem nach vergeblichem Versuche einer Herüberziehung zu seiner Politik [1]) auf den Gesandtschaftsposten in Turin entfernt wurde. Ich stand mit Usedom vom ersten Augenblicke an sehr gut, wurde von ihm sehr freundlich und offen aufgenommen und fortwährend mit aufrichtigem Wohlwollen und Vertrauen behandelt. Nicht nur teilte er mir, soweit er irgend konnte und fast darüber hinaus, mit, was er in politischen Dingen erhielt und wußte, so daß ich gleich bei meinem Eintritte in das neue Amt wohl unterrichtet war (was mir natürlich gegenüber meiner eignen Regierung nur höchst angenehm und nützlich sein konnte), sondern er gab mir auch in Beziehung auf persönliches Verhalten und auf Geschäftsbehandlung manchen aufrichtigen und wahrhaft freundschaftlichen Rat und Wink. Daß er mit meinem Minister Roggenbach schon lange sehr vertraut war, ebnete allerdings zu diesen angenehmen Beziehungen den Weg; aber es bildete sich auch bald ein rein persönliches Verhältnis. Ich war täglich in Usedoms Hause, welches ein in bequemster Weise offenes und geselliges war; oder suchte er

---

[1]) Karl Georg Ludwig Guido v. Usedom übernahm den Gesandtschaftsposten in Frankfurt am 1. März 1859. Wenige Tage darauf gab er dem Prinzregenten die schriftliche Versicherung, daß er mit seinem Amtsvorgänger v. Bismarck in allen Punkten zusammenstimme (v. Poschinger, Preußen im Bundestag, III. 487, Anm. 1). Nach Frankfurt kam Usedom, weil der Regent der Ansicht war, daß seine allzu originelle Frau dort am wenigsten Schaden anrichten könne. Von 1863—1869 war er der Vertreter Preußens in Florenz, aber so sehr zur Unzufriedenheit Bismarcks, daß dieser schon im Jahre 1864 seine Abberufung forderte und daß die Korrespondenzen, die er mit dem Könige über Usedom bis zum Jahre 1869 zu führen hatte, ganze Aktenstücke füllten (Bismarck-Jahrbuch I. 81; Poschinger, Fürst Bismarck und der Bundesrat, I. 95—96). In seinen „Gedanken und Erinnerungen I. 202 bis 205" spricht sich Bismarck über die Entlassung des bei dem König in hoher Gunst stehenden Gesandten aus. Wie gering er Usedom als Diplomaten einschätzte, das gab er Bernhardi im Januar 1867 mit derber Deutlichkeit zu verstehen (Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis VII. 319—320).

mich bei mir auf, wohl noch spät abends, sich an mein Bett setzend, wenn ich dasselbe früher aufgesucht hatte. Ich verlor durch seine Abberufung viel in jeder Beziehung und bewahre ihm noch jetzt eine aufrichtige Dankbarkeit. — Usedom war ein Mann von vielseitiger geistiger Bildung; ihn interessierte alles in Wissenschaft, Poesie und bildender Kunst. Er hatte vieles im Leben gesehen, auch mancherlei getrieben, und der Verkehr mit ihm war hierdurch ebenso ansprechend, als er bei eigentümlicher Behäbigkeit und Zutraulichkeit des Mannes bequem und erfreulich war. Insofern war er allerdings ausschließlich preußischer Staatsmann und nicht deutscher Patriot, als er Preußen die erste Stelle in Deutschland zusprach und auf Oesterreich mit Mißtrauen und mit geringer Achtung hinsah. Daß der Deutsche Bund nichts tauge und Preußen nur im Wege sei, stand bei ihm fest, und ich bemerkte bald zu meinem noch naiven Erstaunen, daß er mit der Politik ganz einverstanden war, aus dem Bunde nichts werden zu lassen, und daß er, der sonst so Wohlmeinende und jedem alles Gute Gönnende, sogar die positive Verhinderung von materiellen nützlichen Einrichtungen billigte, weil solche den Bund in der Meinung der Nation hätten heben können. Allein mit einer Gewaltpolitik war er deshalb doch nicht einverstanden; sein System war das der „moralischen Eroberungen", was denn freilich mit den obenerwähnten macchiavellistischen Verhinderungen nicht immer übereinstimmte. Ueber sein späteres Verhalten in Italien und über seine unzweifelhaft bedeutende Mitwirkung zur Zustandebringung des Bündnisses von Italien mit Preußen gegen Oesterreich[1]) bin ich nicht genug unterrichtet, um mir ein abschließendes Urteil darüber bilden zu können; ich muß also dahingestellt sein lassen, ob er sich allmählich zu der Bismarckschen Politik bekehrte, oder ob er nur Aufträgen gemäß handelte.

Zur Ergänzung eines Bildes von Usedom und seines ganzen Wesens und Hauses ist es unerläßlich, auch seiner Frau zu gedenken, welche zwar in vielen Beziehungen der gerade Gegensatz von ihm war, die ihm vielen Verdruß und schwere Verlegenheiten machte, welche aber doch großen Einfluß auf ihn hatte und ohne die man sich ihn nicht in seinem ganzen Wesen denken kann. Sie war eine Tochter des berühmten indischen Staatsmannes und Schriftstellers Sir John Malcolm, bedeutend jünger als Usedom (seine zweite Frau),[2]) schön und stattlich, wenn schon zu stark. So einfach er in seinen Gewohnheiten und Neigungen war und so wenig er zu künstlichen und raffinierten geselligen Veranstaltungen hinneigte, so anspruchsvoll, putz- und vergnügungssüchtig war sie. Ihre Toilette war

---

[1]) Das Bündnis wurde am 27. April 1866 geschlossen, vgl. „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis VII. 14".

[2]) v. Usedom war in erster Ehe mit Luise Fischer vermählt.

das Muster, der Neid und das Gespräch der ganzen Stadt; ihre Verschwendung in dieser Beziehung hatte keine Grenzen. Laut, beständig in Bewegung, immer mit irgend einem gesellschaftlichen Plane beschäftigt, füllte sie nicht nur das eigne Haus ganz aus mit ihrer Persönlichkeit, sondern trat auch außerhalb desselben beherrschend und fast herausfordernd auf; sie wollte die erste Dame der Stadt sein und brachte es auch durch sicheres Auftreten, durch Luxus und durch eine Mischung von Anmaßung und Liebenswürdigkeit unbestreitbar dahin. Im täglichen Umgange war sie gescheit und gutmütig, aber von einer oft unglaublichen Indiskretion und, wie es eben in ihrer Laune paßte, bald vertraulich und liebenswürdig, bald hochfahrend und unbekümmert um andre. Bis zu welchem Grade sie selbständig auftreten konnte, bewies sie namentlich bei dem Bruche besonders mit Bismarck. Sie ging allein nach Berlin, um eine möglichst günstige Stellung ihres Mannes zu erlangen, und trug auch wohl Bewilligungen davon, welche ursprünglich nicht beabsichtigt sein mochten. Jedenfalls war sie es, die den Grafentitel verlangte, dessen Annahme Usedoms nähere Freunde bedauerten, teils der Umstände wegen, teils weil der Titel für ihn, der keinen Sohn hatte, eigentlich jedes Zweckes und Sinnes entbehrte und nur zur Befriedigung ihrer englischen Eitelkeit diente.[1]) Mit einem Worte, Frau v. Usedom war eine merkwürdige Erscheinung, welche man nicht wohl wieder vergessen kann, voll Leben, mit viel Licht, aber auch viel Schatten.

So verschieden von ihm als Menschen nur sein können war Usedoms Nachfolger, Sydow. Vor allem Geschäftsmann, pünktlich, eifrig, fleißig bis zum Uebermaß und bis zur Belästigung; von der behäbigen, breitspurigen und vornehm bequemen Art Usedoms keine Rede; noch weniger von dessen offener Mitteilung. Ebenfalls ein feingebildeter Mann mit vielfachen geistigen und künstlerischen Interessen; allein teils mehr in der Art eines Gelehrten, teils und hauptsächlich in süßlich frommer Richtung oder wenigstens Färbung. Schwer war freilich zu sagen, auf welcher konfessionellen Grundlage. Frau v. Sydow war, wie man sagte, durch Radowitz' Einfluß katholisch geworden und war, wie alle Konvertiten, sehr eifrig, um nicht zu sagen fanatisch für die neue Kirche; er selbst hatte den Schritt nicht gethan, sondern war an der Grenze stehen geblieben mit auffallend pietistischem Anstriche, aber mit sichtbarer Neigung zu katholischer Kunst und kirchlicher Zeremonie. Es hätte niemand gewundert, wenn auch er übergetreten wäre; allein er hat es nicht gethan. Im Hause war alles streng geregelt, anständig, aber fest innerhalb der Grenzen des Einkommens. Dabei war Sydow ein Ehrenmann durch und durch, dem

[1]) Die Verleihung des Grafentitels erfolgte im Dezember 1862.

man, war man erst über die zunächst in diesen Kreisen unerwartete und fremdartige Form weggekommen, volle Achtung schenken mußte. Bei der ihm sehr unangenehmen und ihn tief verletzenden Abberufung benahm er sich höchst anständig und würdig. Als Diplomat stand er nicht in großem Ansehen; vor allem galt er dafür, Unglück zu haben, womit er auch zu thun habe. So sei er in der Schweiz gewesen bei dem Neuenburger Handel; in Stuttgart, als König Wilhelm die Thronrede hielt, in welcher er erklärte, daß er sich niemals einem Hohenzollern unterwerfen werde; in Kassel, als dem Kurfürsten der Feldjäger geschickt wurde.[1]) Ueberall sei Sydow schnell abberufen worden und habe die schlimmsten Zerwürfnisse persönlich zu büßen gehabt; und es werde ihm auch in Frankfurt nicht anders gehen, wurde alsbald prophezeit. Und es kam denn auch so, wenn diesmal schon nur in einem Vorbereitungsstadium des Bruches. Sydow führte seinen Auftrag, den Bund zu brüskieren, nicht zur Zufriedenheit Bismarcks aus und wurde kurzerhand in den Ruhestand versetzt. Mein Verhältnis zu ihm war ein freundliches und selbst näheres, allein doch lange nicht so vertrautes wie zu Usedom.

Sein Nachfolger war Savigny,[2]) ein Sohn des berühmten Rechtsgelehrten, noch ein jüngerer Mann und bis dahin in manchem diplomatischen Posten gewesen. Ich hatte mich nicht über ihn zu beklagen, weiß im Gegenteile, daß er gut von mir sprach; allein zu einem näheren Verhältnisse kam es nicht. Teils mutete mich seine Art nicht an, teils trat allmählich infolge der Entwicklung der Bismarckschen Politik die preußische Gewaltthätigkeit immer mehr hervor, so daß auch im Privatleben der Umgang nicht erfreulich war. Herr v. Savigny war ein Mann von Geist, jedoch ohne tiefere oder ausgebreitetere Kenntnisse und ohne mir näher liegende geistige Interessen. Er hatte viel und scharf beobachtet, und es war belehrend und unterhaltend, seine allerdings nicht durch Billigkeit und Gutmütigkeit ausgezeichneten Urteile über Menschen und Ereignisse zu hören; er sprach gern und hielt in Urteilen und Ausdrücken keineswegs zurück. Ob er innerlich mit der von ihm zu vertretenden Politik ganz einverstanden war, möchte ich, trotz seiner sehr ausgesprochenen preußischen Gesinnung, bezweifeln; allein er erklärte unumwunden, er habe keine eigne Politik zu machen, sondern die seines Herrn, des Königs, zu vertreten, wie sie ihm von dessen Minister mitgeteilt werde.[3]) Daß er sich das Schicksal

[1]) Vgl. S. 247 Anm. 2.

[2]) Karl Friedrich v. Savigny, geb. 1814, preuß. Bundestagsgesandter 1864—1866.

[3]) So schreibt v. Savigny an Bismarck 1865 März 28.: „In meinem Verkehr mit Herrn v. Kübeck habe ich alle meine Aeußerungen durchdrungen sein lassen von der Auffassung, welche ich durch mündliche und schriftliche Mitteilungen als die Ihrigen kenne" (Bismarck-Jahrbuch VI. 45).

seiner beiden Vorgänger zu Herzen zog und nicht rätlich fand, sich auch nur im Privatgespräche möglicherweise einer Gefahr auszusetzen, darf ohne Unbilligkeit angenommen werden. Savigny war im Kreise der Amtsgenossen wenig beliebt wegen seiner hochmütig und vornehm sein sollenden Haltung, und es war über ihn das Urteil sprichwörtlich: Frau v. Savigny (eine Arnim-Boytzenburg) sei eine vornehme Frau; er wolle ein vornehmer Mann sein.

Von zwei bayrischen Gesandten, welche ich neben mir sah, v. d. Pfordten und v. Schrenk, war der letztere ein gutmütiger und wohlwollender, aber geistig wenig ausgezeichneter und überhaupt etwas schwachmütiger Mann. Es sprach eigentlich wenig für die bayrischen Verhältnisse, daß er abwechslungsweise fast alle Ministerien hatte bekleiden können. Eine allmählich bedenkliche Stagnation des Staatslebens muß die Folge solcher Leitungen sein, bei welchen die Wegarbeitung der täglichen Geschäfte in der hergebrachten Art die einzige Aufgabe ist und höchstens eine tiefe Abneigung gegen alles volkstümliche Wesen selbständig lebt und den Hintergrund von jedem Denken und Handeln bildet. Ich hatte Schrenk schon im Parlamente etwas gekannt, wo er sich jedoch in keiner Weise bemerklich gemacht und überhaupt wohl sehr unbehaglich gefühlt hatte. — Eine weit bedeutendere Persönlichkeit war v. d. Pfordten. Niemand hat ihm wohl je scharfes Urteil, gesunde und kräftige Auffassung, eine ungewöhnliche Macht und Gewandtheit der Rede, tüchtige rechtliche und geschäftliche Kenntnisse abgesprochen. Er trat immer mit großer Bestimmtheit und häufig mit überraschender Offenheit auf, und zeigte, wo es darauf ankam, in seinen Arbeiten eine große Kraft in der Bewältigung der Thatsachen und eine gewandte, sichere Logik in der Beweisführung. Er machte sicherlich jedem den Eindruck eines nicht gewöhnlichen Menschen, und er hatte auch, wie alle starken Naturen, einen großen Einfluß auf seine Umgebung. Dennoch war kein großes politisches Vertrauen zu ihm vorhanden, und war er persönlich nicht eben beliebt. Das erstere schrieb sich von zwei Ursachen her. Herr v. d. Pfordten hatte seine politische Partei gewechselt. Als jüngerer Mann zu den Liberalen gehörig und deshalb zuerst in seinem Vaterlande Bayern verfolgt und später in Sachsen einer der Märzminister geworden, war er von da an sehr konservativ und selbst reaktionär geworden. Es mochte allerdings Erfahrung in Regierungssachen den Grund zu der verschiedenen Richtung gelegt haben, jedenfalls der leidenschaftliche und heftige Mann durch Widerspruch und Tadel in Ständeversammlungen und in der Presse in derselben aufrichtig befestigt worden sein; allein man konnte doch sein Auftreten und seine herben Urteile nicht gut als den innersten Kern der Ueberzeugung annehmen. Wenn auch nicht bloß Maske, so erschien doch der jetzige Torysmus nur als eine

gegen die eigentliche Natur des Mannes äußerlich aufgedrungene Stellung oder Leidenschaft. Er selbst schien ein Gefühl davon zu haben, indem er nicht selten die Gründe angab, warum er nicht liberaler sein könne. Zweitens aber sprach sich bei v. d. Pfordten ein großes Gefühl der Macht Bayerns und seiner Berechtigung zu einer herrschenden Stellung in Deutschland aus. Sein Ideal deutscher Zustände war unzweifelhaft eine Trias, deren eines Haupt Bayern als Führer aller andern mittleren und kleinen Staaten zu sein hätte. Man traute ihm nun unbedingt zu, daß er diesem Zwecke alles andre unterordne und daß er auch vor antinationalen Schritten und Verbindungen nicht zurücktreten würde, wenn er Förderung der bayrischen Sonderinteressen darin fände. Manche unbedachte und vielleicht mehr paradoxe oder in der Leidenschaft des Widerspruchs hervorgestoßene Aeußerung wurde als Beweis hiervon genommen. Das geringe persönliche Gefallen aber rührte von der Form des Auftretens der ganzen Erscheinung her. Bei wenig aristokratischem Aeußeren trat Herr v. d. Pfordten mit großem Selbstbewußtsein auf; er hatte mehr die Form eines Vorgesetzten als eines Kollegen; sprach lauter und heftiger, als in solchen Kreisen sonst üblich ist. Man fühlte durch, daß er ohne vorgängige Uebung in der großen Welt schnell zu einer befehlenden Stellung gekommen war und diese lange innegehabt hatte.

Von sächsischen Bundestagsgesandten habe ich ebenfalls zwei gekannt. Der eine, Herr v. Nostitz und Jänckendorf, war nur noch eine Ruine. Früher und während der langen Jahre der Reaktionsperiode ein sehr einflußreiches Mitglied der Versammlung gewesen, war der alte, feine Herr durch Alter und Kränklichkeit ganz gebrochen. Er wurde denn auch zur Ruhe gesetzt. — Sein Nachfolger, v. Bose, ein noch jüngerer Mann von großer Gutmütigkeit und Freundlichkeit, war zu kurze Zeit in der Versammlung und als schon die Auflösung sich immer mehr fühlbar machte, so daß er kaum Gelegenheit hatte, sich eine andre Stellung mehr zu machen, als die einer allgemeinen persönlichen Beliebtheit.

Der hannoverische Gesandte v. Heimbruch war in ungewöhnlich jungen Jahren und, wie man erzählte, durch eine Art von Mißverständnis zu seinem Posten gekommen. Bei meinem Eintritt saß er schon ziemlich lange in der Versammlung und bewegte sich mit großer Sicherheit in derselben. An geistiger Begabung fehlte es ihm keineswegs; er hatte ein schnelles und scharfes Urteil, litt nicht an Illusionen und war ein fleißiger guter Arbeiter, welchem man die frühere juristische Schule wohl ansah. Er war jedoch mehr gefürchtet als mit Wohlwollen betrachtet. Der kleine, zierliche, elegante Mann hatte eine überaus böse Zunge; sein Witz war sarkastisch und beißend; es hatten wohl nur wenige das Gefühl, daß er wohlwollend gegen sie sei, und er machte auch bei den Verhandlungen

gern formelle Schwierigkeiten in unverbindlicher und eine Ausgleichung nicht begünstigender Weise. Er nannte sich gern einen Aristokraten, war aber doch eigentlich nur ein in der Wolle gefärbter hannoverischer Junker, welchem das Verständnis der neuzeitlichen gesellschaftlichen und staatlichen Entwicklung ganz abging und der namentlich auf den Mittelstand mit unverhehltem Widerwillen herabsah. Insofern allerdings ein ganz entsprechender Vertreter seiner Regierung und der in derselben zu ihrem eignen schnellen Verderben herrschenden Anschauungsweise.

Von einer ziemlichen Reihe weiterer Amtsgenossen wüßte ich sehr wenig zu sagen. Entweder starben sie sehr bald nach meinem Eintritte, wie die Herren v. Münch von Hessen-Darmstadt und v. Dungern von Nassau, so daß ich sie kaum kennen lernte und mir kein Bild von ihnen geblieben ist, oder aber ist auch bei genügender Bekanntschaft nicht viel von ihnen zu sagen. — So war der württembergische Gesandte v. Reinhard kaum durch etwas bemerkbar, als durch eine Neigung zum Wohlleben und durch eine ungeduldig machende Unklarheit des Gedankens und des Ausdrucks. Später auch noch durch schlagartige Anfälle getroffen, konnte er fast nur noch Mitleid in Anspruch nehmen, und nur die Abneigung seines alten Königs gegen neue Namen und Gesichter gab Erklärung für sein Belassen im Amte. Sein Nachfolger, der langjährige, von den Ständen so heftig befeindete Minister Freiherr v. Linden war nur kurz und während der letzten Monate des Bundes anwesend. Mir schien, daß man dem Manne in Württemberg unrecht thue, wenn man ihn dort als eine Inkarnation des Absolutismus und der Reaktion betrachte und demgemäß hasse; vielmehr war ich überrascht durch manches billige und ein langes parlamentarisches Leben nicht verleugnende Urteil desselben über Einrichtungen und Personen. Mir erschien er vielmehr als ein lebendiger Ausdruck des Bureaukratismus mit dessen Fehlern und guten Eigenschaften. Zu einer politischen Thätigkeit hatte er kaum Zeit und Gelegenheit; sein Standpunkt war der des süddeutschen Partikularismus im Anlehnen an Oesterreich mit abergläubischem Vertrauen in dessen Macht und mit Abneigung gegen Preußen. — Der kurhessische Gesandte v. Hesberg, welcher ungefähr zu gleicher Zeit mit mir in Frankfurt eintrat, stand so ziemlich beiseite. Teils war der Vertreter des Kurfürsten von Hessen doch politisch in einer üblen Lage, da selbst die Verteidiger dieser unglaublichen Regierung sich ihrer nicht aus irgend einer Neigung zu ihr, sondern aus kurzsichtigem Konservatismus annahmen und sich der Sache mehr schämten als freuten. Dabei schloß aber Hesberg selbst sich durch sein Privatleben und seine ganze Haltung aus einem zivilisierteren Kreise aus. Er war unzweifelhaft ein ganz gescheiter Mensch, und es wurde von ihm gerühmt, daß er in einem früheren gerichtlichen Amte sehr gut

gearbeitet habe, wenn es gelungen sei, seine Trägheit zu überwinden; allein seine ganze Haltung in Frankfurt war eine unwürdige und selbst da, wo man keinen strengen sittlichen Maßstab anzulegen gewohnt war, mißliebig bemerkte. Er war Junggeselle und hatte ein nicht aufweisbares Hauswesen; außerdem aber kam er vom Wirtstische und aus dem Kaffeehause den ganzen Tag kaum weg, mit andern essend und trinkend, wenn sich welche fanden, allein, wenn es nicht anders ging. So traf ihn denn auch schließlich ein Schlagfluß, welcher ihn vollständig lähmte und nach langem Kranksein in einem fremden Hause seine Entfernung notwendig machte. — Der niederländische Gesandte v. Scherff,[1]) der Senior der Versammlung an natürlichem Alter und an Dienstjahren, war ein abgelebter und kränklicher Greis, dessen einziges übrig gebliebenes Interesse die formelle Besorgung der Geschäfte war, in welcher Beziehung man denn nichts versäumen durfte, ohne sich sein ernstliches Mißfallen zuzuziehen. Obgleich kein geborener Holländer, war er doch allmählich in die für Deutschland gleichgültigen, wo nicht abgeneigten Gesinnungen der niederländischen Regierung und Bevölkerung hineingekommen. Er suchte sich womöglich für Luxemburg und vollends gar für Limburg von jeder Anmutung und Bewegung freizuhalten, und man ließ sich dies auch im Gefühle der Verkehrtheit des ganzen Verhältnisses und der alten feigen Schuld vom Jahre 1830 stillschweigend gefallen, mehr als eine aufrichtige Anwendung der Bundesgesetze rechtfertigte. — Von zwei holsteinischen Gesandten erinnere ich mich des bei meinem Eintritte vorhandenen Herrn v. Bülow[2]) als eines feingebildeten, angenehmen und wohlbehäbigen Mannes, welcher trotz seiner mißliebigen politischen Stellung persönlich allgemein belobt und geachtet war. Seiner versöhnlichen Art und seinem richtigen Takte in Vermeidung zum Bruche treibender Schritte wurde es beigemessen, daß nicht schon weit früher der offene Streit mit Dänemark ausgebrochen sei. Als die Dinge immer schlimmer wurden, nahm er seine Entlassung, weil er nicht Diener einer Regierung sein wollte, welche mit Deutschland in Krieg zu kommen nicht verfehlen könne. Sein Nachfolger Baron Dirckinck-Holmfeld ersetzte ihn in keiner Weise. Er hatte seine besten Jahre ziemlich abenteuernd in allerlei Herren Verdienste zugebracht, war vollkommen unfähig zum Verständnisse irgend eines rechtlichen Argumentes und dabei ein fanatischer Däne. — Der nassauische Gesandte, Freiherr v. Breidbach-Burresheim, ein Neffe Heinrich Gagerns, war ein ebenso gutmütiger als unbedeutender Mann. Schon brustleidend angekommen, wurde er allmählich immer kränker und starb auch schließlich,

[1]) Vgl. oben S. 117.

[2]) Bernhard Ernst v. Bülow. Seine Personalien s. in v. Poschinger, Fürst Bismarck und der Bundesrat, I. 73, Anm.

persönlich von allen beklagt, politisch ohne eine Lücke zu lassen. — Mecklenburg sendete, wie sich von selbst versteht, Junker von dem reinsten Wasser. Ich habe deren zwei erlebt, ohne freilich näheren Umgang mit ihnen zu haben; im Gegenteile waren es die einzigen Kollegen, mit welchen ich während meines ganzes Aufenthaltes aus geschäftlichen Veranlassungen in persönliche Mißverhältnisse geriet. Bei meinem Eintritt traf ich einen Herrn v. Bülow, einen feinen, kalten, meinem Eindrucke nach hochmütigen Mann. Es wurden manche Eigenschaften von ihm gerühmt, über welche ich kein Urteil habe, da ich ihn nicht näher kennen lernte. Er war bereits oder wurde wenigstens bald brustkrank und starb nach langem Leiden. Sein Nachfolger v. Wickede war in der äußeren Erscheinung gerade das Gegenteil. Groß, breit, laut, ein Lebemann, der sich als Junggeselle sehr behaglich hielt und mannigfach gern gesehen war. Wir waren zu verschiedener Art und hatten zu verschiedene politische Anschauungen, als daß wir uns näher gekommen wären; bald kamen auch geschäftliche Zerwürfnisse über die holsteinische Angelegenheit und über mecklenburgische Regierungsmaßregeln, in betreff welcher mir das Referat im Reklamationsausschusse übertragen war. Wickede war ein Mann von Verstand und kein schlechter Jurist, allein seine Schreibart war vollkommen barbarisch. — Der oldenburgische Gesandte v. Eisendecher war wohl als Politiker von mäßiger Bedeutung; allein er war ein feingebildeter, liebenswürdiger Mensch, großer Musikverständiger, für alle geistigen Interessen mehr empfänglich, als dies sonst unter den meisten meiner Amtsgenossen zu finden war. Ich bin viel und gern mit ihm umgegangen, bis er sich später überhaupt mehr zurückzog, da er durch das Verhalten des Großherzogs in der schleswig-holsteinischen Sache sich in eine schiefe Stellung versetzt fand. Die Geltendmachung angeblich von Rußland übertragener Ansprüche konnte weder rechtlich noch sittlich verteidigt werden und gab, wenn es nicht selbst schon eine bewußte Intrigue war, doch jedenfalls Anlaß zu den schlimmsten Intriguen und Vorwand zu Verschleppungen jeder Art. Es ist möglich und selbst wahrscheinlich, daß die ganze unselige Angelegenheit einen andern Verlauf genommen hätte ohne das Dazwischentreten Oldenburgs. Schließlich beeilte sich der Großherzog, seine Truppen Preußen zur Verfügung zu stellen, als dieses die Erbherzogtümer gewaltsam für sich, und also auch mit Verwerfung der oldenburgischen Ansprüche, in Beschlag genommen und dies zum Ausgangspunkt des Krieges gemacht hatte. Inwiefern Herr v. Eisendecher innerlich und in seiner unzweifelhaften treuen Anhänglichkeit an den Großherzog mit allem diesem einverstanden war, weiß ich nicht zu sagen; jedefalls aber fühlte er sich nicht mehr wohl im Kreise seiner früheren näheren Bekannten und zog sich allmählich mehr zurück, was mich betrifft, zu meinem aufrichtigen Bedauern. — Von

hanseatischen Gesandten gingen mehrere an mir vorüber, welche ich jedoch bei dem kürzeren Verbleiben derselben meistens nur wenig kennen lernte. So der Senator Albers von Bremen, ein behäbiger kluger und, wie es schien, sehr wackerer Mann, welcher aber bald mit der Sache nichts mehr zu thun haben wollte. So der Syndikus Elder aus Lübeck, ein Bekannter schon von der Universität her, welcher indessen aber ganz der Typus des Geschäftsmannes und Diplomaten einer kleinen Republik geworden war. Weltklug, ein aufmerksamer Beobachter, vorsichtig, etwas altväterisch, so daß man immer wieder genauer zusah, ob die weißen Haare des Mannes nicht doch gepudert seien. So endlich Dr. Krüger aus Hamburg, bis dahin langjähriger Geschäftsträger in Kopenhagen, ein Mann von unzweifelhaft politischer Anlage, welcher aber in der Gewohnheit eines Diplomaten von untergeordneter Stellung sich daran gewöhnt hatte, durch Hinhorchen nach allen Seiten möglichst gut unterrichtet zu sein, das Gras wachsen zu hören und daraufhin über scharfsinnige Vermutungen und Pläne zu brüten. Auch er gefiel sich bald nicht mehr hier und war teils unter dem Vorwand von Kränklichkeit und Badekuren, teils aus Anlaß der rückständigen Verhandlungen mit Dänemark großenteils und namentlich in der letzten kritischen Zeit abwesend von hier.

Nicht so kurz kann ich jedoch noch einige weitere meiner Kollegen übergehen, sei es wegen näherem persönlichen Umgang mit ihnen, sei es wegen ihrer bemerkenswerten Persönlichkeiten.

Unzweifelhaft dem Verstande nach eines der hervorragendsten Mitglieder der Versammlung war der darmstädtische Gesandte v. Biegeleben, aber ebenso unzweifelhaft eines der unliebenswürdigsten und, so weit ihr Einfluß ging, schädlichsten. Mit dem ganzen Eifer seiner durchaus leidenschaftlichen Natur war er ein unbedingter Anhänger von Oesterreich, wozu ihn sein fanatischer Katholizismus, seine reaktionäre Gesinnung im inneren Staatsleben, endlich das Verhältnis zu seinem Bruder, dem einflußreichen Referenten in deutschen Sachen in der Wiener Staatskanzlei, schon von selbst bewog, worin ihn aber auch Weisung und Gesinnung seines Vorgesetzten Dalwigk nur befestigen konnten. Biegeleben war noch ein junger Mann, welcher von einem Geschäftsträgerposten in Berlin nur mit erhöhtem Widerwillen gegen alles Preußische in die Bundesversammlung gekommen war. Hier wurde er natürlich von der österreichischen Partei mit offenen Armen aufgenommen und mit beleidigender Zurücksetzung Badens bei jeder Wahl in einen wichtigen Ausschuß mir regelmäßig vorgezogen. Biegeleben war ein guter und fleißiger Arbeiter; er hielt mit seinen Ansichten nicht zurück, und man wußte klar, woran man mit ihm war. In die von ihm vertretene Politik lebte er sich so ganz hinein, daß ihm ein Mißlingen in irgend einem Falle zum sichtbaren persönlichen

Schmerz gereichte. Dafür, daß er durch seine Verbindungen in Wien und durch seinen Einfluß auf den Präsidialgesandten einen bedeutenden, die Machtverhältnisse seiner Regierung weit überschreitenden Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten ausübte, habe ich allerdings keinen greifbaren Beweis, allein es lag in der Natur der Sache und ist daher meine Ueberzeugung. Zu einem vertrauteren Verhältnisse zwischen uns konnte es unter solchen Umständen nicht kommen; es trug aber hierzu auch noch mein persönlicher Widerwille gegen das unnötige und unhöflicherweise schneidende Auftreten Biegelebens sowie seine unbezwingliche Neigung zu Paradoxien und zum Streite bei. Wenn es irgend möglich war, und selbst wo es nicht möglich war, hatte Biegeleben seine eigne Meinung, welche er dann scharfsinnig und gewandt, aber in unangenehm heftiger Weise verteidigte. Er hatte eine solche Freude am Streiten, daß er in Ermangelung eines Gegners gegen sich selbst gestritten hätte. Zu dem schließlichen Bruche mit Preußen trug er nach Kräften bei, und mit Gewalt verschloß er seine Augen der Ueberzeugung, daß die Dinge schlecht gingen und schlecht geführt wurden; er kam außer Fassung und Sitte, wenn man die Kriegführung, sit venia verbo, des Prinzen Alexander von Hessen auch nur einem Urteile zu unterziehen wagte. Kaum wird in ganz Deutschland jemand die Niederlage Oesterreichs und den Sieg Preußens so bitter beklagt haben, als Herr v. Biegeleben. — Höchst verschieden von ihm nach der ganzen Art und Anlage war der Gesandte der kleineren sächsischen Staaten, Baron Beaulieu-Marconnay. Nachdem sein Schwiegervater, der vieljährige Gesandte dieser Regierungen, Freiherr v. Fritsch, ein liebenswürdiger, ehrenhafter, allgemein geachteter Mann, wegen Kränklichkeit und allmählichem Widerwillen an dem Bundeswesen sich zurückgezogen hatte, wurde sein Schwiegersohn, der übrigens nicht viel jünger war und bis dahin ein höheres Hofamt in Weimar bekleidet hatte, an seine Stelle ernannt. Wenn man anfänglich über die Wahl etwas erstaunt war, so änderte sich das Urteil bald. Der bisherige Oberhofmeister war nicht nur, wie natürlich, sicher und gewandt im Verkehr und wußte seine Stellung in der Gesellschaft vollkommen zu nehmen, sondern er zeigte sich auch alsbald als ein Mann von allgemeiner und mehr als gewöhnlicher Bildung und in Geschäften sehr erfahren und brauchbar, namentlich der Feder vollkommen Herr. Obgleich jener früheren Generation nicht mehr angehörig, war er doch ein Vertreter der guten weimarischen Zeit und Schule. Er war nicht eben ein Gelehrter, allein doch mehr als nur Dilettant in Dichtkunst, Litteratur, Geschichte oder selbst Politik. Er hatte als Begleiter der weimarischen Herrschaften einen großen Teil der europäischen Höfe gesehen und zwar mit großem Nutzen, da er sich ein unbefangenes und ehrenhaftes Urteil bewahrt hatte. Ohne ein Frondeur zu sein, war er

von Hofmarschalls-Anbetung und -Lebensauffassung sehr weit entfernt, sondern hatte die Erdengötter in ihrer menschlichen Eigenschaft aufgefaßt. Mir war Herr v. Beaulieu vom ersten Augenblick an sehr sympathisch, und da wir auch in politischen Ansichten übereinstimmten, so traten wir uns bald näher. Ich zweifle nicht daran, daß bei einem noch längeren Zusammenleben eine Freundschaft aus unserm gegenseitigen Gefallen entstanden wäre.

Ein in mehrfacher Beziehung bemerkenswertes Mitglied der Bundesversammlung war der Vertreter einer der kleinen Regierungen in der 16. Kurie, Freiherr v. Linde. Zuerst als ein bedeutender Rechtsgelehrter, namentlich im bürgerlichen Prozesse, bekannt, hatte er schon vor dem Jahre 1848 als Kanzler der Universität Gießen auch die politische Laufbahn beschritten und sich hier bald einen Namen als Reaktionär und Ultramontaner gemacht. Im deutschen Parlamente trat er in derselben Richtung auf, soweit er sie damals geltend machen konnte, und saß somit auf der äußersten Rechten. Daß er unter diesen Umständen nicht zu den Lieblingen der Mehrheit der Versammlung gehörte, versteht sich von selbst, und kaum dürften die Reden eines Mitgliedes mit so wenig Gunst gehört, beziehungsweise deren Anhören so demonstrativ vermieden worden sein, wie die seinigen, wozu denn freilich deren Länge, Eintönigkeit und kathedermäßige Starrheit das ihrige redlich beitrugen. Bei der Wiederherstellung des Bundestages trat Herr v. Linde als Gesandter des Fürsten von Liechtenstein ein, woran sich dann später allmählich die Vertretung einiger andrer kleiner Regierungen in der 16. Kurie anschloß, ohne daß sich jedoch trotz der beständigen Bemühungen Oesterreichs eine vollständige Uebertragung aller Stimmen hätte bewerkstelligen lassen. Waldeck und Reuß j. L. wollten durchaus nichts mit Herrn v. Linde zu thun haben, und übergab ersteres mir, letzteres dem großherzoglich sächsischen Gesandten die Stimmführung; Lippe-Detmold ernannte nach des Freiherrn v. Holzhausen Tod gar niemand mehr, und Schaumburg-Lippe schickte von Zeit zu Zeit einen eignen Gesandten in der Person des bekannten Herrn Viktor v. Strauß. So kam es denn, daß diese Kurie, welche ohnedem schon wegen ihrer Zusammensetzung aus vielen mikroskopischen Stätchen politisch ganz null war, auch noch das lächerliche Schauspiel einer vier- oder fünffachen Vertretung darbot. Daß unter solchen Umständen Lindes ostensible amtliche Stellung eine höchst unbedeutende war, versteht sich von selbst; sie wurde aber dadurch auch eine persönlich wenig geachtete, daß derselbe, wie wenigstens allgemein geglaubt war, einen regelmäßigen Gehalt von Oesterreich bezog und dafür denn auch in dessen Dienst zu arbeiten hatte, namentlich in der Presse. Auch wurde es nicht schicklich gefunden, daß ein Bundestagsgesandter der bezahlte Rechtskonsulent für den Fürsten Thurn und Taxis, gelegentlich auch für Bundesregierungen in Prozessen

war. Linde wurde deshalb mit sichtbarer Rückhaltung von den meisten Seiten behandelt und spielte mehr die Rolle eines ungern geduldeten als eines gleichberechtigten Amtsgenossen. Sei es nun das Gefühl dieser gegen ihn gehegten Gesinnung, sei es Abneigung gegen die größere Gesellschaft und deren Formen, sei es endlich weit getriebene Sparsamkeit: jedenfalls war es Thatsache, daß sich Linde niemals irgendwo anders sehen ließ, als eben in den Bundestagssitzungen. Man konnte jahrelang, zum Beispiel als fremder Gesandter oder als Legationssekretär, in der Frankfurter diplomatischen Welt leben, ohne Herrn v. Linde auch nur zu Gesicht bekommen zu haben, und es war selbst in der aufgeregten und unruhigen Zeit des Fürstentages fast eine Art von Ereignis, daß derselbe an einer Mittagstafel zum ersten und letzten Male erschienen sei, weil er eine Einladung des Kaisers von Oesterreich doch nicht hatte ablehnen können. In den Sitzungen hielt sich Linde ganz beiseite und wartete, bis vielleicht der eine oder der andre ihn anredete; an den Verhandlungen nahm er kaum je teil, und er, welcher pünktlich immer mit dem Glockenschlag und als der erste eintrat, verschwand mit dem Schlusse der Sitzungen augenblicklich und spurlos. Auch in Augsburg war er, wenigstens solange ich es beobachten konnte, nicht zu sehen, außer in den formellen Sitzungen; während alle andern gemeinschaftlich in dem Exile lebten, zusammen speisten und so weiter, war er vollkommen unsichtbar und sein Aufenthalt wohl nur dem Kanzleidiener bekannt. So weit nun auch unsre Ansichten in fast allen Dingen auseinandergingen und so wenig ich selbstredend Sympathien für den Mann hatte, so stand ich doch auf einem persönlich ganz leidlichen Fuße mit ihm. Wir hatten als ehemalige Professoren gemeinschaftliche Erinnerungen und Beziehungen, und ich fand Linde auch, wenn es sich für mich von der Sicherstellung eines schwierigen Rechtssatzes im Zivil- oder Prozeßrechte handelte, immer als bereitwilligen und zuverlässigen Berater. Die Schwierigkeit war nur, seiner habhaft zu werden, denn auch sein Haus war hermetisch verschlossen.

Endlich ist noch des Gesandten der freien Stadt Frankfurt, Senators Müller, zu erwähnen. Ich habe in meinem Leben wenige Menschen kennen gelernt, welche so gewandt in Geschäften waren wie er, und mit welchen sie so glatt und angenehm abzumachen gewesen wären. Er war gefällig, ohne eine Spur von Pedanterie, unerschöpflich an Auskunftsmitteln; die Stadt und ihre Verwaltung hatte er ganz in der Hand, mochte er nun das Amt des Bürgermeisters verwalten oder nicht, jeder wendete sich also in hundert kleineren und größeren Dingen an ihn und konnte sich seiner nur beloben. Dennoch hatte niemand Vertrauen in ihn, weder in der Stadt noch in der Bundesversammlung; es fehlte nämlich durchaus an einer ausgesprochenen und festgehaltenen Gesinnung; man

wußte niemals, wie man eigentlich mit ihm daran war. Müller wußte sich mit staunenswerter Gewandtheit zwischen Oesterreich und Preußen durchzuwinden, und es geschah sicher nicht mit seinem Willen, wenn der Senat der freien Stadt, gedrängt durch die Meinung der Einwohner, sich in dem letzten Kriege so entschieden gegen Preußen hielt und dadurch mit die schweren Verluste über die Stadt heraufbeschwor. Der deutlichste Beweis, daß man preußischerseits dieses nicht ihm zuschrieb, war darin zu sehen, daß er von dem Eroberer alsbald als Haupt der provisorischen Verwaltung aufgestellt wurde; ein Beweis der Ueberzeugung seiner Mitbürger und seiner Unentbehrlichkeit und Brauchbarkeit aber war, daß niemand einen andern als Müller zu den Verhandlungen mit Preußen um Abwendung der barbarischen Brandschatzung und um möglichst leidliche Gestaltung der künftigen Verhältnisse Frankfurts unter preußischer Herrschaft geeignet erachtete, und daß es als selbstverständlich galt, daß niemand anders als Müller an die Spitze der Stadtverwaltung gestellt werden werde, wie immer diese sich auch gestalten möge. Warum später die öffentliche Meinung sich so entschieden gegen ihn wendete, daß er von aller Thätigkeit ausgeschlossen wurde, ist mir nie recht klar geworden. — Ich hatte Müller schon auf der Universität etwas gekannt und ihn später nie ganz aus den Augen verloren; so fand ich ihn denn schon bei meinem Eintritte in Frankfurt vielfach gefällig und hilfeleistend, und ich bin die ganze Zeit über aufs beste mit ihm ausgekommen. Der klare praktische Verstand des Mannes sprach mich an, sowie die Freiheit seiner Bewegung und die Geschicklichkeit, mit welcher er alles machte. Auch gestehe ich, daß ich von seinem Charakter besser dachte, als dies gewöhnlich geschieht. Ich konnte nicht umhin, die schwierige Lage in Betracht zu nehmen, in welcher der Leiter einer kleinen Republik sich befand, welche der Sitz des Bundestages und der Gesandtschaften mächtiger Reiche war und welche notwendigerweise in einem guten Verhältnisse mit jedermann zu stehen hatte, namentlich zwischen der Scylla Oesterreich und der Charybdis Preußen durchschiffen mußte, und in welcher überdies die konservativen und vernünftigeren Elemente von der Regierung verdrängt waren oder sich unverständig und mutlos zurückgezogen hatten, wo also mit einer turbulenten und großmäuligen Demokratie zurechtzukommen und diese von allzugroßen Thorheiten abzuhalten war. Vielleicht war eine aalgleiche Glätte nicht die einzig richtige oder auch nur die richtigste Haltung in solchen Verhältnissen, und es mußte wohl bei einem System des Durchwindens mit den schroffen Ecken auch ein Teil des Kerns der Gesinnung verloren gehen; allein ich vermag nicht auch einen Stein auf den Träger einer solchen Politik zu werfen, und kann nicht ihm zur Last legen, was auch die Schuld der Verhältnisse war.

Welches Urteil man über diesen persönlichen Bestand des obersten Organes des Deutschen Bundes in den letzten Jahren seines Bestehens fällen will, muß ich dahingestellt sein lassen; ich selbst mag kein abschließendes aussprechen. Der längere eigne Umgang gewährt freilich einen genaueren und mannigfach richtigeren Einblick in manche Ursachen und Wirkungen, benimmt aber auf der andern Seite auch die Möglichkeit einer rein objektiven Auffassung. Es war natürlich Bierbankpolitik und Zeitungsgerede, den schlechten Gang der allgemeinen deutschen Verhältnisse der Bundesversammlung persönlich zuzuschreiben; die Hauptschuld lag ja an der ungenügenden Ordnung des Bundes und an dem Mangel an gutem Willen der Regierungen. Die Bundestagsgesandten regierten Deutschland nicht nach ihrem Belieben und ihrer Einsicht, sondern waren Untergeordnete ihrer Ministerien und hatten nach deren Weisung zu stimmen und zu handeln. Das Poltern und oft pöbelhafte Schimpfen auf den Bundestag war denn auch schließlich nichts andres als eine ungefährliche Form, den Regierungen, verdientermaßen oder nicht, Beleidigendes zu sagen. Man schlug den Sack und meinte den Träger. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nicht auch wirklich verdienter Tadel einem größeren Teil der Bundestagsgesandten zuzuteilen sei. Nicht alle waren ihrer Stelle gewachsen; noch verbreiteter war eine falsche, kurzsichtige und ungenügende Auffassung der allgemeinen politischen Aufgabe. Eine wirkliche nationale Richtung und eine verständige freiheitliche Behandlung der öffentlichen Dinge hatte wenige Vertreter. Die schlechte und zum Teile geradezu thörichte Behandlung der Geschäfte (ich spreche davon weiter unten) war zum großen Teile unaufgedrungene Schuld; daß nicht einmal das Gefühl lebendig war, man treibe sich in einem Schlendrian um, höchstens in diplomatischen Winkelzügen und Formen, anstatt daß man wirklich und kräftig zu regieren suchen sollte, war ein persönlicher Fehler und ein schwer verzeihlicher. Es mag sein, daß auch die Personen bei einem größeren Ziele und einer aufrichtig gestatteten Verfolgung desselben sich wenigstens zum Teile mit demselben und an demselben gehoben hätten; allein unzweifelhaft hätten bei einem solchen Gebaren des Bundesorganes mehrere der jetzt für tauglich oder wenigstens erträglich Gehaltenen entfernt werden müssen. Unter allen Umständen aber hing die große geistige Oede, der unglaubliche Mangel an Teilnahme für alle höheren menschlichen Interessen, welcher mit wenigen Ausnahmen in dem Kreise des Bundestages herrschte und welche ich in gleichem Grade in keinem meiner Lebensverhältnisse gefunden habe, mit der Gebundenheit der Stellung und mit der Politik der Regierungen nicht zusammen. Dies waren rein persönliche Mängel, nur erklärlich aus der abstumpfenden Frivolität eines diplomatischen Lebensweges oder der Abnützung alter Geschäftsmänner.

Noch gehört allerdings zur Vollendung und Ausfüllung des ganzen Bildes der Frankfurter diplomatischen Verhältnisse ein Wort über die den Gesandtschaften der größeren Staaten beigegebenen Hilfsbeamten, über die Mitglieder der Militärkommission und über die beim Bunde beglaubigten Gesandten fremder Mächte.

Das ursprünglich bei den meisten Gesandtschaften zahlreichere Personal wurde im Laufe der Zeit durch ständische Sparsamkeit, Abneigung gegen den Bundestag und vielleicht in der Erfahrung nicht ausreichender Beschäftigung mehr und mehr beschränkt. Von der hannöverischen Gesandtschaft an fielen die Gesandtschaftsräte und Legationssekretäre allmählich weg und wurden nur Kanzlisten gelassen; bei der österreichischen und preußischen Gesandtschaft freilich blieb eine reichlichere Besetzung, und zwar in der Art, daß ein Gesandtschaftsrat nebenher bei der Stadt Frankfurt und einigen benachbarten kleineren Höfen, für welche der Gesandte selbst zu vornehm war, beglaubigt wurde, außerdem noch ein Legationssekretär oder mehrere angestellt waren, zuweilen noch vermehrt durch Attachés, einen mit Leitung der Preßangelegenheiten beauftragten Beamten und dergleichen. Es waren unter diesen Nebenpersonen geistig bedeutende Männer, von deren Thätigkeit nach außen freilich wenig bemerklich war, welche aber in der Wirklichkeit oft mehr arbeiteten als der Gesandte und dadurch bedeutenden Einfluß auf die Geschäfte hatten. So war unter den Oesterreichern der Legationsrat v. Braun, später Kabinettschef des Kaisers, ein sehr kluger Mensch. Man sah ihn verhältnismäßig wenig, und er galt dafür, im stillen mit den geheimen Geschäften betraut zu sein, welche namentlich in der österreichischen Diplomatie noch mannigfach vorkommen, mit welchem wahren Nutzen mag dahingestellt bleiben. Er besorgte die Verbindung mit der Presse,[1]) machte Rundreisen bei den kleineren Höfen, welche man im österreichischen Sinne bestimmen wollte, kam und ging geräuschlos. Ich habe ihn zu wenig gekannt, um ein Urteil über ihn zu haben. Der äußere Eindruck war nicht angenehm. Bei den Preußen nahm der Geheime Legationsrat v. Wentzel eine ähnliche Stellung ein. Er war wohl in dem ganzen Kreise derjenige, gegen welchen allgemein das meiste Mißtrauen und die ausgesprochenste Abneigung obwaltete; nicht am wenigsten bei der eignen Gesandtschaft selbst. Namentlich Usedom betrachtete ihn als einen Aufpasser und als ihm persönlich abgeneigt, suchte ihn daher auch fernzuhalten, soweit es nur ging. Die

---

[1]) Das Organ der österreichischen Bundestagsgesandtschaft war die Postzeitung, über welche der Immediatbericht v. Bismarcks vom 24. Dezember 1858 (v. Poschinger a. a. O. III. 463—465) und sein Brief an v. Gerlach 1858 März 2. (Bismarck-Jahrbuch II. 189) zu vergleichen ist.

bedenkliche Einrichtung, einen Legationsbeamten selbständig vom Gesandten in einer kleineren Stelle als Geschäftsträger zu beglaubigen und ihn dadurch zu einem eignen Verkehr mit dem Ministerium zu berechtigen, trat hier ganz besonders schroff hervor. War Wentzel von jeher auch in der Stadt Frankfurt wenig beliebt, so fiel bei der Besetzung durch Preußen im Juli 1866 und bei den nun folgenden Mißhandlungen und Brandschatzungen der giftigste Haß auf ihn, da man seinen übertriebenen oder ganz unwahren Berichten über preußenfeindliche Gesinnungen und Handlungen der Einwohner und seinen Hetzereien in der Presse gegen sie die Erbitterung gegen die Stadt zum großen Teile zuschrieb. Sehr verschieden von ihm war der Legationsrat v. Jasmund.[1]) Von seltenem Scharfsinn und gründlichen geschichtlichen und publizistischen Kenntnissen war er ein politischer Kopf in größerem Stile. Er gehörte der altliberalen Partei an, war mit Bethmann-Hollweg, Pourtalès und so weiter enge verbunden, und von ihnen auch, während ihres Ministeriums zu Anfang der Regierung König Wilhelms, in die diplomatische Laufbahn gebracht worden mit Aussicht auf schnelle größere Verwendung, welche freilich nach Eintritt der Bismarckschen Herrschaft nicht eintrat, im Gegenteile durch offen gezeigte Abneigung ersetzt wurde. Es war wohl sehr nahe beim Throne stehender Schutz notwendig, um noch schlimmeren Beweis üblen Willens abzuhalten. Von der großen Befähigung Jasmunds war der deutlichste Beweis, daß er jedem neuen Vorgesetzten, so verschieden diese auch in ihrer Art waren und so weit die politische Richtung einiger derselben von seiner freieren Auffassung abweichen mochte, doch sehr bald unentbehrlich wurde und von dem größten Einflusse bei ihnen und auf die Geschäfte war. Von nicht fester Gesundheit, eher zum Schwarzsehen als zum Optimismus geneigt, war er, obgleich preußischer Patriot durch und durch, und gerade deshalb, im vertrauten Verkehr oft ganz unglücklich über den Lauf, welchen die Dinge nahmen und über das gewaltthätige, rechtverachtende Beginnen, dem er ein schlechtes Ende voraussagte. Trotz großer Altersverschiedenheit bin ich mit dem trefflichen Manne sehr viel umgegangen und habe mich eng an ihn angeschlossen. Ich kann mir nicht anders denken, als daß ein Mann von so seltenen Fähigkeiten und so lauterer Gesinnung noch zu einer großen Wirksamkeit berufen ist. Oesterreich allerdings wird sich einer Neigung Jasmunds nie zu beloben haben.

Unter den Generalen und höheren Offizieren bei der Militärkommission waren selbstredend immer ausgezeichnete Männer. Beauftragt mit großen und schwierigen technischen Aufgaben, der Erbauung, Verbesserung, Aus-

[1]) v. Mohl traf mit v. Jasmund in den Jahren 1873 und 1874 wieder in Berlin zusammen, vgl. oben S. 200.

rüstung und Verwaltung der Bundesfestungen, mit der Militärverfassung des Bundes und so weiter, erforderten diese Stellen gründliche Kenntnisse und einen höheren Blick; die halb diplomatische Aufgabe machte auch noch sonstige Eigenschaften notwendig, welche der gewöhnliche Soldat nicht eben zu haben braucht. Manche Mitglieder der Militärkommission wechselten schnell, je nachdem ihre Regierungen an der Stimmführung waren oder eine Verwendung zu andern höheren Posten sie wieder abrief; für andre freilich war die Bundesmilitärkommission mehr ein ehrenvoller Ruheposten. Wie der Umgang mit älteren gebildeten Soldaten in der Regel ein angenehmer und erfrischender ist, so war dies denn auch hier vielfach der Fall. In vertrauten Verkehr bin ich zwar nur mit zweien der in Frankfurt anwesenden höheren Militärpersonen gekommen, mit dem badischen Bevollmächtigten, Generalleutnant v. Böckh, und mit dem preußischen Generalleutnant, Oberkommandanten der Frankfurter Bundesgarnison und späteren Gouverneur von Mainz, dem Prinzen Woldemar von Schleswig-Holstein; allein gern begegnete ich ihnen, und oft vielen derselben in allgemeiner Gesellschaft. Der langjährige österreichische Vorsitzende der Militärkommission, General Rzikowsky, war das Bild eines stattlichen, vornehmen Soldaten, der als Ingenieur hochgestellt wurde, überdies vielfache Kunstliebhabereien hatte. Sein Nachfolger, General v. Packenj, weniger ansehnlich im Aeußeren, war ein Mann von großer Lebendigkeit des Geistes und von Thatkraft. Er fiel freilich gegen das Ende seiner Thätigkeit in eine schlimme Zeit für einen österreichischen Offizier und einen General im Bundesdienste. Der preußische Generalleutnant Dannhauer, ein milder, redlicher Mann, war mir jahrelang ein freundlicher Hausnachbar. Der preußische Oberstleutnant v. Cohausen zeichnete sich als gelehrter Altertumskenner aus, so daß ihn unter andern auch Kaiser Napoleon zu seiner Hilfe in Forschungen der Cäsarischen Feldzüge in Gallien erbat. Der hannöverische General Schultz, ein Veteran aus den Freiheitskriegen, tüchtiger alter Husar und ehrenfester Junggeselle, hatte in seinem langen Leben viel gesehen, große Reisen gemacht und beschäftigte sich als Liebhaber mit Zweigen der Naturwissenschaften. Küche und Keller des wohlhabenden Mannes waren berühmt. Um nun aber von den beiden oben Bezeichneten etwas Näheres zu erwähnen, so kam ich natürlich mit dem badischen Bevollmächtigten durch Landsmannschaft und häufige gemeinschaftliche Dienstgeschäfte in immer genaueres Verhältnis. General v. Böckh war wenige Wochen vor mir nach Frankfurt gekommen, und wir blieben beisammen bis auf der Flucht nach Augsburg, wo unsre Stellung am Bunde zu gleicher Zeit aufhörte. So sah ich die sieben Töchter desselben allmählich heranwachsen und die älteren derselben eine Zierde der Gesellschaft werden. Wir hatten die Freude, die Trauung der ältesten mit einem

Freunde meines älteren Sohnes, ebenfalls einem badischen Offizier, in unserm Hause vornehmen zu sehen. Noch in der letzten Zeit des Bundes hatte ich Gelegenheit, Böckhs Charakter und bürgerlichen Mut, bekanntlich eine seltenere Eigenschaft als der Mut vor dem Feinde, aufrichtig achten zu lernen. Er berichtete ungeschminkt über die Vorfälle im 8. Bundesarmeecorps, obgleich er sich ganz klar über die für ihn daraus entstehenden abgeneigten Gesinnungen war, welches sich denn auch bald genug zeigte. Der Prinz Woldemar von Holstein ist einer der ehrenwertesten Männer, welche ich kennen gelernt habe. Obgleich von Jugend auf in den preußischen Gardeverhältnissen und in den engsten Kreisen des Hofes befangen, behielt er doch nicht nur höchst einfache Gewohnheiten, sondern auch ein durchaus unbefangenes Urteil über Personen und Handlungen. Seit dem Auftreten Preußens gegen die Rechte seines Hauses auf Schleswig und Holstein war er in eine sehr schwierige Stellung gekommen, in welcher er sich mit ebensoviel Klugheit als Ehrenhaftigkeit benahm. Er schwieg, wo das Reden nicht am Platze und nicht Pflicht war, that seinen militärischen Dienst treu und ordnungsmäßig; allein er heuchelte keinen Augenblick Gesinnungen über die Bismarcksche Politik, welche er nicht hegte, blieb im offenen Verkehr mit seinem Vetter, dem Herzog Friedrich, dessen vertrautem Rat Sommer und mir, dessen Gesandten. Es muß rühmend anerkannt werden, daß die Stellung und Haltung des Prinzen ihm beim Könige nicht zum Nachteile gereichte. Mitten in der holsteinischen Angelegenheit wurde dem Prinzen die große und vorteilhafte Stelle eines Gouverneurs von Mainz übertragen, und als nach dem Ausbruche des Krieges mit dem Bunde dieses Verhältnis unnötig geworden war, erhielt er den je nach dem Verlaufe der Dinge möglicherweise sehr wichtigen Befehl in Koblenz, nach der Erlangung von Mainz von seiten Preußens aber wieder die Gouverneurstelle daselbst. Die beiden letzten Ernennungen gereichen dem König um so mehr zur Ehre, als der Prinz bei dem heranziehenden Kriege, seinem Eide gegen den Bund getreu, die Bundesversammlung augenblicklich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß Preußen seinen Besatzungsanteil in Mainz gegen die bundesgesetzlichen Bestimmungen verstärken zu wollen scheine, was dann ein Inhibitorium von seiten des Bundes und ein alsbaldiges Unterlassen von seiten Preußens zur Folge hatte. Der Prinz that allerdings nur seine Schuldigkeit; allein er war doch immer preußischer General, und das Durchkreuzen einer Absicht, auf deren Vollziehung vielleicht ein ganzer Feldzugsplan beruhte, war für ihn keine leichte Aufgabe, welche ihm möglicherweise sehr verdacht werden konnte.

Fremde Gesandte waren zu meiner Zeit beim Bunde beglaubigt von Rußland, Frankreich, England, Belgien, Italien und in den letzten Jahren auch von Spanien. Der russische Gesande, Freiherr v. Ungern-Stern-

berg, war schon ein älterer und etwas stumpf gewordener Mann, von wenig hervorragenden Eigenschaften und den deutschen Zuständen, wie es schien und geglaubt wurde, wenig geneigt. Der Tod seiner Frau schloß ihn später noch mehr ab. Ich habe ihn wenig gesehen; er mutete mich nicht an, und andrerseits mag meine Politik und die meiner Regierung ihm wenig gefallen haben. — Französische Gesandte habe ich in Frankfurt zwei erlebt, die Grafen Salignac-Fénelon und Reculot. Der erstere war in Deutschland erzogen worden und mit deutschem Wesen vertraut; seine ganze Art und selbst sein Aeußeres hatten auch wenig Französisches. Seine Frau, eine geborene Herz, war eine durch ihre Schönheit berühmte Jüdin gewesen; er selbst durch sie mit den Rothschilds nahe verwandt; seine Tochter aber hatte der Bundespräsidialgesandte zur Frau (was nicht immer ohne Mißtrauen gesehen wurde, obgleich wohl ganz mit Unrecht). Ob Graf Fénelon ein großer Staatsmann war, weiß ich nicht, möchte es aber bezweifeln; an Eifer fehlte es nicht. Man erzählte sich, daß er unendliche Berichte nach Paris erstatte über alle denkbaren und nicht denkbaren Angelegenheiten, selbst Feldzugspläne darunter; sie sollen jedoch bei dem Ministerium ruhig zu den Akten gelegt worden sein. Fénelon trat in den Senat und damit von seinem Posten ab. Graf Reculot war ein entschieden bedeutenderer Mann, aber weniger liebenswürdig und gefällig in den Formen. Soweit ich ihn kennen gelernt habe, hatte er einen scharfen und richtigen politischen Blick, machte aber gar kein Geheimnis daraus, daß er ganz der alten französischen traditionellen Politik zugethan sei, welcher gemäß das Interesse Frankreichs ein schwaches, also geteiltes Deutschland verlange. Ueber die Bismarckschen Pläne und überhaupt über Preußen äußerte er sich sehr ungeschminkt. — Der englische Gesandte, Sir Alexander Malet, hatte manche nationale Wunderlichkeiten und Schrullen, und man liebte es in der Gesellschaft, ihn zu belächeln und über angebliche Taktlosigkeiten den Kopf zu schütteln. Es geschah dies jedoch mehr in gutmütigem Scherz; Malet war bei allen kleinen Schwächen wegen seiner Ehrenhaftigkeit und Gutmütigkeit ein beliebter und aufrichtig geachteter Mann. Ich habe ihn ziemlich viel gesehen und mich immer über seine gesunden und wohlwollenden Urteile, sowie über seine ehrenwerte Gesinnung gefreut. Mit den deutschen Dingen war er vertraut, und er hat gewiß in seinen Berichten nur wohlwollend über unsre Zustände und Schwierigkeiten sich geäußert; nur in der holsteinischen Angelegenheit verstand er keinen Scherz, das Verhalten gegen Dänemark war ihm eitel Raub und der Hafen von Kiel in den Händen des Bundes oder Preußens eine von England nicht zu duldende beständige Bedrohung. — Ein schöner, liebenswürdiger Mann war Graf Barral, der italienische Gesandte, oder, wie er vom Bunde wegen noch nicht erfolgter Anerkennung des Königreichs Italien immer noch genannt

wurde, der Ministerresident des Königs von Sardinien, oder auch wohl des Königs Viktor Emanuel. Er wußte mit Gewandtheit und Freundlichkeit die vielfachen Schwierigkeiten zu umgehen, welche ihm das eben bezeichnete unklare und für ihn und seinen Herrn verletzende Verhältnis notwendig brachte, und namentlich auch in geselligen Beziehungen glich er und seine ebenfalls schöne und liebenswürdige Frau im glänzend eingerichteten Hause alles auf das beste aus. Barrals Stellung war auch persönlich insofern eine höchst wunderliche, als ihn sein Hof längst gern hätte zum wirklichen Gesandten befördert, sei es in Frankfurt selbst, sei es anderswo, an seiner Stellung jedoch beim Bunde als sardinischer Ministerresident nicht gerüttelt werden konnte, weil eine neue italienische Beglaubigung, gleichgültig ob seiner selbst oder eines Nachfolgers, bei dem Widerstreben Oesterreichs nicht wäre anerkannt worden und somit zu den verdrießlichsten Verwicklungen hätte führen können. Am Ende wurde allerdings dadurch geholfen, daß Graf Barral nach Berlin als Gesandter kam, er aber dem Namen nach beim Bunde in seiner bisherigen Eigenschaft beglaubigt blieb; es hatte dies aber für seinen Nachfolger den Nachteil, daß dieser gar nur als interimistischer Geschäftsträger auftreten konnte. Da Baden das Königreich Italien von allen deutschen Staaten zuerst anerkannt hatte, was auf das dankbarste aufgenommen wurde, so war mein Verhältnis zu Graf Barral ein sehr angenehmes und freundliches; er pflegte bei mir sich über die deutschen Zustände und Begebenheiten zu unterrichten, soweit sie für ihn von Interesse waren, ich aber ihm darüber Auskunft geben durfte. Ich sah ihn daher mit Bedauern nach Berlin gehen, wo er denn allerdings in bedeutendere, für Preußen und Italien gleich erfolgreiche Verhältnisse eintrat. Sein Nachfolger, Graf Rati Opizzoni, war ein heißblütiger Italiener, welchen nicht nur die politischen Verhältnisse, sondern namentlich auch eine Liebesneigung in beständiger Aufregung erhielten, wodurch er bald belustigend, bald freilich auch beschwerlich wurde. — Der belgische Gesandte, Baron Beaulieu, kein junger, aber sich noch sehr jugendlich gehabender Mann, war der Mittelpunkt alles politischen und gesellschaftlichen Geredes in der Stadt, als solcher wohl aufgesucht, aber nicht in gleichem Grade beliebt oder geachtet. Er hatte wohl von allen die meiste Gewohnheit der älteren diplomatischen Art, des Bekümmerns um Kleinigkeiten, um gesandtschaftliche Rechte, um allen Klatsch. Seine Gesinnungen gegen Deutschland waren wenig wohlwollend, was sich namentlich während des holsteinischen Handels um so greller aussprach, als Beaulieu mit einer Dänin verehelicht war und als früherer Gesandter in Kopenhagen Sympathien für das Land und für den Hof hatte. — Spanische Gesandte habe ich hier fünf in ebensovielen Jahren an mir vorübergehen sehen, Leute der allerverschiedensten Art, leichtsinnige

Don Juans, Spieler, Gelehrte, gravitätische Hofleute; von einer näheren Bekanntschaft war unter diesen Umständen kaum die Rede. Der häufige Wechsel kam daher, wie man erfuhr, daß die Gesandtschaft am Deutschen Bunde zu denjenigen gutbezahlten Sinekuren gehörte, welche ein jeweiliges Ministerium in Madrid an seine Anhänger in den Cortes verlieh, deren Zurücknahme jedoch sich bei einem Wechsel des Ministeriums von selbst verstand. Von einer Brauchbarkeit im Geschäfte war nicht notwendig die Rede, was denn aber freilich nicht viel zu sagen hatte, da die Geschäfte Spaniens bei dem Bunde so gut wie null waren und sich kaum auf etwas andres als auf Vermählungs- und Entbindungsanzeigen erstreckten, an welchen letzteren denn allerdings kein Mangel war. Von den politischen Berichten mehrerer spanischer Gesandter nach Hause erzählte man sich, mit welchem Rechte weiß ich freilich nicht zu sagen, die lustigsten Geschichten, welche alle auf eine kaum glaubliche Unkenntnis der deutschen Verhältnisse hinausliefen. Es wurde behauptet, bei der spanischen Gesandtschaft sei eine hochgehaltene geheime Instruktion vorhanden, welche von jedem neu eintretenden Gesandten als sehr belehrend eifrigst studiert werde. In derselben seien denn die überraschendsten Geheimnisse enthalten gewesen, daß Deutschland in etliche dreißig Staaten zerfalle, daß eine Bundesversammlung bestehe, in welcher jedoch nur siebzehn dieser Staaten vertreten seien, daß diese sich aber in einer Republik aufhalte, und dergleichen mehr. In der Regel sah und hörte man denn auch, wenn man nicht etwa nach Homburg ging, von den spanischen Gesandten und ihrem Personale so gut wie nichts; höchstens suchten sie mit einzelnen Regierungen einen Vertrag abzuschließen über irgend einen gleichgültigen Gegenstand, zum Beispiel über Auslieferung von flüchtigen Verbrechern oder gegenseitige kostenfreie Insinuation von gerichtlichen Urteilen, was dann die Erteilung eines Ordens zur Folge und von Anfang auch zur Absicht hatte. Bei dem raschen Wechsel kam es freilich gelegentlich vor, daß das Geschäft nicht mehr fertig wurde und nun dem Nachfolger die Frucht in den Schoß fiel. Im übrigen kostete die Alfanzerei dem lecken spanischen Staatsschatze viel Geld, da nicht nur der Gehalt ein bedeutender war und die vielen Einrichtungs- und Abzugsentschädigungskosten sich oft wiederholten, sondern namentlich die Reisekosten auf ganz vorsintflutliche Weise geregelt gewesen sein sollen. Es sei nämlich angenommen gewesen, der Gesandte reise mit so und so viel sechsspännigen Wagen in kleinen Tagemärschen auf der Landstraße durch Spanien, Frankreich und Deutschland. — An einen schwedischen und einen mexikanischen Gesandten kann ich mich kaum erinnern — sie gingen nur flüchtig vorüber. Ebensowenig wüßte ich von den zum Teil sehr zahlreichen und häufig wechselnden Sekretären und Attachés der fremden Gesandtschaften viel zu sagen.

Mein eignes Verhältnis zu den im vorstehenden geschilderten Persönlichkeiten ergab sich aus diesen selbst und aus der politischen Haltung meiner Regierung. Einiges hierüber habe ich bereits angedeutet; im allgemeinen aber sei bemerkt, daß zwar für die äußeren Formen des Umganges und für die Teilnehmer an den größeren geselligen Zusammenkünften die freundliche oder unfreundliche Haltung in staatlichen Dingen keinen sichtbaren Einfluß hatte, daß jedoch in dem täglichen vertrauteren Umgange dieser Umstand von großer Bedeutung war. In einem wesentlich auf Betrieb politischer Geschäfte gestellten Kreise waren auch das Gespräch und das tägliche Interesse in vorwiegender Weise von diesen Gegenständen beherrscht. Ein häufiger Umgang mit einem prinzipiellen Gegner hätte nur um den Preis eines öfteren Streites oder einer beengenden und schiefen Umgehung des Nächstliegenden stattfinden können. Er wurde also von beiden Seiten vermieden. Nur zufällige ganz überwiegend persönliche Sympathien konnten etwa darüber weghelfen. Was nun mich betrifft, so fand ich für meine eignen Beschäftigungen und Liebhabereien litterarischer und wissenschaftlicher Art in diesem Kreise nur wenigen Anklang, während andrerseits mich weder die noblen Passionen von Spiel, Jagd, Pferden, guter Tafel ansprachen, noch ich mich auch um die Ereignisse an den Höfen und in der aristokratischen Welt viel bekümmerte, schon aus Mangel an Bekanntschaft mit den betreffenden Personen. Die politische Haltung der badischen Regierung aber sowohl im Innern als in ihren Bestrebungen am Bunde war fast überall mit Mißtrauen oder gar entschiedenster Abneigung betrachtet. Ich darf wohl sagen, daß es vielen und fortgesetzten Taktes bedurfte, um mir auch nur eine leidliche Stellung zu verschaffen, und ich thue mir etwas darauf zu gute, daß es mir gelang. Es hätte noch besser gehen können, wenn ich in der Lage gewesen wäre, mein Haus in größerem Maßstabe zu einem Mittelpunkte von geselligen Vereinigungen zu machen. Allein an der einen Form derselben hinderte mich der mit meinem Einkommen in keinem Verhältnis stehende große Luxus, große Diners, Bälle und so weiter waren außer Frage; die leichtere und einfachere Form eines allen Kommenden ohne Prätension offenen Hauses fand ein unübersteigliches Hindernis an dem üblen Gehör meiner Frau.

## 2. Die Geschäftsbehandlung am Bunde.

Von der Art, wie die Geschäfte am Bunde formell betrieben wurden, hat man sich außerhalb desselben in mehrfacher Beziehung ganz falsche Vorstellung gemacht. Einerseits dachte man sie sich viel feierlicher und förmlicher, als sie in der Wirklichkeit war; andrerseits schrieb man die unleugbare Schwerfälligkeit der ganzen Bewegung ausschließlich der Gleichgültigkeit oder dem üblen Willen der Mitglieder zu, während in der That

der größere Teil der Schuld dem Wesen einer Versammlung von Gesandten, welche immer nur nach Instruktion zu handeln hatten, und einer falschen Organisation einzelner Geschäftsabschnitte zukam.

Die Erscheinung der Versammlung und die äußere Ordnung der Bundestagsgeschäfte waren so einfach als nur möglich, und selbst fast über die Gebühr. Schon das Lokal war höchst bescheiden. Während die oberen prächtigen Räume des Taxisschen Palais von dem österreichischen Präsidialgesandten als Wohnung und zur Repräsentation eingenommen oder von dem österreichischen Gesandtschaftspersonal benützt waren, hatte die Bundesversammlung samt den Ausschüssen für ihre Sitzungen nur zwei Zimmer zu ebener Erde gegen den Garten heraus. Aus einem in der That unanständigen Vorzimmer trat man durch eine enge Tapetenthür in den Sitzungssaal, welcher durch einen unermeßlichen runden Tisch fast ganz ausgefüllt war. In einem kleineren Nebenzimmer wurden die Sitzungen der Ausschüsse gehalten. Die Einrichtung war veraltet und unwohnlich, der Teppich von der geringsten Art, die Beleuchtung, wenn eine solche nötig war, wie in einer Dorfschenke, die Heizeinrichtung für die Nächstsitzenden peinlich. Die Abstimmungsurne war ein Weidenkörbchen. In gleicher Weise war die Einrichtung der Militärkommission auf der andern Seite des Hauses, nur war hier noch weniger Raum, da in dem Lokale selbst gearbeitet wurde und ganze Berge von Aktenstücken die wenigen Zimmer noch beengten.

Entsprechend der Einfachheit der Räumlichkeit war das in den Sitzungen beobachtete Zeremoniell. Man erschien in jeder beliebigen Morgenkleidung; das Beginnen und Aufhören der Sitzungen wurde lediglich dadurch bezeichnet, daß der Präsidialgesandte seinen Sitz einnahm oder verließ. Alsbald nach dem Schlusse wurden Zigarren angesteckt. Selbst bei dem ersten Eintritte eines neuen Gesandten fand keine andre Förmlichkeit statt, als daß sein Beglaubigungsschreiben vom Präsidialgesandten verlesen und zu den Akten gegeben wurde; eine Anrede des Eintretenden oder des Vorsitzenden war nicht üblich, kaum ein- oder zweimal habe ich einige Begrüßungsworte vorbringen hören. — Ebenso formlos waren selbstredend die Ausschußsitzungen. Hier wurde selbst während der Verhandlung geraucht.

Die Bundestagssitzungen fanden regelmäßig am Donnerstag um zwölf Uhr statt; es wurde jedoch immer tags zuvor schriftlich besonders eingeladen durch die Bundeskanzleidirektion, und es war Vorschrift, daß in dem Ansageschreiben die Gegenstände der Anträge und der Abstimmung angezeigt waren, während die zum Teil ebenso wichtigen sogenannten Anzeigen und Mitteilungen nicht verzeichnet waren und somit auch nicht zum voraus angemeldet sein mußten. Auf diese Anmeldung bis mittags zwölf Uhr wurde streng gehalten, namentlich bei Anträgen, welche dem Präsidialgesandten

nicht angenehm waren und die er also gern noch hinausschob. Die Dauer der Sitzungen war in der Regel nur eine kurze, da Debatten kaum je vorkamen und die Abstimmungen, auch wenn sie motiviert waren, in kürzester Zeit abgelesen werden konnten. So nahmen nur die seltene Vorlesung ausführlicher Aktenstücke und die durch Stimmzettel vorzunehmende Wahl der Ausschüsse längere Zeit in Anspruch. Wäre es nicht Sitte gewesen, vor Eröffnuug der Sitzungen und nach Schluß derselben im Gespräche zu verweilen und bei dieser Gelegenheit denn auch manche kurze Geschäfte abzumachen, so hätte manche Sitzung keine halbe Stunde gedauert. Ich kann mich erinnern, daß man absichtlich noch eine Zeitlang beisammen blieb, um den Schein einer allzukurzen Sitzung vor etwaigen Bemerkungen auf der Straße zu bewahren. Daß dies anders hätte sein können und sein sollen, ist zuzugeben und wird weiter unten noch mehr besprochen werden.

Sitzungen der Ausschüsse dauerten in der Regel länger, da hier nicht bloß Beschlüsse formell festgestellt oder nur Behandlungsgegenstände angekündigt wurden, sondern wirkliche Diskussionen stattfanden und die Berichte nicht selten erst nach langem Widerstreite festgestellt wurden. Uebrigens fanden Sitzungen nicht in allen Ausschüssen regelmäßig statt. Wenigstens in den minder wichtigen hatte sich die üble Sitte eingeschlichen, die Geschäfte durch Aktenzirkulation abzumachen, selbst in dem Fall, daß Widerspruch gegen den Vortrag des Referenten vorkam. Natürlich fand auch hier eine Zusammenkunft statt, wenn es von einem Mitgliede verlangt wurde; allein es geschah nur ausnahmsweise und wurde nicht gern gesehen, fast als eine Demonstration betrachtet. Für die wichtigeren Ausschüsse freilich waren persönliche Zusammenkünfte nötig und üblich. Namentlich hielt der Militärausschuß regelmäßig wöchentlich eine Sitzung, wovon denn die Folge allmählich war, daß sich derselbe zu einer Art von engerem Bundestage ausbildete, in welchem keineswegs nur Militärangelegenheiten verhandelt, sondern auch andre eben vorliegende Gegenstände besprochen und, wenn auch unförmlich, vorbereitet wurden.

Kein Vorwurf ist gegen den Bundestag so häufig erhoben worden, als der einer unerträglichen Verschleppung der Geschäfte. Hieran ist nun allerdings viel Wahres gewesen, doch war es eine Ungerechtigkeit, die Versammlung selbst unbedingt für schuldig daran zu erklären. Sie selbst und ihre einzelnen Mitglieder traf der Vorwurf nur zum geringeren Teile; von weit größerem Einflusse darauf war einerseits die nur allzuhäufige Absicht einflußreicher Regierungen, einen bestimmten ihr unangenehmen Gegenstand nicht zur Verhandlung oder gar zum Abschlusse kommen zu lassen; andernteils das Wesen einer Föderation von vielen Staaten und einer aus Gesandten bestehenden Versammlung, welche nur nach Instruktion zu handeln und zu stimmen hatten.

Die eigne Schuld der Versammlung und ihrer Mitglieder war wieder, genau betrachtet, doppelter Art.

Einmal nämlich — und dies war wirklich das Schuldhafte — blieb mancherlei bei dem einzelnen Referenten oder Ausschusse ohne Ursache liegen. Es wäre Sache des Präsidialgesandten gewesen, darüber zu wachen, daß solches nicht geschähe, und er hätte auch die Mittel dazu gehabt, wenn schon selbstredend er gegenüber von Gesandten selbständiger Staaten nicht die befehlende Stellung des Präsidenten einer landesherrlichen Behörde hatte. Daß zu meiner Zeit Baron Kübeck dieser Aufgabe nicht nachkam, habe ich oben bereits bemerkt. Es darf jedoch diese Schuld nicht übertrieben werden. Im großen Ganzen kam Nachlässigkeit als Grund der Verzögerung wenig in Betracht; sie trat nur ausnahmsweise ein, und in den meisten Fällen wurden die einkommenden Geschäfte mit leidlicher Beschleunigung bearbeitet und erledigt. Mehrere Ausschüsse arbeiteten sogar regelmäßig sehr schnell und hatten gar keine Rückstände; so der Militär- und der Reklamationsausschuß.

Zweitens aber gab die Versammlung selbst, wenn schon mit weniger persönlicher Schuld des einzelnen Mitgliedes, dadurch Veranlassung zu Verzögerungen, daß sie die falsche Geschäftsbehandlung in den Ausschüssen hatte einreißen lassen, auch hier nur nach Instruktionen zu arbeiten. Neben andern Nachteilen dieser Gewohnheit, von welchen alsbald die Rede sein soll, war eine vielfache Verzögerung der Berichte die unvermeidliche Folge. Die Instruktionen liefen oft langsam genug ein, da ein Ausschuß keine bindenden Termine feststellen konnte; und es stand bei jedem ängstlichen oder eine Hinausziehung wünschenden Mitgliede, immer neue Instruktionen als notwendig darzustellen. Namentlich wurde häufig, wenn sich eine Vereinigung nicht erzielen ließ und ein Minderheitsgutachten drohte, noch einmal nach Hause berichtet, ob nicht durch irgend ein Nachgeben oder durch eine Mitteilung geholfen werden könne und wolle.

Wie hoch oder wie niedrig man nun aber auch die Schuld des Bundestages selbst an unförderlicher Geschäftsbehandlung anschlagen mag, jedenfalls lag eine weit bedeutendere Ursache in der absichtlichen Abneigung der Regierungen gegen einen Abschluß der ihnen widerwärtigen Geschäfte. Das Einbringen eines ungern gesehenen Gegenstandes konnte nicht gehindert werden; jedes einzelne Bundesglied hatte ja ein Recht auf beliebige Anträge, andres mochte durch Bitten und Beschwerden einzelner oder beteiligter Körperschaften zur Sprache kommen. Wohl aber stand es in der Macht namentlich einer bedeutenden Regierung, eine zur Sprache gebrachte Sache hinauszuziehen und wohl auch gar nicht bis zu einem Beschlusse gedeihen zu lassen. Auf eine kleinere Regierung, welche etwas dieser Art gegen den Willen der großen versucht hätte, wären allerdings wirksame

Beschleunigungsmittel anwendbar gewesen; allein wer wollte Oesterreich oder Preußen zwingen, gegen seinen Willen mit einer Aeußerung oder Zustimmung vorzugehen? Namentlich in den zahlreichen Fällen, in welchen Einheit der Stimmen bundesgesetzlich notwendig war, hätte ein Drängen leicht die noch üblere Folge gehabt, daß eine positive Weigerung ausgesprochen und damit der ganze Plan vereitelt worden wäre. Da war denn ein ruhiges Zuwarten und Liegenlassen, bis sich vielleicht eine andre Gesinnung einstelle, immer noch das Rätlichere. Solche Beispiele üblen Willens waren denn nun aber gar manche vorhanden, teils in eigentlich politischen Dingen, teils aber in betreff sogenannter nützlicher Einrichtungen. Daß eine größere Macht der öffentlichen Meinung, als sie in dem zersplitterten Deutschland vorhanden war und vorhanden sein konnte, oder daß namentlich eine neben dem Bundestag stehende, denselben kontrollierende und antreibende Nationalvertretung dem Uebel begegnet hätten, ist richtig; allein solche waren nun eben nicht vorhanden. Daß die Bundesversammlung nicht vermochte, hieran etwas zu ändern, ist einleuchtend; sie trug, wie in manchen andern Fällen, den Tadel und die Unbeliebtheit, ohne daß der Fehler von ihr ausging oder beseitigt werden konnte.

Endlich und hauptsächlich aber lag die Schuld langsamer Geschäftsbehandlung in dem Wesen eines Staatenbundes von zahlreichen souveränen Regierungen und einer sie vertretenden Gesandtenversammlung. Die Vielköpfigkeit und die Souveränität der Mitglieder brachten es mit sich, daß sehr häufig mit einem Antrage oder einer Beschwerde nicht so kurzerhand vorgegangen werden konnte. Sollte nicht das Erwünschte von vornherein jeder Aussicht auf Erfolg entbehren, so war, sei es vor allem Beginn, sei es während der Behandlung der Angelegenheit, eine Verständigung unter den bedeutenderen oder den hauptsächlich beteiligten Staaten notwendig. Dies führte nun zu Verhandlungen außerhalb der Bundesversammlung von Kabinett zu Kabinett, welche natürlich je nach den Umständen sich hinzogen oder auch wohl lässig betrieben wurden. Indessen mußte der Bundestag warten, und da die Außenstehenden über den Ort der Verzögerung und über deren Ursachen nicht unterrichtet waren, so fiel der Tadel der Unthätigkeit auf ihn. — Aber selbst auch abgesehen von dieser Veranlassung vielfacher Verzögerungen war schon in der täglichen Geschäftsbehandlung eines auf Instruktion angewiesenen Gesandtenkongresses eine immer wiederkehrende Quelle von Langsamkeit dadurch gegeben, daß zu jedem irgend wichtigeren Schritte eine besondere Weisung von den Mitgliedern eingeholt werden mußte. Darüber gingen denn immer wieder Wochen, bei wichtigen und ausführlichen Dingen selbst Monate hin. Wenn Not an den Mann ging, konnte freilich durch den Telegraphen Anfrage und Bescheid schnell erfolgen; allein dieses für eine ausführlichere Berichterstattung und eine

gründliche Motivierung der Abstimmung unvollkommene Kommunikationsmittel konnte doch nur ganz ausnahmsweise angewendet werden. Wenn sich nicht schon die Gesandtschaften dagegen gesträubt hätten, so hätten es sich die Regierungen nicht gefallen lassen. In gar manchen Projekten unberufener Verbesserer der deutschen Zustände hat man wohl der vorstehenden Ursache langsamer und dadurch unkräftiger Handlungsweise durch die Forderung begegnen wollen, daß den Vertretern der einzelnen Staaten allgemeine Instruktionen zu geben seien, oder daß sie gar berechtigt sein sollten, nach eignem besten Wissen und Gewissen zu handeln und zu stimmen. Dies ist geradezu thöricht. Eine allgemeine Instruktion läßt notwendig in vielen einzelnen Fällen Zweifeln und verschiedenen Auslegungen Raum; es kann einem Gesandten nicht zugemutet werden, sie auf seine Verantwortung hin ohne Anfrage zu entscheiden, und es wird also immer eine Frist zu besonderer Instruierung gegeben werden müssen. Von einer selbständigen Entscheidung eines Beamten in internationalen Dingen, also in dem wesentlichsten und empfindlichsten Teile der Souveränität, kann ohnedem keine Rede sein. Und was wäre schließlich praktisch damit gewonnen, wenn ein solcher selbstherrlicher Entschluß des Gesandten dem Regenten entschieden zuwider geworden wäre und er sich nun geweigert hätte, das Zugesagte zu vollziehen und vollziehen zu lassen? Welcher vernünftige Mensch kann namentlich glauben, daß andre Regierungen mit Zwangsmaßregeln gegen ein Staatsoberhaupt vorgegangen sein würden, welches seine Souveränität gegen einen Diener aufrecht erhalten wollte? Könnte ihm doch das Gleiche am nächsten Tage selbst drohen.

So kamen denn mannigfach verschuldete und noch mehr unverschuldete Ursachen zusammen, welche eine allerdings nicht abzuleugnende verdrießliche und vielfach schädliche Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Bundesversammlung zur Folge hatten. Der Tadel der Sache war gerecht, und sie konnte mit Fug einen der Gründe zu dem Wunsche nach einer gründlichen Umgestaltung der deutschen Dinge abgeben; allein das Organ des Bundes und das einzelne Mitglied desselben waren mit Billigkeit und Einsicht nur zum geringsten Teile dafür verantwortlich zu machen. Der Bundestag war eben auch hier nur der Prügelknabe.

Weit eher möchte ich einen andern Zustand ihm zum Vorwurf machen, welcher zwar außerhalb der Versammlung wenig bekannt war und meines Wissens wenigstens nie Gegenstand eines Tadels oder Verbesserungsvorschlages geworden ist, ich meine die falsche Behandlung des Ausschußwesens. Es waren hier zwei Dinge, welche nicht hätten sein sollen und der Geschäftsbehandlung am Bunde meiner Ueberzeugung nach sehr geschadet haben, nämlich das Arbeiten nach Instruktion und die Art der Zusammensetzung.

Was ersteres betrifft, so hatte sich allmählich — wie mir gesagt wurde, hauptsächlich auf Veranlassung von Herrn v. Bismarck, als er Bundesgesandter war — die Uebung gebildet, auch in den Ausschüssen nur nach Instruktion zu verhandeln und zu stimmen. Dies war nach mehr als einer Seite hin ein entschiedener Fehler und die Ursache von vieler Unzufriedenheit, ja selbst von einer völligen Umgestaltung der Rechts- und Einflußverhältnisse unter den Bundesgliedern. Zuerst entstand daraus, wie bereits bemerkt, vielfache Verschleppung. Sodann aber hatte die Einrichtung auch noch den weiteren viel bedeutenderen Nachteil, daß dadurch der Zweck und Sinn einer Vorarbeit durch einen Ausschuß verloren ging, und zwar gegen den ausdrücklichen Wortlaut der Geschäftsordnung. Es liegt allerdings in der Natur der Sache, daß namentlich thatsächlich rechtlich oder politisch verwickeltere Geschäftsaufgaben für die Beratung und Beschlußfassung einer zahlreichen Versammlung durch einen Referenten oder durch eine kleinere Anzahl von Mitgliedern im Ausschuß vorbereitet und in allen ihren Beziehungen auseinandergelegt werden müssen. Allein diese Vorarbeit ist an sich eine ganz subjektive Ansicht der damit Beauftragten; es soll nur die Sachlage klar gemacht und der mögliche Beschluß nach den verschiedenen Möglichkeiten und deren Gründe verständig oder unparteiisch erörtert werden; das Weitere hat in der Versammlung selbst zu geschehen und diese hat nun auf Grund der Vorarbeit den Gegenstand zu beraten und den Beschluß festzustellen. Daß dieses Verfahren nicht auch für solche Versammlungen passe, deren Mitglieder schließlich nicht nach eigner Ueberzeugung, sondern nach höherer Weisung zu stimmen haben, ist nicht erfindlich. Auch hier soll ja die Arbeit des Ausschusses nur eine Erleichterung für die Uebersicht und eine Grundlage für eine sachgemäße Berichterstattung zur Einholung eben dieser Weisung sein; und auch hier ist eine freie Verhandlung auf der Grundlage des Berichtes nicht nur möglich, sondern sogar sehr nützlich, weil sie den in den Ausschüssen etwa nicht vertreten gewesenen Meinungen Gelegenheit giebt, sich rechtzeitig geltend zu machen. Selbst Mitglieder des Ausschusses können sich noch von solchen neuen Gründen umstimmen lassen und demgemäß für die Instruktionserteilung berichten; jedenfalls haben sie ihre Gewaltgeber von dem Vorbringen derselben in Kenntnis zu setzen und diesen dadurch Gelegenheit zu geben, sich vollständig unterrichtet zu entscheiden. Steht dagegen die Abstimmung der Ausschußmitglieder schon endgültig fest, also auch für die formelle Hauptentscheidung in der Versammlung, so ist damit die Thätigkeit der letzteren selbst mehr oder weniger beseitigt, und kann selbst eine Beratung in derselben mit Nutzen und Schicklichkeit kaum mehr stattfinden. Einmal sind die Mitglieder des Ausschusses bereits gebunden durch Instruktionen, und selbst die triftigsten Gründe, welche jetzt etwa noch vorgebracht

werden möchten, haben keinen Einfluß mehr auf sie. Sodann aber wäre eine Bekämpfung der vom Ausschusse vorgebrachten Ansichten nicht ein Angehen gegen die Auffassungen von gleichgestellten Amtsgenossen, sondern eine Erklärung gegen bereits ausgesprochene Absichten von Regierungen, vielleicht mächtiger und nicht zu verletzender. Sie unterbleibt daher; die Verhandlung und Entscheidung in der Versammlung ist ein rein mechanischer Akt. Aus allem diesen entsteht nun aber ein dritter größter Nachteil. Die Versammlung wird aus der ihr gebührenden Hauptstellung verdrängt, der Schwerpunkt der ganzen Einrichtung fällt in die Ausschüsse. Sind diese nun gar in ihrer Zusammensetzung unveränderlich, so entsteht daraus, ohne daß es gesetzlich oder auch nur ausgesprochen wäre, ein engerer Rat, bei welchem die Entscheidung thatsächlich liegt, und die nicht in den betreffenden Ausschüssen befindlichen Mitglieder der Versammlung verlieren jeden Einfluß und die Gleichberechtigung, werden eine Art von Parias.

So war es denn auch in der That in der Bundesversammlung, die instruktionsmäßigen Berichte der Ausschüsse waren die Veranlassung zu dem Wegfalle aller und jeder Beratung in der Bundesversammlung. Ueber nichts ist man wohl im Publikum weniger unterrichtet gewesen, als gerade über diesen Mangel, und es gereichte uns zu großem Ergötzen, wenn zuweilen in den Zeitungen zu lesen war, daß in der Bundesversammlung heftige Diskussionen über diesen oder jenen Punkt stattgefunden haben. Mit Ausnahme von Streitfragen über formelle Geschäftsbehandlung kam eine Debatte in der Bundesversammlung wenigstens während der fünf Jahre meiner Anwesenheit niemals vor. Wenn nun auch unzweifelhaft eine kontradiktatorische Verhandlung bei den schließlichen Abstimmungen zweck- und sinnlos gewesen wäre und überdies nur zu bitteren und hochfahrenden Erklärungen geführt hätte, weil es sich hier nur um Kundgebung des feststehenden Willens der Regierung handelte, an welchem der Gesandte selbst nichts mehr ändern konnte und deren Kritik er nicht hätte zulassen dürfen, so hätte dies doch anders sein können und sein sollen in den vorarbeitenden Stadien der Geschäfte, so namentlich bei der Vorlegung der Ausschußberichte. Hier wäre die rechte Zeit und Veranlassung gewesen, auch solchen Ansichten und selbst Anträgen Gelegenheit zur Aeußerung zu geben, welche nicht in dem Ausschusse vertreten waren, und die Sitzungsberichte hätten das Mittel an die Hand gegeben, dergleichen ungünstige Meinungen zur Kenntnis aller Regierungen zu bringen, so daß bei der Abfassung der Instruktion zur Abstimmung darauf hätte Rücksicht genommen werden können. Auf die Frage, warum ich denn nicht selbst, was mir ja freigestanden hätte, bei solchen Gelegenheiten das Wort ergriffen und eine Beratung veranlaßt habe, kann ich nur die Antwort geben: weil ein Versuch ganz nutzlos gewesen wäre. Es stand die

entschiedenste Uebung einer solchen mißliebigen und unbequemen Neuerung entgegen. Dabei will ich allerdings nicht leugnen, daß mich auch, vielleicht weniger gerechtfertigterweise, meine natürliche Scheu vom Streiten abhielt. Im übrigen mag es sein, daß Diskussionen in der Bundesversammlung, falls solche stattgefunden hätten, weder zur Verherrlichung der Versammlung noch zu einem sachlichen Nutzen gedient hätten. Die gelegentlich einer Streitfrage über formelle Behandlung eines Gegenstandes stattfindenden Erörterungen wenigstens gaben nur einen kleinen Begriff von der Befähigung der Mitglieder zu mündlichen Verhandlungen und von der Geschicklichkeit des Vorsitzenden in der Leitung und Zusammenfassung derselben.

Mit wenigen Ausnahmen waren die Ausschüsse allmählich stehend geworden, das heißt nicht bloß blieben die einmal Gewählten für immer und solange sie Mitglieder der Versammlung waren zu der einflußreichen Stellung berufen, sondern es hatte sich sogar die Uebung gebildet, den Nachfolger eines abgegangenen Gesandten ohne Rücksicht auf seine persönliche Befähigung, welche man ja noch nicht einmal kannte, in alle Ausschüsse zu wählen, deren Mitglied der Vorgänger gewesen war. Es geschah dies oft durch eine einzige Wahlhandlung und für ein Dutzend Ausschüsse und mehr zu gleicher Zeit. Nur selten und aus besonderen Gründen wurde dies anders gehalten; natürlich vor allem bei neu zu bildenden Ausschüssen, welche aber deshalb nicht beliebt waren. Gesandte von Staaten also, welche aus irgend einer Ursache einmal in einem Ausschusse nicht vertreten waren, konnten sehr schwer in einen solchen kommen. Die Verstimmung bei den auf solche Weise thatsächlich von allen wichtigen Geschäften Ausgeschlossenen war groß; allein es fehlte an Mut, den den größeren Regierungen zuträglichen Mißbrauch zu brechen. Zuweilen freilich wurde eine Ausnahme gemacht, welche dann aber um so verletzender für die betreffende Regierung und eine politische Demonstration entscheidender Art gegen sie war, wie dies zum Beispiele stattfand bei meinem Eintritte in die Versammlung, wo ich nur fast zum Spotte in einige ganz unbedeutende Ausschüsse gewählt wurde, um dadurch der badischen Regierung ein unzweideutiges Mißfallen über ihre neuerdings angenommene Politik und über die infolge derselben geschehene Abberufung meines Vorgängers zu erteilen.[1])

Waren aber die Dinge so, so konnte sich allerdings die Bundesversammlung über den instinktmäßigen Tadel des Publikums in betreff

---

[1]) Durch das Ausscheiden des Vorgängers von v. Mohl, des Freiherrn v. Marschall, waren zehn Bundestagsausschüsse unvollzählig geworden; in der Sitzung vom 11. Juli 1861 wurde v. Mohl in vier von diesen zehn gewählt (Protokolle der Deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1861, S. 589; vgl. „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis IV. 155").

ihrer Geschäftsbehandlung nicht als über eine objektive Ungerechtigkeit beklagen; allein die Schuld lag subjektiv und in betreff der Ursachen wo anders als da, wo sie gewöhnlich gesucht wurde. Der Mangel an staatsmännischem Geist und an gutem Willen im großen, welcher den Bund verkümmern ließ und seinem Untergange zuführte, übte eben auch hier seine verderblichen Folgen, wenn schon nur mittelbar und auf Umwegen.

### 3. Die geselligen Verhältnisse.

Wenn ich es unternehme, die geselligen Verhältnisse in Frankfurt während meines Aufenthaltes daselbst kurz zu schildern, so kann ich selbstverständlich nur von dem Leben desjenigen Kreises reden, in welchem ich mich selbst bewegt habe. Damit ist natürlich über die zahlreichen andern Zustände, welchen ich fremd blieb, lediglich nichts gesagt, und weder Lob noch Tadel, welchen ich aussprechen möchte, berührt sie. In einer größeren Stadt bestehen je nach den Bildungs- und Vermögensverschiedenheiten sowie nach den äußeren Stellungen ganz verschiedene Kreise gesellig und mit gleichen Sitten Zusammenlebender, unter welchen Vereinigungen sehr wenige Aehnlichkeit sein mag, so daß selbst die richtigste Schilderung des einen Kreises nicht entfernt auf einen andern paßt, und welche auch gegenseitig einander ganz fremd sind und sich nicht kennen. So weiß ich denn zum Beispiel, daß in Frankfurt zur Zeit meines Aufenthaltes eine gewisse Anzahl von Familien, deren Häupter den gelehrten Ständen angehörten, viel miteinander verkehrten; ebenso bildeten reichere und größere Kaufleute, welche aber doch nicht zu den Geldkönigen gehörten, eine eigne und meines Wissens sehr schwer zugängliche Gesellschaft. Ohne Zweifel waren da noch Abschattungen und Abstufungen, welche mir unbekannt geblieben sind und für deren Verständnis nur der Eingeborene den Schlüssel besitzt. Unter diesen Vereinen mögen solche gewesen sein, welche meinen Bedürfnissen und Wünschen vollständig entsprochen hätten und in deren Lob ich mich also hätte ergehen können; sie waren mir aber nicht bekannt und hätten für meine Verhältnisse nicht gepaßt. Letztere wiesen mich an die diplomatische Gesellschaft und was damit herkömmlich zusammenhing. Diesen Umgang konnte und durfte ich nicht meiden, wenn ich mich nicht auf eine selbst für meine amtliche Wirksamkeit schädliche Weise vereinzeln wollte; und ob mir derselbe zusagte oder nicht, so erlaubte weder die Zeit ein Leben in einem zweiten Kreise, noch wäre es in einem solchen leicht zu behaglicher Vertraulichkeit gekommen.

Die Bundestagsgesellschaft in Frankfurt war nun eine sehr zahlreiche. Abgesehen von den deutschen und fremden Gesandten und deren Familien, sowie von dem zahlreichen Gesandtschaftspersonale, von welchem manche auch verheiratet waren, gehörten noch dazu die Offiziere der verschiedenen

Grade bei der Militärkommission, ein Teil des in Garnison stehenden Offizierscorps, eine Anzahl der ersten Banquiersfamilien der Stadt, endlich manche ab- und zugehende vornehme Fremde. Offenbar wäre die Zahl, die Art und die Verschiedenheit dieser Personen von der Beschaffenheit gewesen, daß sich aus ihnen außer den großen Versammlungen, auf Bällen und dergleichen auch mannigfache engere Kreise von Gleichgesinnten hätten bilden können; es wären die meisten der Mitglieder nach Einkommen, Einrichtung, Wohnungsgelaß gar wohl in der Lage gewesen, eine Anzahl von Besuchenden bequem und anmutig bei sich zu sehen. Dennoch war hiervon nicht viel vorhanden, und im großen Ganzen bestand in dem Kreise, von welchem ich rede, die leichtere, bequemere, Herz und Geist befriedigende Geselligkeit so gut wie gar nicht. Ich wüßte aus eigner Erfahrung nur das Usedomsche Haus zu nennen, solange dieses bestand; und dann waren noch in einigen Kaufmannshäusern häufigere Zusammenkünfte, in welchen sich aber doch mehr die jüngere Welt gefiel, und auch diese wohl nicht zu ihrem eigentlichen Nutzen. Im allgemeinen bestand wenig vertrauter Zusammenhang, und vor allem war ein lebendiges Interesse an höheren Lebenszielen und Fragen in unbegreiflich geringem Grade vorhanden. Ich hatte bis dahin in meinem ganzen Leben nicht in so wenig geistiger Atmosphäre gelebt als in Frankfurt, und war denn auch aus diesem Grunde nie so viel im eignen Hause als gerade hier. Etwas, was mit einem Pariser Salon oder einem Berliner Theetische Aehnlichkeit gehabt hätte, bestand nicht entfernt.

Dagegen war das gesellige Leben der Bundestagskreise äußerlich sehr glänzend. Vortreffliche Diners, zum Ersticken volle Routs, prächtige Bälle folgten sich den ganzen Winter hindurch so zahlreich, daß, wer Lust daran hatte oder es gar darauf anlegte, wohl jeden Tag ein Schauspiel dieser Art haben konnte. Diese Dinge sahen sich ohne Zweifel sehr schön an. Das Tafelzeug, die Zimmereinrichtungen, die Beleuchtung, die Dienerschaft und die Musik waren glänzend, zum Teile prächtig, vor allem der Putz der Damen. Allein gerade hierin lag das Uebel. Der Luxus in allen diesen Dingen, namentlich aber in der Kleidung der Frauen,[1]) war so übertrieben, daß, wem nicht die Kasse eines Börsenfürsten oder wenigstens die Einnahme eines der Gesandten der großen Höfe zu Gebote stand, sich und die Seinigen in der Teilnahme beschränken mußte. Solche Feste in gleichem Maße zurückzugeben, war nicht möglich, sie unerwidert zu lassen, nicht eines jeden Sache. Ueberhaupt stand für einen vernünftigen Menschen

---

[1]) v. Bismarck berichtet über einen Ball bei Graf Thun im November 1851: „Die Toiletten würden in Berlin alles ecrasieren durch ihren Glanz, der durch reichen Diamantenschmuck gehoben wird . . .“ (v. Poschinger, Preußen im Bundestag, IV. 50). Als junger Mann hat Mohl, wie wir oben I. 125 lesen, an dem glänzenden Leben in Bundestagskreisen teilgenommen.

der Genuß in gar keinem Verhältnisse zu den Opfern jeder Art. Von einem geistigen Genusse war in einem so großen Gewühle und bei häufig unerträglicher Hitze gar keine Rede; die Kleiderausstellung aber, auf welche es schließlich allein hinauslief, war viel zu teuer bezahlt für bescheidenere Verhältnisse, selbst wenn diese an andern Orten als sehr günstig gegolten und sich bewährt hätten. Man mußte namentlich junge Leute, welche in dieses Leben hineingezogen waren, bedauern, wenn sie nicht etwa zufällig Erben eines sehr großen Vermögens waren. Unwillkürlich gewöhnten sie sich ja an einen solchen unverständigen und in den allermeisten Verhältnissen ganz außer Frage befindlichen Luxus; sie legten unwillkürlich diesen Maßstab als den sich überhaupt gehörenden und schicklichen an und bildeten dadurch bei sich Forderungen an das Leben aus, welches dieses nicht leisten konnte und deren Nichtbefriedigung später unglücklich machte, wenn nicht besondere Willenskraft und klare Einsicht eine Rückbildung eintreten ließen. Für Mädchen hatte es natürlich noch den besonderen Nachteil, daß jeder junge Mann sich fragen mußte, ob sie nicht so verwöhnt und zu solchen Ansprüchen gesteigert seien, daß seine Verhältnisse ihnen nicht genügen könnten.

Es versteht sich, daß nicht bloß ich das Ungesunde dieser Art von Geselligkeit und die geistlose Leere dieses Treibens einsah und fühlte; die Klagen der Verständigeren unter uns stimmten vollkommen überein; es wollte aber nicht gelingen, der Sache eine andre Wendung zu geben. Hierzu hätte gehört, daß eine über allen ganz unzweifelhaft stehende Autorität einen kräftigen Ausspruch gethan und mit gutem Beispiele vorangegangen wäre. Eine solche Autorität aber bestand nicht in der republikanischen Stadt und nicht in der Gesellschaft von Gleichberechtigten. Es zeigte sich, daß die Abwesenheit eines Hofes bei dem Vorhandensein einer großen vornehmen Gesellschaft, so bequem in vielen Beziehungen dieser Mangel war, doch auch ihre Schattenseite hatte. Ein vernünftiger Fürst und noch mehr eine vernünftige, geistreiche Fürstin hätten dem Unfuge leicht ein Ende gemacht; eine in eine falsche Richtung gekommene Gesellschaft von Gleichberechtigten vermochte nicht, sich zu ermannen und zu bessern.

Nur ein Notbehelf war es also, wenn während eines Winters der Versuch gemacht wurde, in einer wöchentlichen Zusammenkunft eines kleineren Kreises sich nach Anweisung eines Vortrages, welcher unter den Mitgliedern abwechselte, über wissenschaftliche Gegenstände zu besprechen. Diese Zusammenkünfte mit den Herren v. Sydow, v. d. Pfordten, Cohausen, dem Gymnasialdirektor Classen und noch einigen andern waren ganz anregend und belehrend; allein sie standen doch zu vereinzelt in dem ganzen heterogenen Treiben, um diesem einen wesentlich veränderten Charakter geben zu können. Als der eine oder andre im nächsten Winter Frankfurt verließ, so kam auch eine Fortsetzung nicht mehr zu stande.

Fast als einer fremdartigen Sache erwähne ich hier noch meiner Anwesenheit bei Vorlesungen, welche vor einem gemischten Publikum verschiedene Winter hindurch von fremden Gelehrten, namentlich von Professoren der Universitäten Heidelberg und Gießen, auch hier gehalten wurden, wie dies in jener Zeit in vielen Städten Sitte war. Es waren unter den Vortragenden sehr bedeutende Männer; dennoch glückten keineswegs alle diese Reden; zum Teile war sogar ein peinliches Fehlschlagen. Es darf dies nicht wundernehmen, denn es ist in der That schwer genug, einen Gegenstand zu wählen, welcher ein nach Bildungsstufe, Interessen und selbst Geschlecht gemischtes Publikum gleichmäßig anspricht, dem Sachverständigen etwas Neues, dem Unwissenden etwas Verständliches bietet und in dem engen Rahmen eines Vortrags von höchstens anderthalb Stunden abgerundet dargestellt werden kann. Gehört dazu noch die Vorweisung von Zeichnungen oder Präparaten, so entsteht die weitere Schwierigkeit einer Besichtigung auch von seiten der ferner Sitzenden. In Frankfurt war die Sache veranstaltet von den Vorständen des sogenannten Museums, zunächst einer musikalischen Gesellschaft, und namentlich gab sich mein geschätzter Hausarzt und Freund Dr. Spieß große Mühe um Zustandebringung der Sache. Er ließ sich Reisen und vielfachen nicht immer erfreulichen Briefwechsel nicht verdrießen. Die Sache fand insofern genugsamen Anklang, als der Saal immer überfüllt war und nicht alle Bewerber um Plätze befriedigt werden konnten, allein das Publikum bestand zum größeren Teile aus Frauenzimmern und aus Juden, und von der höheren Frankfurter Bürgerschaft habe ich kaum je einen darin gesehen. Vom Bundestage nahmen unsrer drei oder vier Anteil. Daß dadurch ein andrer Geist in die Gesellschaft und in die geselligen Verhältnisse gekommen wäre, konnte nicht entfernt behauptet werden. Man nahm die Sache wie ein Konzert oder wie eine Schaustellung auf der Messe; allein es blieb nichts nach und wurde nichts angeregt.

### 4. Einzelne politische Begebenheiten.

Die Zeit, welche ich am Bunde zubrachte, war freilich insofern wichtig genug für ihn und für die ganze Nation, als sich innerhalb derselben die Auflösung des auf dem Wiener Kongresse gegründeten Zustandes nach fünfzigjährigem Bestande allmählich vorbereitete und schließlich denn auch gewaltsam genug eintrat. Auch ist nicht in Abrede zu ziehen, daß auch noch in dieser letzten Zeit, selbst abgesehen von der Todesursache, wichtige und schwierige Geschäfte gelegentlich vorkamen. Im ganzen war aber eben doch schon der Marasmus eingetreten; an eine bewußte Bessergestaltung der allgemeinen deutschen Zustände wurde nach dem Scheitern des auf den Fürstentag im Jahre 1863 gebrachten Planes nicht mehr gedacht, man

lebte von der Hand in den Mund. In der Regel war es den beiden Großmächten oder wenigstens einer derselben, und dann mit gleichem Erfolge, angenehm, wenn eine zur Sprache gebrachte Angelegenheit von eingreifender Art gar nicht vor sich ging; die laufenden Geschäfte wurden routinemäßig abgemacht. So war denn freilich oft monatelang wenig genug zu thun, und der einzelne hatte alle Zeit, sich mit etwaigen Privatliebhabereien oder auch mit gar nichts zu beschäftigen. v. d. Pfordten sagte mir gleich anfänglich einmal im Unmute: „Eigentlich haben wir nichts zu thun, als für die Festungen das Geld herbeizuschaffen; dies könnte im Anfange des Jahres in wenigen Minuten geschehen, und es wäre besser, der Bundestag ginge dann die weitere Zeit in Ferien." Die Aeußerung mißfiel mir; später sah ich ein, daß der Mann eigentlich recht hatte.

Ich habe oben [1]) schon die einzelnen hervorragenden und eine Bewegung veranlassenden Gegenstände genannt, über deren Verlauf und Erscheinung ich etwas Näheres verzeichnen wolle. Die erste derselben war

### 5. Die kurhessische Verfassungsfrage.

Kurhessen war ohne Zweifel, und zwar schon seit lange, eines der am schlimmsten regierten deutschen Länder. Drei Generationen von schlechten Fürsten waren aufeinander gefolgt: Der aus der napoleonischen Verbannung mit all seinem Geize, seiner Vorliebe für das Hergebrachte bis in dessen lächerlichste Einzelheiten und Ausläufer hinaus zurückgekehrte alte Kurfürst. Sein unwürdiger, das Leben an der Roulette der Badeorte, in unsittlichen Familienzerwürfnissen und Kebsweiberherrschaft zubringender Sohn. Endlich der letzte regierende Fürst dieses heruntergekommenen alten Stammes, [2]) zuerst Mitregent neben dem Vater seit 1830, dann in gleicher Weise die Sache in eignem Rechte fortsetzend. Selten mag über einen Menschen das allgemeine Urteil so einstimmig verurteilend gewesen sein wie über ihn. Auch er hatte verwerfliche häusliche Verhältnisse. Als Student hatte er seine Frau [3]) ihrem Manne, einem preußischen Leutnant, abgekauft, und eine spätere Ehe zur linken Hand änderte an dem Urteile nur wenig. Fast gönnte man es der Frau, wenn man immer wieder von Scenen gemeinster Brutalität des längst erkalteten Liebhabers gegen sie hörte, jedenfalls dem Kurfürsten, daß ungeratene Kinder und Schwiegersöhne ihm reichlichsten Verdruß machten. Daß er trotz seiner Roheit die Familie in Reichtum und Rang zu heben suchte, diente natürlich nur zur Steigerung des Unwillens. So roh und tyrannisch der Kurfürst jedoch

[1]) S. 204.

[2]) Die drei hier genannten Regenten von Kurhessen sind die Kurfürsten Wilhelm I. bis 1821, Wilhelm II. bis 1847, Friedrich Wilhelm I. bis 1866.

[3]) Gertrud Falkenstein, mit Leutnant Lehmann verheiratet.

in der Familie war, so war er es doch noch schlimmer in der Regierung. Hier war fast wahnsinnige Eigenmächtigkeit gepaart mit einer bis zur Geisteskrankheit gehenden Unfähigkeit, zu einem Entschlusse zu gelangen. Dadurch blieb denn alles liegen, und die allereinfachsten und allerdringendsten Angelegenheiten kamen jahrelang zu keinem Abschlusse zum größten Schaden des Einzelnen und des Ganzen. Auch nicht ein geistiges oder materielles Interesse wurde freiwillig gefördert; höchstens spielte der Kurfürst mit dem Soldatenwesen. Das Schlimmste aber war, daß er zu den, gottlob, seltenen Menschen gehörte, welchen es eine Freude machte, andern wehe zu thun, wenn sie auch selbst keinen Nutzen davon haben. Wenn eine Gemeinde oder ein einzelner einen recht lebhaften Wunsch hatten, so wurde dieser verweigert, bloß weil die Gewährung ihnen zum Vorteile oder zur Freude gereicht hätte. Wenn ein Beamter oder ein Offizier nach seinen Verhältnissen gern an einem Orte wohnte oder sich nur mit empfindlichem Schaden von ihm trennen konnte, so wurde er versetzt; baute ein solcher etwa ein Haus oder legte er einen Garten an, so wartete der Kurfürst, bis alles fertig und der Aufwand gemacht war, dann erfolgte die Versetzung unmittelbar. Ich selbst habe einen höheren Beamten gekannt, der sich in einem ihm zusagenden Amte dadurch lange Jahre ganz sicher erhielt, daß er von Zeit zu Zeit um Versetzung bat, weil ihm das Klima schädlich sei. Ein zu einer Familienfeier erbetener Urlaub wurde verweigert, war dieselbe aber vorüber und durch die Abwesenheit verdorben, nachträglich gewährt. Stadtthore, welche für den Verkehr zu eng waren, durften nicht erweitert, Gewerbe-Einrichtungen nicht nach dem Bedürfnisse der Eigentümer angelegt werden. Und so Unzähliges.

Die Folgen einer solchen Regierung und Gesinnung lassen sich leicht denken. Das Land blieb bei dem allgemeinen Aufschwunge Deutschlands seit dem Frieden bestenfalls stehen. Zwar waren die Abgaben klein; allein es fehlte an allen Bedingungen einer verbesserten Wirtschaft und Thätigkeit. Die nötigsten Eisenbahnen wurden jahrzehntelang verweigert; Gesetze zum Besten der Landwirtschaft, zum Beispiel über Verkoppelung und dergleichen, erhielten die Unterschrift des Kurfürsten nicht; wenn es möglich war, wurde die Errichtung einer Fabrik verhindert. Selbst die deutsche Wechselordnung fand lange Jahre keine Anerkennung in Hessen, weil der Kurfürst fürchtete, daß er dann in den Fall kommen könnte, die Schulden leichtsinniger Söhne bezahlen zu müssen. Die Minister wechselten in ganz lächerlicher Weise und waren schließlich kaum mehr zu bekommen. Teils entfernte sie der Kurfürst selbst, wenn sie sich seinen Launen und Verzögerungen nicht fügen wollten; teils verlangten sie ihrerseits, sich zurückzuziehen, der nutzlosen Abmühung müde oder um einer rohen Behandlung auszuweichen. Nur

einer hielt sich zum allgemeinen Verderben länger, der weithin bekannte oder vielmehr berüchtigte Hassenpflug. Er war der Mann des Kurfürsten, weil er selbst gewaltthätig und voller Rechtsverachtung war und gleichgeartete Befehle unweigerlich vollzog; namentlich aber, weil er mit den Ständen in beständiger Feindseligkeit lebte, die Verfassung bis zum Jahre 1848 durch Sophistik und entgegengesetzten Geist der Regierung unmächtig machte, im Jahre 1850 aber sie mit Hilfe der Strafbayern ganz umstürzte und durch eine den Herrschergelüsten bequemere zu ersetzen suchte. Dessenunerachtet war selbst er nicht gesichert gegen persönlich schlechte Behandlung und gegen Undank.

Daß unter solchen Umständen das Verhältnis zu den Landständen und zu der liberalen Partei in der Bevölkerung das denkbar schlimmste war, versteht sich von selbst. Es mag zugegeben werden, daß die unter der Seitenwirkung der Pariser Julirevolution zu stande gekommene Verfassung Kurhessens von 1831 etwas stark demokratisch durchsäuert war und einzelne Bestimmungen von sehr zweifelhafter politischer Weisheit enthielt.[1]) Auch ist richtig, daß sich zuweilen die Stände, freilich gereizt durch ungerechte Anmutungen und unzuläßige Auslegungen der Gesetze, auch ihrerseits kleinlich und unverträglich zeigten. Allein in der Hauptsache verfochten sie nur das Volk und sein bedrohtes oder bereits verletztes Recht; sie handelten mit Mut, aber mit Besonnenheit; waren in altangestammter Anhänglichkeit weniger erbittert als oft ganz Fernstehende und Unbeteiligte. Ein billiges Urteil hätte ihnen selbst gewaltsame Ueberschreitungen ihrer Stellung verzeihen müssen; die mustergültigste Verfassung und ein Ideal einer Ständeversammlung hätte mit dem Kurfürsten und seinen Werkzeugen nicht in Frieden auskommen können. Es war nur ganz naturgemäß, daß von der Gründung der Verfassung bis zum Jahre 1848 der Hader zwischen Regierung und Ständeversammlung nicht aufhörte, eine Ministeranklage um die andre angestellt wurde und daß das Land in beständiger Gärung blieb. Ebenso begreiflich war es, daß im Jahre 1848 die allgemeine Unmacht der deutschen Regierungen benützt wurde, um auf gesetzlichem Wege bisherige Streitpunkte zu erledigen und Mißbräuche unschädlich zu machen.

Sollte auch in letzterer Beziehung des Guten vielleicht etwas zu viel geschehen sein, so war es doch in Anbetracht des ganzen Verhältnisses durchaus ungerechtfertigt, parteiisch und unklug, daß der wiederhergestellte Bundestag im Jahre 1850 unter dem Vorwande einer (gar nicht bestehen-

---

[1]) So die Bestimmung über die Vereidigung des Heeres auf die Verfassung, vgl. die Denkschrift der preußischen Regierung vom 10. Oktober 1859 in Oetker, Lebenserinnerungen von F. Oetker, III. Beil. 1, S. 9.

den) gewaltsamen Auflehnung gegen die Regierung das Land militärisch besetzen ließ und Kommissäre zur Wiederherstellung der landesherrlichen Gewalt abordnete. Und noch unverzeihlicher war es, wie diese Sendboten handelten. Sie verfuhren mit einer kaum erlebten Brutalität und Rechtsverachtung, suspendierten verfassungsmäßige Einrichtungen, führten auf ihre Faust andre Grundbestimmungen ein, erließen eine Menge provisorischer Gesetze der reaktionärsten Art, und zum Schlusse erstatteten sie, im Jahre 1852, einen Bericht, welcher in der Geschichte des deutschen öffentlichen Rechtes für immer gebrandmarkt stehen wird als ein Denkmal des stupidesten Hasses gegen die ganze neuzeitliche Entwicklung des Staates und der frechsten Ableugnung jedes Volksrechtes.[1]) Die Bundesversammlung hatte aber so wenig Gefühl für das politisch Mögliche und rechtlich Zulässige, daß sie zwar die allgemein staatsrechtlichen Aufstellungen als doch gar zu weitgehend mißbilligte, dagegen sämtlichen praktischen Maßregeln der Kommission zustimmte, die Verfassung vom Jahre 1831 samt den Zusätzen und Aenderungen von 1848 und 1849 als unvereinbar mit den Grundgesetzen des Deutschen Bundes aufhob und den Kurfürsten aufforderte, einen von ihm allein ausgehenden Verfassungsentwurf als Gesetz zu verkündigen. Kein Wunder, daß nun erst der Kampf recht bitter entbrannte. Obgleich nach einer octroyierten Wahlordnung zusammengesetzt, hielten die Stände auf das mannhafteste an dem alten Rechte und ließen sich durch keine Auflösung und keine Mißhandlung einzelner auch nur einen Zoll weit zurückdrängen; das ganze Volk aber stand hinter ihnen, äußerlich ruhig, aber fest und zu allen Opfern eines solchen Zustandes bereit. Die Regierung ihrerseits war so von Gott verlassen, daß ihr das vom Bunde Erlaubte und Vorgeschriebene nicht einmal genügte und daß sie in einem neuen Verfassungsentwurfe noch weitere Berechtigung zur Willkür zu erobern suchte.

So wurde die hessische Angelegenheit zu einer forteiternden offenen Wunde und zu einem stehenden Skandal für ganz Deutschland. Die Presse fast ohne alle Ausnahme, die meisten Ständeversammlungen stellten sich auf Seite des hessischen Volkes und seiner Vertretung; in Vereinen und Zusammenkünften war Kurhessen ein unerschöpfliches Thema; man sammelte für die an ihrem Vermögen leidenden Märtyrer der gerechten Sache; gegen die Regierung aber und gegen die Bundesversammlung häufte sich der giftigste Haß. Allmählich entstand hieraus eine wirkliche Gefahr, und zwar nicht etwa bloß für den Kurfürsten, sondern eine viel weitgreifendere, indem

---

[1]) Die Thätigkeit der Kommissare der beiden deutschen Großmächte in Kurhessen schildert übersichtlich v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches, I. 127 f. Ueber den gemeinsamen Antrag Oesterreichs und Preußens bei dem Bund am 3. Januar 1852 s. ebd. 132—133, über den Bundesbeschluß vom 27. März 133—134.

der Gedanke an eine Selbsthilfe gegen so himmelschreiendes Unrecht und eine Begünstigung desselben immer mehr um sich griff; man sah Kurhessen als Ausgangspunkt einer ganz gerechtfertigten, ja nicht zu vermeidenden revolutionären Bewegung an. Die Sache wurde so bedenklich, daß im Jahre 1860 selbst der Bund, in später Einsicht seines eignen Fehlers und des für ihn und die fürstliche Sache drohenden Uebels, sich gegen den Kurfürsten wendete und beschloß: die von demselben entworfene Verfassung könne nicht anerkannt werden; es seien diejenigen Bestimmungen wegzulassen, über welche eine Verständigung mit den Ständen nicht habe erreicht werden können und diejenigen aus der Verfassung vom Jahre 1831 aufzunehmen, welche mit den Bundesgrundgesetzen nicht im Widerspruche stehen. Ja selbst mit dieser nur halben Wendung waren manche Regierungen noch nicht zufrieden; namentlich erklärte Preußen sich entschieden gegen sie, da es die Verfassung vom Jahre 1831 im wesentlichen für rechtsbeständig erkenne. Der Kurfürst freilich, ohne Zweifel dazu von Oesterreich aufgemuntert, blieb verstockt und forderte den Bund auf, bei seinen früheren Beschlüssen und den ihm gemachten Auflagen zu bleiben.[1])

Offenbar konnten die Dinge nicht so fortgehen. Es war daher eine der ersten Handlungen Roggenbachs, als er im Frühjahre 1861 in das badische Ministerium eintrat, auf die Herbeiführung einer Entscheidung zu Gunsten des Rechtes und auf eine Beruhigung der allgemeinen Stimmung hinzuwirken. Zu dem Ende wurde mein Vorgänger, Freiherr v. Marschall, welcher überhaupt als eifriger Anhänger der österreichischen reaktionären Politik, namentlich aber in dieser Sache, galt, abberufen, und es sollte meine nächste Aufgabe sein, für die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 in Kurhessen am Bunde aufzutreten.

Gleich in der Eintrittssitzung hatte ich den Antrag zu stellen:[2]) Die Versammlung möge ihre früheren Beschlüsse, weil ihnen rechtliche und thatsächliche Unmöglichkeiten entgegenstehen, zurückziehen und der kurfürstlichen Regierung erklären, daß ihr nichts im Wege stehe, die Verfassung von 1831 samt den Veränderungen von 1848 und 1849 als zu Recht bestehend zu betrachten und zu behandeln; über etwa mit den Bundesgrundgesetzen unvereinbare Punkte mit den Ständen sich verfassungsgemäß zu verständigen; welches diese Punkte aber seien, erforderlichenfalls von der Bundesversammlung bestimmen zu lassen.

So mäßig und vorsichtig in der Form dieser Antrag gefaßt war, so

---

[1]) Vgl. Schultheß, Europ. Geschichtskalender, 1. Jahrg. 1860, S. 120—123 zu den Daten: 3., 17., 24. März, 19. April.

[2]) v. Mohl trat am 4. Juli 1861 in den Bundestag ein. — Der Text und die Motivierung des Antrags sind abgedruckt in den Protokollen der Deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1861, S. 574—577.

erzeugte er doch nicht nur bei dem Kurfürsten, wie sich von selbst versteht, die größte Entrüstung, sondern er wurde auch im österreichischen Lager, wo man sich nur ungern genug überhaupt zu einem teilweisen Rückgange entschlossen hatte, mit großer Mißstimmung aufgenommen. Da kurz nach der Stellung des Antrages Bundestagsferien eintraten, so erfolgte die Erklärung der kurfürstlichen Regierung erst im November;[1]) sie war unbedingt ablehnend, und es wurde vom Bund Beharren auf seinen früheren Beschlüssen verlangt. Sowohl der badische Antrag als die kurfürstliche Weigerung waren an einen eigens für die Angelegenheit bestehenden Ausschuß verwiesen, und es schien somit, als ob die Sache in die gewöhnliche Geschäftsbehandlung kommen werde. Um diese womöglich auf den rechten Weg zu bringen, erbat ich mir die gern erteilte Erlaubnis meiner Regierung, den Stand der Sache in einer eignen, durch den Druck zu veröffentlichenden Denkschrift zu beleuchten. Meine Absicht war dabei eine dreifache. Zunächst, das Verfahren der Bundeskommission und ihren unglaublichen Bericht an den Pranger zu stellen, dadurch aber jedes Zurückgreifen auf denselben unmöglich zu machen. Zweitens, die Behauptung zu widerlegen, daß die Verfassung von 1831 unvereinbar sei mit den Bundesgrundsätzen, etwa mit Ausnahme einiger weniger Punkte. Drittens, zu zeigen, daß die Bundesversammlung bei ihrem früheren Verfahren ihre Zuständigkeit überschritten und somit Ungültiges beschlossen habe. Einige politische Bemerkungen über die Unausführbarkeit und Gefährlichkeit des bisherigen Verhaltens sollten den Schluß machen. Da ich mit dem Gegenstand völlig vertraut war, so ging die Arbeit leicht und rasch vor sich, und die Denkschrift erschien Anfangs des Jahres 1862.[2]) Ich hatte die Genugthuung, vielen Beifall für Inhalt und Form zu erhalten; namentlich waren die fremden Gesandten mit der Klarheit der Darstellung und der Richtigkeit der Gesichtspunkte lobend einverstanden.

Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Arbeit oder selbst der badische Antrag viel zur Entscheidung beigetragen habe. Hätten Oesterreich und die ihm anhängende Mehrheit gewagt, ihr bisheriges Verfahren aufrechtzu-

---

[1]) In der Sitzung vom 14. November 1861, s. Protokolle S. 692—709. Die Gegenerklärungen Preußens, Badens und Sachsen-Weimars wurden in der Sitzung vom 5. Dezember abgegeben, vgl. a. a. O. 746—751, worauf Kurhessens Gesandter am 19. Dezember erwiderte, s. 773—778.

[2]) Schon oben in dem Abschnitt „Schriftstellerei" (I. 263—264) erwähnt; erschienen unter dem Titel „Denkschrift zur Begründung des von der Großherzoglich Badischen Regierung in der hohen Bundesversammlung gestellten Antrages, betreffend die Kurhessische Verfassungs-Angelegenheit. Karlsruhe 1862". — Die Schrift wurde in der Bundestagssitzung vom 23. Januar 1862 vorgelegt (vgl. Protokolle der Deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1862, S. 33), die kurhessische Gegenschrift in der Sitzung vom 20. März (a. a. O. 164).

erhalten, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach die Sache in dem Ausschusse möglichst lange hingehalten und schließlich ein mehr oder weniger lahmer Beschluß gefaßt worden. Es war dazu sogar schon ein hübscher Anfang gemacht, indem von verschiedenen Regierungen Erklärungen erfolgten und die kurhessische Regierung eine (sehr schwache) Antwort auf meine Denkschrift übergab. Allein die preußische Regierung ließ es nicht dahin kommen, sondern fuhr mit einem quos ego dazwischen. Inwiefern eigne freisinnigere Ueberzeugung bei dem damals allerdings halb liberalen Ministerium sehr ins Gewicht fiel, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls war hier eine gute Gelegenheit, die Scharte von 1850 auszuwetzen und Oesterreich und Bayern ein Paroli zu bieten. Daher ließ man es nicht etwa bloß bei Verhandlungen am Bunde bewenden, sondern schritt in Kassel unmittelbar und zwar sehr gewaltthätig ein. Der Gesandte wurde abberufen, ein General[1]) mit bestimmten Forderungen hingesendet und, als dieser nichts erreichte, unter dem Vorwande einer unhöflichen Aufnahme des königlichen Schreibens ein Feldjäger[2]) mit der Nachricht hingesendet, daß ein Truppencorps zum Einmarschieren bereit stehe. Nun war die Sache plötzlich zu Ende. Da Oesterreich sah, daß es seine bisherige Politik nicht halten könne, ohne in einen offenen Konflikt mit Preußen zu kommen, zu welchem es nicht vorbereitet war und wohl auch wegen dieser Angelegenheit keine Lust hatte, so machte es gute Miene zum schlimmen Spiele und stellte gemeinschaftlich mit Preußen einen Antrag, welcher — allerdings in verquickter und gewundener Sprache — die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 verlangte.[3]) Der Ausschuß zog die Entscheidung noch einige Wochen hin, erstattete einen sauersüßen Bericht, in welchem das Widerstreben einer Minorität viel deutlicher hervorgehoben wurde als die Gründe für die Zustimmung der Mehrheit, und es wurde nach einer Instruktionseinholung

---

[1]) General v. Willisen. Er überreichte am 12. Mai 1862 ein Handschreiben des Königs von Preußen dem Kurfürsten. Nachdem dieser es uneröffnet beiseite gelegt, forderte Preußen Entlassung der Minister binnen 48 Stunden und berief seinen Gesandten aus Kassel ab, als der Kurfürst sich widersetzte. Näheres in Oetker, Lebenserinnerungen von F. Oetker, III. 284—285. — Willisen kehrte am 15. Mai nach Berlin zurück, und zwei preußische Armeecorps erhielten Befehl, am 23. Mai marschbereit zu sein (Schultheß, Europ. Geschichtskalender, III. 53).

[2]) Die Vertagung der Stände durch den Kurfürsten gab v. Bismarck Anlaß, am 24. November 1862 eine drohende Note an den kurhessischen Minister des Auswärtigen v. Dehn-Rotfelser durch einen Feldjäger zu schicken. Die Note ist abgedruckt bei Oetker a. a. O. 350—352 und gekürzt in Schultheß, Europ. Geschichtskalender, III. 109—110. — Schon am 27. Nov. gab der Kurfürst nach (Schultheß a. a. O. 110).

[3]) Der gemeinsame Antrag Oesterreichs und Preußens auf Wiederherstellung der kurhessischen Verfassung von 1831 wurde in der Bundestagssitzung vom 8. März 1862 gestellt (Protokolle vom Jahre 1862, S. 102—103).

von nur acht Tagen der zustimmende Bundesbeschluß wirklich gefaßt. Auch jetzt noch trat in den Abstimmungen von Sachsen, Hannover, Württemberg und Großherzogtum Hessen der bittere, aber unmächtige Verdruß sehr deutlich hervor; Dänemark und Mecklenburg stimmten sogar direkt dagegen.[1])

Diese erste größere Sache, bei welcher ich beteiligt war, hatte somit nach etwa einem Jahre zunächst einen befriedigenden Ausgang genommen, und mein Anteil daran war nicht unbemerkt geblieben. Freundliche Gesinnungen in der Bundesversammlung und wohl auch bei einigen Regierungen trug er mir freilich nicht ein. Selten habe ich finsterere Gesichter gesehen als in der Sitzung vom 24. Mai 1862, in welcher die eben erwähnte Abstimmung zu stande kam. Ich wurde dafür entschädigt durch manche Beweise von Dankbarkeit und Vertrauen aus Kurhessen, namentlich von den leitenden Mitgliedern der dortigen Stände.

Daß mit der Aufnötigung der alten Verfassung in dem unglücklichen Lande selbst Friede und eine verständige Regierung nicht eintrat, sondern der alte Hader wieder ausbrach und fortdauerte, ist bekannt genug und war auch nicht anders zu erwarten. Der formale Rechtspunkt war gewonnen, aber auch der böse Wille und die sittliche Verkehrtheit des Kurfürsten geblieben und womöglich noch geschärft. Er hätte nur durch einen fortwährenden starken Druck von außen zu einer wirklichen Nachgiebigkeit gebracht werden können; an einem solchen fehlte es nun aber. Oesterreich und seine Gesinnungsgenossen waren dazu nicht im mindesten gewillt, Preußen aber schlug bald andre politische Bahnen ein und mochte vielleicht bereuen, was es gethan hatte. Eine neue Anregung am Bunde hätte unter solchen Umständen eher zum Uebel geführt und vielleicht das bereits Gewonnene wieder gefährdet; sie unterblieb daher auch von unsrer Seite. Die ganze kurhessische Angelegenheit war ein Odiosum, von welchem man nichts hören und sehen wollte. Daß im Lande selbst die Ueberzeugung immer mehr um sich griff, es sei nichts Wesentliches zu erreichen, solange der Kurfürst an der Regierung sei, war begreiflich genug. Die Schwierigkeit lag aber nicht sowohl in der Unmöglichkeit einer Entfernung desselben vom Regimente, dazu wäre etwa Rat gewesen durch eine Wahnsinnigkeitserklärung, für welche die ärztlichen Beweisstücke im geheimen gesammelt lagen, sondern in der Persönlichkeit des Nachfolgers, Prinzen Friedrich von Hessen, zu welchem man sich kaum eines besseren versah als zu dem Kurfürsten selbst. Infolgedessen kamen Pläne und selbst geheime Verhandlungen über eine Vereinigung des Landes mit Preußen auf die Bahn, von deren Verlauf und Ergebnis ich nicht näher unterrichtet bin, welchen

[1]) Vgl. die Protokolle der Sitzungen vom 13. Mai (S. 235–244) und vom 24. Mai (S. 278—286).

aber jedenfalls Graf Bismarck nicht grundsätzlich aus dem Wege ging. Ehe etwas geschah, veränderten aber die Ereignisse von 1866 die ganze Sachlage und zwar nach aller Wahrscheinlichkeit für Kurhessen abschließend. Wohl in keinem der eroberten und annektierten Länder war ein gleiches Einverständnis der Bevölkerung mit dem Aufgehen in Preußen und dem Verluste der eignen Selbständigkeit vorhanden wie hier; die unverantwortliche Mißregierung hatte ihre Früchte getragen. Nur über den Verlust einer gegenüber der preußischen Verfassung weit freisinnigeren Konstitution regte sich teilweises, unter solchen Umständen freilich nutzloses und selbst thörichtes Bedauern.[1])

Ueber die seit dem Bundesbeschlusse von 1862 vorgekommenen Ereignisse in Kurhessen habe ich jedoch an dieser Stelle mich nicht weiter auszulassen; ich habe mit denselben wenig zu thun gehabt, und sie berührten meinen Lebensgang und meine Stellung in der Bundesversammlung nicht.

## 6. Der Deutsche Fürstentag.

Eine Versammlung sämtlicher deutschen Fürsten mit einziger Ausnahme des Königs von Preußen zu dem Zwecke einer persönlichen Beratung und Beschlußnahme über Verbesserung der deutschen staatlichen Zustände war jedenfalls etwas ganz Außerordentliches. Der Zweck war ein hochwichtiger, seine Erreichung höchlich zu wünschen; die ganz unerwartet erfolgende Einberufung der Versammlung durch den Kaiser von Oesterreich[2]) ließ kaum Zeit zur Ueberlegung, ob das Gewollte auch ausführbar, der Plan ein gehörig durchdachter sei; die äußere Erscheinung so vieler Fürsten, umgeben von ihren ersten Staatsmännern, zum Teile mit vollem Glanz auftretend, war jedenfalls blendend und von keinem der Schauenden wohl etwas Aehnliches erlebt. Wer hätte vorausgesagt, daß diese lebendige Zusammenstellung aller Häupter des Deutschen Bundes so kurze Zeit dessen völligem Untergang vorausgehe! Wer gedacht, daß der Kaiser von

---

[1]) Nicht bloß Vilmar und sein Anhang, sondern auch Männer wie Oetker, die doch jahrzehntelang mit Aufbietung aller Kräfte den Kampf gegen das kurfürstliche Regiment geführt hatten, sahen mit schweren Sorgen der Einverleibung ihres Landes in Preußen entgegen, vgl. die öfters citierte Biographie III. 436—437.

[2]) Der Kaiser von Oesterreich besuchte König Wilhelm 2. August 1863 in Gastein und teilte ihm mit, daß er vorhabe, alle deutschen Fürsten zu Besprechungen über eine Reform des Bundes auf 16. August nach Frankfurt einzuladen. Am 4. August gingen die Einladungen von Wien ab. Vgl. v. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, I. 339 f. und v. Sybel, Die Begründung . . ., II. 520 f. In der Vorgeschichte des Fürstentags spielte eine Hauptrolle Julius Fröbel; er berichtet sehr ausführlich über seine Thätigkeit und über das Treiben der österreichischen Staatsmänner, das dem Entschlusse des Kaisers vorherging, in seiner Autobiographie „Ein Lebenslauf II. 236 f.".

Oesterreich, von allen als unzweifelhaft Erster anerkannt und als solcher auch auftretend, wenige Jahre später ganz aus diesem Kreise ausscheiden, vertragsmäßig zugeben müsse, nichts mehr in die deutschen Angelegenheiten reden, einem andern die beliebige Ordnung derselben überlassen zu wollen! Allerdings war schon jetzt das Ausbleiben des Königs von Preußen ein übles Zeichen für das Gelingen, welches wohl zu Zweifeln und Nachdenken Veranlassung geben konnte. Doch hofften die meisten auf eine spätere Verständigung.

Zuerst denn einiges über die äußerlichen Zustände und Vorfälle.

Trotz der großen Gasthöfe und schönen Privatwohnungen Frankfurts war doch eine schickliche Unterkunft so vieler gekrönter Häupter, namentlich bei der ganz unerwartet hervortretenden Notwendigkeit, nicht eben leicht zu beschaffen. Brachte auch nur der Kaiser von Oesterreich Leibwachen und zahlreiches Dienstpersonal aller Art mit, so hatte doch jeder der Fürsten einen oder mehrere Minister und deren Gehilfen in seinem Gefolge, für welche dann womöglich unter demselben Dache Raum geschafft werden sollte. Und fast schwieriger noch war es, Pferde und Wagen zu versorgen, oder solche den von der Ferne Hergekommenen zu verschaffen. Die Bundestagsgesandtschaften verwandelten sich zu mancher Unbequemlichkeit in Hofmarschallämter. Doch gelang es am Ende, freilich mehr oder weniger gut für später sich Entschließende. Der Kaiser von Oesterreich nahm seinen Sitz im Bundespalais, und mehrere Fürsten, zum Beispiel der König von Bayern, der Großherzog von Weimar und so weiter, nahmen die Einladungen ihrer Gesandten an; der eine und der andre fand Unterkommen bei einem reichen Kaufherrn; die Mehrzahl freilich richtete sich in Gasthöfen ein, so der König von Sachsen im Englischen Hofe, der von Hannover im Russischen,[1]) der Kronprinz von Württemberg, als Stellvertreter seines Vaters erschienen, im Römischen Kaiser, mein gnädigster Herr, der Großherzog von Baden, in der Westendhalle.

Von der Lebhaftigkeit der Stadt in dieser Zeit ist es schwer, einen Begriff zu geben. Namentlich war das sich Durchkreuzen von glänzenden Wagen an den ersten Tagen nach der Ankunft der Herren, als sie sich gegenseitig Besuche machten und zurückgaben, ganz betäubend. Ebenso das Gedränge in den Straßen bei der Auffahrt zum Römer, als die Stadt Frankfurt dort den Fürsten und ihren Ministern und Gesandten im Kaisersaale ein Gastmahl gab.[2]) Nicht minder überwältigend für das

---

[1]) Die Ankunft des Königs von Hannover in Frankfurt am 15. August und den Glanz seines Auftretens beschreibt v. Hassell, Geschichte des Königreichs Hannover, II. 2. 67.

[2]) Das Festmahl im Römer am 17. August schildert ein Frankfurter Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung 1863, S. 3840, vgl. S. 3834.

Auge und schwierig für die Beschaffung des nötigen körperlichen Raumes waren die Zusammenkünfte in geschlossenen Räumen bei einigen Festlichkeiten, namentlich bei dem oben genannten Mahle im Römer und auf einem Balle im Hause des Banquiers Bethmann.[1]) Im Römer war es nicht sowohl die Tafel selbst, welche die große Anzahl versammelter hoch- und höchstgestellter Männer zu einer eindruckmachenden Erscheinung brachte, man konnte das große Hufeisen der Tische der vielen Lichter wegen nicht gut übersehen, als vielmehr das Verweilen vor und nach dem Essen in dem runden Vorplatze, welcher gewöhnlich als Eingang zu den Amtsstuben dient. Dieser nicht genugsam große Raum war überfüllt von den bedeutendsten Persönlichkeiten in Deutschland, und das Hin- und Hergehen der hohen Herren, welche sich die Anwesenden vorstellen ließen, brachte ihre Gegenwart noch mehr zur Erscheinung und jeden in die nächste, nicht immer behagliche Nähe. Für den Ball war zwar mehr Raum, aber auch die Zahl der Geladenen viel größer, und da namentlich die Damen, wie billig, überall vorstanden und in ihrem Putze vielen Platz in Anspruch nahmen, so wurde oft auf längere Zeit jede Bewegung unmöglich.

Bei der längeren Dauer der Zusammenkunft[2]) hatten die anwesenden Fürsten Gelegenheit, auch ihrerseits, wenigstens bei Tafel, Gäste zu sehen, und so wurde mir denn ebenfalls vielfach eine solche Ehre zu teil. Prächtig waren namentlich die Diners, welche der Kaiser von Oesterreich gab. Es war dazu alles von Wien mitgebracht worden.

Sehr falsch wäre im übrigen die Vorstellung, als seien die Tage nur mit Festlichkeiten hingebracht worden. Es war im Gegenteil eine sehr arbeitsvolle Zeit auch für mich. Der Großherzog von Baden hatte sich die schwierige und ihm übel verdachte Aufgabe gesetzt, die Mängel des von Oesterreich vorgeschlagenen und von den übrigen Fürsten noch weiter verschlimmerten Reformprojektes nachzuweisen, und er war von Anfang an entschlossen, demselben nicht beizutreten. Die Nichtteilnahme seines königlichen Schwiegervaters von Preußen mag zu dieser Haltung allerdings beigetragen haben. Ebenso konnte der Großherzog durch die auffallende Zurücksetzung, welche man Baden zur Strafe für seine liberale innere Politik angedeihen lassen wollte, dem beabsichtigten Werke nicht geneigter gemacht werden. Allein die Hauptsache seines Widerstrebens war doch die wirkliche Ueberzeugung, daß die angebliche Verbesserung nicht nur eine

---

[1]) Der Ball, zu dem Freiherr v. Bethmann auf 22. August geladen hatte, konnte, da alle Räumlichkeiten von Gästen überfüllt waren, nicht zu einem Balle werden, sondern gestaltete sich zu einer „Konversationssoiree“ (Allgemeine Zeitung S. 3923).

[2]) Die erste Sitzung fand am 17. August, die letzte am 1. September 1863 statt (v. Sybel a. a. O. 531 u. 537).

ungenügende, sondern selbst eine mehrfach verfehlte und verschlimmernde Maßregel sein würde. Hiervon ausgehend opponierte er, nur von wenigen Stimmen unterstützt,[1]) in den Sitzungen des Fürstenrates fast regelmäßig; sein Verfahren dabei aber war, daß er seine abweichende Meinung in jedem einzelnen Falle schriftlich zu Protokoll gab. Zu dem Ende mußten denn diese zahlreichen Abstimmungen zwar kurz und bestimmt, allein doch in gehöriger Weise motiviert ausgearbeitet werden. Zuweilen waren auch ausführliche Promemorias in betreff von Vorschlägen, welche von ihm ausgingen, zu entwerfen; natürlich war für alle diese Arbeiten nur geringe Zeit gegeben, und es mußte fast immer die Nacht zu Hilfe genommen werden. Ein großer Teil dieser Ausarbeitungen fiel mir zu. Zwar war Minister v. Roggenbach mit dem Großherzog gekommen, allein er hatte hauptsächlich mit den andern Ministern mündlich zu verhandeln, und es war überdies bei ihm eine Art von Mittelpunkt für die Dissidenten, so daß er zu schriftlichen Arbeiten wenig gelangte. Später wurde zu meiner Erleichterung noch Ministerialrat Jolly, der spätere Minister des Innern, beigezogen.[2]) Außerdem arbeitete der Berliner Obertribunalrat Blömer [?] als Freiwilliger in der improvisierten Kanzlei in der Westendhalle, ohne daß ich jedoch bestimmt zu sagen wüßte, was er eigentlich zu thun gehabt hätte. Das ganze Leben und die Art der Beschäftigung hatten die Form eines Hauptquartiers; man ging den ganzen Tag ab und zu, man arbeitete wie und wo man konnte; die nötigen Erquickungen standen immer bereit.

Die wichtige Sache war von Oesterreich mit leichtsinnigem Selbstvertrauen und Ueberschätzung seines Einflusses vorgenommen worden. Der Kaiser und Graf Rechberg hatten nicht anders geglaubt, als daß ihr Vorschlag gleich in der ersten Zusammenkunft und en bloc angenommen werden würde; als dieses nun aber nicht geschah, sondern sich alsbald zeigte, daß selbst von den im ganzen Geneigten manche Aenderungsvorschläge werden gemacht und Diskussionen stattfinden werden, war für einen solchen Fall gar nichts vorgesehen und überlegt. Man hatte sich über die Art und Weise von Beratungen, über das der einzelnen abweichenden Stimme einzuräumende Gewicht nicht besonnen, noch weniger mit andern verabredet, und so kam nicht nur die Verhandlung, sondern auch die Angelegenheit selbst nie aus einer gewissen Unklarheit heraus. Auch scheint es, daß der Kaiser das Präsidieren in einer Versammlung, welche nicht aus Unter-

[1]) Nur die Stimmen von Mecklenburg-Schwerin, Weimar, Oldenburg, zuweilen von Koburg, Waldeck, Reuß hatte der Großherzog für sich (v. Sybel a. a. O. 534—535).

[2]) Der Thätigkeit Jollys zu Frankfurt ist bereits oben S. 141 gedacht. — Vgl. ferner „Baumgarten und Jolly, Staatsminister Jolly, S. 56—63“.

geordneten bestand und in deren Mitte ungern gesehene Ansichten aufgestellt und festgehalten wurden, erst lernen mußte. Man wollte seine Leitung in der ersten Sitzung nach zwei Seiten hin nicht loben. Er habe weder Ordnung in der Verhandlung zu erhalten gewußt, noch abweichende, ihm widrige Meinungen gehörig zur Geltung kommen lassen wollen. Doch wurde später gerühmt, daß er bald gelernt habe und nun gut präsidierte.[1])

Das ganze Unternehmen verlief bekanntlich im Sande. Der König von Preußen war auch durch das Zureden des Königs von Sachsen, welcher zu dem Ende sich zu ihm nach Baden begeben hatte,[2]) nicht zum Erscheinen und zur Teilnahme zu bewegen gewesen, damit aber war natürlich die Sache völlig verfehlt. Auch von den Anwesenden hatte wenigstens eine Minderzahl Ausnahmen und Bedingungen gemacht oder sich ganz geweigert. So mußte denn eine Form gefunden werden, um das Scheitern zu verhüllen. Es wurde ein Ministerkongreß beschlossen, um das noch nicht Entschiedene vollends auszuarbeiten, natürlich mit der Absicht, denselben nie zusammentreten zu lassen.[3]) — So glänzend und geräuschvoll das Eintreffen der Fürsten gewesen war, so still und verdrießlich war die Abreise.

In der öffentlichen Meinung bildete sich bald ein Umschlag. Anfänglich war die Einbildungskraft durch das ganz unerwartete und geschickt in Scene gesetzte Schauspiel eines persönlichen Zusammentritts sämtlicher deutschen Fürsten in der alten Kaiser- und freien Bundesstadt lebhaft aufgeregt worden, und die einem solchen Entschlusse zu unmittelbarer Thätigkeit zu teil werdende Gunst ging denn auch auf den von Oesterreich gemachten Vorschlag über. Allein eine Ernüchterung trat schnell ein. Die Kritik trat an das Reformprojekt rücksichtslos heran; man fand es mehr und mehr ungenügend, manche Teile ganz unannehmbar. Namentlich übte die Haltung des Großherzogs von Baden, welcher damals in dem Zenite seiner Volksbeliebtheit stand, einen bedeutenden Einfluß aus. Das Scheitern erweckte somit keinerlei Aufregung, nicht einmal Bedauern in weiten Kreisen; und da man sich in Preußen,[4]) und zwar nicht bloß die Regierung, fort-

---

[1]) Das Präsidialtalent des Kaisers, „als habe er sein Leben lang sich mit parlamentarischen Geschäften befaßt“, erkennt v. Sybel a. a. O. 534 ohne Einschränkung an. — Die wichtigsten Aktenstücke des Fürstentags stehen in „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, III. 298 f.“, und so auch die kaiserliche Eröffnungsrede S. 308 f.

[2]) Am 19. August.

[3]) Am 23. Oktober traten die Minister der Frankfurter Fürstenmajorität zu einer Konferenz in Nürnberg zusammen, um schon am folgenden Tage, ohne zu einer Verständigung gelangt zu sein, wieder auseinander zu gehen (vgl. v. Hassells urkundliche Erzählung a. a. O. 84—86 und Herzog Ernst a. a. O. 360 f.).

[4]) Wie rasch bei einsichtsvollen preußischen Staatsmännern die Besorgnis

während ganz fernhielt, im übrigen Deutschland, namentlich im Südwesten, die liberale Partei sich abwendete, die Regierungen selbst die Sache fallen ließen, so hörte man bald von der ganzen Angelegenheit nichts mehr. Der Versuch, eine großdeutsche Partei zur Festhaltung und Durchführung zu gründen, erwies sich als ein unmächtiger und künstlicher und hatte eigentlich nur in Bayern und in den katholischen Teilen von Württemberg und Baden einige Wurzeln.[1]) Es ist ganz unnütz, darüber Vermutungen aufzustellen, welchen Erfolg die Sache gehabt hätte, wenn sie zur Ausführung gekommen wäre, und ob eine solche Umgestaltung der deutschen Verhältnisse die Katastrophe hätte verhindern oder wenigstens auf längere Zeit hinausschieben können, welche — nicht drei Jahre später — hereingebrochen ist. Da Preußen nicht beitrat und seine Ansprüche nicht befriedigt fand, so war die Sache eben von vornherein unmöglich und der Plan den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechend. Mehr als wahrscheinlich ist indessen, daß auch bei einem andern Verlaufe die vorgeschlagene neue Verfassung Deutschlands keinen dauernden Bestand gehabt hätte. Das hauptsächlichste Bedürfnis und Verlangen der Nation, das nach einer einheitlichen und kräftigen Regierung, wäre doch dadurch nicht befriedigt gewesen; die vorgeschlagene Einrichtung hätte sich als allzu verwickelt und schleppend im Leben nicht erprobt.

Noch sei schließlich erwähnt, daß ich auf den Wunsch des Großherzogs alsbald nach der Beendigung der Versammlung in einem Schriftchen[2]) eine Kritik des Reformprojektes anonym veröffentlichte. Die wesentlich auf dem von ihm festgehaltenen Standpunkte stehende Erörterung wurde nicht ungünstig aufgenommen, vielmehr gelegentlich als das beste in der Sache Erschienene bezeichnet; allein so wenig Zeit auch mit Abfassung und Druck verloren ging, war doch bei dem Erscheinen schon die Teilnahme erkaltet, und es machte diese schriftstellerische Thätigkeit in der großen Lesewelt kein Aufsehen.

### 7. Die schleswig-holsteinische Sache.

Die schleswig-holsteinische Erbschaftsfrage war überhaupt die Achse, um welche sich in den letzten Jahren des Deutschen Bundes alles drehte;

---

schwand, die deutschen Fürsten möchten von Oesterreich übertölpelt werden, erhellt aus Th. v. Bernhardis Aufzeichnungen vom 18., 21. und 22. August in „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis“ V. 118—119.

[1]) Der „großdeutsche Reformverein“ wurde im Oktober 1862 zu Frankfurt gegründet.

[2]) Der Verfasser führt die Schrift in dem Abschnitt „Schriftstellerei“ (I. 264) auf; sie hat den Titel „Rechtliche und politische Erörterungen über die Bundesreformakte. Von einem Süddeutschen. Erlangen 1863“.

für mich persönlich war sie die Veranlassung von angestrengter Thätigkeit und zu einer wunderlichen amtlichen Stellung.

Schon auf dem Fürstentage erbat Geheimrat Sammer, damals noch im Dienste des Herzogs von Koburg-Gotha und mit demselben nach Frankfurt gekommen, eventuell Dienstleistungen von mir, wenn der König von Dänemark sterben und der Prinz Friedrich von Augustenburg, an der Stelle seines zurückgetretenen Vaters, die Erbfolge in Schleswig-Holstein ansprechen sollte. Ich hatte, die Erlaubnis meiner Regierung vorausgesetzt, mich bereit erklärt, in solchem Falle die nötigen Erklärungen ohne Zeitverlust beim Bunde zu übergeben, dachte aber allerdings dabei nur an eine ganz vorübergehende Besorgung. Die Aktenstücke wurden dann bei dem Prinzen Woldemar von Schleswig-Holstein niedergelegt, welcher damals als preußischer General die Bundesbesatzung in Frankfurt befehligte.

Ueberraschend war mir daher, daß am 16. November 1863 Prinz Friedrich telegraphisch bei mir anfragte, ob ich vorläufig die Stelle des Bundestagsgesandten für Holstein übernehmen wolle. Ich konnte nicht verkennen, daß in dieser Eigenschaft eine Mitteilung der nötigen Erklärungen und Forderungen des Prinzen am leichtesten und vorteilhaftesten geschehe, willigte daher nach erhaltener Zustimmung aus Karlsruhe ein, übrigens auch jetzt noch den Auftrag als einen ganz vorübergehenden erachtend. Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß derselbe so lange dauern und mir so viel zu thun machen werde, so würde ich mich wohl mehr bedacht haben. Die Sache wendete sich aber anders, und ich blieb, einmal in die Stellung eingetreten, von der Zeit an bis zum Ende des Bundes der Gesandte des Herzogs von Holstein, freilich ohne als solcher von der Bundesversammlung zugelassen zu sein und ohne Gehalt, aber mit voller Beschäftigung.

Schon am 17. übergab ich dem Präsidialgesandten eine Notifikation des Regierungsantritts des Herzogs Friedrich und meine Beglaubigung als dessen Gesandter[1]) und kam damit dem dänischen Gesandten Dirckinck-

[1]) In der Bundestagssitzung vom 21. November 1863 legte das Präsidium ein ihm zugegangenes Schreiben des großherzoglich badischen Bundestagsgesandten v. Mohl vom 18. November vor, mit welchem dieser drei Schriftstücke begleitete, und bat, in die Führung der holsteinischen Stimme eingewiesen zu werden. Diese Schriftstücke waren: 1. Die Verzichtsurkunde des Herzogs Christian August von Schleswig-Holstein-Augustenburg zu Gunsten des Erbprinzen Friedrich; 2. die Notifikation des Regierungsantritts des Herzogs Friedrich VIII.; 3. eine von dem genannten Herzog Friedrich VIII. auf v. Mohl ausgestellte Beglaubigung als einstweiligen herzoglich holsteinischen Bundestagsgesandten (Protokolle S. 546 u. 555—557). — Unten in dem Abschnitt „Nebengesandtschaften in Frankfurt. 2. Die schleswig-holsteinische Gesandtschaft“ kommt der Verfasser ausführlich auf seine Thätigkeit in der Angelegenheit des Herzogs Friedrich zurück.

Holmfeld zuvor, welcher erst einige Tage später sich als Gesandter des neuen Königs von Dänemark melden konnte. Das rasche und brüske Vorgehen ließ sich zunächst nicht übel an. Daran war natürlich nicht zu denken, daß die Sache für den Herzog ganz glatt abgehen, ich ohne weiteres als sein Gesandter in der Bundesversammlung anerkannt werden würde. Oesterreich und Preußen hatten in dem Londoner Protokolle die Rechte Dänemarks auf die Herzogtümer anerkannt, und wenn dies auch von seiten des Bundes nicht geschehen war, so stand doch jedenfalls ein alsbaldiger Bundesbeschluß, welcher im Widerspruche mit den beiden Großmächten die schwierige und gefährliche Frage kurzerhand entschieden hätte, außer Frage. Es war vielmehr zu besorgen, daß der dänische Gesandte, wenn auch nur vorläufig und unter Vorbehalt einer Regelung der Erbfolgefrage, zugelassen werden werde. Als das Höchste, was praktisch erreichbar sei, mußte daher eine vorläufige gänzliche Einstellung der Stimmführung für Schleswig-Holstein erscheinen, wodurch thatsächlich die Wirksamkeit des Londoner Protokolls beseitigt, für den Herzog aber nichts vergeben und er wenigstens als ein mit dem König von Dänemark gleichberechtigter Prätendent anerkannt war. Es war nun in der That das Verdienst v. d. Pfordtens, welcher es sich immer zum Ruhme gerechnet hatte, die Anerkennung des Londoner Protokolls von seiten des Bundes hintertrieben zu haben, den Antrag auf einen solchen Beschluß im Ausschusse und dann auch in der Bundesversammlung selbst durchzusetzen. Oesterreich und Preußen widersprachen zwar, doch nur matt und eigentlich, wie es schien, mit der Ueberstimmung nicht unzufrieden. Oesterreich war noch nicht schlüssig über sein Verhalten in der Frage, wenn schon dem Herzog Friedrich nicht sehr geneigt, da es ihm vorwarf, sich auf demokratische Gesinnungen zu stützen. Preußen aber dachte damals noch nicht daran, einen Vorteil für sich ziehen zu können und zu wollen, sondern fürchtete nur, in einen Krieg mit England verwickelt zu werden, wenn es dem Protokoll zuwider handle; ja der Herzog war sowohl von Bismarck als vom König persönlich ganz freundlich aufgenommen [1]) und ihm nur eine augenblickliche Zustimmung zu seiner Thronbesteigung, der äußeren Schwierigkeit wegen, versagt worden. Die vorläufige Nichtanerkennung hatte für den Herzog insofern eine weit geringere Bedeutung, als ich ja doch als badischer Ge-

---

[1]) Ueber die Audienz, welche Herzog Friedrich am 18. November 1863 bei König Wilhelm hatte, und über seine Besprechung mit dem Ministerpräsidenten an demselben Tage hat der Herzog selber Aufzeichnungen gemacht, welche als Beilage 4 dem Werke „Jansen, Schleswig-Holsteins Befreiung“, angefügt sind; vgl. auch Bernhardi a. a. O. 157. — Ueber seine Unterredung mit dem Prätendenten am 1. Juni 1864 berichtet Bismarck in „Gedanken und Erinnerungen II. 28“; vgl. dazu v. Sybel, Die Begründung . . ., III. 337 und Jansen a. a. O. 336—344.

sandter meinen Sitz in der Versammlung behielt und somit seine Interessen vertreten konnte, für mich freilich die Folge, daß ich die holsteinische Gesandtschaft beibehalten mußte, um keine Störung in dem unsicheren Verhältnisse zu machen. Dagegen traf der Beschluß Dänemark schwer, indem sein Gesandter ausscheiden mußte und nicht mehr in der Versammlung erscheinen konnte. Dies trat um so mehr hervor, als Baron Dirckinck-Holmfeld einer so schwierigen Lage nicht gewachsen war und sich so ungeschickt als möglich benahm. So namentlich in der entscheidenden Sitzung. Als der Suspensionsbeschluß gefaßt war, schloß der Präsidialgesandte formell die Sitzung vor völliger Erledigung der Tagesordnung, um dem dänischen Gesandten Gelegenheit zu geben, ohne eine Scene und ohne sich augenblicklich etwas vergeben zu müssen, den Saal verlassen zu können. Nach seinem Weggange sollte dann eine zweite Sitzung gehalten und das noch weiter Vorliegende erledigt werden. Die Anwesenden erhoben sich also, begaben sich in das Nebenzimmer oder unterhielten sich miteinander; nur Dirckinck-Holmfeld blieb mit finsterer Miene sitzen. Allmählich wurde der Zustand peinlich, die Versammelten wurden unruhig, namentlich sprach v. d. Pfordten sehr laut von der „Dummheit" eines solchen Betragens. Schließlich blieb nichts andres übrig, als daß der Präsidialgesandte Dirckinck-Holmfeld leise zum Weggehen aufforderte. Nach einigem Besinnen erhob sich dieser denn auch und ging ohne ein Wort zu sagen weg, so daß im eigentlichen Sinne des Wortes dem dänischen Gesandten die Thür gewiesen wurde.[1])

Später reichte er natürlich eine Verwahrung ein; allein die Sache war einmal geschehen, und da bald nachher der Krieg zwischen Dänemark, Preußen und Oesterreich ausbrach, so verließ Dirckinck-Holmfeld die Stadt in der Stille, um sich noch längere Zeit in der Nachbarschaft umherzutreiben.

Es kann nicht meine Absicht sein, den ganzen Verlauf der unseligen schleswig-holsteinischen Angelegenheit bis zu der schließlichen Annexion der Herzogtümer von Preußen hier darzustellen; vielmehr will ich nur einiges, was meine persönliche Stellung zur Sache bezeichnet, kurz anführen.

Die Trennung der Herzogtümer von Dänemark war schon seit 1848 außerordentlich populär in ganz Deutschland und zwar bei allen Parteien.[2])

---

[1]) Das Protokoll der Sitzung vom 28. November 1863, welche die letzte war, der der Däne anwohnte, schloß (S. 564) mit den höflichen Worten: „Präsidium erklärte, daß es nach dem Ergebnisse dieser Umfrage dem Freiherrn v. Dirckinck-Holmfeld das Wort nicht mehr geben könne, und hob die Sitzung mit dem Bemerken auf, daß zur Erledigung der auf der Tagesordnung befindlichen Geschäftsgegenstände heute noch eine weitere Bundestagssitzung stattfinden werde."

[2]) Deutsche und englische Staatsmänner bezeugten wiederholt, wie mächtig

Der lange tapfere Widerstand des Landes gegen die dänischen Gewaltschritte und Anmaßungen hatte den Bewohnern die allgemeine Teilnahme zugewendet. Daß der „verlassene Bruderstamm" nicht bewahrt und für Deutschland gerettet werde, war seit vielen Jahren der Gegenstand bittersten Tadels gegen die Regierungen und den Bund gewesen. Es bestand eine eigne zahlreiche, zum Teil auf Aufregung gut berechnete Litteratur darüber. Die Zeitungen aller Farben wurden nicht müde, sich in derselben Weise zu äußern und machten allmählich das Unrecht Dänemarks und die Feigheit des Bundes zum förmlichen Glaubensartikel in allen Schichten der Bevölkerung. In den Ständeversammlungen und in Hunderten von Volksversammlungen und Vereinen wurden entsprechende Beschlüsse gefaßt. Es war die Zeit des Anerbietens von Gut und Blut, was sich dann freilich in der Wirklichkeit auf das Zusammenbringen von einigen hunderttausend Gulden beschränkte. Selbst die Demokraten mußten sich dem Rufe nach Einsetzung des Herzogs Friedrich anschließen, wollten sie sich nicht vereinzeln und verhaßt machen; sie halfen sich damit, daß dieses nun einmal der ihnen freilich nicht ganz begreifliche und genehme Wunsch der Bevölkerung selbst sei. — Bei dieser Strömung der öffentlichen Meinung war das Verhalten der badischen Regierung, welche nicht nur ihren Gesandten zur Uebernahme der Stimmführung für den Herzog anwies, sondern diesen förmlich als rechtmäßigen Regenten anerkannte,[1]) außerordentlich beliebt und gepriesen, und auch auf mich persönlich fiel ein Abglanz dieser Volksgunst. Ich wurde vielfach von einzelnen und Abordnungen aufgesucht, belobt, um Rat befragt; man brachte mir, was keinem Bundestagsgesandten vorher und nachher begegnet sein mag, einen feierlichen Fackelzug. Nach und nach freilich verlor sich die Begeisterung und die Teilnahme. Die Dinge nahmen, wenn schon die Dänen wirklich aus den Herzogtümern hinausgeworfen wurden, einen immer ungünstigeren Verlauf für die Selbständigkeit des Landes und für die Rechte des Herzogs, und es zeigte sich auch hier, daß die Menge immer dem Erfolg huldigt und daß es den Deutschen, namentlich den Süddeutschen, an Nachhaltigkeit in ihren politischen Bestrebungen und Wünschen fehlt, sowie daß sie die noch weit schlimmere Eigenschaft besitzen, zu glauben, ihre Schuldigkeit gethan zu haben, wenn sie in irgend einer Versammlung einem hochtönenden Beschlusse zugestimmt haben, ohne sich aber um dessen Durchführung zu bekümmern oder gar ein wirkliches Opfer dafür zu bringen. Schließlich fand man die Eroberung des Landes durch Preußen ganz selbstverständlich

---

die Bewegung zu Gunsten der Befreiung Schleswig-Holsteins sei, wie kräftig das nationale Moment in ihr zu Tage trete (Jansen a. a. O. 125—129).

[1]) Am 23. Dezember 1863, vgl. Jansen a. a. O. 132.

und nahm es dem Herzog bitter übel, daß er aus Selbstsucht einem so wünschenswerten Zustande Hindernisse bereite. Kurz, die ganze schleswig-holsteinische Frage verschwand von der Tagesordnung, vollends gar, als wichtigere und unmittelbar berührende Dinge die Aufmerksamkeit auf sich zogen.

So war es denn auch in der Bundesversammlung. Zuerst war die holsteinische Successionsfrage der Hauptgegenstand der Interessen, der Verhandlungen und der Arbeiten. Namentlich v. d. Pfordten gab sich alle ersinnliche Mühe, und sein, freilich nicht einmal im Ausschusse förmlich zum Vortrag gekommener, umfangreicher Bericht über die Erbfolgefrage wird immer als eine mustergültige Arbeit, namentlich als eine seltene Beherrschung einer verwickelten und schwierigen Rechtsfrage gelten müssen.[1]) Allein da einerseits Oesterreich fort und fort schwankte, und sich immer wieder, auch als es den gemachten Fehler eingesehen hatte, zu einer Fortsetzung seines unberechtigten Mitbesitzes der Herzogtümer bewegen ließ; da Preußen immer drohender mit seinen Ansprüchen auftrat; da somit die Hoffnung auf eine friedliche und in den Formen der Bundesgesetze sich bewegende Erledigung mehr und mehr erlosch: so wurde nicht nur die amtliche Beschäftigung mit dem Gegenstande immer seltener, sondern selbst ein Bekümmern um die hoffnungslose Aufgabe erschien fast als Geschmacklosigkeit und fand nur widerwillige Zuhörer. Und hatte man nicht am Ende in einem politischen Kreise recht hierin, da ja die Politik die Kunst sein soll, das Mögliche zu erreichen?

Für mich stand die Sache freilich anders. War mein Verkehr mit dem Herzoge oder vielmehr mit seinem hauptsächlichsten Ratgeber Samwer auch nicht mehr so ununterbrochen wie im Anfange, und jagte sich nicht mehr Telegramm auf Telegramm, so war doch fortwährend zu berichten und auf Anfragen zu antworten. Bis zum Ende kam Samwer von Zeit zu Zeit nach Frankfurt, um an Ort und Stelle zu hören und zu verhandeln. Es ist ja das Bezeichnende eines Prätendenten, daß er die Hoffnung niemals aufgiebt und immer einen neuen Plan in Bereitschaft hat, wenn ein früherer sich als unausführbar erwiesen hat, und es liegt sogar in der Natur der Sache, daß die Gedanken immer abenteuerlicher werden, je schlechter sich in der Wirklichkeit die Verhältnisse gestalten, denn wo nichts mehr zu verlieren ist, mag man es immerhin auch mit dem Unwahrscheinlichsten versuchen.

Im übrigen konnte ich mich des Verkehres mit dem Herzoge und mit Samwer nur durchaus beloben.

---

[1]) Der Vortrag, den v. d. Pfordten in der Bundestagssitzung vom 28. November 1863 im Namen des Ausschusses für die holstein-lauenburgische Verfassungsangelegenheit hielt, steht in den Protokollen S. 575—577.

Da der Herzog bald eine Art von Regierung eingerichtet hatte und in Geschäften auch die Formen einer solchen eingehalten wurden, so hatte ich allerdings nur ausnahmsweise mich unmittelbar an den Herzog zu wenden oder Briefe von ihm zu empfangen, doch kam es auch vor. Persönlich gesehen habe ich den Herzog nur ganz zu Ende, wo ich auf der Bundestagsflucht von Augsburg aus ihm in München meine Aufwartung machte.[1]) Ich fand an ihm einen sehr verständigen, ruhigen und vornehm gelassenen Herrn, welcher sich natürlich keine Illusionen mehr über die augenblickliche Sachlage machte, aber doch noch nicht für alle Zeiten jeder Hoffnung entsagen zu müssen glaubte. Hätte ihn das Schicksal zur Regierung gelangen lassen, er hätte gewiß die Eigenschaften eines guten Fürsten gehabt, und die durchgemachten Erfahrungen wären sicherlich ihm und dem Lande zu gute gekommen. So wie die Dinge gekommen sind, wird er freilich sein Leben lang in einer falschen Stellung sein und schwerlich zu innerer Ruhe und Zufriedenheit gelangen.[2])

Seine gute Sache hatte ihm vortreffliche Genossen und Diener verschafft, und man kann wohl behaupten, daß ein länderloser Fürst selten so tüchtige Männer zur Verfolgung seiner Ansprüche zur Verfügung gehabt haben mag.[3])

Der hauptsächlichste Ratgeber des Herzogs war S a m w e r, gleichsam sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Schon frühe eifriger schleswig-holsteinischer Patriot, hatte er sich mit den rechtlichen und geschichtlichen Fragen in betreff der Erbfolge nach dem Aussterben des dänischen Mannsstamms beschäftigt und bereits im Jahre 1844 ein geschätztes Werk[4]) darüber herausgegeben. Tief in die Erhebung von 1848 verflochten, mußte er nach der Uebergabe seines Vaterlandes an die Dänen dasselbe verlassen, worauf er von dem Herzoge von Koburg-Gotha in seine Dienste aufgenommen wurde. Da sich dieser wetterwendische Fürst anfänglich auf das eifrigste für die Ansprüche des Herzogs Friedrich erklärte, so beurlaubte er Samwer, um dem Herzog mit Rat und That zur Seite zu stehen. Von da an war Samwer unzertrennlicher Gefährte des Herzogs und sein Faktotum in allen politischen Geschäften. Unermüdlich, nur mit

[1]) Der Allgemeinen Zeitung 1866 S. 3364 zufolge hatte v. Mohl am 22. Juli 1866 zu München längere Besprechungen mit Herzog Friedrich von Augustenburg.

[2]) Herzog Friedrich starb am 14. Januar 1880.

[3]) Hof und Hauptquartier des Herzogs war in Gotha, vgl. die Mitteilungen v. Bernhardis a. a. O. V. 176 f.

[4]) Das Buch C. F. Lucian Samwers ist betitelt: „Die Staats-Erbfolge der Herzogtümer Schleswig-Holstein und zugehöriger Lande. Ein staatsrechtlicher Versuch. Hamburg 1844“. In die Dienste des Herzogs von Koburg trat Samwer im Juli 1852; er starb am 8. Dezember 1882 (Allgem. dtsch. Biogr. XXX. 326—337). Mohl schildert ihn auch in dem Kapitel „Nebengesandtschaften in Frankfurt“.

seiner Aufgabe beschäftigt, der verwickelten Frage in allen ihren Teilen mächtig, scharfsinnig und von politischem Verstande, war er immer auf der Bresche, bemühte er sich, jeder neuen Phase der Entwicklung zu begegnen, suchte er Unterstützung, wo nur denkbarerweise eine zu hoffen war. Dabei war er nicht eigensinnig, wußte sich in die Lage andrer hineinzudenken und war als gewandter Weltmann auch in mündlichen Verhandlungen mit den höchsten Personen an der Stelle. Namentlich erfreute er sich der Gunst der Königin Viktoria von England, welche die Partei des Herzogs mit aufrichtigstem Eifer nahm und nur durch das Widerstreben ihres Ministeriums und des Landes überhaupt sich von thatsächlicher Hilfe abhalten ließ. Es mußte inniges Mitgefühl erwecken, einen solchen Mann mit immer größeren Widerwärtigkeiten und am Ende wohl mit unübersteiglichen Hindernissen kämpfen und sich daran bis zur tödlichen Ermüdung abarbeiten zu sehen. Sammer wäre eines größeren, gesicherten Wirkungskreises und einer erfreulicheren Thätigkeit wert gewesen.[1])

Ein zweiter sehr thätiger und höchst fähiger Agent war Herr v. Wydenbrugk. Das Jahr 1848 hatte ihn in seiner Heimat Weimar in das Ministerium gebracht, und im Frankfurter Parlamente war er bald als eine der bedeutendsten staatsmännischen Kapacitäten anerkannt.[2]) Später lebte er in Bayern zurückgezogen, doch immer in großdeutschem Sinne viel mit staatlichen Fragen beschäftigt und namentlich ein thätiger Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung. Es ist mir nicht bekannt, wie ihn der Herzog für seine Dienste gewann, allein gewiß ist es, daß Wydenbrugk demselben in Wien als sein Bevollmächtigter auf das eifrigste und einsichtsvollste nützte. Der deutlichste Beweis von der Bedeutung des kleinen, unscheinbaren Mannes war es, daß er sich trotz seiner zweifelhaften oder eigentlich gar nicht aufweisbaren Stellung eine fast unbegreifliche persönliche Achtung in Wien verschaffte. Er war in der doch nicht eben leicht zugänglichen Staatskanzlei ganz zu Hause und, ob der Minister Rechberg oder Mensdorff hieß, immer gern gesehen und aufmerksam angehört. Die Mitteilung seiner Berichte an den Herzog gereichte mir immer zum Genusse durch ihre staatsmännische Auffassung und ihre musterhafte Geschäftsform; in der Regel waren sie auch von entschiedenem Werte in betreff früher und guter Nachrichten über geheimer gehaltene Dinge, in betreff welcher ihm bei seinen guten Verbindungen mehr bekannt wurde als den meisten anerkannten Diplomaten.[3]) Es ist wohl getadelt worden, daß er den

[1]) Ueber die Wirksamkeit Sammers erhalten wir urkundlichen Aufschluß in dem Werke „Jansen, Schleswig-Holsteins Befreiung, 112 f.". Vgl. auch unten S. 294.

[2]) Vgl. oben S. 59.

[3]) Ueber die Phase der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, in welcher v. Wydenbrugk von Wien aus auf Ernst II. von Koburg und durch diesen auf den

Herzog zu sehr nach Oesterreich gedrängt und denselben dadurch vielleicht in Preußen noch mehr mißliebig gemacht habe; allein da Bismarck immer mehr und mehr mit seinem Plane hervortrat, die Herzogtümer um jeden Preis für Preußen zu erwerben, so war auch immer mehr und mehr Hilfe für Herzog Friedrich nur von Oesterreich zu hoffen. Nicht vorausgesehen zu haben, daß Oesterreich zu Bestehung des Kampfes, falls es schließlich zu einem kommen sollte, so ganz unfähig sei, kann für Wydenbrugk kein Tadel sein. Kein Mensch hat dieses ja gewußt und vorausgesehen.

Neben den bisher Genannten ließ sich auch eine Zeitlang der Freund und vertraute Berater des Fürsten von Waldeck, Freiherr v. Stockhausen,[1]) im Dienste des Herzogs verwenden. Er war zu Anfang der Verhandlungen sein Bevollmächtigter in München, wo der ebenso kluge und feine als ehrenfeste Weltmann bei Minister Schrenk sehr wohl beliebt und weit über seine äußere Stellung hinaus begünstigt war. Ohne förmlich in Dienstverhältnissen zum Herzog zu stehen, lieferte der hanseatische Ministerresident in Berlin Geffcken vertrauliche Berichte von großem Interesse. Sie trugen viel mit dazu bei, daß Herzog Friedrich und Sammer nicht nur in ihrer eignen Angelegenheit, sondern selbst über die allgemeinen europäischen Zustände vortrefflich unterrichtet waren.

Man hat frühzeitig gesagt, die holsteinische Angelegenheit werde ein Probierstein für den Deutschen Bund sein. Sie ist es in der That geworden, wenn auch vielleicht nicht gerade in dem Sinne, in welchem jenes gemeint war. Es hat sich nämlich an ihr erprobt, daß der Deutsche Bund nicht im stande sei, seinen rechtlichen Willen durchzusetzen gegen eine Verneinung eines der Großstaaten; und es hat sich auch, was niemand erwartete, gezeigt, daß Preußen in innerer Macht und Waffenrüstung so herangewachsen war, daß es Oesterreich und ganz Deutschland regungslos niederwerfen konnte. An der holsteinischen Sache ist der Bund zerschellt.

### 8. Die Auflösung des Deutschen Bundes.

Es ist auch hier nicht meine Absicht, eine Geschichte der Ereignisse zu schreiben, sondern ich werde mich damit begnügen, einige persönliche Erinnerungen an diese Zeit aufzuzeichnen. Doch will ich nicht unterlassen, meine allgemeine Ansicht über diese für das Geschick Deutschlands so folgenreiche Wandlung der Dinge auszusprechen, da diese Auffassung den Schlüssel zu meinem eignen Verhalten giebt.

So gestehe ich denn, daß ich zwar schon seit vielen Jahren eine

---

Prätendenten wirkte, s. des Herzogs Denkwürdigkeiten „Aus meinem Leben ..." III. 443 f.

[1]) Ueber Geh. Rat v. Stockhausen s. auch unten S. 290.

wesentliche Umgestaltung des Bundes für eine unbedingte Notwendigkeit, die Fortdauer desselben in seiner Verfassung von 1815 für eine Unmöglichkeit ansah. Ich war daher der Bewegung von 1848 mit Eifer und Ueberzeugung beigetreten; und auch als ich später unerwarteterweise in den widerhergestellten Bundestag selbst berufen wurde, änderte ich meine Ansicht nicht, ich wurde vielmehr durch die nähere Bekanntschaft mit Ursachen und Folgen der üblen bestehenden Zustände nur darin bestärkt. Aber ich war für eine Aenderung nur unter der Bedingung, daß ein Bundesstaat gebildet würde, in welchem den einzelnen Landschaften und Stämmen eine weitgehende munizipale Selbständigkeit bleibe. Einen Einheitsstaat hielt ich für ein Unglück. Daß ein ganz Deutschland umfassender einheitlicher Staat eine gewaltige Macht wäre und daß ein solcher auch Vorteile sachlicher und geistiger Art bringen würde, war ich weit entfernt zu leugnen. Ich begriff auch wohl, daß einerseits das Gefühl der Schwäche und der Nichtgeltung in allen europäischen Fragen, andrerseits die Armseligkeiten, die unnötigen Ausgaben, die engen Gesichtspunkte der Kleinstaaterei, sowie die immer sich wiederholende Schwierigkeit, allgemeine Einrichtungen zu stande zu bringen, bei einem großen Teile der Nation den Wunsch nach Einheit allmählich zum herrschenden Ziele und fast zur Leidenschaft gemacht hatten. Allein es wollte mich bedünken, daß über den Nachteilen die Vorteile des bisherigen Zustandes, sowie die minder erfreulichen Seiten eines großen einheitlichen Staates allzusehr außer acht gelassen wurden. Unter der Zersplitterung in so viele Staaten war allerdings vieles verkümmert, aber auch vieles dadurch ins Leben gerufen und geweckt worden. Jede dieser Regierungen entwickelte eine selbständige Thätigkeit, deren Folgen sich zwar nur in einem kleineren Kreise bemerklich machten, in diesem jedoch lebendiger und auf die wirklichen Bedürfnisse eingehender, als dies in einem großen Reiche möglich ist. Von Zeit zu Zeit kam doch immer in jedem dieser Staaten ein tüchtiger Fürst oder ein bedeutender Minister, welche dann bleibend Gutes schafften; der eine in dieser, der andre in jener Richtung. Dadurch entstand aber auch für die deutsche Gesamtheit ein zwar nicht systematisch geordneter und etwas bunt aussehender, aber deshalb doch vorhandener erfreulicher Zustand. Die vielen Hauptstädte und Residenzen waren Mittelpunkte von geistigem Leben und verbreiteten solches über die ganze Oberfläche von Deutschland. Gerade die politisch oft vielleicht schädliche oder lächerliche Selbständigkeit in den Anschauungen und Richtungen dieser Mikrokosmen hatte den unschätzbaren Vorteil, in der Nation eine Vielseitigkeit und Eigentümlichkeit der geistigen Auffassungen zu erhalten, dadurch aber ein Stagnieren und eine einseitige geistige Mode zu verhindern, wie sie bei einer einzigen Hauptstadt notwendig eintritt. In Deutschland war nicht jeder Mann, welcher sich fühlte und etwas erreichen

wollte, genötigt, in die eine Hauptstadt zu gehen und dort durch gute und schlechte Mittel eine Stellung zu gewinnen; man hatte dies näher in dem eignen kleinen Lande, und wenn das Ergebnis auch vielleicht ein beschränkteres war, so traten ihm nicht so viele Hindernisse entgegen, und man kam jünger zum Ziele. Die vielen kleinen Ständeversammlungen zählten freilich gar manche unbedeutende Mitglieder in ihrer Mitte, und ihre Verhandlungen waren oft genug kleinlich oder fielen größere politische Ansprüche bei fehlender Macht zur Durchführung ins Lächerliche; allein es wurden doch dadurch weit mehr brauchbare Kräfte zum freiwilligen öffentlichen Dienste herbeigezogen, als dies für eine einzige Versammlung geschehen wäre. Auch durfte nicht vergessen werden, daß bei der Mehrheit der Staaten die Freiheit der Rede und der Presse und überhaupt eine liberale Richtung immer irgendwo in Deutschland eine Stätte fand, während in einem einheitlichen Lande ein einziger Staatsstreich, eine einzige dumpfe oder gewaltthätige Regierung alles gleichmäßig unterdrückt. Wären in einem großen Staate so viele Hochschulen, polytechnische Anstalten, Bibliotheken, Kunstsammlungen und so weiter entstanden und in Blüte erhalten worden? Wenn man aber entgegnen wollte: „nein, aber einige größere, vollständiger ausgestattete, somit wirksamere", so fragte es sich, oder fragte sich vielmehr nicht, auf welcher Seite der allgemeine Nutzen sei. Die eine Thatsache entschied, meiner Meinung nach, daß man in Deutschland den französischen Begriff „Provinz" gar nicht kannte, das heißt Geistesarmut, Unwissenheit, Unselbständigkeit des ganzen Landes mit einziger Ausnahme der Hauptstadt. Gerade aber die besten Eigenschaften des deutschen Volkes, eine vielseitige, in allen Teilen des Landes gleichmäßig verbreitete, sich in vielen Gegensätzen bewegende, aber dadurch ausgleichende Kultur hing damit auf das innigste zusammen.

Hierzu aber kam noch, daß nach meiner Ueberzeugung und nach meiner Kenntnis der Sachlage bei den Plänen des Grafen Bismarck wenigstens zunächst (1866) von einem ganz Deutschland umfassenden Staate nicht einmal die Rede war, sondern nur von einer Beherrschung Norddeutschlands durch Preußen, und daß nicht nur das deutsche Oesterreich, sondern selbst ganz Süddeutschland ausgestoßen und letzteres zu einem anarchischen Chaos von einigen angeblich ganz selbständigen, weder unter sich noch mit dem übrigen Deutschland verbundenen Staaten verurteilt sein sollte. Mit einem Worte, es war nur die Mainlinie beabsichtigt, diese aber erachtete ich für das größte mögliche Unglück für Deutschland. Nicht irre machen konnte mich dabei, daß man von einer baldigen nachträglichen Vereinigung des zunächst zu Trennenden mit dem Hauptbestande redete, dieselbe als leicht erreichbar und eigentlich selbstverständlich darstellte. Wenn es nun eben nicht so ging? Wenn nur um den Preis eines neuen verwüstenden Krieges,

oder einer schmählichen Abtretung deutscher Lande und Bevölkerungen an das Ausland?

Diese Erwägungen waren es denn, welche mich im Sommer 1866 bei dem unvermeidlich gewordenen Kampfe mit dem eroberungslustigen Preußen auch persönlich, nicht bloß im amtlichen Auftrage, auf die Seite der Gegner nach manchem schweren Zweifel brachten. Man hat solches wohl einen Abfall von der früheren langjährig verfolgten Richtung und Bemühung gescholten, eine unbegreifliche Hinneigung zu Oesterreich, oder aber ein zimperliches Scheuen vor dem allein wirksamen Mittel, ein eigensinniges Kleben an alten, aber als unausführbar längst erprobten Idealen darin sehen wollen. Mit großem Unrechte. Von einer Neigung zu dem politisch von einem unüberlegten und widersinnigen Versuche zu dem andern taumelnden, kirchlich stupiden, halb verfaulten und halb barbarischen Oesterreich war bei mir gar nicht die Rede. Darüber war mir vielmehr nie ein Zweifel gewesen, daß jeder ernstlichen Verbesserung der deutschen Zustände ein Ausscheiden Oesterreichs vorangehen müsse, um das Bleigewicht dieses zurückgebliebenen und uns nur zu seinen Zwecken ausnützenden Staates, sowie den alles lähmenden Dualismus loszuwerden, und wäre es auch um den schmerzlichen Preis des Verlustes der deutsch-österreichischen Provinzen. Auch verstand sich von selbst, daß in hundert Fällen gegen einen die Auseinandersetzung mit Oesterreich nur mit den Waffen in der Hand erreicht werden könne. Darauf war ich für meine Person immer gefaßt gewesen. Ferner wäre es kindisch gewesen, deshalb sich gegen Preußen zu erklären, weil dessen Regierung im Augenblicke eine gewaltthätige und freiheitsfeindliche war und dieselbe die größere Einheit nicht mit moralischen, sondern mit physischen Eroberungen anzubahnen suchte. Eine größere Vereinigung Deutschlands war jedenfalls so schwer zu erreichen, daß das gewählte Mittel von untergeordneter Bedeutung war, falls es nur zum Ziele zu führen versprach. Und daß man nicht Einheit und Freiheit zu gleicher Zeit erreichen könne, hatte der Versuch von 1848 hinreichend erwiesen. Endlich war es meiner Ansicht nach fast nur ein Wortstreit, ob Preußen in Deutschland oder dieses in Preußen aufgehe.

Allein mit alledem war für mich nicht gesagt, daß man mit dem Bismarckschen Plane gehen könne und gehen dürfe. Dieser bestand, wie bereits bemerkt, lediglich in der Ausdehnung Preußens bis zum Main, und es ließ sich gar nicht verkennen, daß auf egoistisch preußischem Standpunkte triftige Gründe hierfür geltend zu machen waren. Unzweifelhaft hatten zur Beseitigung von Einsprachen und Drohungen Frankreich Zusicherungen gemacht werden müssen, nicht weiter zu gehen. Eine Assimilation auch der süddeutschen Staaten war bei deren abweichender Art und Gesinnung, bei ihrer Volkszahl, namentlich bei Bayerns Größe und dem

Selbstbewußtsein desselben, an sich ein schwieriges Unternehmen, und es mochte mit Fug als ein unausführbares betrachtet werden, wenn es gleichzeitig neben einer ähnlichen Operation in Norddeutschland vor sich gehen sollte. Der in Süddeutschland vorherrschende Liberalismus war unzweifelhaft eine Gefahr für Bismarck und seine Politik, wenn sich derselbe in einem gemeinsamen Parlamente mit den zahlreichen norddeutschen Widerspruchselementen vereinigte. Schließlich und hauptsächlich war eine Einordnung von Süddeutschland in die neue Gestaltung eine militärische Schwächung und nicht Stärkung derselben. Ein bis zur Mainlinie gehendes, unter preußischem Oberbefehle stehendes Deutschland konnte weit leichter gegen Frankreich verteidigt werden, als eine Ausdehnung des Gebietes bis Basel und mit verhältnismäßig schmalem Hinterlande; doppelt so, wenn sich etwa Oesterreich mit Frankreich zu gemeinschaftlichem Angriffe gegen eine solche Ausdehnung der preußischen Macht vereinigen sollte.

Unter solchen Umständen war mir denn gar kein Zweifel, daß die Durchführung des Bismarckschen Planes in Süddeutschland für uns das höchste Unheil sein würde, und ebenso, daß wir selbst durch ein freiwilliges Mitgehen schließlich doch nicht abwenden könnten, hinausgestoßen und den unhaltbarsten Zuständen überliefert zu werden. Bis zu einer Aufopferung des eignen Daseins zum alleinigen Nutzen von Preußen und vielleicht Norddeutschlands ging nun aber mein Pflichtgefühl und meine Entsagung allerdings nicht, vielmehr schien mir, wie die Dinge lagen, eine einstweilige Erhaltung des Bundes, damit freilich auch ein Anschluß an Oesterreich, noch das geringere Uebel. Es war doch eine wenn auch schwache Einheit von ganz Deutschland vorhanden; ein besserer Plan und ein sittlich und rechtlich verteidigbarerer Weg konnte abgewartet werden; Verbesserungen der bestehenden Bundesverfassung erschienen in der Zwischenzeit nicht als unmöglich; man mußte einem lange gehegten Wunsche nach Verbesserung und seit vielen Jahren mittelbar oder unmittelbar verfolgten Wunsche entsagen, vielleicht auf lange Zeit, aber man vermied positiven Verlust. Es konnte, es mußte vielleicht ein solches Verhalten zu einem schweren Kriege führen, es war nun eben keine Wahl.

Der Versuch des Widerstandes ist mißglückt, vollständig und schmählich mißglückt. Die Bismarcksche Politik trug auf das glänzendste den Sieg davon und erreichte ihre ganze Absicht. Oesterreich wurde aus Deutschland hinausgestoßen, Süddeutschland nicht in den neuen Bund aufgenommen, politisch völlig in die Luft gestellt, und es hatte diesen traurigen Zustand noch mit schweren Opfern an Geld und Gebiet zu bezahlen. Spricht nun dieser, noch dazu in wenigen Wochen erreichte Erfolg gegen die politische Befähigung der Gegner Bismarcks? Nein und ja. — Nein insofern, als niemand in der Welt an eine solche Lügenhaftigkeit in betreff der öster-

reichischen Widerstandskräfte und ebensowenig daran glauben konnte, daß die bayrischen Versicherungen von 100 000, wo nicht gar 150 000 Mann bereit stehender Truppen eitel Rodomontaden seien; weil ferner kein vernünftiges Wesen einen Cretinismus in der Kriegsführung, wie die Geschichte einen gleichen kaum verzeichnet, voraussetzen konnte; weil eine so nennenswerte Machtentwicklung und eine so vortreffliche Führung bei Preußen nicht in Berechnung zu nehmen war, da frühere Ereignisse einen weit geringeren Maßstab an die Hand gaben, weil endlich plötzliches und vollständiges Niederwerfen Hannovers, Kurhessens und Sachsens undenkbar war. Nach aller vernünftigen Wahrscheinlichkeit stand ein zwar schwerer, aber langer Krieg bevor, in welchem die Aussicht auf schließlichen Sieg gleichstand. Man konnte auf so viel Jahre Kampf rechnen, als er in der Wirklichkeit nur Tage gedauert hat. Aber ein Fehler und ein großer Fehler war es allerdings, daß man die doch nicht unbekannte lange Vorbereitung Preußens nicht in Berechnung nahm; daß man nicht daran glauben wollte, es werde dasselbe wirklich und plötzlich Ernst machen; daß man leichtsinnig in den Krieg ging mit der Hoffnung, der Feind werde noch Zeit lassen für die gänzlich vernachlässigten Vorbereitungen; daß man sich zwar mit Achselzucken, aber eben doch beruhigte bei der Ernennung von Feldherren, gegen deren Brauchbarkeit von vornherein jede Vermutung sprach, wenn schon allerdings der vorhandene Grad der Wirklichkeit nicht angenommen werden konnte. Man ging also mit ungenügenden Kräften in den Kampf und unterlag. In diesen Fehler auch verfallen zu sein, kann ich nicht leugnen und will ich nicht beschönigen.

Mein Anteil an diesen unglücklichen Ereignissen war aber ein doppelter: als Mitglied der Ersten badischen Kammer und als Bundestagsgesandter.

In erster Beziehung war meine Thätigkeit nur eine kleine, da mich meine Frankfurter Stellung in der Regel von dem Besuche der ständischen Sitzungen abhielt. Ich hatte nur ein einziges Mal Gelegenheit, bedeutender in der Sache aufzutreten. Als ich nämlich eines Tages, noch vor Ausbruch des Krieges, telegraphisch nach Karlsruhe zu einer Sitzung berufen wurde und ganz kurz vor Beginn derselben dort eintraf, fand ich einen von Bluntschli mit meinen sonstigen politischen Freunden und unter offenbarer Billigung der in der Kammer befindlichen Prinzen vorbereiteten Antrag vor, welcher eine, im Notfalle ganz vereinzelte, Neutralität Badens in dem bevorstehenden Kampfe befürwortete. Ich hatte kaum Zeit, den Entwurf zu lesen, noch weniger konnte ich lange darüber nachsinnen oder mich mit meinen Freunden besprechen; mehr dem Instinkte also, denn einer gründlichen Ueberlegung nach schien mir ein solcher Plan geradezu wahnsinnig. Daß Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt nicht neutral bleiben wollten, wußte ich; daß eine Mehrheit in der Bundesversammlung gegen

Preußen Beschlüsse fassen würde, war unzweifelhaft: eine isolierte und zu gleicher Zeit bundeswidrige Neutralität Badens schien mir daher ganz unmöglich und das einzige Ergebnis derselben eine Besetzung des Landes durch Württemberg und Bayern, im Falle des Unterliegens von Preußen aber eine Verteilung des Landes unter diese und eine Vertreibung des Großherzogs sein zu können. Nebenher mißfiel mir auf das äußerste, daß ein solcher Antrag gerade an diesem Tage gestellt und verhandelt werden sollte, an welchem der Minister der auswärtigen Angelegenheiten wegen einer Zusammenkunft mit den übrigen süddeutschen Ministern abwesend war. Ich mußte dieses nicht nur an sich als geschäftswidrig erachten, sondern konnte darin nur von seiten der Unschuldigen unter meinen Kollegen einen Versuch zu einem ungehörigen Einflusse auf die Zweite Kammer erkennen, welche am folgenden Tage über eine Geldforderung zu Rüstungen entscheiden sollte, bei Bluntschli aber eine Intrigue gegen Edelsheim, den er auf diese Weise aus dem Amte treiben und sich an die Stelle setzen wolle. Ich entschloß mich also kurzerhand, dagegen zu sprechen. Bluntschli und Jolly hielten wohlvorbereitete und für ihren Zweck sehr gut berechnete Reden, in welchen sie sich offen für das preußische Vorgehen erklärten und eine Neutralität Badens in dem bevorstehenden Kriege verlangten.[1] Ich meinesteils stellte die Unziemlichkeit und Ungerechtigkeit dar, in der Abwesenheit des Ministers eine solche Frage zur Entscheidung zu bringen. Mein formeller Antrag ging auf Vertagung bis zur Wiederkehr des Ministers. Es gelang mir in der That, die Kammer umzustimmen, und die Vertagung wurde fast einstimmig beschlossen. Bluntschli empfand den durch seine Rechnung gemachten Strich auf das bitterste; er saß totenblaß vor Aerger und sprach kein Wort weiter in der ganzen Sitzung. Nach dem Schlusse erklärte er den Näherstehenden, daß er aus der Kammer auszutreten gedenke; guter Rat kam jedoch über Nacht, und er blieb. Meine enge politische Verbindung mit den Unternehmern des Versuches war freilich seitdem gebrochen. — Den späteren Verhandlungen der Kammer über die Kriegsfrage habe ich nicht beigewohnt.

Desto ununterbrochener und anstrengender war meine Beschäftigung mit dieser alles andre verschlingenden Angelegenheit in der Bundesversammlung. Nicht nur vermehrte sich die Anzahl der Anfragen und der Instruktionen des Ministeriums, folglich auch der von mir zu erstattenden Berichte bis zum kaum Bewältigbaren. Häufig war keine Zeit, um nur

[1]) Die Rede Bluntschlis in der Ersten Kammer am 14. Mai 1866 ist abgedruckt in „Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben, III. 137—155“; das Wichtigste aus der Rede des Ministerialrats Julius Jolly in „Baumgarten und Jolly, Staatsminister Jolly, 70—71“; über Mohls Rede vgl. „Hausrath, Zur Erinnerung an Julius Jolly, 114“.

die Konzepte ins Reine zu schreiben. Aber auch die Versammlung selbst kam aus ihrem gemessenen und oft genug schläfrigen Gange in eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit. Nicht nur die Sitzungen wurden sehr häufig, sondern namentlich hatte der Militärausschuß tägliche Zusammenkünfte, bald sogar mehrere und namentlich in der Regel noch um acht oder neun Uhr abends. Seit dem Austritte des preußischen Gesandten am 14. Juni nahm ich Anteil an den Sitzungen dieses Ausschusses, zwar nicht als regelmäßiges Mitglied — man wollte in einer wunderlichen Rücksicht auf Preußen seine Stelle im Ausschusse nicht förmlich besetzen —, aber doch mit beratender Stimme und bei allen Beschlüssen gehört. Diese Ausschußsitzungen wurden bald zu einer wahren Pein. Die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen waren vom ersten Augenblicke an ungünstig und wurden es in kurzer Zeit in dem Maße, daß an einen glücklichen Ausgang gar nicht mehr gedacht werden konnte. In Böhmen war die österreichische Armee in wenigen Tagen vollständig vernichtet, wie seit Jena und Waterloo nichts mehr erlebt worden war. Die Zögerung der Hannoveraner, sich aus dem sie immer mehr umgarnenden Netze zu retten, und die unbegreifliche Unthätigkeit der Bayern, ihnen entgegenzugehen, hatte die Gefangennehmung des ganzen Heeres zur Folge, womit denn auch jede Aussicht auf einen günstigen Feldzug der Bundestruppen verloren war. Das allmählich versammelte achte Armeecorps, auf dessen Anführer, den Prinzen Alexander von Hessen, das größte Vertrauen gesetzt worden war, erwies sich bald als eine ganz planlos geführte Masse, welche unthätig stand oder ratlos umhertastete, solange ihr fast kein Feind gegenüberstand, sich aber fortwährend und selbst nach glücklichen Gefechten zurückzog, nachdem die Preußen mit Mühe aus einigen eignen Truppen und lauter Kontingenten der kleinen und kleinsten norddeutschen Staaten ein halb so starkes Heer zusammengebracht hatten. Alle Nachrichten von diesen Mißgeschicken, welche sich bei verschiedenen Behörden gesammelt hatten, wurden in den Abendsitzungen des Ausschusses mitgeteilt und dadurch dem Tage ein trauriger Abschluß gegeben. Nicht eben zur Erheiterung trug es bei, daß die Gouverneure der Bundesfestungen, welche nicht ausgerüstet und zum Teil seit dem Abzuge der österreichischen und preußischen Truppen fast ohne Besatzung waren, auf das kläglichste um Mannschaft, um Geld, um sachverständige Offiziere baten, oder daß sie über die Unzuverlässigkeit der ihnen gesendeten Kontingente von der Reservedivision klagten und Wegschickung oder Entwaffnung derselben verlangten.

Zu allen diesen Dingen kam noch der Kriegslärm in Frankfurt selbst und in der nächsten Nähe. Die 50000 Mann des achten Armeecorps mit einem unendlichen Trosse von Wagen und Rüstungsgegenständen aller Art zogen Tag und Nacht durch die Stadt, auf der Landstraße oder mit

der Eisenbahn befördert, wurden zum Teil einquartiert, kamen wieder und gingen in andrer Richtung weg. Der Meldungen und Kundschaftsberichte an die Bundesmilitärkommission war kein Ende, um so mehr, als es eine nur allzu glücklich durchgeführte Kriegslist der Preußen war, auf allen Seiten zu necken und an große Angriffe bald auf diesem, bald auf jenem Punkte glauben zu machen, das Bundesheer aber seine 22 prächtigen Reiterregimenter nicht einmal dazu zu gebrauchen wußte, um sicher zu erfahren, wo der Feind stehe oder ob überhaupt nur einer vorhanden sei.

So kam man aus dem Gedränge des Geschäftes, aus dem Kummer über den schlechten Verlauf der Dinge, aus der Aufregung über die angeblich unmittelbar androhenden Gefahren, aus dem Lärmen der ganzen Umgebung nicht heraus.[1])

Es war sattsam bekannt, daß der Großherzog nur höchst ungern und gezwungen durch die Stimmung des ganzen Landes, sowie durch die Unmöglichkeit, neutral zu bleiben, in den Krieg eingetreten war. Noch entschiedener hatte sich sein Bruder, Prinz Wilhelm, gegen die Teilnahme am Kriege ausgesprochen, und man durfte daher höchlich aber nicht erfreulich überrascht sein, als er dennoch den Befehl über die ausrückenden Truppen übernahm. Von allem Anfang war daher ein gewisses Mißtrauen vorhanden. Inwiefern dieses Mißtrauen durch das Verhalten des Prinzen in dem Feldzuge gerechtfertigt war oder nicht, kann ich in Ermanglung eigner Anschauung und militärischer Kenntnisse nicht entscheiden. Unzweifelhaft ist einerseits, daß der Prinz großen Mut bewies, daß er alle Beschwerden der Soldaten ohne alle Schonung für sich teilte, und daß er dadurch um so mehr die Zuneigung derselben erwarb, als sie ein gleiches Lob dem Prinzen Alexander von Hessen nicht glaubten erteilen zu können. Unleugbar ist aber auch, daß eine Reihe von Thatsachen vorliegt, aus welchen soviel hervorgeht, daß bei der badischen Regierung und bei dem Prinzen der Wunsch, die Truppen aus dem doch verlorenen Feldzuge und aus dem Kampfe gegen Preußen möglichst schnell zurückzuziehen, entschieden die Ueberhand hatte über das Bestreben, die Verbündeten in ihren noch fortgesetzten Gefechten und in ihrer Weiterführung des Krieges zu unterstützen.[2]) Es war natürlich genug, daß das Verhalten der badischen Division auch nach beendigtem Kriege Gegenstand von

---

[1]) Die Zustände und Stimmungen in Frankfurt vor der Katastrophe werden geschildert in dem Schriftchen „Juni- und Julitage 1866 in Frankfurt am Main. 2. Aufl.“.

[2]) Zu Zerwürfnissen unter den Verbündeten kam es schon Anfangs Juli, als Prinz Wilhelm den Befehl zum Anschluß an die bayrische Armee nicht befolgte, sondern den Rückmarsch nach Frankfurt antrat (Schultheß, Europ. Geschichtskalender, VII. 127).

Erörterungen und Beschuldigungen wurde. Je heftiger namentlich der Oberbefehl des Prinzen Alexander von Hessen wegen beispielloser Unfähigkeit getadelt wurde, desto näher lag die Versuchung, die Schuld auf andre Schultern überzuwälzen. So erschien zum Beispiel zu diesem Zweck schon wenige Wochen nach dem Frieden eine von Haß und Vorwürfen strotzende Flugschrift, welche unter allen Umständen nur mit Hilfe der Papiere des Corpshauptquartiers geschrieben sein konnte. Es konnten ihr allerdings zum mindesten Uebertreibungen und Mißbrauch von Privatkorrespondenzen vorgeworfen werden, und der Zweck, die elende Führung des Prinzen Alexander durch Klagen über badischen Verrat zu verteidigen, war nicht erreichbar; allein sie machte doch großes Aufsehen und hatte weitaussehende Folgen. Zunächst gab sie zu persönlichen Aufforderungen des Prinzen Wilhelm an den Prinzen Alexander, welchen letzterer auswich, Veranlassung, dann auch zu einer amtlichen Erwiderung von seiten der badischen Regierung, welche nun ihrerseits mit harten Beschuldigungen gegen ihre früheren Mitverbündeten vorging.[1])

Auch für mich persönlich hatte dieser Streit, so fern ich ihm auch eigentlich stand, doch mehr als einen Nachteil, und meine Stellung als Gesandter in Darmstadt und später in München konnte durch die gegenseitigen Beschuldigungen nicht gewinnen und an Wirksamkeit nur verlieren.

Ich kehre jedoch zu Allgemeinem zurück, und zwar zu der Flucht des Bundestages aus Frankfurt am 14. Juli und zu dessen Erlässen in Augsburg. Vom ersten Augenblicke der gegen Preußen eröffneten Feindseligkeiten war Frankfurt mit einem preußischen Angriffe bedroht, wozu zwei Ursachen vorlagen. Einmal mußte Preußen daran gelegen sein, die Bundesversammlung zu sprengen oder wenigstens von ihrem gesetzlichen Sitze zu vertreiben. Es war dies zwar kein militärischer, aber ein politischer Sieg. Zweitens aber war dadurch eine Festsetzung am Main und ein Hauptknotenpunkt der Eisenbahnverbindung gewonnen. Auch wußte man, daß in Preußen weit und breit eine große Verstimmung gegen Frankfurt herrsche, welche teils durch die feindliche Haltung der Mehrzahl der in der Stadt erscheinenden Blätter, teils durch Hetzereien und Verleumdungen untergeordneter preußischer Agenten (unter welchen man den Geheimen Legationsrat v. Wentzel vorzugsweise bezeichnete) hervorgerufen

---

[1]) Die Streitschriften, welche v. Mohl hier im Auge hat, sind: Aktenmäßige interessante Enthüllungen über den badischen Verrath an den deutschen Bundestruppen ... Stuttgart 1866. — Badische Antwort auf das Pamphlet über den angeblichen badischen Verrath an den deutschen Bundestruppen. Lahr 1866. — Nochmals der badische Verrath. Weitere Enthüllungen. Stuttgart 1866. — Zur Beurteilung des Verhaltens der badischen Felddivision im Feldzuge des Jahres 1866. Darmstadt 1866.

war. Bei einer Besetzung konnte man an der Stadt Rache nehmen. Eine erste Bedrohung wurde durch schnell herbeigezogene großherzoglich hessische und württembergische Truppen abgewendet. Als aber später die Bundestruppen zur Bekämpfung der über Fulda in Bayern eingedrungenen Preußen sich ostwärts zogen und dadurch Frankfurt entblößten, kam die Gefahr wieder näher.

Der Bundestag mußte notwendig an seine Sicherstellung denken. Er konnte sich dem nicht aussetzen, daß seine Mitglieder bei einem schnellen Ueberfalle einzeln zu eiliger Flucht genötigt würden; und noch weniger hätte er versammelt bleiben und sich im ganzen gefangen nehmen lassen können. Es wurde also nunmehr der eventuelle Beschluß gefaßt, daß der Bundestag seinen Sitz im Notfalle nach Augsburg verlegen wolle;[1] die Ausführung sollte jedoch auf den letzten Augenblick, in welchem eine Abreise noch sicher von statten gehen könne, verschoben bleiben. Die Frage war also, wann dieser Augenblick gekommen sei. Die Unentschlossenheit und das beliebte Hinausschieben kam denn auch hier wieder und nun zum letztenmal zu voller Entwicklung.

Nach endlosem Streite wurde die Bestimmung des Abzuges dem Militärausschusse übertragen; aber auch hier waren wieder während mehrerer Tage immer neue, zum Teil sehr leidenschaftliche Verhandlungen, und es kam zu keiner Entscheidung. Die Offiziere der Militärkommission wurden allmählich ganz unglücklich über die Zögerung und erklärten sie für höchst unklug, und ich meinesteils konnte mich ihnen nur anschließen, da ich es thöricht fand, wegen eines Gewinnes von nur wenigen Stunden den ganzen Zweck zu versäumen, und ich es für unwürdig hielt, wenn die Bundesversammlung in fluchtähnlicher Verwirrung sich mühselig und vielleicht lächerlich zu retten suchen müsse. Endlich konnte freilich die Notwendigkeit eines augenblicklichen Abganges auch von den Widerwilligsten nicht mehr geleugnet werden. Die Preußen hatten Aschaffenburg erstürmt und konnten somit auf der Eisenbahn nach Darmstadt vorgehen, in wenigen Stunden die einzige Rückzugslinie abschneiden. Der gemeinschaftliche Abzug wurde also in der Nacht vom 13. Juli auf den andern Morgen festgesetzt. Da die Main-Neckar-Eisenbahn teilweise unter badischer Verwaltung steht und ich bei dieser Einfluß hatte, so ließ ich mir die Veranstaltung zur gemeinschaftlichen Abreise auftragen und bestellte hierzu einen unter allen Umständen frei zu haltenden Extrazug. Es war kein Augenblick zu früh gewesen, und nur mit Mühe und langsam bewegte sich unser

---

[1]) Am 11. Juli beschloß die Bundesversammlung, ihren Sitz provisorisch nach Augsburg zu verlegen, nachdem schon am Tage vorher die Bundeskasse aus Frankfurt fortgeschafft worden war (Schultheß VII. 134 u. 133).

Zug mitten unter den letzten zurückgehenden Truppen nach Darmstadt, wo bereits Verwundete ankamen und die nachrückenden Preußen mit jeder Stunde erwartet wurden. Von da ab war die Bahn frei.[1])

Der Abschied von Frankfurt war kein erfreulicher für uns. Wir mußten alle unsre Häuser und Einrichtungen dem Zufall preisgeben; ob und in welchem Zustande wir sie wieder sehen würden, war eine Frage. Bei mehreren mußten die Familien aus diesem oder jenem Grunde zurückbleiben, oder wollten sich die Frauen nicht von ihrem Besitze trennen und auf unbestimmte Zeit auf ungewisse Wanderschaft gehen. Meine eigne Frau war, trotz aller meiner Vorstellungen und völlig unbekannt mit einem Kriege und seinen Folgen, unter denselben. Der Präsidialgesandte selbst konnte ein todkrankes Kind nicht wegbringen und hatte seine Frau für ein nahe bevorstehendes Wochenbett an einen ruhigen Ort in Sicherheit schaffen müssen. Die Mitnahme der notwendigen Schriftstücke und des geheimeren Briefwechsels machte ebenfalls viele Mühe und Sorgen.

In Augsburg war für die Unterkunft gut genug gesorgt. Die meisten von uns wohnten zusammen in dem altberühmten Gasthofe zu den drei Mohren, und es wurde hier auch ein gemeinschaftlicher Mittagstisch für die Gesandten und ihre militärischen oder diplomatischen Begleiter eingerichtet.[2]) Für Sitzungen und Kanzlei räumte die bayrische Regierung die alte Residenz ein, wo große Räume mit etwas verblichener Pracht zur Verfügung standen. Der Aufenthalt in der stillen und kaum etwas zur Unterhaltung darbietenden Stadt war freilich nicht sehr erfreulich; am peinlichsten aber wurde die gänzliche Abschneidung jedes Verkehrs mit Frankfurt, in welchem die alsbald nach unserm Abzuge eingerückten Preußen Post, Telegraphen und Eisenbahn vollkommen still stellten. Nur zufällige und unsichere Gerüchte drangen zu uns, welche überdies des Beunruhigenden nur zu viel enthielten. Erst nach zehn bis zwölf Tagen verschaffte der russische Gesandte durch einen als Kurier eigens abgeschickten Sekretär sich und uns sichere, zur allgemeinen Freude tröstliche Nachrichten und Briefe.

In den Geschäften fand durch die Verlegung keine Veränderung und kaum eine Unterbrechung statt. Allerdings hatten sich die norddeutschen Regierungen allmählich, teils schon in Frankfurt, teils in Augsburg, von der Versammlung losgesagt; allein immer war noch die Mehrheit der Bundestagsgesandten vorhanden, freilich zum Teile, ohne daß ihre Regierungen thatsächlich noch bestanden oder wenigstens irgend eine Macht hatten:

[1]) An demselben Tage, an welchem die Preußen in Aschaffenburg einrückten, am 14. Juli, begaben sich die Bundestagsgesandten nach Augsburg (a. a. O. 137).

[2]) Die in Augsburg tagenden Mitglieder des Bundestags werden aufgeführt in der Allgemeinen Zeitung 1866, S. 3307 u. 3337.

so die Gesandten von Hannover, Kurhessen, Sachsen, Nassau. Wunderbarerweise erhielt ich noch in Augsburg eine Substitution für die Stadt Frankfurt. Allerdings war dieselbe wenige Tage nach ihrer Ausstellung und nach dem Einrücken der Preußen in Frankfurt zurückgezogen worden; allein die Benachrichtigung hiervon erreichte mich nicht, da in Frankfurt der Briefverkehr unterbrochen war. Von großer rechtlicher Bedeutung für die Bundesversammlung war es, daß die sämtlichen bei dem Bunde beglaubigten fremden Gesandten auf ausdrücklichen Befehl ihrer Regierungen ihr dahin gefolgt waren. Sie war also immer noch von Europa als das gesetzliche Organ Deutschlands anerkannt. Der französische, russische, englische, belgische und spanische Gesandte waren mit uns unter einem Dache und blieben auch bis zum Präliminarfrieden von Nikolsburg [1]), in welchem Oesterreich sein Ausscheiden aus dem Bunde und die Trennung des übrigen Deutschlands in einen nördlichen und einen südlichen Bund zugestanden hatte.

Die Thätigkeit des Bundes schmolz freilich sachlich bald sehr zusammen. Abgesehen davon, daß er von dem größeren Teile von Deutschland ausdrücklich oder stillschweigend nicht mehr anerkannt war, drehte sich natürlich alles um den Krieg, auf welchen die Versammlung keinen Einfluß hatte; in der Hauptsache waren es nur Sitzungen des Militärausschusses, in welchen eine wirkliche Thätigkeit geübt wurde. Die Anfragen, Verlangen, Klagen der Gouverneure in den Bundesfestungen gingen fort, und solange in der mitgebrachten Bundeskasse noch Geld vorhanden war, wurde auch nach Möglichkeit abgeholfen. Freilich wurde auch hier wieder, wie zuletzt in Frankfurt, die Zeit vor allem hingebracht mit Anhören der den Tag über eingelaufenen Hiobsposten vom Kriegsschauplatze, welcher allmählich tief nach Franken hinein verlegt worden war.

Mein Aufenthalt in Augsburg dauerte nicht bis zur schließlichen Auflösung des Bundes. [2]) In Karlsruhe war ein völliger Umschlag der Politik eingetreten. Der Großherzog war der entschieden preußenfeindlichen Haltung des Freiherrn v. Edelsheim von jeher abgeneigt gewesen, hatte sich aber der Gewalt der Umstände fügen zu müssen geglaubt. Durch die Niederlage der Oesterreicher und den unfähigen Feldzug der Bundestruppen wurde diese Pression weggenommen, da namentlich auch die Stimmung im Lande sehr ernüchtert, zum Teil durch die Erfolge Preußens geradezu ins Gegenteil verkehrt worden war. Da Edelsheim auch jetzt noch festhielt, so kam es zum Bruche, als derselbe in einer zu München abgehaltenen Ministerkonferenz seinem Auftrage, auf augenblicklichen Waffen-

---

[1]) Das heißt bis zum 26. Juli.

[2]) Die letzte Bundestagssitzung wurde am 24. August 1866 abgehalten, s. Allgemeine Zeitung 1866, S. 3898.

stillstand hinzuwirken, nicht entsprochen zu haben schien.[1]) Edelsheim bekam seine Entlassung;[2]) ich aber erhielt am 25. Juli aus dem Kabinette des Großherzogs den telegraphischen Befehl, sofort nach Karlsruhe zu kommen und mich zu längerem Verbleiben dort einzurichten. Ich war an einer Halsentzündung ziemlich schwer erkrankt und konnte erst am folgenden Tage reisen. Da ich aus dem Bundestage nicht abberufen wurde und aus dem Telegramme nicht entnehmen konnte, zu welchem Zwecke ich nach Karlsruhe gefordert sei, gab ich für alle Fälle meine Substitution an den sächsischen Gesandten v. Bose, welcher denn auch noch in einigen Sitzungen mich vertrat.

In Karlsruhe noch sehr leidend angekommen, begab ich mich sogleich in das Schloß, wo ich den Großherzog in einer kaum beschreiblichen Aufregung fand. Er sprach sich auf das härteste über Oesterreich aus, beklagte das Unglück, welches seine Truppen getroffen habe (es war ein Gefecht an der Tauber[3]) vorgefallen, in welchem die badischen Truppen Verluste erlitten hatten); man könne nicht wissen, ob in diesem Augenblicke das Bundesheer überhaupt noch existiere; Edelsheim habe verräterisch gehandelt und sei deshalb von ihm entlassen worden. Hierauf wollte er von mir wissen, was ich in München gethan habe, um den Auftrag Edelsheims zur schleunigen Herbeiführung eines Waffenstillstandes zu unterstützen,[3]) und warum der Bundestag sich nicht bemüht habe, um dem zwecklosen Kriege ein Ende zu machen. Als ich der vollen Wahrheit gemäß antwortete, daß ich in München nur zufällig und zu einem persönlichen Besuche gewesen,[4]) zu Geschäften gar nicht zugezogen worden sei, von dem Auftrage, welchen der Minister gehabt, in diesem Augenblicke zum erstenmal überhaupt höre, wollte mir der Großherzog anfänglich kaum glauben, bis ich auf das feierlichste die Wahrheit des Gesagten beteuerte und in alle Einzelheiten des kurzen Zusammenseins mit Edelsheim einging. Unter diesen Umständen sei die Schuld Edelsheims nur um so größer und seine schlechte Absicht um so klarer; mich freilich treffe keine Schuld. Ueber das Nichteintreten der Bundesversammlung für einen Waffenstillstand konnte ich mich kurz fassen; ich selbst habe, bemerkte ich,

---

[1]) Die Minister von Bayern, Württemberg, Baden und Hessen tagten vom 19. bis 21. Juli zu München; sie berieten, was zu thun sei, nachdem die Friedensverhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen begonnen (Schultheß a. a. O. 143). Von einem Ergebnis der Besprechungen ist, soviel wir sehen, nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen.

[2]) Am 24. Juli (Schultheß 145).

[3]) Zusammenstöße der Badener Truppen mit den Preußen waren erfolgt am 23. und 24. Juli, und dann noch ein Artilleriekampf am 25. Juli.

[4]) Vgl. oben S. 260.

niemals auch nur eine Silbe Instruktion dazu erhalten; daß aber die Mehrheit der Versammlung einer solchen Richtung ganz abgeneigt habe sein müssen, sei klar. Oesterreich habe ja das größte Interesse gehabt, den Krieg am Main fortdauern zu sehen; die Gesandten von Sachsen, Hannover, Kurhessen, Nassau hätten nur durch einen glücklichen Krieg möglicherweise eine Wiederherstellung ihrer Regierungen zu hoffen vermocht. Für sie alle sei bei der Fortdauer nur zu gewinnen und nichts zu verlieren gewesen. Der Großherzog fuhr nun ruhiger fort, mir mitzuteilen, was er für Wiederherstellung des Friedens gethan habe; namentlich habe er sich an den König von Preußen persönlich gewendet, aber keine Antwort erhalten. Schließlich las er mir den Entwurf eines Telegramms an den Prinzen Karl von Bayern vor, in welchem er die augenblickliche Rücksendung seiner Truppen verlangte, und sagte dann: er habe die Minister zusammenberufen und wolle nun sehen, was die Herren dazu sagen. Sein Ton gegen mich war im Verlaufe der langen Unterredung freundlicher geworden, doch war die frühere Herzlichkeit zu vermissen; und da er weder über die künftig zu verfolgende Politik, noch über die neue Besetzung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten auch nur eine Andeutung gab, mich auch zum Bleiben in der Sitzung des Staatsministeriums nicht aufforderte, so sah ich wohl, daß von mir in dieser Beziehung keine Rede sei und daß ich mir die auf der Fahrt angestellte Ueberlegung, ob ich annehmen könne oder nicht, hätte ersparen können. Im übrigen war, wie ich nachher sah, die Ansicht ganz allgemein im Publikum verbreitet gewesen, daß ich zu dem Posten berufen werden würde.

Am andern Tage erfuhr ich nur, daß ein Teil der Minister ihre Entlassung verlangt und erhalten habe, aber noch nicht, wer ihre Nachfolger seien. Nicht wenig erstaunt war ich denn, endlich zu vernehmen, daß zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht etwa Buntschli ernannt sei, wie ich für das Wahrscheinlichste, wenn auch nicht gerade Wünschenswerteste gehalten hatte, sondern Ministerialrat v. Freydorf, ein mit Diplomatie und Politik bis jetzt gar nicht beschäftigter Mann, früher Staatsanwalt und zunächst also Kriminalist.[1]) Ich war eben im Ministerium im Gespräche mit einem der Räte über diese überraschende Wahl, als der neue Minister eintrat und sich als solchen vorstellte. Er gestand, vollkommen unbekannt zu sein mit dem ihm jetzt zugefallenen Geschäftszweige, und bat mich freundlich um meine Unterstützung. Bei wiederholten Besprechungen, welche ich noch an dem nämlichen Tage mit ihm

[1]) Das Ministerium Mathy, Jolly, Freydorf wurde am 28. Juli ernannt. Bluntschli fühlte sich gekränkt, daß der Großherzog ihn trotz des Fürworts von Jolly und Roggenbach überging (Bluntschli, Denkwürdiges, III. 168). Am 31. Juli trat Baden aus dem Bunde aus (Schultheß VII. 149).

hatte, zeigte sich denn auch in der That, daß sein Selbstbekenntnis keine bloße Bescheidenheitsphrase sei, und ich mußte ihn über die nächstliegenden Dinge unterrichten. An seiner schließlichen Befähigung zweifelte er jedoch keineswegs.

Der Austritt Badens aus dem Bunde und damit meine Abberufung aus der Bundesversammlung war die erste amtliche Handlung des Ministeriums Mathy-Jolly-Freydorf. Da es nun keinen Zweck gehabt hätte, hierzu nach Augsburg zurückzukehren, und mir ein nochmaliges Begegnen mit meinen bisherigen Kollegen unter solchen Umständen nur hätte schmerzlich sein können, so bat ich, daß die Sache schriftlich abgemacht werden möge; man war damit einverstanden und überließ mir die Ausführung.

Die Bundesversammlung blieb in Augsburg bis zum Abschlusse des Prager Friedens versammelt, freilich schließlich zu einem bloßen Skelette geworden. Baron Kübeck hatte sich auch entfernt, und so blieben an Gesandten, hinter welchen irgend eine Regierung mit unbesetztem Lande stand, nur die von Bayern und Württemberg übrig und der von Liechtenstein; die übrigen Stimmen waren eine bloße Fiktion. Dieses Zusammensein bis zum Erlöschen des letzten Fünkchens kann nicht anders als ein trauriges gewesen sein. Da ich jedoch von dem letzten Verlaufe und von der endlichen Schlußsitzung nichts persönlich erlebt habe, so unterlasse ich auch, darüber etwas zu bemerken.

Mit dem Aufhören des Bundes war selbstredend meine bisherige Stellung ebenfalls verschwunden, und was jetzt aus mir werden und wozu man mich etwa verwenden würde, ganz ungewiß. Eine Zurruhesetzung wäre mir freilich freigestanden; allein hierzu hatte ich in keiner Beziehung Neigung. Betreffs der Uebertragung eines neuen höheren Postens war wohl schlimmer Wille gegen mich nicht vorhanden, namentlich nicht bei dem neuen Minister selbst; allein es war in der That nicht zu sagen, welche politischen Stellen künftig bestehen und mir etwa gegeben werden könnten. In dem freilich sehr unwahrscheinlichen Falle des Zustandekommens eines Süddeutschen Bundes war eine ohnehin kleine Bundesversammlung notwendig, vielleicht auch eine Vertretung desselben oder seiner einzelnen Mitglieder bei dem Norddeutschen Bunde. Wenn ein solcher Süddeutscher Bund aber nicht zu stande kam, so fand vielleicht, freilich zunächst ebenfalls sehr unwahrscheinlich, ein engerer Anschluß an Preußen statt, auch mit einer Vertretung in dieser oder jener Form; oder aber war, wenn Baden ganz isoliert und souverän blieb, eine Besetzung der Gesandtenposten im Auslande um so notwendiger, und von diesen waren im Augenblicke mehrere vakant. Kurz, der Möglichkeiten waren viele, aber für den Augenblick nichts auch nur entfernt gewiß. Unter diesen Umständen war es eine freundliche Rücksicht gegen mich, wenn man mich

nach Frankfurt zurückkehren und dort in meinen bisherigen Verhältnissen und Bezügen das Weitere abwarten ließ. Ich sollte die freilich wenig beschäftigende Gesandtschaft in Darmstadt vorderhand weiterführen, und nebenbei wurde mir Beteiligung bei der zur Abwicklung der Geschäfte des alten Bundes an sich notwendigen und überdies im Friedensvertrage verabredeten Liquidationskommission in Aussicht gestellt.

Sobald der Verkehr mit Frankfurt wieder frei und für den Angehörigen eines süddeutschen Staates sicher war, kehrte ich denn auch dahin zurück. Meine Frau fand ich wohlbehalten und durch die indessen vorgekommenen Ereignisse kaum berührt. Die Mißhandlung der Stadt durch die preußischen Generale hatte sie nicht betroffen, da man das Haus eines Gesandten immer noch schonte. Die Stadt freilich fand ich sehr verändert, die Straßen öde und ohne die früheren glänzenden Wagen; viele Häuser geschlossen; von meinen Kollegen kaum einen oder zwei zurückgeblieben oder wiedergekehrt; die fremden Gesandten auf dem Abzuge begriffen; überall Klagen, Haß, Hoffnungslosigkeit.

---

## Anhang.

### Die Bundesliquidationskommission.

Dem Bundestage folgte noch ein mir zwar nach meinen persönlichen Verhältnissen passendes, in der Sache aber nicht eben sehr erfreuliches Nachspiel, über welches ich doch auch noch einiges aufzeichnen möchte.

Im Prager Frieden war bestimmt, daß in kurzer Frist[1]) für die Verteilung des beweglichen Vermögens des Bundes Vorkehrung getroffen, das Geschäft aber innerhalb sechs Monaten beendigt sein solle. Zu dem Ende wurde denn auch wirklich im Oktober 1866 in Frankfurt eine Kommission zusammengesetzt, welche Oesterreich, Preußen für sich und den ganzen Norddeutschen Bund, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt beschickten. Liechtenstein war, glaube ich, von Oesterreich vertreten, Luxemburg aber hielt sich anfänglich ganz ferne, ganz gegen das Ende bat es Bayern um Vertretung.

Ich war zwar schon als Gesandter nach München bestimmt, bot mich aber selbst an, eine Bevollmächtigung für diese Kommission anzunehmen, was der Regierung nur angenehm sein konnte, da ich mit den Bundesverhältnissen bekannt war, ich auch neben meinem Gesandtschaftsgehalte, welcher doch jedenfalls bezahlt werden mußte, keinerlei Entschädigung in Anspruch

---

[1]) Binnen längstens sechs Wochen nach Art. 7 des Prager Friedens (Schultheß VII. 279).

nahm. Mein Hauptgrund für dieses Anerbieten war das Interesse, meine Angelegenheiten in Frankfurt langsam und dadurch leichter abzuwickeln; doch war mir auch das Geschäft an und für sich nicht uninteressant. Ich war freilich der einzige Mann meines Ranges in der Kommission, was mir aber geringen Kummer machte.

Die Mitglieder der Kommission waren folgende: Preußen, welches als Territorialherr präsidierte, war vertreten durch den Wirklichen Geheimen Oberfinanzrat Bitter, Direktor im Finanzministerium, später Unterstaatssekretär in demselben, einem sehr tüchtigen und gewandten Beamten und guten Vorsitzenden, welchem zwar der Gegenstand der Verhandlungen bis dahin ganz fremd gewesen war, der sich aber schnell und vollständig hineinarbeitete, sodann durch den General v. Dewall, früher Militärbevollmächtigter am Bunde, ebenfalls einem tüchtigen Geschäftsmann, welcher in Bitters Abwesenheit mit militärischer Präzision den Vorsitz führte; drittens endlich durch meinen alten Freund, Legationsrat v. Jasmund, welcher selbstredend die Seele der preußischen Aktion war. — Oesterreich hatte als ersten Bevollmächtigten niemand Klügeren zu finden gewußt, als den früheren Bundeskanzleidirektor Dumreicher, welcher sich denn auch als vollkommen ungenügend für seine Stellung erwies, mich aber überdies durch eine an das Unglaubliche grenzende Vielredenheit in Erstaunen setzte, die er in seiner früheren Stellung nicht hatte zeigen können und mir daher ganz neu war; der zweite Bevollmächtigte war der Artillerie-Oberst v. Tiller, früher zweites österreichisches Mitglied bei der Militärkommission, ein seiner Aufgabe ganz gewachsener Mann, welcher aber den Fehler hatte, nicht nur bei einem Widerspruche, sondern selbst wenn er nicht gleich völligen Anklang fand, sich scheu zurückzuziehen, während er bei weniger bescheidenem Auftreten der Kommission einige große Fehler hätte ersparen können.

Bayern war, wenigstens solange ich in der Kommission war, nur durch den früheren Bevollmächtigten bei der Militärkommission, den Obersten Liel vertreten, welcher in keiner Beziehung genügte und überdies durch einen häuslichen Kummer ganz niedergedrückt war. v. d. Pfordten hatte den früheren Bundestagsgesandten v. Schrenk zur Annahme einer Stelle in der Kommission bewegen wollen, dieser aber solche unter seiner Würde gefunden, wenn nicht auch Freiherr v. Kübeck ernannt werde. — Württemberg schickte den früheren Militärbevollmächtigten, Obersten v. Wagner, welcher aber noch vor Vollendung des Geschäfts zum Kriegsminister ernannt und also abberufen wurde; sodann als zweiten Bevollmächtigten den Legationsrat Grafen v. Zeppelin, einen liebenswürdigen Gesellschafter, aber sehr vorschnellen Geschäftsmann. Als dieser aber schon nach einigen Monaten schnell starb, erschien der Obertribunalrat Mittnacht,

ein grundgescheiter, aber bis zur Unglaublichkeit schweigsamer Mann; und als auch dieser als Justizminister abberufen wurde, kam Obertribunalrat Scheurlen, der Sohn eines alten Tübinger Freundes von mir, welchen ich jedoch nicht mehr in Frankfurt erlebte. — Für Baden war außer mir der Kriegskommissar Kayser aus Rastatt abgeordnet, eine Spezialität im Militärverwaltungs- und Festungswesen und ein überaus wackerer Mann, welcher aber freilich bei den meisten zu behandelnden Fragen nicht in seinem Fache war und dessen untergeordnete Stellung von manchen Mitgliedern der Kommission nicht gern gesehen war. Nach meinem Abgange Anfangs April 1897 wurde Legationsrat Hardeck zum ersten Bevollmächtigen ernannt, dessen Befähigung allerdings jedem Auftrage gewachsen ist. — Das Großherzogtum Hessen wurde vertreten durch den Geheimen Rat Schmitt, langjährigen Territorialkommissar in Mainz, einen schlauen, in seinen Protektionen der Stadt Mainz und ihrer Umgebung wenig skrupulösen alten Mann, welcher sich nur in sehr mäßigem Grade das Vertrauen der Versammlung zu erwerben wußte. — Protokollführer und Kanzleidirektor war der frühere Administrativreferent in der Bundesmilitärkommission, Habermaas, ein in seinem Fache ganz ausgezeichneter junger Mann, welcher schon beim Bunde sich in großes Ansehen gesetzt hatte und nun auch alsbald die rechte Hand des Geheimen Rats Bitter wurde.

Die Sitzungen der Kommission fanden im Taxisschen Palais statt und zwar in dem Ausschußzimmer des Bundestages, so daß ich also auch nach Auflösung des Bundes noch ein halbes Jahr in denselben Räumen geschäftlich thätig war. Kanzlei und Dienerschaft des Bundes wurden vollständig beibehalten zu deren großer Zufriedenheit, da auf diese Weise die Pensionierung erst ein Jahr später und mit einer um ein Jahr verlängerten Dienstzeit eintrat.

Es war alsbald einzusehen, daß die Kommission ihre Aufgabe in dem von dem Prager Frieden bestimmten Zeitraum von sechs Monaten nicht lösen konnte; doch ist trotz der durch die Instruktionseinrichtungen und namentlich durch die zwecklos ausführliche Inventarisierung des Materials in den Bundesfestungen notwendig eintretenden Zeitverluste die Frist nicht weit überschritten worden, dank einer energischen Geschäftsleitung von seiten der Preußen und noch mehr, weil sich niemand zu dem von den Oesterreichern anfänglich gewollten ansführlichen und fast prozessualischen Verfahren herbeiließ, vielmehr in der Hauptsache die Fragen durch Kompromisse und Verzichtleistungen entschieden wurden, was denn selbstverständlich auch der einzige zu einem Ziele führende Weg war. Da ich am 1. April 1867 meinen bleibenden Aufenthalt in München nehmen und somit aus der Kommission austreten mußte, so habe ich allerdings die Angelegenheit nicht bis zu Ende mit durchführen helfen, doch sind die für die Betreffenden sehr günstigen

Bestimmungen über die Pensionierung der Bundesbeamten, ferner die Maßregeln zur Veräußerung des über alles Erwarten großen Mobiliarvermögens des Bundes hauptsächlich mein Werk, und auch zu einem vernünftigen Kompromiß über die Forderungen der einzelnen Bundesstaaten an die Bundeskasse als schleswig-holsteinische Kriegskasse glaube ich nicht unwesentlich beigetragen zu haben, als durch einen unbegreiflichen Fehler des Grafen Zeppelin die Sache vollständig scheitern zu müssen schien.

Die Arbeiten der Bundesliquidationskommission waren zwar finanziell von großer Bedeutung, es handelte sich dabei um viele Millionen, aber sie sind doch von keinem bleibenden Interesse und greifen auch so wenig in meine persönliche Existenz ein, daß ich füglich von ihrer näheren Besprechung Umgang nehmen kann. Nur möchte ich auf einige auffallende Fehler aufmerksam machen, welche ich dabei begehen sah, beziehungsweise begehen half, weil sie in der That lehrreich sind.

Erstens machten die österreichischen Bevollmächtigten den großen Fehler, daß sie versuchten, auch das unbewegliche Eigentum des Bundes als Verteilungsgegenstand aufzustellen, mit andern Worten, zu verlangen, daß der dritte Teil aller auf die Bundesfestungen seit 1816 verwendeten Summen Oesterreich herausgezahlt werden müsse, was dann wenigstens 20 Millionen Gulden betragen hätte. Diese Forderung lief gegen den klaren Wortlaut des Prager Friedens, welcher nur eine Verteilung des beweglichen Eigentums anordnete,[1]) und war überdies bei den Verhandlungen über diesen Frieden bereits ausdrücklich von Preußen als unzulässig zurückgewiesen. Oesterreich hatte daher auch alsbald die sämtlichen Stimmen gegen sich und mußte sich schließlich mit einer lahmen Verwahrung zurückziehen, was meines Bedünkens der Stellung einer Großmacht weder würdig noch zuträglich war. Außerdem stellte es sich dadurch gleich von vornherein in eine Art von Opposition gegen alle übrigen, von ihm mit einer enormen Forderung bedrohten Regierungen, anstatt daß es handgreiflich sein Interesse gewesen wäre, die süddeutschen Staaten durch Entgegenkommen und womöglich durch Vertretung etwaiger Interessen derselben gegenüber Preußen für sich zu gewinnen und so an deren Spitze alsbald wieder eine Stellung in Deutschland zu erhalten. Der plumpe Fehler wäre wohl nicht gemacht worden, wenn Freiherr v. Beust bereits Minister in Oesterreich gewesen wäre, oder wenn man einen fähigeren Bevollmächtigten als Dumreicher geschickt hätte. Das Versehen war so unbegreiflich, daß ich lange irgend einen geheimen Grund dahinter vermutete, etwa die Absicht, eine angebliche Beschwerde über ungerechte Behandlung für mögliche Fälle eines erwünschten Streites mit Preußen bereit zu haben; der Verlauf bewies aber doch das

[1]) Vgl. Art. 8.

Gegenteil, da man sich schließlich beruhigte, und es scheint also eine einfache Thorheit gewesen zu sein.

Ein zweiter noch unbegreiflicherer falscher Schritt wurde von Herrn v. d. Pfordten gemacht. Gleich in der allerersten Zeit trug Preußen den süddeutschen Staaten an, eine geheime Konvention zu schließen, in welcher für die weitere Unterhaltung von Landau, Ulm und Rastatt durch Matrikularbeiträge in der bisherigen Weise gesorgt werde; und es verstand sich sogar auf ein von unsrer Seite gestelltes Verlangen dazu, auch Mainz und Luxemburg einzubegreifen, damit aber wenigstens für das Festungswesen sogleich eine Gemeinschaft von ganz Deutschland herzustellen. Der Vorteil für Preußen war allerdings klar, indem es einen weiteren Einfluß auf das süddeutsche Kriegswesen erhielt, allein noch weit bedeutender waren die Vorteile für die süddeutschen Staaten, welche mit ihren alleinigen Kräften diese Festungen nicht unterhalten und ausrüsten konnten und denen es selbst zum großen Teile an den nötigen technischen Offizieren fehlte. Außerdem war der politische Vorteil Frankreich gegenüber von höchster Bedeutung, indem dadurch ein weiteres einheitliches Band für Deutschland geschaffen wurde und zwar zu einer Zeit, wo Frankreich nach aller Wahrscheinlichkeit die Sache ebenso ruhig hingenommen hätte, als die kurz vorher abgeschlossenen Allianzverträge. Es ist selbst eine große Frage, ob der schmähliche Luxemburger Handel nicht eine ganz andre Wendung genommen hätte, wenn die fragliche Konvention wäre abgeschlossen gewesen. Alle süddeutschen Bevollmächtigten, auch der bayrische, gingen daher mit Vergnügen auf den Vorschlag ein, und die Konvention wurde innerhalb 24 Stunden entworfen und unterzeichnet. Es war daher eine große Enttäuschung und Entrüstung, als Herr v. d. Pfordten die Ratifikation entschieden verweigerte und auf eindringliches Vorhalten in seiner großredenden Weise antwortete, Bayern sei reich genug, um seine Festungen selbst zu erhalten, und wenn die andern süddeutschen Staaten zu klein dazu seien, so mögen sie sich eben mediatisieren lassen. Damit war denn der ganze Plan vereitelt, und schließlich stellte sich überdies heraus, daß Bayern keineswegs so viel übriges Geld hatte und daß man bald (1867) mit Württemberg unterhandelte, ohne zu einem Ziele zu kommen, Landau aber als Festung aufgab.

Einen dritten, glücklicherweise später wieder gut gemachten Fehler beging der württembergische Bevollmächtigte, Graf Zeppelin, indem er durch eine juristische Rechthaberei beinahe sämtliche kleinen deutschen Staaten um eine sehr bedeutende Einnahme gebracht hätte. Die Sache war in kurzem folgende: Als der Bund gegen Dänemark Exekution erkannte, wurde eine Matrikularumlage von 17 Millionen Gulden beschlossen, aus welcher die zur Exekution aufgeforderten Staaten, also Sachsen und Han-

nover, und als Reserve Oesterreich und Preußen Bezahlung ihrer Mehrleistungen erhalten sollten. Elf Millionen wurden wirklich umgelegt und die auf die kleineren Staaten fallenden Quoten auch bei Heller und Pfennig von denselben einbezahlt, nur Hannover und Sachsen zahlten natürlich nichts ein, empfingen vielmehr große Vorschüsse und Stückzahlungen aus der Bundeskasse auf schließliche Abrechnung, ebenso Oesterreich und Preußen nichts, weil sie eventuell Truppen zu stellen hatten und in der That auch einige wirklich stellten. Die Exekution wurde bekanntlich durch das selbständige Vorgehen von Preußen und Oesterreich bald beseitigt, und es handelte sich nun, da der Bund die Sache nicht mehr ins reine gebracht hatte, um die Abrechnung. Hannover hatte zu viel erhalten, Sachsen noch zu fordern; hauptsächlich aber standen die Zahlungen von Oesterreich und Preußen in Frage. Beide hatten nur etwa 300 000 Thaler für die Exekution verwendet. Preußen machte nun, in der Form eines Privatgutachtens des Referenten Habermaas, den Vorschlag, seinerseits eine Million Thaler nachträglich einzahlen zu wollen, wenn Oesterreich sich zur gleichen Zahlung verstehe. Diese Summen zusammen mit dem, was noch bar vorrätig war, machten dann aber eine Rückzahlung von etwa 50 Prozent der Matrikulargelder für die sämtlichen kleineren Staaten, von Bayern an, möglich; es war also ein Vergleich, welcher immerhin annehmbar war gegenüber der großen Wahrscheinlichkeit, gar nichts zu bekommen, wenn die Frage auf das Rechtsgebiet gestellt und somit namentlich eine Forderung des Ersatzes der gesamten Exekutionskosten an Dänemark oder an dessen Stelle an Holstein, vielleicht schließlich an Preußen, als den jetzigen Besitzer der Herzogtümer, gemacht werden mußte. Jedermann war zufrieden, und die Sache schien vollkommen im reinen, da sich auch Oesterreich bereit erklärte. Für uns alle war es daher die unangenehmste Ueberraschung, als wir eines schönen Tages hörten, daß Graf Zeppelin, ohne einem einzigen von uns ein Wort zu sagen, seine Regierung bewogen habe, den Vorschlag zu verwerfen, und zwar aus dem Grunde, weil der betreffende Bundesbeschluß die Matrikularbeträge ausdrücklich als „Vorschuß" bezeichnet habe, ein Vorschuß aber ganz und nicht bloß zur Hälfte zurückgegeben werden müsse. Darüber, wer diese elf Millionen zu bezahlen habe, war in der württembergischen Erklärung nichts gesagt. Zeppelin hatte nun verdientermaßen eine schlimme Zeit mit uns; wir stellten ihm vor und machten ihm auch in der That bald begreiflich — denn an Verstand fehlte es ihm nicht —, wie das einzige Ergebnis seines unklugen, vereinzelten Vorgehens sein könne, daß nun niemand irgend etwas erhalte. Preußen und Oesterreich waren von ihrem Anerbieten, zwei Millionen Thaler zu zahlen, entbunden, konnten vielmehr, wenn der Begriff des Vorschusses streng festgehalten wurde, jedes selbst noch 300 000 Gulden

an die Bundeskasse fordern. Davon, daß Dänemark die Exekutionskosten freiwillig zahlen werde, konnte gar nicht die Rede sein, und dies um so mehr, als im Wiener Frieden der Punkt ganz mit Stillschweigen übergangen war; an eine Nötigung dazu durch einen neuen Krieg auch nur zu denken, wäre Wahnsinn gewesen. Dem armen Holstein, welches überdies bei der Sache seine Existenz verloren hatte, die Schuld aufzuladen, konnte niemandem in den Sinn kommen. Preußen aber erklärte, ob mit Recht oder Unrecht war gleichgültig, auf das bestimmteste, daß es für sich als Rechtsnachfolger in Holstein keine Verpflichtung anerkenne und nichts zahlen werde; auch hier war selbstredend Erlangung durch Kriegsdrohung außer Frage. Der württembergische Standpunkt war also eine unpraktische und unstaatsmännische Einfältigkeit, zum eignen und aller andern Nachteil. Lange schien die Sache hoffnungslos verdorben, da leichtbegreiflicherweise Oesterreich den für sich daraus erwachsenden Vorteil alsbald auffaßte und mit größter anscheinender Naivität und Offenheit erklärte, es sei durch die vortreffliche württembergische Erörterung jetzt erst auf den wahren Sachverhalt und auf seinen eignen früheren Irrtum aufmerksam gemacht worden und schließe sich derselben vollkommen an. Preußen hielt jedoch — freilich wohl nicht bloß aus Billigkeitsgefühl, sondern weil es mit einem verhältnismäßig kleinen Opfer die ganze, immerhin zweifelhafte Frage aus der Welt brachte — an seinem Vorschlage fest und setzte schließlich auch durch die entschiedene Erklärung, nur unter dieser Bedingung eine Verteilung des beweglichen Bundesvermögens zuzugeben, die Vollziehung durch.

Endlich muß ich noch mit einiger Beschämung gestehen, daß wir alle zusammen einen einfältigen und teuer zu stehen kommenden Fehler begingen. Daß das in der Festung liegende, Millionen werte Ausrüstungsmaterial nicht einfach nach den allerdings vorhandenen Inventaren geschätzt und verteilt werden konnte, war einleuchtend. Es mußte das Vorhandensein doch wirklich richtiggestellt und der jetzige Wert geschätzt werden. Hierzu wurden denn zwei Subkommissionen in jede der fünf Bundesfestungen geschickt, eine bestehend aus Artillerie- und Genie-Offizieren, die andre aus Militärverwaltungsbeamten. Als es sich nun aber von den diesen Abgeordneten zu erteilenden Instruktionen handelte, entstand Meinungsverschiedenheit. Oberst v. Tiller wollte nur eine sehr summarische Untersuchung des Bestandes und eine Abschätzung bloß der wertvolleren Gattungen von Gegenständen mit Uebergehung alles Gerümpels und dergleichen, dies aber, weil die Dauer und die Kosten der Untersuchung ins ungemessene und unverhältnismäßige gehen würden. Wir andern alle waren verkehrt genug, diese verständige Ansicht nicht zu teilen, sondern mehr im Geiste von Rechnungsrevisoren als von Staatsmännern eine ins einzelnste gehende Untersuchung und Wertveranschlagung zu verlangen, wobei nur das zu

einiger Entschuldigung dienen konnte, daß wenigstens wir Zivilisten keine Ahnung davon hatten, welche Masse von kleinen und so dem Gelde nach fast wertlosen Dingen in einer Festung stecken. Tiller zog sich, in seiner stillen Art, zurück und sagte nur, wir würden es bereuen. Dies war denn nun auch in vollem Maße der Fall. Wir schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen, als die wöchentlichen Abschriften der Schätzungsprotokolle einzulaufen anfingen und wir nun zu unsrer Verwunderung und Beschämung sahen, wie buchstäblich zerbrochene Besenstiele, gebrauchte Strohmatten, abgängige Stalllaternen einzeln aufgeführt und nach Prozenten Minderwert geschätzt waren, jedes Dutzend Nägel, welches in einer Kasematte gelegen war, aufgezeichnet und berechnet wurde. Nun war es aber zu spät. Der Unsinn ging so fort, wie er einmal angeordnet war, es wurden Monate und Tausende von Gulden damit vergeudet, und schließlich mußte man doch die ganze Verteilung im großen und in Bausch und Bogen abmachen. Trop de zèle.

Daß die Liquidationsgeschäfte in der Regel nicht sehr unterhaltend oder spannend waren, versteht sich wohl von selbst, doch kamen auch mancherlei wunderliche und zum Teil ergötzliche Dinge vor. Einzelne Forderungen an die Bundeskasse suchten ihresgleichen an Frechheit oder Thorheit. Ein unverschämter Maurer in einer der Festungen ließ wegen einer kleinen und überdies mehr als zweifelhaften Forderung die Festungskasse gerichtlich mit Beschlag belegen, und der Ortsrichter hatte die Einfalt, es zu thun. Das Germanische Museum in Nürnberg bat sich, da bei der Verteilung der unermeßlichen Schätze des Deutschen Bundes doch wohl einige ungerade Millionen sich ergeben werden, diese als Beitrag zu seiner Dotation aus. Anfänglich versuchte eine Menge von Menschen, welche früher von der Bundesversammlung mit Beschwerden oder Bitten waren abgewiesen worden, dieselben bei der Liquidationskommission als einer Revisionsbehörde aufs neue zu verfolgen, bis auf meinen Antrag beschlossen wurde, alle dergleichen Eingaben einfach zu beseitigen, da die Kommission keine Appellationsinstanz für den Bundestag sei, und zu gleicher Zeit den Grundsatz auszusprechen, daß auch wir unter keinen Umständen einen Bundesbeschluß anfechten, sondern alles von ihm Abgemachte als formell und materiell unangreifbar betrachten wollen. Unzweifelhaft waren unter diesen Bundesbeschlüssen gar manche im höchsten Grade zu beklagende, allein wir waren nicht dazu bestellt, über den Bund zu Gericht zu sitzen, und wohin würde es führen, wenn alle Amtshandlungen einer durch Krieg oder Revolution gestürzten Regierung nachträglich in Zweifel gezogen und angefochten werden könnten? Das durch Schuld herbeigeführte Ende ist zu gleicher Zeit ein Absolutorium.

### B. Nebengesandtschaften in Frankfurt.

Während meiner Bundesgesandtschaft hatte ich vier verschiedene sonstige Gesandtschaften zu übernehmen: die fürstlich waldeckische Stimme in der 16. Kurie; die Vertretung des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein als Prätendenten bis zum Prager Frieden von 1866; die badische Gesandtschaft im Haag; endlich die badische Gesandtschaft im Großherzogtum Hessen-Darmstadt.

Diese Aufträge dauerten allerdings nicht alle gleich lange, so daß ich nie alle vier Gesandtschaften neben meiner Hauptstelle zu bekleiden hatte, aber mehrere derselben blieben doch nebeneinander und vermehrten meine Geschäfte oft bis zu einem sehr beschwerlichen Grade. Von einem pekuniären Vorteile war bei den meisten gar nicht und bei den übrigen kaum die Rede. Eine Verpflichtung zur Uebernahme, etwa mit Ausnahme der badischen Aufträge, war für mich allerdings nicht vorhanden; aber ich wies die Anträge nicht zurück. Es war ein nicht unbedeutender Vorteil für die Politik Roggenbachs, wenn die Vertretung von Waldeck am Bunde und die freilich nicht amtlich anerkannte Besorgung der Geschäfte des Herzogs Friedrich von Holstein in den Händen des badischen Gesandten waren. Ein solches Vertrauen dritter bewies Sympathien und gab immerhin einigen Einfluß. Die Uebertragung der fast nur formellen badischen Gesandtschaften im Haag und in Darmstadt war fast zufällig und hatte überhaupt wenig auf sich.

#### 1. Die waldeckische Bundestagsgesandtschaft.

Die Entstehung einer eignen waldeckschen Bundestagsgesandtschaft ist ein bezeichnendes Kabinettsstück der Intriguen am Bunde, zu gleicher Zeit aber auch ein belustigendes Beispiel von Pfiffigkeit, welche sich in den eignen Schlingen fängt.

Die 16. Stimme im engeren Rate der Bundesversammlung war eine Kurialstimme, an welcher nach dem Uebergange der beiden hohenzollernschen Fürstentümer an die Krone Preußen sieben kleinere Fürstentümer gleichen Anteil hatten, nämlich Waldeck, die beiden Reuß, die beiden Lippe, Hessen-Homburg und Liechtenstein. Bis zu dem Jahre 1848 hatten sich die Beteiligten über einen gemeinschaftlichen Gesandten geeinigt, was denn allerdings auch zur Vereinfachung der Geschäfte und, um dem Gesandten durch eine Accumulation von kleinen Gehalten eine erträgliche finanzielle Stellung zu schaffen, das Naturgemäße war. Zuletzt hatte Freiherr v. Holzhausen viele Jahre lang die Stelle bekleidet, freilich mit geringerer Anerkennung, sei es von seiten seiner Fähigkeiten, sei es in betreff politischer Ehrlichkeit und Selbständigkeit. Bei der Rekonstituierung des Bundes-

tages im Jahre 1850 wurde jedoch auf Oesterreichs Veranlassung und damit eine größere Anzahl von Teilnehmenden erschien, die Stimme für Liechtenstein dem früheren hessen-darmstädtischen Kanzler der Universität Gießen Freiherrn v. Linde übertragen, und Lippe-Schaumburg ernannte seinen Kabinettsrat Viktor Strauß zum Gesandten. Holzhausen behielt also nur den Rest. So dauerte die Sache bis zu dem im Jahre 1861 erfolgten Tode des letzteren. Nun gab sich Oesterreich große Mühe, wieder eine Vereinigung zu schaffen, und zwar durch die Ernennung Lindes von seiten sämtlicher Kuriathöfe. Es gelang dies jedoch keineswegs. Die unbedingte und, wie man sagte, durch einen jährlichen Gehalt von 6000 Gulden erkaufte Abhängigkeit Lindes von Oesterreich war denn doch mehreren der kleineren Regierungen bedenklich, und sie wurden darin von Preußen ohne Zweifel bestärkt; auch war der fanatische Ultramontanismus Lindes den protestantischen Fürsten nicht genehm. So kam es denn, daß zuerst Reuß j. L. bis zu einer Vereinbarung über einen neuen gemeinschaftlichen Gesandten dem Großherzoglich und Herzoglich sächsischen Gesandten Freiherrn v. Fritsch die Führung seines Stimmanteils vorläufig übertrug, und daß hierauf auch der Fürst von Waldeck, welcher ohnedem persönlich befreundet mit dem Großherzog von Baden war, um die gleichartige Uebertragung seiner Stimme auf mich in Karlsruhe nachsuchte und hier leicht die Zustimmung erlangte. Da nun Lippe-Detmold, und zwar bis zum Ende des Bundes, gar keinen Gesandten ernannte, sondern stillschweigend seine Stimme der jeweiligen Mehrheit innerhalb der Kurie zuzählen ließ, Lippe-Schaumburg aber seinen freilich nur von Zeit zu Zeit erscheinenden eignen Bevollmächtigten aufrecht erhielt, so war für Linde nur die Vertretung von Hessen-Homburg, Reuß ä. L. und Liechtenstein und, wenigstens während der größeren Hälfte des Jahres, die Besorgung der Geschäfte von Lippe-Schaumburg zu stande zu bringen, und die Kurie hatte jetzt nicht weniger als vier Vertreter in der Versammlung, unter diesen aber zwei, Fritsch und mich, welche Oesterreich nichts weniger als genehm waren. Man suchte also nach Gründen gegen einen solchen — an sich freilich ziemlich absurden — Zustand und rüttelte unter der Hand fort und fort an demselben. Jedoch ohne Erfolg; es blieb so bis zum Ende des Bundes.

Mir persönlich war die Uebertragung einer zweiten Bundestagsgesandtschaft nicht eben angenehm; ich glaubte durch die erste genugsam beschäftigt zu sein. Da jedoch die politischen Gründe für die Annahme unverkennbar waren, so fügte ich mich in das Unvermeidliche; ja, als der mir ungesucht übertragene Posten angefochten wurde, verteidigte ich ihn nach Kräften.

Gleich bei meiner Uebergabe der waldeckschen Vollmacht wurde nämlich von seiten des Präsidialgesandten und des damals ganz auf dieser Seite

stehenden Freiherrn v. d. Pfordten ein sehr ernstlicher Versuch gemacht, die Uebertragung der waldeckschen Vollmacht auf mich als unzulässig darzustellen. Es wurde beantragt und beschlossen, die prinzipielle Frage an einen Ausschuß zu verweisen, was bei der ganz gleichen Ernennung des Herrn v. Fritsch für Reuß j. L. nicht geschehen war. Wurde diese Frage verneint, so war ich nicht nur aus der 16. Kurie entfernt, was immer etwas war, sondern es stand auch für Herrn v. Linde die Sache ganz günstig, ohne daß man von ihm zu sprechen brauchte. Die Bestellung eines eignen Gesandten hätte freilich vom Fürsten von Waldeck nicht bestritten werden können. Ein solcher wäre zwar, da Abstimmungen im Plenum so gut wie gar nicht vorkamen, nur eigentlich je im siebenten Monat als Stimmführer der Kurie im engeren Rate äußerlich thätig gewesen; allein dies wäre die Sache des Fürsten gewesen, und nicht nur wäre natürlich die ganze Korrespondenz mit seinem Hofe in allen Bundessachen dem Gesandten anstandslos zugefallen, sondern es hätte ihm auch ein Sitz und eine stumme Anwesenheit in der engeren Bundesversammlung nicht versagt werden können. Da nun aber von einer solchen Ernennung selbstverständlich nicht die Rede sein konnte, weil die Bezahlung eines eignen Gesandten weit über die Kräfte des kleinen Fürstentums hinausging, ein völliges Unbesetztseinlassen der Stelle aber nicht zu erwarten stand und auch in der That hätte als unzulässig angegriffen werden können, so war mit der Verwerfung der Ernennbarkeit eines bereits in der Bundesversammlung beglaubigten Gesandten indirekt fast die Notwendigkeit gegeben, Herrn v. Linde anzunehmen. Daher wurde denn der Satz aufgestellt, daß ein bereits mit einer Virilstimme in der Versammlung sitzender Gesandter nicht auch noch eine zweite Stimme oder einen Teil einer solchen führen könne, weil er ja sonst ein größeres Stimmrecht habe als selbst der österreichische oder der preußische Gesandte und weil sonst am Ende die ganze Bundesversammlung aus einem einzigen Gesandten bestehen könnte. Die Ausführung im Ausschusse wurde, ungeeignet genug, Herrn v. Linde selbst übertragen. Dieser führte denn das Thema, nominell ganz unbeteiligt, mit seiner bekannten juristischen Gewandtheit und Sophistik aus, und seine Antwort wurde als ein unbeantwortbares Meisterstück gepriesen. Unglücklicherweise hatte man etwas übersehen. Es lagen nämlich die entschiedensten Vorgänge von dem Gegenteile vor. Ein hannoverscher Gesandter hatte viele Jahre lang auch die braunschweigische Stimme geführt, und ebenso hatte sich Württemberg Jahr und Tag durch den bayrischen Gesandten vertreten lassen. Ein Vorgang war denn aber für den Bundestag das Gesetz und die Propheten. Diesen Vorteil ließ ich nicht aus der Hand, sondern führte in einem, wie ich glaube, nicht mißlungenen Votum aus, daß die Sache längst entschieden sei; und wenn dann auch Herr v. Linde,

um den Schein zu retten, noch einmal eine sehr schwache Entgegnung entwarf, so hatte die Sache doch damit plötzlich ein Ende. Ich gab mir die Mühe gar nicht einmal, die Lindeschen Aufstellungen zu widerlegen, sondern führte ruhig meine waldeckische Stimme fort, und es fand dies bis zu Ende des Bundestages keinerlei Anfechtung mehr, obgleich der Ausschuß nie berichtet, noch die Versammlung beschlossen hatte. Herr v. Fritsch, sowie sein Nachfolger Beaulieu-Marconnay hatten den Vorteil davon, ohne sich eine Mühe geben zu müssen.

Die mir durch diese zweite Gesandtschaft zuwachsende Geschäftslast war nicht ganz unbedeutend. Allerdings waren die gewöhnlichen Sitzungsberichte für Waldeck die nämlichen wie für Baden, höchstens mit Weglassung solcher Punkte, welche nur für Baden von Interesse waren; und das Gleiche galt auch von allgemeinen politischen Berichten, insofern ich es passend fand, solche für Waldeck abschreiben zu lassen. So weit war also die Mühe nicht groß sowohl für mich als für die Kanzlei, welche dafür durch Zuweisung der waldeckschen Kanzleikosten entschädigt war. Allein da Waldeck außer mir überhaupt keinen diplomatischen Agenten hatte und doch auch bei einer kleinen Regierung und einem kleinen Hofe mannigfache Beziehungen zu fremden Staaten und Fürsten vorkamen, so fielen mir neben den Bundesgeschäften viele Korrespondenzen mit deutschen und fremden Regierungen zu, welche zwar kaum je schwierigen Inhaltes waren, aber doch Zeit kosteten. Die Zahl der waldeckschen Geschäftsnummern war am Ende des Jahres immer reichlich die Hälfte der badischen.

Mein persönlicher Verkehr mit dem Fürsten[1]) und seinen Räten war ausnahmslos ein sehr freundlicher. Nach Arolsen bin ich zwar, mannigfacher Einladungen ungeachtet und wohl unhöflicherweise, nie selbst gekommen; allein ich hatte — abgesehen von gelegentlichen Durchreisen des Fürsten — zweimal Gelegenheit, persönlich mit ihm in wichtigen Angelegenheiten ausgiebig zu verkehren. Einmal während des Fürstentages. Hier schloß sich zwar der Fürst eng an den Großherzog von Baden an[2]) und verständigte sich um so leichter persönlich, als er dasselbe Hotel[3]) bewohnte; allein es gab doch manches auch für mich zu besprechen. Das zweite Mal stand ich in unmittelbarem Verkehre mit dem Fürsten während der Krisis im Jahre 1866. Der Fürst und die Fürstin befanden sich mit einem kranken Kinde in Soden im Bade, anfänglich in Gesellschaft ihres vertrauten Ratgebers, des Geheimen Rates v. Stockhausen, aber allein gerade im Augenblicke der letzten Entscheidungen. Der Fürst war in der peinlichsten Verlegenheit und Unentschlossenheit, kam häufig in die Stadt zu

---

[1]) Georg Victor.

[2]) Vgl. oben S. 252 Anm. 1.

[3]) Westendhalle (S. 250).

mir oder berief mich hinaus. Meinen Rat, sein Bataillon augenblicklich als Neutralisationstruppe nach Rastatt zu schicken, um dadurch allen Anmutungen und zu gleicher Zeit dem größten Teile der Kosten, welche eine Mobilisierung machen mußte, zu entgehen, befolgte er jedoch nicht, sondern ließ sich, nachdem er einige Zeit gezögert und unzuläſſige Vorschußforderungen an den Bund gestellt hatte, schließlich durch ein Telegramm des Königs von Preußen plötzlich bestimmen, seine Truppen diesem zur Verfügung zu stellen und damit an dem Kriege gegen die Bundesmajorität Anteil zu nehmen. Er selbst reiste augenblicklich in sein Land zurück, als er dieses gethan hatte, und ich erfuhr die Sache nur durch einen Brief der Fürstin. Damit hatte natürlich auch meine Gesandtschaft ein Ende.

Ich fand den Fürsten bei diesen persönlichen Beziehungen sehr gutmütig und wohlwollend, von nicht hervorragenden Geistesgaben, aber voll Bescheidenheit, sowohl was seine politische Stellung als sein eignes Urteil betraf, einen durchaus ehrenwerten Mann. Er fühlte sich offenbar durch seine Souveränität in so schwierigen Zeiten und bei sehr mäßigem Einkommen gedrückt, und es hat mich daher nicht im mindesten überrascht, als er im Jahre 1867 die Regierung, wo nicht formell, doch thatsächlich an Preußen abtrat. Es waren klägliche Verhältnisse, deren Ertragung und leidlichen Besserung eine ehrliche Natur nicht gewachsen war.

Die Fürstin, eine nassauische Prinzessin,[1]) erschien mir als geistesstärker und einsichtsvoller; aber auch sie war sehr gedrückt durch die Zustände.

Während meines ganzen Verhältnisses zu Waldeck war bei weitem die Hauptperson bei Hofe und in der Regierung der Geheime Rat v. Stockhausen. Ohne einen eigentlichen Posten im Staatsdienste zu bekleiden — amtlich hatte er nur die Vermögensverwaltung des Fürsten —, hatte er in allem irgend Wichtigen die Führung und Entscheidung. Dies aber mit vollkommenem Rechte, denn er war ein Mann, welcher nach scharfem Verstande, Welterfahrung, Gewandtheit in Geschäften zur Bekleidung weit höherer und wichtigerer Stellen vollkommen tauglich gewesen wäre; nach meinem Urteile fast ein Ideal von Faktotum in einer solchen kleinen Herrschaft. Durch seine Verwendung zu allen Arten von Geschäften war er wirklich zum Staatsmann gebildet worden, und dabei hatte er ganz die Formen der großen Welt. Ueberdies war seine äußere Stellung einem beherrschenden Einflusse günstig. Er war in seinen Vermögensverhältnissen unabhängig, ein geborener Waldecker, nicht sowohl durch Dienst als durch langjährige freiwillige Freundschaft dem fürstlichen Hause zugewendet. So machte er denn in allem seine Ansichten ohne Umstände geltend, jedoch in

[1]) Helene, Tochter des Herzogs Wilhelm von Nassau.

der rücksichtsvollsten Form gegen den Fürsten. Ich habe im Laufe meines Lebens wenige Menschen kennen gelernt, welche mir so sympathisch gewesen wären und gegen welche ich eine solche aufrichtige Achtung gehabt hätte als diesen Freiherrn v. Stockhausen.

Nominell an der Spitze der fürstlichen Regierung stand der Regierungspräsident Winterberg, welchen ich auf dem Fürstentage ebenfalls persönlich kennen lernte. Derselbe mag ein tüchtiger Beamter gewesen sein, und er machte namentlich auch den Eindruck eines ehrlichen, geraden Mannes; allein er ist mir doch nur von der Befähigung und von den Anschauungen erschienen, wie sie bei einem mittleren Landbeamten, einem Amtmanne oder dergleichen, vorzukommen pflegen. Nicht anders war auch sein Aeußeres.

Nach wiederhergestelltem Frieden fand noch eine kurze freundliche Korrespondenz zwischen dem Fürsten und mir statt. Er sprach mir seinen Dank für die frühere Geschäftsbesorgung aus und übersendete mir die waldeckische Verdienstmedaille (später noch ein neu gestiftetes Verdienstkreuz); ich nahm mit gebührendem Danke von ihm Abschied.

### 2. Die schleswig-holsteinische Gesandtschaft.

Schon auf dem Fürstentage besprach der damalige Begleiter des Herzogs von Koburg-Gotha, Regierungsrat Sammer — bekanntlich ein geborener Holsteiner und einer der Führer während der früheren Kämpfe gegen Dänemark — mit mir den als bevorstehend vorauszusehenden Tod des Königs von Dänemark und die Notwendigkeit, für diesen Fall in Frankfurt gerüstet zu sein, damit sogleich und ehe von Dänemark etwas geschehen könne, eine Anmeldung des Herzogs Friedrich bei dem Bundestage als nunmehrigen Regenten des Landes stattfinden könne. Ich wurde gefragt, ob ich meine Mitwirkung dazu geben wolle, und als ich mich gern dazu verstand, wurde die Sache auch mit Freiherrn v. Roggenbach und, wie ich nicht bezweifle, auch mit dem Großherzog von Baden besprochen.[1])

So kam es denn, daß von unsrer Seite nach dem am 15. November 1863 plötzlich eingetretenen Tode des Königs Schlag auf Schlag vorgegangen werden konnte. Ich erhielt alsbald durch den Telegraphen sowohl von Koburg, wo sich der Herzog Friedrich aufhielt, die vorläufige Ernennung zum holsteinischen Gesandten in der Bundesversammlung,[2]) als von Karlsruhe den Befehl, diesen Auftrag anzunehmen und auszuführen. Ich

---

1) Vgl. oben S. 225, wo auch das zur Erläuterung Dienliche gesagt ist.

2) Die von Herzog Friedrich für v. Mohl ausgestellte Beglaubigung ist oben S. 225, Anm. 1 citiert.

meinerseits verlor auch keine Zeit, sondern übergab schon am 18. dem Präsidialgesandten eine in meinem Namen abgefaßte Notifikation des Regierungsantrittes des Herzogs für die Bundesversammlung und meine Bevollmächtigung als dessen Bundesgesandter. Durch diese Eile wurde freilich keine Entscheidung herbeigeführt, allein ich kam doch jedem Schritte von seiten des bisherigen holsteinisch-dänischen Gesandten Dirckinck-Holmfeld zuvor, und wenngleich, wie natürlich, meine Beglaubigung nicht sogleich als perfekt anerkannt, sondern erst der Prüfung des Legitimationsausschusses unterstellt wurde, so mußte doch auch die später einkommende Beglaubigung Dirckinck-Holmfelds ebenfalls als beanstandet erklärt und an den Ausschuß verwiesen werden und trat er überhaupt in die Stellung eines höchstens mit mir gleichberechtigten Prätendenten auf den Sitz in der Bundesversammlung. Die praktischen Folgen hiervon aber waren für uns beide sehr verschiedene. Während Herr v. Dirckinck-Holmfeld durch Beschluß der Bundesversammlung vom 28. November bis zum Austrage der Sache aus der Versammlung ausgeschlossen wurde und später allmählich ganz verschwand, verblieb ich als badischer Gesandter nach wie vor in derselben und konnte hier und weil ich überhaupt in Frankfurt meinen bleibenden Wohnsitz hatte, für den Herzog bei jeder Gelegenheit wirken, namentlich wenn auch nicht offizielle, doch offiziöse Mitteilungen von ihm vermitteln. Es ging dies freilich nicht immer ohne Verdruß ab, und namentlich bekam ich einmal mit dem Präsidialgesandten und mit dem plumpen Mecklenburger Wickede einen sehr heftigen Streit, weil ohne mein Wissen und Zuthun die Bundeskanzlei eine von mir zur Verteilung gebrachte Schrift den Gesandten unter Bundessiegel zugesendet hatte.

In diesem Verhältnisse blieb denn allerdings die Sache bis zur Auflösung des Bundes. Die Vollmacht Herzog Friedrichs wurde niemals von der Versammlung anerkannt, weil Oesterreich in unbegreiflicher Verblendung und Kurzsichtigkeit die Entscheidung der Successionsfrage immer hinderte, somit auch ein Beschluß über die Anerkennung oder Nichtanerkennung eines Gesandten nie gefaßt werden konnte; ich aber fungierte thatsächlich in allen andern Beziehungen als dessen Bevollmächtigter bis zum Ende der Dinge in Augsburg. Meine persönliche Stellung zu dem Herzog und seiner Quasi-Regierung blieben durch die Nichtanerkennung von seiten des Bundestages ganz ungestört, und ich habe immer ganz in der Form der Berichterstattung eines Untergeordneten meine Mitteilungen gemacht, während freilich von der andern Seite in den Erlassen an mich mehr die Formen gewöhnlicher Courtoisie beobachtet wurden.

Ich will an dieser Stelle nicht die trost- und endlose Geschichte der vergeblichen Bemühungen des Herzogs Friedrich um Anerkennung von seiten des Bundes erzählen, sondern beschränke mich darauf, einige meine persön-

lichen Verhältnisse zur Sache und zu den Personen bezeichnende Bemerkungen niederzulegen.

Mit dem Herzog Friedrich bin ich wenig persönlich zusammengekommen, am längsten in München,[1]) als ich mit dem Bundestage auf der Flucht in Augsburg war, also freilich als die Sache desselben ganz hoffnungslos stand. Ich fand in ihm eine ruhige und einnehmende männliche Persönlichkeit, dazu klaren Verstand und vollkommene Kenntnis aller auf seine Angelegenheiten sich beziehenden Verhältnisse und kann mir wohl denken, daß er, wie ich dies oft versichern hörte, nach seiner ganzen Art vollkommen der Mann für die Elbherzogtümer gewesen wäre, ruhig, fest und zähe. Man hat ihm wohl vorgeworfen, daß es ihm an Energie gefehlt habe, und getadelt, daß er nicht mit mehr Entschiedenheit und thatsächlich aufgetreten sei, namentlich auch den beiden großen Mächten gegenüber, welche seine Rechte usurpierten. Dies ist eine große Ungerechtigkeit. Es war vollkommen unmöglich für ihn, entschiedener aufzutreten, wenn er nicht, je nach den verschiedenen Phasen des Verlaufes, jetzt von den Oesterreichern und jetzt von den Preußen aufgegriffen, aus dem Lande geschafft, vielleicht auf eine Festung gebracht werden wollte. Es stand dies alles mehrmals nahe genug. Wenn man ihn aber andrerseits darüber getadelt hat, daß er gegen Preußen nicht nachgiebig genug gewesen und nicht durch rechtzeitige und genügende Einräumung seine Anerkennung erwirkt und dadurch die Selbständigkeit des Landes gerettet habe, so beruht auch dieses auf völliger Unkenntnis der Vorgänge. Ich habe die Beweise in den Händen gehabt, daß der König von Preußen durch Vermittlung des Kronprinzen von ihm ein Abkommen von „Fürst zu Fürst" verlangt und gewisse Bedingungen seiner alsdann erfolgenden Anerkennung ausgesprochen, und daß der Herzog diese Bedingungen einfach angenommen hat. Unglücklicherweise kam kurz darauf der Sturm von Düppel, und es war nun von preußischer Seite gar nicht mehr die Rede von der Sache. Der Herzog hatte an dem Grafen Bismarck immer einen entschiedenen Gegner, ohne Zweifel, weil dieser von Anfang an die Einverleibung der Herzogtümer in die preußische Monarchie sich vorgesetzt hatte; und daß dieser weder in der Wahl der Mittel sehr bedenklich, noch durch Gefühls- und Rechtspolitik von seinen Zielen ablenkbar ist, wird wohl niemand in Abrede stellen wollen, was immer sonst man auch von ihm und seinen Erfolgen halten mag. Die Sache des Herzogs und der Herzogtümer wäre vielleicht durch ein mannhaftes und verständiges Auftreten von Oesterreich zu retten gewesen, nicht aber durch ein entschiedenes Benehmen des Herzogs Friedrich.

---

[1]) Vgl. die schon oben S. 260, Anm. 1 erwähnte Notiz aus der Allgemeinen Zeitung 1866, S. 3364.

Eine sehr verschieden angelegte Persönlichkeit war der Hauptratgeber und Geschäftsführer des Herzogs, Geheimrat Sammer.[1]) So ruhig der Fürst war, so beweglich, ohne Rast thätig und immer wieder nach neuen Mitteln suchend war der Vertraute; scharfsinnig, klug, welterfahren, durch kein Mißglücken abgeschreckt, war er das Ideal von dem Minister eines Prätendenten. Dabei sehr liebenswürdig im Umgang und heiter, wenn die Dinge nicht gar zu schlecht standen. Ich habe nicht nur drittehalb Jahre lang in fast täglichem Briefwechsel mit ihm gestanden, sondern ihn auch sehr häufig persönlich gesehen, da er viel unterwegs war und es ihm auf eine Reise von Kiel an den entferntesten Ort nicht ankam, wenn er nur irgend eine Hoffnung hatte, etwas zu gewinnen. Daß er zuweilen in Thätigkeit und in Entwerfung von Plänen des Guten etwas zu viel that, mag richtig sein; allein es war dies am Ende mehr die Folge der Stellung eines Prätendenten als ein persönlicher Fehler. Die unruhige Aufmerksamkeit, die Fortdauer von Illusionen trotz aller Erfahrung, die zugespitzten Feinheiten des Gebarens eines Prätendentenhofes in der Nähe beobachten zu können, war in der That eine interessante Lebenserfahrung für mich, welches mich auch manches geschichtliche Ereignis andrer Zeiten und Länder richtiger verstehen lehrte.

Von den zahlreichen sonstigen Agenten und Gehilfen des Herzogs, welche ihm fast sämtlich mit der größten Aufopferung und ohne alle Belohnung dienten, bin ich mit manchen in Berührung gekommen, doch nicht vertraut genug oder so, daß ich durch die Persönlichkeit so weit in Anspruch genommen worden wäre, um hier weiter darauf einzugehen. Doch darf ich eines trefflichen Mannes nicht vergessen, mit welchem ich durch die Angelegenheit in sehr freundschaftliches Verhältnis kam. Es war dies der Vetter des Herzogs, der preußische General Prinz von Holstein,[2]) welcher bei Beginn der Sache in Frankfurt Kommandant der Bundestruppen war, während des Krieges von 1866 Gouverneur von Koblenz wurde, hierauf aber zum Gouverneur von Mainz ernannt worden ist, als dieses in preußisches Besatzungsrecht überging. Einen würdigeren und braveren Mann habe ich selten kennen gelernt; dabei war er von klarem Verstande und von einer großen Kenntnis der Höfe und der Fürstlichkeiten. Von Jugend an als Garde-Offizier und später Adjutant in den engsten Kreisen der königlichen Familie lebend, namentlich ein großer Günstling der Königin Augusta, dabei nichts weniger als bösartig und medisant, behielt er dennoch ein vollkommen freies und unabhängiges Urteil über Personen und Verhältnisse. Er war, als ich ihn kennen lernte, kein

---

[1]) Ueber Sammer spricht Mohl S. 260—261.
[2]) Vgl. S. 223—224.

junger Mann mehr,[1]) groß und etwas schwerfällig von Körper, von einer spartanischen Einfachheit im täglichen Leben und, da er wenig Vermögen besaß, von einer fast rührenden Selbstverleugnung, dabei in seinem ganzen Verhalten doch der große Herr, der, wenn es sein mußte, sehr wohl zu repräsentieren wußte. Wir haben uns während meiner ganzen Gesandtschaft für den Herzog fast täglich gesehen, und ich fand immer seine Ansichten richtig, sein Urteil klar und unbefangen, seinen Rat gut und frei von Illusionen. Er litt natürlich schwer unter dem unglücklichen Geschicke seines Vetters, des Herzogs, und er hatte im vertrauten Gespräche auch kein Hehl über sein Urteil; allein er blieb dabei, weil er dieses Verhältnis als ein ganz getrenntes betrachtete, vollkommen der ehrenhafte, stramme preußische Offizier, welcher in dieser Eigenschaft seine Pflicht unweigerlich und ohne Besinnen that, daher auch immer das volle Vertrauen des Königs behielt. Prinz von Holstein war er nicht im Dienste, sondern nur im Freundeskreise und in Geschäften seines Vetters.

### 3. Die Gesandtschaft am niederländischen Hofe.

Im badischen diplomatischen Dienste befand sich ein junger Mann, Bohlen-Halbach, aus einer halb rheinischen, halb amerikanischen Familie. Derselbe war bei verschiedenen Gesandtschaften als Attaché gewesen und hatte sich mit einer Cousine, deren Vater kurz vorher in dem amerikanischen Kriege als General der Nordstaaten gefallen war, während die Mutter in Holland lebte, verlobt. Aus diesem Grunde wünschte er eine diplomatische Stellung in Holland zu erhalten und erbot sich, da im Budget hierfür nichts vorgesehen war und in der That auch die politischen Beziehungen zu Holland kaum eine solche Ausgabe gerechtfertigt hätten, den Posten unentgeltlich zu versehen. Man ging — mit Unrecht meiner Meinung nach, da solche freiwillig und unentgeltlich dienende Diplomaten in der Regel eine Verlegenheit sind und wenig leisten, während sie große Ansprüche an Rang und dergleichen machen — auf den Vorschlag ein; allein der junge Mann hatte noch zu wenig Erfahrung und eine zu niedere Stellung im Dienste, als daß man ihm alsbald einen selbständigeren Posten anvertrauen wollte. Präsident v. Roggenbach schlug mir daher vor, ihn erst eine Zeitlang zu mir nach Frankfurt zu nehmen, mich alsdann im Haag als Gesandter beglaubigen zu lassen und hier, weil ich ja doch nicht bleibenden Aufenthalt nehmen könne und solle, Bohlen-Halbach als Geschäftsträger zurückzulassen. Nach einigen Jahren könne man sehen, was weiter zu machen sei. Der Vorschlag hatte für mich zwei Seiten. Einerseits war es doch eine Zumutung für mich, mich nur zum Scheine irgendwo accreditieren

---

[1]) Prinz Woldemar, geb. 1810.

zu lassen, um für einen jungen, mir bis dahin ganz fremden Mann einen Platz in der Welt zu machen. Auf der andern Seite hatte ich Holland noch nicht gesehen, obgleich ich schon lange große Lust hatte, das merkwürdige Land kennen zu lernen. Ich durfte mir dort alsbald eine ungewöhnlich gute Stellung versprechen, da die regierende Königin eine württembergische Prinzessin[1]) und leidenschaftliche Württembergerin war, überdies seit vielen Jahren in einem sehr vertrauten landsmannschaftlichen Verhältnisse zu meinem Bruder Julius stand. Ich war also sicher, nicht nur von der Königin gut aufgenommen zu werden, sondern auch dadurch sogleich bei Hofe und im diplomatischen Corps eine begünstigte Stellung einzunehmen. Endlich war es für mich auch von einigem Interesse, einen eigentlichen Gesandtschaftsposten bei einem Hofe und in einem fremden Lande zu bekleiden und zu sehen, wie hier die Dinge getrieben würden. Diese letzteren Erwägungen trugen bei mir den Sieg davon, und ich nahm also an.

Ich wurde im November 1862 am niederländischen Hofe beglaubigt, hatte meine Antrittsaudienzen bei allen Mitgliedern der königlichen Familie, war im ganzen dreimal im Haag, jedesmal höchstens einige Wochen, und ließ Bohlen-Halbach dort als Geschäftsträger zurück. Natürlich hatte ich keine Wohnung im Haag, bezog auch kein Gehalt, sondern nur jeweils Reisekosten, und hatte mit Ausnahme von Formalien so gut wie nichts zu besorgen. Das Ganze verlief jedoch schneller, als anfangs beabsichtigt war. Bohlen-Halbach wurde bald unzufrieden mit seiner Stellung und begehrte Weiteres. Die Ernennung zum Legationsrate befriedigte ihn nur kurze Zeit, und nach etwa zwei Jahren erklärte er, seine Entlassung nehmen zu wollen, wenn er nicht selbständig gestellt werde. Ich wurde der Sache bald müde und sprach mich meinerseits dahin aus, daß ich durch längere Scheinstellung den Wünschen des jungen Mannes, dessen ich mich persönlich nur zu beloben hatte, nicht im Wege sein wolle und gegen meine Abberufung nichts einzuwenden habe. Diese erfolgte denn auch wirklich, ich überreichte mein Rappellschreiben, hatte meine Abschiedsaudienzen, und Bohlen-Halbach wurde Ministerresident. Daß der Zweck, ihn vollkommen zufrieden zu stellen in seinem unbezahlten Amte, wirklich erreicht wurde, möchte ich freilich bezweifeln, wenigstens hatte er alsbald andre Arten von Wünschen, deren Besprechung hier nicht an der Stelle ist.

Was nun meine Erfahrungen in Holland betrifft, so konnte natürlich von einer genaueren Kenntnis des Landes bei so wenigen und kurzen Aufenthalten nicht die Rede sein. Ich sah zwar die hauptsächlichsten großen Städte, aber flüchtig und zum Teile in schlechtester Jahreszeit; etwas ge-

[1]) Sophie, Tochter des Königs Wilhelm I. von Württemberg.

nauer lernte ich nur Haag kennen, welches nun eben gerade die am wenigsten charakteristisch holländische Stadt ist und auch am Handel sich nicht beteiligt. Aber auch im Haag war ich bei meinem kurzen Erscheinen nur an das diplomatische Corps und an den Hof gewiesen; von den übrigen Kreisen lernte ich keinen kennen. Etwas Besonderes über Diplomatie und Hof wüßte ich aber auch kaum zu sagen. Ich war freundlich aufgenommen, sah die Herren täglich vor Tisch in dem Klub, wohin, sehr bequemerweise, regelmäßig alle Männer aus der höheren Gesellschaft kommen, um eine Zigarre zu rauchen und die Neuigkeiten zu besprechen, machte einige Routs und Diners mit, einen großen Hofball, eine Hochzeit und ein Leichenbegängnis (der Königin-Mutter[1]) — eine sehr langweilige und wegen bitterer Kälte peinliche Zeremonie —, besuchte, so oft ich konnte, die Gemäldegalerien im Haag und in Amsterdam, sah gelegentlich die Minister, welche sehr oft wechselten, so daß ich zum Beispiel jedesmal einen neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten traf, gab einige hundert Karten zum Antritte und beim Abschiede ab, und damit zu Ende. Dennoch war der Aufenthalt für mich dort sehr erfreulich und belehrend durch die überaus gnädige Aufnahme, welche ich bei der Königin fand, und durch das auf eine Bekanntschaft von vierzig Jahren begründete Vertrauen ihres Geheimen Sekretärs, Staatsrats v. Weckherlin.[2]) Ich erfuhr auf diese Weise vom Hofe und von den Regierungszuständen in kürzester Zeit mehr und Richtigeres, als wohl mancher andre Gesandte während langer Jahre, und wenn die badische Regierung wirklich Interessen in Holland zu verfolgen gehabt hätte, so wäre eine Abberufung sehr verkehrt gewesen. So mögen aber meine Berichte wohl zur vorübergehenden Unterhaltung und Orientierung gedient haben, ein Bedürfnis zur Fortsetzung wurde dadurch nicht begründet.

Der Mittelpunkt meiner Beziehungen im Haag war, wie bereits angedeutet, meine Aufnahme durch die regierende Königin. Ich hatte dieselbe zwar wohl in früheren Jahren als junge Prinzessin in Gesellschaft gesehen, sie aber nicht persönlich gekannt; jetzt nahm sie mich nicht nur sehr freundlich, sondern wie einen vertrauten alten Freund auf. Das meiste hierzu trug allerdings ihr ungewöhnlich vertrauter langjähriger Verkehr mit meinem Bruder bei; allein da ihr ganzes Lebensinteresse sich auf Stuttgart konzentrierte, sie alljährlich monatelang dort bei ihrem Vater, dem König Wilhelm, sich aufhielt und sie somit in allen württembergischen Dingen vollkommen auf dem Laufenden blieb, so war es kein Wunder, daß sie auch von allen meinen Lebensschicksalen, meinen Familienverhält-

---

[1]) Anna Paulowna, Tochter des Kaisers Paul von Rußland.

[2]) Von Weckherlin spricht v. Mohl ausführlicher unten S. 303—304.

nissen und so weiter auf das genaueste unterrichtet war. Es fanden sich somit hundert Anknüpfungspunkte für jede Art von Gespräch und eine gegenseitige Kenntnis der Zustände. Wie mich die Königin aufnehmen werde, zeigte sich schon bei der ersten feierlichen Audienz. Als ich eingeführt wurde, stand sie in einem großen Saale unter dem Kronleuchter (die Audienzen waren alle bei Nacht, zum Teile sehr spät), hinter ihr im Halbkreise der Hofstaat. Ich redete sie französisch an, sie unterbrach mich aber sogleich mit den Worten: „ach, red'n wir gut schwäbisch miteinander, die da hören's ja doch nicht“. Und nun ging sie gleich in ein ganz vertrauliches, mit der zeremoniösen Umgebung in wunderlichem Kontraste stehendes Gespräch ein. Später brachte ich während meiner drei Aufenthalte im Haag alle ihre freien Abende bei ihr am Theetische zu; in der Regel ganz allein, dann und wann eine stumme Hofdame und vielleicht ein- oder zweimal der österreichische Gesandte, General v. Langenau, dabeisitzend. Es fällt mir nicht ein, zu glauben, daß mir die Königin das Geheimnis ihrer politischen Absichten und, um das rechte Wort zu gebrauchen, Umtriebe mitgeteilt habe — in dieser Beziehung war sie sehr verschwiegen —, aber in allen andern Richtungen war die unbeschränkteste Freiheit des Gespräches, und sie gefiel sich namentlich darin, die intimsten und zum Teile wunderbarsten Anekdoten von allen Arten von Kaisern, Königen und Prinzen zu erzählen, andrer Sterblicher gar nicht zu gedenken. Die Königin war eine Frau von ganz ungewöhnlichem Geiste, von großer Belesenheit und von einer immer wieder in Erstaunen setzenden Lebendigkeit. Wenn sie guter Laune war, glich ihr Gespräch vollkommen einem Feuerwerk; sie konnte freilich aber auch niedergeschlagen und unglücklich sein, wozu sie freilich in ihren häuslichen Verhältnissen nur zu viele Ursachen hatte. Der zwischen zweier meiner Reisen nach dem Haag eingetretene Tod ihres Vaters,[1]) welcher für sie alles in der Welt gewesen war, machte nicht nur an sich den schmerzlichsten Eindruck auf sie, sondern er führte auch eine sehr unglückliche Veränderung ihrer äußeren Verhältnisse herbei. Mit dem König Karl, ihrem Halbbruder, war sie nie gut gestanden, und die Königin Olga hatte das Verhältnis noch so verschlimmert, daß ihr ziemlich verständlich bedeutet wurde, man wünsche in den nächsten Jahren ihren Aufenthalt in Stuttgart nicht. Damit aber waren alle ihre Gewohnheiten durchschnitten und ihr der Lieblingsaufenthalt während des Sommers genommen. Zuträgereien und Hetzereien machten die Sache noch schlimmer. Ich traf sie daher bei einem meiner späteren Aufenthalte im Haag ganz trostlos, wozu noch kam, daß sie glaubte, sich über eine unverantwortliche Undankbarkeit der Württemberger gegen ihren Vater zu beschweren zu

---

[1]) König Wilhelm I. von Württemberg starb 1864.

haben. Sie konnte es nicht verwinden, daß man keine Anstalt machte, demselben ein Denkmal zu setzen,[1]) und ich habe kurz darauf in der Allgemeinen Zeitung Artikel in dieser Richtung gesehen, bei welchem mir nicht nur bei dem Gedankengang, sondern auch nach einzelnen Ausdrücken die Entstehung aus ihrer Feder ganz unzweifelhaft war.

Das häusliche Leben der armen Frau war ein sehr unglückliches. Mit dem Könige lebte sie schon längst auf dem schlechtesten Fuße; die Gatten sahen sich fast nie, außer bei öffentlichen Gelegenheiten; er war nach seiner Art roh und rücksichtslos auch gegen sie. Die Schuld des Zerwürfnisses lag in erster Linie an dem wüsten Leben ihres Gemahls, welcher seine Ausschweifungen offen zur Schau trug; dann mag aber überhaupt die so sehr verschiedene geistige Anlage und Bildung beider ihre natürlichen Folgen gehabt haben. Auch scheint ihre Schwiegermutter, obgleich zu gleicher Zeit ihre Tante,[2]) ihr das Leben vom ersten Eintritte in das Haus an verbittert und überhaupt zu dem Unfrieden viel beigetragen zu haben. An König Wilhelm II., welcher bei manchen Fehlern seine sehr guten Seiten hatte, namentlich ein ritterlicher, geistreicher und welterfahrener Mann war, und der die Schwiegertochter sehr hoch hielt, fand sie Schutz; allein nach dessen Tode[3]) war sie ganz vereinzelt unter lauter feindseligen Elementen. In betreff dieser Isolierung war die Königin freilich vielleicht nicht ganz ohne eigne Schuld, insofern sie sich im Lande nicht populär zu machen gewußt hatte. Ihre geistreiche Lebendigkeit wäre freilich wohl den Fischnaturen der Holländer nicht sehr sympathisch gewesen; allein es scheint, daß sie in den Fehler verfiel, Abneigung doppelt zurückzugeben und dessen kein Hehl zu machen. Man warf ihr vor, sie mische sich ungebührlich in politische Dinge, liebe Land und Leute nicht und entferne sich von ihnen so oft und so lange sie nur könne; sie ihrerseits rächte sich durch Sarkasmen. Die Königin war allerdings Mutter; allein auch dieses Verhältnis gewährte ihr nur teilweise Glück. An ihrem ältesten Sohne, dem Prinzen von Oranien, fand sie nicht nur keinen Trost, sondern vielmehr mannigfache Veranlassung zu Kummer und Verlegenheiten.[4]) Ein zweiter Sohn war zu ihrem höchsten Schmerze gestorben. Nun umfaßte sie zwar mit aller ihrer Liebe den jüngsten Prinzen, Alexander, dieser war aber noch ein Kind.[5]) Die Erziehung desselben war eine ihrer hauptsächlichsten

---

[1]) Königin Sophie, gest. 1877, erlebte noch die am 27. September 1875 vollzogene Enthüllung des König Wilhelm-Denkmals in Cannstatt.

[2]) Die Mutter der Königin Sophie, Königin Katharina von Württemberg, war eine Schwester der Königin Anna Paulowna.

[3]) Im Jahre 1849.

[4]) S. unten S. 302.

[5]) Prinz Alexander, geb. 1851.

Beschäftigungen, und ich selbst kam einmal dazu, wie sie ihm Unterricht in der Geschichte gab.

Die Königin war während meiner Anwesenheit im Haag noch eine sehr schöne Frau und ihr Benehmen bei aller Liebenswürdigkeit ein wahrhaft imponierendes. Wenn sie das Gespräch noch so vertraulich und ungezwungen führte und sie selbst an dem kleinen Theetische, wie jede andre Hausfrau, den Thee bereitete und den Gast mit eigner Hand bediente, so konnte man doch keinen Augenblick vergessen, daß man bei einer Königin sei. Ihren Hof verstand sie mit ebenso viel Grazie als Würde zu halten, und ich habe sie bei einer Vorstellung des diplomatischen Corps vor einem Balle bewundert, wie sie in der dichtgedrängten Reihe von einem zum andern ging und mit jedem in seiner Landessprache auf das zierlichste und verbindlichste sprach. — Auch nach meiner Abberufung aus dem Haag hat sich die Königin Sophie mir noch gnädig erzeigt. Sie lud mich, als sie sich einmal in Baden aufhielt, dahin zu einem Besuche ein, wo denn ganz das frühere Verhältnis stattfand.

Den König habe ich nur bei öffentlichen Gelegenheiten gesehen und gesprochen, und es ging hier, wie natürlich, das Gespräch über die landläufigen höflichen Redensarten gegenüber einem Gesandten nicht hinaus; doch kann ich mich keineswegs über Mangel an Freundlichkeit beklagen. Sein Aeußeres war stattlich, aber nicht sehr gewinnend. Ich hatte den König nur in Erinnerung, wie er, damals[1]) Prinz von Oranien, in Stuttgart als Bräutigam erschien, und war daher überrascht, den schlanken, schüchternen jungen Menschen in einen untersetzten, breitschulterigen Mann mit starkem Vollbarte verwandelt zu sehen. Aus eigner Beobachtung kann ich unter diesen Umständen natürlich nichts Besonderes bemerken, sondern nur nach dem, was ich aus sicheren Quellen hörte, urteilen. Darüber war nun nur eine Stimme, daß persönlich und im Privatleben der König wenige Achtung habe und verdiene. Er galt für roh und ungebildet, mit Ausnahme von Musik um nichts Geistiges bekümmert. Von seiner Rücksichtslosigkeit im Benehmen und in Aeußerungen, um nicht zu sagen von seiner Grobheit, erzählte man sich die unglaublichsten Dinge. Namentlich aber wurde seine häßliche Weiberwirtschaft sehr getadelt, um so mehr als sie ihn in tiefe finanzielle Verlegenheiten, fast in gänzliche Vermögenszerrüttung brachte. Zu meiner Zeit war es die berüchtigte Madame Musard in Paris, welche ihm die größten Summen kostete und solche in sinnlosem Luxus verschwendete. Diese Person soll auch den ersten Anstoß zu dem Luxemburger Handel im Jahre 1867 gegeben haben, gemeinschaftlich mit einer Reiterin im Pariser Cirkus, welche in den Tuilerien wohl gelitten

---

[1]) Erbprinz Wilhelm vermählte sich 1839 mit der württembergischen Prinzessin.

gewesen sei; natürlich in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit irgendwie ein schönes Stück Geld zu erhalten.[1]) — Trotz dieses Mangels an persönlicher Achtung gegen den König war derselbe jedoch bei der Masse nicht unbeliebt. Einmal wurde ihm zu gute geschrieben, daß er sich bei verschiedenen öffentlichen Unglücksfällen, Ueberschwemmungen und dergleichen mutig, teilnehmend und über seine Kräfte wohlthätig gezeigt habe. Sodann und hauptsächlich aber galt er für durchaus konstitutionell regierend. Er machte zwar kein Geheimnis aus seiner eignen streng konservativen Gesinnung; allein wenn die Mehrheit in den Generalstaaten ein liberales Ministerium notwendig machte, so ließ es sich der König auch gefallen und gewährte demselben freien Spielraum für Pläne und Gesetze, ohne irgendwie mit der ihm genehmeren Gegenpartei zu intrigieren. Er war, wie man sich erzählte, persönlich oft sehr unhöflich gegen solche liberale Minister, so namentlich gegen Thorbeke; allein er ließ sie sachlich gewähren, solange sie im Amte waren. Mit dem Publikum kam er in der Regel wenig in Berührung, da er sehr zurückgezogen im Palaste lebte und diesen kaum verließ.

Höchst merkwürdige Scenen, welche sich bei dem Tode seiner Mutter zutrugen, habe ich aus erster Hand erfahren. Diese hinterließ ein Testament, in welchem sie den König sozusagen enterbte. Sie vermachte nämlich ihre sehr wertvollen liegenden Gründe in Holland, ihr Kapitalvermögen, ihren prachtvollen Schmuck, Silber und so weiter je zur Hälfte ihren beiden nachgeborenen Kindern, dem Prinzen Heinrich von Luxemburg und der Großherzogin[2]) von Sachsen-Weimar; der König erhielt nur den auf etwa 600 000 Gulden sich belaufenden dritten Teil ihrer russischen Mitgift und, fast wie zum Spotte, einen Siegelstock und ein Invalidenhospital mit der Bitte, solches auch künftig zu unterhalten. Er war auf das höchste entrüstet, teils über die Zurücksetzung, teils wohl auch, weil er auf eine reiche Erbschaft zur Zahlung von Schulden gerechnet hatte. Kaum konnte er nach Eröffnung des Testamentes davon abgehalten werden, das bereits angeordnete feierliche Leichenbegängnis wieder abzustellen; noch nicht fest Angeordnetes mußte unterbleiben. Gegen alle seine Gewohnheit kam er hierauf zu der Königin, sprach in Ausdrücken von seiner Mutter, welche ich nicht wiederholen will, da ich sie doch nicht selbst gehört habe, klagte sie an, ihnen beiden durch bösartige Hetzereien das Leben verdorben zu haben. Die Königin, wurde mir berichtet, benahm sich vortrefflich bei dieser Gelegenheit, so wenig sie auch Ursache gehabt hatte, diese Schwiegermutter

[1]) v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches, VI. 109, Anm. 1 will die Beeinflussung des Königs-Großherzogs durch die diplomatie occulte (die angeblich durch französisches Geld bestochene Madame Musard) dahingestellt sein lassen.

[2]) Sophie.

zu lieben. Obgleich diese selbst in ihrem Testamente noch die Königin dadurch zu verletzen gesucht hatte, daß sie ihrer nicht nur gar nicht gedachte, sondern sogar noch den Wunsch aussprach, gewisse Juwelen, welche nach dem Heiratsvertrage dem Oranischen Hause bleiben mußten, möchten für die künftige Braut des Prinzen von Oranien zurückgelegt, mit andern Worten also der regierenden Königin vorenthalten werden, sprach diese zum Frieden und suchte ihren Gemahl zu beruhigen, wenigstens zur Bewahrung des äußeren Anstandes zu bewegen.

Die übrigen Mitglieder der königlichen Familie habe ich sämtlich gesehen und gesprochen, doch zum Teile nur in kurzen, förmlichen Audienzen, so daß ich aus eigner Kenntnis nichts Besonderes erfahren habe. Daher nur einige Worte über diejenigen, welche ich entweder doch etwas näher sah, oder welche mehr hervorragten.

Die Königin-Mutter, eine russische Prinzessin,[1] war wegen ihres wenig wohlwollenden Charakters gefürchtet. Ich habe sie nur einmal gesehen in einer nachts um elf Uhr stattfindenden feierlichen Audienz, in welcher die alte Frau stark geschminkt und mit prachtvollen Juwelen, namentlich aber mit einem wegen seiner Unschätzbarkeit berühmten Perlengehänge, bedeckt erschien; eine spätere Einladung zur Tafel konnte ich wegen notwendiger Abreise nicht mehr annehmen, und schon mein zweiter Aufenthalt in Holland hatte den Zweck, ihrem Leichenbegängnisse anzuwohnen.

Der Prinz von Oranien stand in jener Zeit ungefähr in dem Rufe, wie Georg IV. als Prinz von Wales. Er war in Gesellschaft einer jeunesse dorée, welche sich einen Klub gestiftet hatte, dessen erster Statutenparagraph fremde Diplomaten unbedingt ausschloß und in welchem hoch gespielt und, der Sage nach, weiteres noch weniger Löbliches getrieben wurde. Alle Bemühungen seiner Mutter, den Prinzen zu verheiraten, waren vergeblich, und namentlich war der Prinz nicht zu bewegen gewesen, eine Verbindung einzugehen, welche außerordentlich gern im Lande gesehen worden wäre, nämlich mit der jüngeren Tochter[2] seines Großoheims, des Prinzen Friedrich von den Niederlanden. Daß unter diesen Umständen die Popularität des Prinzen nicht groß war, versteht sich freilich von selbst; ich persönlich kann jedoch nicht anders sagen, als daß ich in mehreren längeren Unterredungen mit demselben angenehm überrascht wurde durch ein eingehendes Interesse in die Gegenstände des Gespräches, durch Verstand und durch wohlwollende Freundlichkeit. Ich halte es für keineswegs unmöglich, daß dieser offenbar begabte junge Mann, wenn er sich fassen sollte, ein tüchtiger Fürst werden könnte.[3]

---

[1] S. oben S. 297.

[2] Prinzessin Marie, später Fürstin zu Wied.

[3] Kronprinz Wilhelm starb 1879.

Einen vortrefflichen Eindruck machte der alte Prinz Friedrich, der Oheim des Königs. Derselbe hatte in seiner Jugend die Befreiungskriege im preußischen Heere mitgemacht, später eine preußische Prinzessin geheiratet[1]) und war nun, ob nur nominell oder mit wirklichem Einflusse weiß ich nicht, an der Spitze der holländischen Armee als Marschall. Von seinem Vater, dem Könige Wilhelm I., hatte er den wirtschaftlichen Sinn geerbt, ohne jedoch in dessen Fehler ungeeigneter Teilnahme an Spekulationen zu verfallen. Er galt für den reichsten Mann in Holland, was ohne Zweifel zu seiner großen Popularität auch mit beitrug. So wie ich ihn kennen gelernt habe, war er das Muster eines freundlichen, sehr höflichen und allem Anschein nach sehr gutmütigen alten Herrn, welcher sich die Welt lange mit Verstand und Nutzen angesehen hatte; eine beneidenswerte, behagliche fürstliche Existenz.

Zum Schlusse noch ein Wort über meinen Freund Weckherlin.[2]) Sein Vater, der seinerzeit sehr bekannte württembergische Finanzminister,[3]) war ein genauer Bekannter meines großelterlichen und elterlichen Hauses gewesen, und ich sah so den Sohn, welcher etwa zehn Jahre jünger war als ich, aufwachsen; später kam er als Student in Tübingen viel in meine Familie. Mit meinem Bruder Julius war er seit vielen Jahren auf das genaueste verbunden. So fand ich an ihm im Haag einen alten Freund, welcher mir mit vollem Vertrauen entgegenkam und von welchem ich kürzester Hand in die intimsten Verhältnisse der königlichen Familie und des Staates mit seltener Bereitwilligkeit eingeweiht wurde. Weckherlin war in der Lage, auf das genaueste unterrichtet zu sein. Bei der Heirat der Königin in deren Dienste als Geheimer Sekretär getreten, hatte er durch große Brauchbarkeit, aufrichtige Anhänglichkeit und höchste Treue ihr ganzes Vertrauen gewonnen und war nun, im Lande verheiratet, jedoch im württembergischen Staatsverbande und Staatsdienste geblieben, seit 25 Jahren in der intimsten und interessantesten Stellung. Außerdem genoß und verdiente er das Vertrauen des Königs Wilhelm von Württemberg in hohem Grade. Nicht nur besorgte er die Geschäfte, namentlich auch die Vermögensverhältnisse der Lieblingstochter, in befriedigender Weise, sondern er wirkte auch in den schwierigen Familienverhältnissen begütigend und namentlich in einem sehr kritischen Falle sehr einflußreich. Auch durch diese Beziehungen war er in den geheimsten Dingen mehr als eines Hofes vortrefflich unterrichtet. Da er nicht im holländischen Staatsdienste war, stand

---

1) Louise, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III.

2) Wilhelm Carl Albert v. Weckherlin, geb. 1807, vermählt mit Maria Heinrike, Tochter des Partikuliers im Haag Heinrich Handel, gest. 1872 (v. Georgii-Georgenau, Biogr.-genealog. Blätter, 1060).

3) v. Mohl spricht wiederholt über den Minister Weckherlin, vgl. I. 15–16; II. 21–22.

er keinen politischen Interessen oder Kombinationen im Wege, gehörte zu keiner Partei, brauchte niemand, wurde jedoch vielfach gesucht wegen des Vertrauens der Königin. Er sah alles in nächster Nähe und in einer neutralen, vom größeren Publikum fast unbemerkten Stelle; sein scharfer Verstand aber und seine Unbefangenheit ließen ihn Menschen und Dinge mit ungewöhnlicher Sicherheit beurteilen. Daß seine Auffassung die im Interesse seiner Herrin liegende war, konnte freilich nicht anders sein; allein schon der Umstand, daß er sich in seiner delikaten Stellung so lange erhielt, war der deutlichste Beweis seiner Klugheit und Mäßigung. Letztere Eigenschaften bewies er namentlich auch dadurch, daß er sich öffentlich sehr zurückhielt und anscheinend nur seinen täglichen Geschäften bei der Königin und seiner Familie lebte. Ich hätte der Königin gar sehr wünschen mögen, daß sie einen solchen Diener während ihres ganzen Lebens hätte behalten dürfen; Weckherlin starb aber vor einigen Jahren nach langem schmerzhaftem Leiden.

### 4. Die Gesandtschaft am grossherzoglich hessischen Hofe.

Zu gleicher Zeit mit meiner Ernennung nach Frankfurt wurde Legationsrat v. Türckheim[1]) in Darmstadt accreditiert, jedoch unter Beibehaltung seiner Stelle als Ministerialrat in Karlsruhe, so daß er nur, wenn es von Zeit zu Zeit notwendig war, sich nach Darmstadt begab. Als er später nach Berlin als Gesandter kam, behielt er anfänglich die Darmstädter Gesandtschaft bei, was denn aber den widersinnigen Nachteil hatte, daß die Korrespondenz von Karlsruhe nach Darmstadt und umgekehrt über Berlin geleitet werden mußte und von einer persönlichen Betreibung der Geschäfte, auch wenn es notwendig gewesen wäre, keine Rede sein konnte. So wurde denn mir der Posten im Jahre 1866 übertragen, natürlich um ihn von Frankfurt aus zu versehen, wie in gleicher Weise viele meiner Kollegen im Bundestage in Darmstadt accreditiert waren.

Herr v. Türckheim und ich verabredeten gleichzeitiges Eintreffen in Darmstadt; wir hatten nacheinander feierliche Abschieds- und Antrittsaudienzen und wurden gemeinschaftlich zur Galatafel geladen. Als ich im Frühjahre 1867 nach München abzog, wäre der gleiche Uebelstand wie bei Herrn v. Türckheim wieder eingetreten, und so wurde ich wieder abberufen, an meine Stelle aber der Ministerialrat v. Pfeuffer ernannt, der von Karlsruhe aus die Geschäfte besorgen sollte. Auch mit ihm traf ich

---

[1]) Hans Freiherr v. Türckheim, Legationsrat im Ministerium des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten in Karlsruhe; 1861 zugleich außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am großherzoglich hessischen Hofe; 1864 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am preußischen Hofe (v. Poschinger, Bismarck und der Bundesrat, II. 40). Vgl. S. 158 f.

denn in Darmstadt zusammen; Abschieds- und Antrittsaudienzen gingen in gleicher Weise wieder vor sich, nur war von einem Galadiner diesmal keine Rede. Baden und Hessen hatten infolge des Krieges sehr verschiedene politische Richtungen eingeschlagen, und überdies waren die Zerwürfnisse zwischen dem Prinzen Alexander von Hessen und dem Prinzen Wilhelm von Baden infolge beiderseitigen Verhaltens während des Feldzuges von 1866 gerade damals auf der höchsten Höhe. Man hielt sich somit wohl für nicht verpflichtet zur Bezeigung von Höflichkeiten.

Von dieser kurzen Mission habe ich sehr wenig zu bemerken. Mit Ausnahme der beiden Audienzen habe ich den Großherzog[1]) gar nicht gesprochen und von ihm denn auch nichts weiter zu berichten, als daß das Gespräch, nach Art dieses Herrn, einen etwas skurrilen Charakter hatte. Die übrigen Mitglieder der großherzoglichen Familie habe ich kaum einmal gesehen und nur von dem Prinzen Ludwig und seiner Gemahlin, der englischen Prinzessin Alice, einen bestimmten Eindruck behalten, und zwar einen sehr angenehmen. Namentlich erschien die Prinzessin als eine geistreich-aufgeweckte, natürliche junge Frau.

Auch der Geschäfte waren außerordentlich wenige, eigentlich in unbegreiflichem Grade zwischen zwei Nachbarstaaten. Freilich waren während meiner Accreditierung der Großherzog und das Ministerium während mehrerer Monate auf der Flucht in München und hatte somit jeder diplomatische Verkehr aufgehört, wenigstens durch mich. Soweit ich etwas zu thun hatte, war ich an den Ministerpräsidenten v. Dalwigk gewiesen, mit welchem ich somit näher bekannt wurde, als sonst wohl der Fall und unser beiderseitiger Wunsch gewesen wäre. Ich habe mich in keiner Weise über seine Formen zu beklagen, allein wir waren doch in unsrer ganzen Anschauung über innere und äußere Politik zu weit auseinander, als daß sich nähere persönliche Beziehungen zwischen uns hätten bilden können. Daß er mit Leib und Seele österreichisch gesinnt war, ist bekannt; ebenso welchen großen Schaden er dadurch seinem Herrn und dem Lande zuzog.

Während gelegentlicher Anwesenheiten in Darmstadt sah ich denn auch meinen alten Freund Heinrich v. Gagern,[2]) aber in einer Stellung, welche mir für ihn wehe that. Er hatte sich einige Jahre früher, wohl aus zweifelhaft richtigen finanziellen Gründen, zum hessischen Gesandten in Wien machen lassen und war damit unter Dalwigk getreten, also ein Vertreter und Ausführer der Politik desselben geworden. In dieser Stellung hatte er es denn wohl nicht ablehnen können, eine von der Regierung

---

[1]) Ludwig III.

[2]) Ueber Heinrich v. Gagern als den ersten Mann des Frankfurter Parlaments spricht v. Mohl ausführlich oben S. 83—85.

gewünschte Wahl in die Zweite Kammer anzunehmen, wo er nun als Hauptredner für die Regierung auftrat. Der hierin liegende Kontrast mit seinem früheren langjährigen Wirken in dieser Kammer selbst und im Jahre 1848 an der Spitze des Staates war allzugroß, als daß er nicht viele peinlich berührt hätte, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn Gagern es nicht gefühlt hätte. Auch hatte er eine zu große Rolle in Deutschland gespielt, als daß man ihn hätte mit Vergnügen in einer so kleinen und auf beiden Seiten so schlecht zusammengesetzten Versammlung sitzen sehen können. Daß konstitutionelle Formen und Wahlen in so kleinen Staaten eine Einrichtung von sehr zweifelhaftem Werte sind, ist mir nie deutlicher vor Augen getreten als bei den Besuchen, welche ich in der Zweiten darmstädtischen Kammer machte. Was freilich an die Stelle gesetzt werden könnte und sollte, ist eine andre Frage.

Von dem kleinen diplomatischen Corps in Darmstadt habe ich natürlich nicht viel gesehen, obgleich ich darunter mehrere ältere Bekannte hatte. Der bayrische Gesandte v. Thüngen war eine Zeitlang als provisorischer Bevollmächtigter in der Bundesversammlung gewesen; ein wackerer, gerader, aber nicht eben sehr hervorragender Mann. Der preußische Gesandte war Geheimrat v. Wentzel. Ich habe von ihm bei Gelegenheit der Bundesgesandtschaft genügend gesprochen[1]) und will daher hier nur erwähnen, daß die Antipathien gegen ihn sich in der neuen Stellung nicht gemindert hatten. Seine Ernennung zum Gesandten konnte in Darmstadt kaum anders denn als eine vorsätzliche Verletzung von seiten Bismarcks betrachtet werden, da man sich des übelsten Willens von Wentzels Seite für gewiß hielt und überhaupt in der Aufdrängung eines so allgemein gemiedenen Mannes eine Mißachtung erblickte. Wentzel selbst schien dies alles freilich nicht zu fühlen, sondern war offenbar sehr befriedigt in der lange angestrebten Stellung eines Gesandten. Ein sehr bedeutender Mann war der englische Geschäftsträger Morier, den ich schon früher als einen alten Freund Roggenbachs kennen gelernt hatte. Er kannte die deutschen Verhältnisse vortrefflich und urteilte mit großem Verstande und staatsmännischem Blicke über dieselben. Es giebt keinen günstigen Begriff von der Weisheit des Auswärtigen Amtes in England, daß ein solcher Mann so lange auf einem ganz untergeordneten Posten gelassen wurde, während ganz untaugliche Menschen weit wichtigere Stellen einnehmen. Endlich allerdings ist er (1872) Gesandter in München geworden.[2])

---

[1]) Vgl. S. 221—222.

[2]) Später auch noch Gesandter in Lissabon, Botschafter in Paris und St. Petersburg.

**C. Die Gesandtschaft in München.**

Als die Bundestagsgesandtschaft aufhörte, waren zwei badische Gesandtschaften erledigt, die in Berlin durch den Krieg und die in München durch den Rücktritt des Freiherrn v. Berckheim, welcher sich mit Mühe bis dahin im Dienste hatte halten lassen. Daß mir eine derselben übertragen werden sollte, war bald entschieden; ich bemühte mich um den Berliner Posten. Einerseits durfte ich mir ohne Unbescheidenheit sagen, daß ich zu einer Bekleidung dieser wichtigen Stelle geeigneter sei als der vor dem Kriege beglaubigt gewesene Freiherr von Türckheim; andrerseits konnte man diesen, welcher in Baden auf seinem Gute lebte, ebensogut als mich nach München schicken, ohne Nachteil für ihn oder die Sache. Dieser Wunsch wurde jedoch nicht erfüllt. Es wurde mir von Freydorf, dem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten,[1]) gesagt, man habe keinen Grund, Türckheim etwas Unangenehmes zu erzeigen, und auch Graf Bismarck wünsche seine Wiederbeglaubigung. Erst viel später habe ich von jemandem, welcher es wissen konnte, gehört, es sei allerdings von mir die Rede gewesen und auch der König und namentlich die Königin von Preußen würden es gerne gesehen haben, allein Herr v. Roggenbach habe abgeraten, aus dem Grunde oder dem Vorwande, ich habe mich in Frankfurt allzu entschieden gegen Bismarck ausgesprochen. Wie dem nun sein mag, nicht der Berliner, sondern der Münchner Posten wurde mir zu teil.[2])

Im übrigen wurde ich sehr rücksichtsvoll behandelt. Man übertrug meinen ganzen Frankfurter Gehalt von 12000 Gulden und 800 Gulden Kanzleikosten auf München, obgleich mein Vorgänger nur die Hälfte davon gehabt hatte, und es wurde mir überdies ein Kanzleibeamter bewilligt, weil mein Augenübel mir Diktieren zum Bedürfnisse machte. Auch die Stände haben später, ich darf wohl annehmen, aus persönlicher Rücksicht auf mich, keinen Anstand gegen die Steigerung des Aufwandes erhoben, so wenig geneigt sie den Forderungen für die Diplomatie im allgemeinen waren. Ich sollte meinen neuen Posten alsbald antreten, allein da, wie oben[3]) bereits angegeben, ich mich an der Bundesliquidationskommission, deren Eröffnung bevorstand, zu beteiligen hatte, so konnte zunächst nur von der Uebergabe des Beglaubigungsschreibens die Rede sein, nach welcher Förmlichkeit ich nach Frankfurt zurückzugehen und bis zur Beendigung dieser Kommission nur von Zeit zu Zeit mich in München zu zeigen

[1]) Rudolf v. Freydorf wurde am 28. Juli 1866 zum Minister des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

[2]) In dem Kapitel über den Deutschen Reichstag und die Oberrechnungskammer in Karlsruhe kommt der Verfasser auch auf die hier berührten Vorgänge zu sprechen, vgl. S. 159 und 348.

[3]) Vgl. S. 278.

angewiesen war. Dies ging dann aber, infolge der Eigentümlichkeiten des jungen Königs, nicht so rasch von statten, als erwartet wurde.

Ich meldete mich alsbald nach meiner Ankunft in München, gegen Ende September, bei dem Minister des Aeußern, meinem ehemaligen Kollegen im Bundestage Freiherrn v. d. Pfordten, erhielt aber von ihm gleich den Bescheid, die Audienz beim Könige werde wohl auf sich warten lassen; derselbe sei auf dem Lande und werde ohne Zweifel mehrere Geschäfte dieser Art zusammenkommen lassen; ich könne unbesorgt Ausflüge machen. Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen, sondern ging mit meinem Sohne Erwin, den ich mit mir genommen hatte, ins bayrische Gebirge, nach Salzburg und so weiter. Nach drei Wochen schien es mir aber doch Zeit, ernstlich zu mahnen, nicht wegen meiner, sondern weil die Verzögerung verletzend für meinen Herrn zu werden schien. Herr v. d. Pfordten gab mir schlechten Trost: er habe erst diesen Morgen an das Kabinett geschrieben, wenn er aber keine Antwort bekomme, könne er mir auch keine geben. „Ich sehe," setzte er bei, „den König selbst gar nie; er kann mich nicht ausstehen." Mit diesem Bescheide ging ich weg auf einen Spaziergang; als ich aber nach zwei Uhr nachmittags zufällig an dem Ministerium vorüberging, stürzte der Portier mit der Nachricht heraus, man suche mich in der ganzen Stadt, ich solle um zwei Uhr Audienz haben. Ich eilte natürlich nach Hause und erfuhr hier, daß ein Flügeladjutant schon zweimal dagewesen sei und sich erkundigt habe, ob ich aufgefunden worden sei. Wenn definitiv nicht, möge man (der Portier des Gasthofes!) es in der Residenz wissen lassen, damit der König nicht vergeblich warte. Ich schickte alsbald den Mann hin mit der Nachricht, ich sei gefunden und werde erscheinen, sobald ich angekleidet sei. Es war nichts gerüstet, mein Diener ausgegangen, kein anständiger Wagen in der Schnelligkeit zu haben. Ich that, was ich konnte: während ich Uniform und Orden auspackte und anzog, wurde nach dem nächsten besten Fiaker auf der Straße geschickt, irgend ein Lohnbedienter setzte sich auf den Bock, und in diesem glänzenden Aufzuge ging es, so schnell der arme Gaul laufen konnte, in das Schloß. Hier war denn alles in voller Pracht. Eine Ehrenwache von Hartschieren, im Vorzimmer Hofbeamte und Generaladjutanten in Gala, einige andre Gesandte, welche ebenfalls Audienzen haben sollten und in gleicher Weise zusammengetrommelt worden waren, wartend. Ich war also noch zu rechter Zeit gekommen, wurde gnädigst empfangen, wobei freilich Seine Majestät, welche wohl in einem Konversationslexikon nachgelesen hatte, mich und einen meiner Brüder gelegentlich verwechselte, was ich natürlich gut sein ließ. Nun konnte ich auch meine Audienzen bei der Königin-Mutter und bei den Prinzen des Hauses verlangen und dann nach Frankfurt abreisen.

Ich hätte die kleine Begebenheit nicht des Aufzeichnens wert erachtet, wenn sie nicht ein Beweis wäre, daß jene Fehler, welche die Persönlichkeit des jungen Königs so charakteristisch bezeichnen und sich, wie es scheint, immer weiter ausbilden zu seinem und des Landes Schaden, schon früher sichtbar hervortraten. König Ludwig II. war kaum zwanzig Jahre alt, und schon begann er sich zu isolieren, womöglich auf dem Lande, und dann ganz unzugänglich zu leben und seine Minister kaum je zu sehen. Man war verblüfft darüber, grübelte über die Ursache nach, hoffte aber noch, daß sich die Menschenscheu, die Schüchternheit, das träumerische Hinleben in einer romantischen Gefühlswelt mit reiferen Jahren, längerer Erfahrung, vielleicht mit dem Erwachen von Leidenschaft allmählich verlieren werde. Unglücklicherweise täuschte man sich darin.

Schon in den ersten Tagen des Jahres 1867 kehrte ich nach München zu einem kürzeren Aufenthalt zurück, dies aber aus zwei Ursachen. Einmal hatte der König sich verlobt mit einer entfernten Verwandten, der Herzogin Sophie von Bayern, einer Tochter des Herzogs Max[1]) und somit Schwester der Kaiserin von Oesterreich, der Königin von Neapel und so weiter. Es wurde dem diplomatischen Corps angezeigt, daß der König keine Einzelbeglückwünschungen annehme, sondern dazu einen Hofball bestimme. Diesem mußte ich nun selbstverständlich anwohnen. Sodann hatte Freiherr v. d. Pfordten seine Entlassung erhalten[2]) und war ihm Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Vorsitzender des Ministerrats gefolgt. Ihn zu begrüßen und persönlich kennen zu lernen, war ebenfalls notwendig.

Von den bayrischen Staatsmännern spreche ich an gelegener Stelle weiter unten; was aber den Hofball betrifft und die Vorstellung bei der königlichen Braut, so ging alles mit gebührendem Glanze und mit der ermüdendsten Förmlichkeit vor sich. Es war ein schönes Brautpaar: der König, ein sehr großer, schlanker junger Mann mit schwärmerischen dunkeln Augen, nahm sich in der Uniform seines Chevaulegerregiments sehr gut aus; die Braut, ebenfalls eine hohe, schlanke Gestalt, war in ihrem weiß und blauen Ballkleid reizend anzuschauen. Doch lag auf dem Feste eine unbehagliche Atmosphäre, es war kein bräutliches und fröhliches. Bei genauer Beobachtung konnte man sich der Bemerkung nicht entziehen, daß die Prinzessin keinen liebenswürdigen und hingebenden Charakter zu haben scheine. Das schöne Gesicht hatte einen Zug von Härte und Kälte, der

---

[1]) Am 22. Januar 1867. — Die Mutter der Braut, Ludovica, war eine Tochter des Königs Maximilian I., also eine Großtante Ludwigs II.

[2]) Am 29. Dezember 1866.

sich selbst dann nicht ganz verlor, wenn der König freundlich auf sie zutrat und sie anredete. Es war dieser Ball übrigens, einige Erscheinungen im Theater ausgenommen, das einzige öffentliche Auftreten der königlichen Braut. Die beabsichtigte Verbindung kam bekanntlich nicht zu stande, indem der König die Trauung immer wieder hinzog, dann aber der Braut, ohne einen aufweisbaren oder sonst geltend gemachten Grund, ihr Wort wieder zurückgab.[1]) Daß dieser Bruch großes Aufsehen machte und von der herzoglichen Familie auf das schmerzlichste empfunden wurde, versteht sich von selbst; doch ward er von dem Publikum nicht mißbilligt, da die Verlobung niemals mit guten Augen angesehen worden war. Manche hätten eine Verbindung mit einem mächtigen auswärtigen Regentenhause gewünscht zur Befestigung des bayrischen Thrones und Staates; die Protestanten hätten eine Fürstin ihrer Kirche, wie die drei ersten Königinnen von Bayern gewesen waren, vorgezogen; den Münchner Bürger endlich gelüstete nach einer reichen Königin, welche großen Aufwand machen und veranlassen könne. So hatte man zwar Bedauern für die verlassene Braut und tadelte den König, daß er sich nicht zu rechter Zeit die Sache überlegt habe; allein im ganzen hielt man es für gut, daß die Heirat zurückgegangen sei, welche wenig Glück in Aussicht gestellt habe. Nach etwa einem Jahre ehelichte die Herzogin Sophie den Herzog von Alençon, einen Sohn der Orleaniden;[2]) der König aber ist bis jetzt unvermählt geblieben.

Gegen das Frühjahr bekam ich den Befehl, meinen Aufenthalt in München bleibend zu nehmen und zu dem Ende aus der Liquidationskommission in Frankfurt auszuscheiden. Da ich bereits eine Wohnung in München gemietet hatte, eine in der Stadt stehende kleine reizende Villa,[3]) gut gelegen, mit Garten und für meine Bedürfnisse wie gemacht, so hatte die Verlegung des Haushalts keine Schwierigkeiten, als die unvermeidlichen eines Umzuges.

Beinahe vier Jahre führte ich die Geschäfte[4]), nur mit gelegentlichen Unterbrechungen durch Abwesenheiten zu landständischen Zwecken oder zu

---

[1]) Näheres über die Auflösung der Verlobung s. bei v. Heigel, König Ludwig II. von Bayern, 199.

[2]) Vermählt am 28. September 1868 mit Ferdinand Philipp Maria v. Orléans, Herzog v. Alençon, Sohn des Herzogs v. Nemours.

[3]) Gabelsbergerstraße 17.

[4]) Die Aufzeichnungen Mohls über seine diplomatische Thätigkeit in München 1867—1870 erhalten manche urkundliche Erläuterung in dem Aufsatz „Meyer, Die Reichsgründung und das Großherzogtum Baden" (Festgabe, zur Feier des siebzigsten Geburtstags ... des Großherzogs Friedrich von Baden dargebracht von den Mitgliedern der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg).

einer Badekur, als der Krieg von 1870 den Eintritt Badens in den Deutschen Bund ermöglichte, hiervon aber nach der Auffassung des Großherzogs und seines Ministeriums, ebenso aber auch der Kammern, das Aufhören aller badischen Gesandtschaften, mit einziger Ausnahme des Postens in Berlin, dessen Inhaber zu gleicher Zeit Mitglied des Bundesrates sein sollte, die Folge war. Ob diese Ansicht gegründet sei, staatsrechtlich und politisch, konnte vielleicht bestritten werden; auch war jedenfalls die durch Aufhebung der Gesandtschaften und des Ministeriums des Aeußern zu machende Ersparnis, besonders anfänglich, ein nur kleiner Beitrag zur Deckung der künftigen hohen Militärlasten: allein bei der allgemeinen Strömung der Zeit in dieser Richtung wäre jeder Versuch einer Gegenvorstellung ganz vergeblich gewesen. Ich nahm daher die Mitteilung, daß auch mein Posten im Laufe des Jahres eingehen werde, ohne Ueberraschung, wenn auch mit Leid auf.

Die von mir auf dem Münchner Posten zu besorgenden Geschäfte waren in der Regel weder zahlreich noch wichtig: Mitteilungen oder Empfangnahme von Urkunden, Büchern und dergleichen, Anfragen über diese oder jene Einrichtungen oder über den Stand einer Angelegenheit, Wünsche in Beziehung auf Eisenbahnen, Straßen oder Posten, und da die Gegenstände selbst gewöhnlich von den Fachbehörden vorbereitet waren, so bestand der Auftrag des Gesandten nur in einer formellen Uebermittlung, höchstens in einer persönlichen Empfehlung der gewünschten Maßregel bei einem Minister oder Referenten oder in der Beseitigung einer kleinen Schwierigkeit. Das bei weitem meiste hätte ebensogut schriftlich in unmittelbarem Verkehr der beiderseitigen Regierungen miteinander besorgt werden können. Ich fand daher meine Aufgabe wesentlich in der Erstattung sogenannter Situationsberichte, das heißt in ausführlicheren Darstellungen der jeweiligen Zustände in Bayern, sei es am Hof, sei es bei den Ministerien und in deren Politik, sei es in der Ständeversammlung oder in der öffentlichen Meinung. Hierzu gab es nun allerdings vielfache Gelegenheit: die immer mehr hervortretenden Eigentümlichkeiten des Königs, sein häufiger Wechsel der bei seiner Abgeschlossenheit sehr wichtigen Kabinettssekretäre, ein dreimaliger Ministerwechsel[1]) waren immer neue Stoffe zu Berichten und machten zur Beibringung eines richtigen Stoffes und der geheimeren Triebfedern mannigfachen persönlichen Verkehr in verschiedenen Kreisen der Gesellschaft notwendig. Ich gab mir in dieser Beziehung Mühe, und ich glaube, daß ich meine Regierung mit richtigen und ausführlichen Nachrichten über die Sachlage versehen habe. Namentlich benützte

[1]) Auf v. d. Pfordten folgte Hohenlohe-Schillingsfürst, auf diesen Graf Bray und auf diesen Graf Hegnenberg-Dux.

ich die am Schlusse des Jahres zu erstattenden Ueberſichtsberichte, welche von den meisten Gesandten nur als eine lästige und nutzlose formelle Ueberſicht über die Art und die Zahl der Geschäfte betrachtet und erledigt zu werden pflegen, zu einer sehr eingehenden Schilderung der bayrischen Zustände. Dieselben wurden denn auch mit Dank und Lob in Karlsruhe aufgenommen, und ich bekam gelegentlich auch von den Damen der großherzoglichen Familie, welchen der Großherzog solche Schriftstücke mitzuteilen pflegte, Schmeichelhaftes darüber zu hören.

Doch kamen auch einige Fälle größerer und unmittelbarer Thätigkeit vor. So alsbald nach meinem Antritte Verhandlungen über Bildung eines Süddeutschen Bundes; in den Jahren 1868 und 1869 zweimalige Konferenzen über die süddeutschen Festungs- und sonstigen Militärverhältnisse; in den Jahren 1869 und 1870 Besprechungen und Erkundigungen über das römische Konzil. Mit Ausnahme der letzteren Angelegenheit war freilich meine Stellung keine günstige, und waren keine Lorbeeren zu gewinnen. Die Politik der badischen Regierung in der deutschen Frage wich von der bayrischen wesentlichst ab. Wir strebten mit allen Mitteln einem Eintritt in den Norddeutschen Bund zu, während Bayern sich möglichst unabhängig zu erhalten suchte. Die erwähnten Besprechungen und Verhandlungen führten daher auch zu gar keinen oder nur zu unbedeutenden und nur scheinbaren Ergebnissen. So genügt es denn wohl auch hier an kurzen Andeutungen.

Mit den Besprechungen über einen Süddeutschen Bund verhielt es sich folgendermaßen. Fürst Hohenlohe war weitblickend und patriotisch genug, um einzusehen, daß die durch den Prager Frieden von 1866 geschaffene völkerrechtliche Unabhängigkeit und Selbständigkeit der süddeutschen Staaten ein unhaltbarer und für sie selbst wie für ganz Deutschland ein gefahrvoller Zustand sei und daß die mit Preußen abgeschlossenen Allianzverträge keine genügende Sicherheit gewähren. Er war daher für eine organische Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde; jedoch glaubte er bei der in Bayern herrschenden Stimmung gegen Preußen, bei den partikularistischen Anschauungen seiner Kollegen im Ministerium, endlich bei dem festen Willen des Königs, an seine Souveränitätsrechte nicht greifen zu lassen, nur mittels eines Umwegs dazu gelangen zu können. Deshalb brachte er denn die Bildung eines Süddeutschen Bundes in Anregung, welcher einerseits druch die Bayern naturgemäß zufallende Hegemonie die bayrischen Ansprüche befriedigen, andrerseits durch eine irgendwie einzurichtende Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde eine nationale Einigung wenigstens anbahnen sollte. Er verhandelte darüber persönlich mit meinem Großherzog und mit dessen vertrautem geheimen Agenten, dem Professor Gelzer in Basel, ebenso mit dem Minister v. Varnbüler in

Stuttgart, stand mit Wien[1]) in Verbindung, arbeitete selbst Pläne aus; allein alles ohne greifbaren Erfolg. In Baden war man einer solchen Zwischenstufe, deren Dauer und Wirkung nicht zu bemessen war, entschieden abgeneigt; in Württemberg trug man keine Lust zur Unterordnung unter eine bayrische Suprematie und hoffte, thöricht genug, zunächst wenigstens in völliger Vereinzelung formell unabhängig bleiben zu können. Ich ließ den Fürsten von Anfang an nicht im Zweifel über meine Ansicht von der Unthunlichkeit der Sache, er drang jedoch in mich, wenigstens einen Plan auszuarbeiten, wie ich mir einen solchen Bund noch als möglich denke. Dies that ich denn auch und zwar mit Fleiß und ausführlicher Begründung;[2]) allein meine Aufstellungen waren, wie ich mir wohl gedacht hatte, viel zu gemeindeutsch ausgefallen, und es war weiter nicht mehr davon die Rede, obgleich Fürst Hohenlohe den Gedanken eines Südbundes keineswegs ganz fallen ließ. Später hielt er sich an das Zollparlament, das er hoffte benützen zu können; auch ohne Erfolg. Und schließlich trieb ihn im Jahre 1870 die ultramontane Majorität von seiner Stelle als allzu national gesinnt.[3])

Teilweise, doch nur teilweise mit der Südbundfrage hingen die langwierigen Verhandlungen über Militärangelegenheiten zusammen.[4]) Bekanntlich hatte der Deutsche Bund fünf Bundesfestungen, welche er zum Teile erbaut, zum Teile wenigstens erweitert hatte, jedenfalls erhielt, die er, und zwar vortrefflich, ausrüstete und mit Garnisonen versah, deren Gouverneure in seinen Pflichten standen. Bei dem Frieden war verschieden

---

[1]) In Wien fanden freilich die von der bayrischen Regierung gemachten Andeutungen eine keineswegs freundliche Aufnahme, vgl. das Schreiben des Grafen v. Beust an den österreichischen Gesandten in München vom 6. April 1867 (Staatsarchiv XIV. 218—219) und desselben an den österreichischen Gesandten in Berlin vom 19. April 1867 (v. Beust, Aus drei Viertel-Jahrhunderten, II. 119—123).

[2]) Den Gedankengang der v. Mohlschen Denkschrift legt Meyer a. a. O. 160—161 dar.

[3]) Fürst Hohenlohe trat am 8. März 1870 aus dem Ministerium aus. — Der in die Politik des Fürsten vollkommen eingeweihte Ministerialrat O. v. Völderndorff giebt in seinen „Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. N. F. 271—278" wertvolle Andeutungen über die Ziele und die Grenzen der nationalen Wirksamkeit seines Chefs und verweist hierfür auf die in der Allgemeinen Zeitung vom 26. März 1870 S. 1305—1306 abgedruckten beiden Aktenstücke: 1. Entwurf einer Vereinigung der Staaten südlich des Mains und 2. ein Vorschlag zu ihrer nationalen Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde. Diese Verfassungsentwürfe (vgl. auch Annalen des Deutschen Reichs 1890, S. 282 f.) sind es wohl, welche in einem halbamtlichen Artikel der Allgemeinen Zeitung vom 16. Februar 1869 als „längst im Detail ausgearbeitet" bezeichnet werden (Schultheß, Europ. Geschichtskalender, X. 160). Sein Programm legte der Ministerpräsident der Zweiten Kammer am 8. Oktober 1867 vor (Schultheß a. a. O. VIII. 222—224).

[4]) Vgl. Meyer a. a. O. 172 f.

mit diesem gemeinsamen Besitze verfahren worden. Daß die österreichischen Besatzungsteile aus Mainz, Rastatt und Ulm abzogen, war eine natürliche Folge von Oesterreichs Austritt aus Deutschland. Damit waren aber die Forderungen an das bisherige gemeinsame bewegliche und unbewegliche Eigentum noch nicht erledigt, und wenn auch die Ansprüche auf Rückzahlung der Baukosten schon im Frieden von Prag zurückgewiesen waren, so stand dies in betreff des beweglichen Materials anders, und Oesterreich erhielt bei der Frankfurter Liquidation seinen Anteil in barem Gelde ausbezahlt.[1]) Alles Weitere aber war noch nicht geordnet. Luxemburg und Mainz waren in alleinigem Besitze von Preußen, soweit es sich von den Festungswerken handelte; die Ausrüstung aber war noch ungeteiltes Eigentum der sämtlichen nord- und süddeutschen Staaten. Landau war von Bayern zurückgenommen und sogar entfestigt worden, das Material aber teilweise nach Germersheim verbracht, teils in Landau stehen geblieben. Rastatt hatte Baden kurzerhand besetzt, auch bisher gut im Stande gehalten; die Ausrüstung war noch wie zu Zeiten des Bundes. Von Ulm hatte Württemberg die Hälfte am linken, Bayern die am rechten Donauufer an sich genommen, samt dem betreffenden Material, und es war ein Vertrag geschlossen worden, um das völlig absurde Verhältnis einer zwischen zwei souveränen Staaten geteilten Festung leidlich zu machen.[2]) Dieser kam jedoch, durch Schuld Württembergs, nicht zur Vollziehung. Dies alles mußte notwendig geordnet werden. Es waren über das Eigentumsrecht an dem viele Millionen werten Material Bestimmungen und ein Abkommen über die Verwendung der Festungen zu gemeinsamen deutschen Verteidigungszwecken zu treffen. In dieser letzteren Beziehung machte sich dann das Streben Bayerns nach einem Südbunde, nötigenfalls nach völliger Unabhängigkeit sehr fühlbar.

Nachdem schon im Jahre 1867 in Stuttgart in einer Zusammenkunft der Kriegsminister der drei süddeutschen Staaten Verabredungen über möglichst gleichartige Ordnung des Kriegswesens in diesen Staaten, also über Formation, Dienstordnung und so weiter, stattgefunden hatten[3]) (bei welchen sich übrigens Bayern seine besondere Bewaffnung, Gradbezeichnung, selbst Signale vorbehalten hatte), erließ im Sommer 1868 Fürst Hohenlohe eine Einladung zu Ministerialkonferenzen zur endlichen Ordnung des Festungswesens. Bei denselben erschienen im September in München

---

[1]) Von der Frankfurter Liquidationskommission handelt v. Mohl S. 274—285.

[2]) Die Konvention vom 16. Juni 1868 wurde nicht veröffentlicht. Einige ihrer Bestimmungen sind mitgeteilt in Schultheß a. a. O. IX. 164.

[3]) In Stuttgart tagten vom 3. bis 5. Februar 1867 die Vertreter der vier süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen. Die Hauptpunkte des dort geschlossenen Uebereinkommens s. in Schultheß a. a. O. VIII. 188—190.

von bayrischer Seite: Fürst Hohenlohe und Kriegsminister v. Pranckh; von württembergischer: Kriegsminister v. Wagner, Staatsrat Scheurlen und Oberst v. Suckow; von badischer: Kriegsminister v. Beyer und ich. Außerdem waren ohne Stimmrecht anwesend für Bayern: Ministerialrat v. Völderndorff und Oberstleutnant Fries; für Baden: Oberstleutnant Schuberg. Die Verschiedenheit der Absichten trat alsbald hervor. Von Baden wurde vor allem die Beendigung der Liquidation und eine Entscheidung über das Eigentumsrecht an das vorhandene Material verlangt, mit andern Worten, die Beiziehung preußischer Vertreter; Bayern und Württemberg dagegen wollten in erster Linie ein Abkommen über eine süddeutsche Festungskommission, welche die Oberaufsicht und den Oberbefehl über Rastatt, Ulm und Landau führen sollte, in der Art der früheren Bundesmilitärkommission. Die Verhandlungen hierüber waren schwierig, und es schien ein völliger Nichterfolg in Aussicht zu stehen, als doch noch, unter dem Datum vom 10. Oktober, durch gegenseitiges Nachgeben wenigstens scheinbar ein Vertrag zu stande kam.[1] Bayern gab zu, daß die Festungskommission nur eine beratende und begutachtende Behörde sein solle; daß die Zusammengehörigkeit des nord- und des süddeutschen Defensivsystems in allgemeinen Ausdrücken geschehen dürfe; daß dem preußischen, der Münchener Gesandtschaft beigegebenen Militärbevollmächtigten Mitteilung zu machen sei über wichtigere Beratungsgegenstände; Baden aber ließ sein Verlangen auf organische Teilnahme eines preußischen Mitgliedes der Kommission und, scheinbar wenigstens, seine Forderung einer Priorität der Liquidation fallen. Da wir jedoch in einem Separatprotokoll erklärten, daß eine Ratifikation des soeben abgeschlossenen Vertrages von seiten Badens erst nach beendigter Liquidation zu erwarten sei, so war in der Wirklichkeit nichts zu stande gebracht, und Baden hatte thatsächlich seine Ansicht durchgesetzt. Das Verdienst hiervon gebührte der Gewandtheit des Kriegsministers v. Beyer; ich spielte nur eine sehr sekundäre Rolle. Noch wurde in weiteren Separatabkommen bestimmt, daß man bei der bevorstehenden Liquidation keine Teilung des Festungsmaterials (was Bayern vorgezogen hätte) beantragen, noch aber auch (was Württemberg und Baden gewünscht hätten) für eine Verwaltung des gesamten deutschen Festungsmaterials durch eine unter der Leitung Preußens stehende Behörde stimmen wolle.

---

[1]) Zur Ergänzung der Mitteilungen v. Mohls über den von der süddeutschen Militärkonferenz am 10. Oktober 1868 in München geschlossenen Vertrag bezüglich der Niedersetzung einer süddeutschen Festungskommission und der Wiederaufnahme der Liquidation des beweglichen Festungsvermögens verweisen wir auf den Abdruck des Vertrags bei Schultheß a. a. O. X. 184—186, vgl. IX. 174—175, und auf Meyer a. a. O. 175. — Erst am 26. August 1869 konstituierte sich die Kommission, vgl. Schultheß a. a. O. X. 192.

Der wirkliche Zusammentritt der Liquidationskommission erfolgte erst im April 1869. Für Preußen und den Norddeutschen Bund erschienen der Geheime Legationsrat v. Kehler, der Major Krüger, später der Oberstleutnant v. Hartmann (der preußische Hauptmilitärdiplomat). Für Bayern: der Ministerialrat v. Völderndorff, der Generalverwaltungsdirektor Feinaigle und der Oberstleutnant Fries. Für Württemberg: der neuernannte Gesandte am bayrischen Hofe Freiherr v. Soden, der Oberkriegskommissar Habermaas, der Oberst Graf Reischach (welcher jedoch bald wieder verschwand). Für Baden: ich, der Oberstleutnant v. Leszczynski und, nach dessen baldigem Rücktritt, der Major Hofmann. Für Hessen: der Geheime Legationsrat v. Neidhardt. Den Vorsitz führte, als Territorialstaat, Bayern. Die Verhandlungen zogen sich sehr in die Länge, und erst am Ende August konnte das Geschäft als beendigt angesehen werden. Es ist nicht der Mühe wert, die verschiedenen Phasen im einzelnen durchzugehen, sondern es mag genügen, zu bemerken, daß neben Aufrechterhaltung der süddeutschen Festungskommission eine regelmäßige gemeinschaftliche Inspizierung der ehemaligen Bundesfestungen, also auch von Mainz, beschlossen wurde, bei deren Beratungen dann auch allgemeine militärische Maßregeln, als Schutzmittel für die Festungen, zur Sprache kommen könnten. In der Hauptsache hatten also Baden, beziehungsweise Preußen ihren Zweck erreicht und Bayern nur einen Schein, oder höchstens einen sehr untergeordneten Punkt, die süddeutsche Festungskommission ohne Exekutivgewalt, erlangt. [1]) Die mühsam erreichte Verabredung gedieh jedoch zu keiner nennenswerten Verwirklichung. Es wurde zwar noch im Herbst 1869 eine Inspektion der Festungen vorgenommen, allein der Krieg im Sommer 1870 und die Versailler Verträge machten der ganzen Sache ein Ende, ehe nur die Festungskommission zusammentrat, um über die Inspektionsprotokolle zu beraten. Mainz und Rastatt sind einfach Reichsfestungen geworden, die linke Seite von Ulm ebenso, Landau ist gar keine Festung

[1]) Am 26. April 1869 beschloß die in München versammelte Bundesliquidationskommission zunächst die Feststellung des gemeinsamen Festungsmaterials und gelangte am 6. Juli 1869 zu einer Vereinbarung zwischen dem Norddeutschen Bunde, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen über die zukünftige Behandlung des gemeinschaftlichen beweglichen Eigentums in den vormaligen Bundesfestungen Mainz, Ulm, Rastatt und Landau (abgedruckt bei Schultheß a. a. O. X. 186—187; vgl. dazu den offiziösen Artikel der Allgemeinen Zeitung vom 28. August ebd. 187—189). Die Urkunden wurden am 14. August ausgetauscht. Ebenso klar als eingehend sprach sich Minister v. Freydorf am 21. Oktober 1869 in der badischen Zweiten Kammer über den Gang und das Ergebnis der Verhandlungen aus, befriedigt darüber, daß durch den Vertrag „wenigstens kleine Fußstege über den Main gelegt" seien. Anfangs Oktober inspizierte die Festungskommission die genannten vier Festungen (Schultheß a. a. O. 208—210; 200).

mehr; über Neu-Ulm aber muß mit Bayern ein neues Abkommen getroffen werden, was wohl nicht leicht zu stande zu bringen sein wird. Ich hatte also hier viel Mühe und Schreiberei, ohne irgend etwas zu schaffen, und es ist fast lächerlich, daß ich bei der für den Abschluß von Verträgen üblichen Ordensverteilung das Großkreuz des bayrischen Michaels-Ordens erhalten habe.

Eine Beobachtung des römischen Konzils und Berichterstattung darüber fiel eigentlich nicht in den Bereich meines Münchner Geschäftskreises, und es mag auch scheinen, als ob München gar nicht der passende Ort hierzu gewesen sein könne. Dennoch kam ich in die Lage, mich viel und nicht ohne Wert für meine Regierung mit dem Gegenstande zu beschäftigen. Schon im Frühjahre 1869 hatte ich, aufmerksam gemacht durch Aeußerungen der Civiltà cattolica, des privilegierten Organs der Jesuiten und des Papstes selbst, eine Denkschrift über die von dem Konzile zu erwartenden staatsgefährlichen Beschlüsse ausgearbeitet und meiner Regierung geraten, einen gemeinsamen Schritt sämtlicher weltlichen Staaten vor Eröffnung des Konzils in Antrag zu bringen. Es war mir wahrscheinlich, daß, wenn sämtliche Regierungen, Frankreich etwa an der Spitze, sich gemeinsam gegen bestimmte Sätze, welche von dem Konzil zu erwarten seien, zum voraus erklären würden, die römische Kurie wohl bewogen werden könnte, solche hintanzuhalten, während mir kein Zweifel darüber war, daß eine nachträgliche Erklärung gegen bereits gefaßte und als Dogmen verkündete Beschlüsse keinen Erfolg haben werde und könne. Zu gleicher Zeit, aber ganz ohne mein Wissen, beabsichtigte auch Fürst Hohenlohe, die gleiche Ansicht in einer für sämtliche europäische Regierungen bestimmten Mitteilung auszusprechen.[1]) Als er mir hiervon Kenntnis gab, konnte ich ihm zum Beweise meiner Uebereinstimmung meine eigne Arbeit übergeben. Wir richteten beide nichts aus. Die Regierungen, groß und klein, hatten teils die Einsicht, teils den Mut nicht, zur rechten Zeit etwas zu thun, auch waren die Großmächte eifersüchtig auf ein solches Beginnen von seiten des kleinen Bayern. Allein durch die übereinstimmende Ansicht und Absicht entstand zwischen dem Fürsten und mir eine enge Verbindung über den Gegenstand, und da er durch seinen Bruder, den Kardinal, und, weniger allerdings, durch die Berichte des bayrischen Gesandten in Rom immer sehr gut über die Sachlage unterrichtet war, so konnte er mir vieles mitteilen, was für meine Regierung von großem Interesse war und was sie anderwärts her nicht zu hören bekam. Dazu kam, daß ich

[1]) Fürst Hohenlohe erließ am 9. April 1869 seine bekannte Zirkulardepesche an die Gesandten bei den verschiedenen europäischen Mächten, um diese zu einer gemeinsamen Haltung gegenüber dem Konzil zu veranlassen (abgedruckt bei Schultheß a. a. O. X. 166—167).

mit dem Stiftsprobst Döllinger immer näher bekannt wurde und von diesem, welcher mit Rom in beständiger enger Verbindung stand, so namentlich mit Bischof Hefele und mit Lord Acton, über die inneren Geschäfte des Konzils beste Nachrichten erhielt. Döllinger schrieb damals seine berühmten Janusbriefe in der Allgemeinen Zeitung, welche so mächtig dazu beitrugen, Deutschland über das Treiben und die Ziele der Jesuitenpartei und über die Tragweite des ungeheuerlichen Unfehlbarkeitsdogmas aufzuklären, und war namentlich anfänglich, solange er auf einen Sieg der Oppositionsbischöfe hoffte, sehr mitteilend gegen mich. Später wurde er etwas verschlossener, als er anfing, dem Abfalle der deutschen Bischöfe entgegenzusehen und damit dann auch für sich, wenigstens für seine Lehrthätigkeit, zu fürchten. Es ist nun einmal die Art dieses geistig so bedeutenden Mannes, den Mut seiner Ueberzeugung nicht zu haben und nicht für die von ihm veranlaßten Bewegungen einzustehen. Mir ist kein Zweifel, daß es in Döllingers, des anerkannt ersten katholischen Theologen, Hand gelegen hätte, eine überwältigende Bewegung in ganz Deutschland gegen das Unfehlbarkeitsdogma hervorzurufen, damit aber gegen den Absolutismus der Kurie und den Terrorismus der Jesuiten schließlich zur Bildung einer deutschen Nationalkirche den Anstoß zu geben. Allein hierzu wäre ein persönliches Hervortreten, ein Einsetzen seiner ganzen Person, ein Entschluß zur Führung eines wütenden Kampfes bis an das Ende seines Lebens notwendig gewesen. Zu solchem Beginnen war er aber nicht der Mann. Dazu gehörte ein großer Charakter und ein felsenfester Wille. So aber ist Döllinger nicht beschaffen. Er ist ein intellektuell und gemütlich fein besaiteter Mensch, ein Stubengelehrter, und er hat nicht die mindeste Lust, Märtyrer zu werden. Kurz, er hat mit Erasmus mehr Aehnlichkeit als mit Luther. Auch ist richtig, daß man im 72. Jahre nicht leicht ein so mühevolles, gefährliches und weit aussehendes Unternehmen beginnt. Welchen Ausgang das überkecke Hazardspiel der Jesuiten schließlich nehmen wird, steht allerdings noch dahin; aber klar war jedenfalls, daß Döllinger empfindlichen Schaden leiden müsse. Seine Schritte waren nur halb, allein sie hatten eine so große Ueberlegenheit des Geistes und des Wissens und zu gleicher Zeit so übeln Willen gegen die Jesuitenpolitik bewiesen, daß ihm keine Schonung und keine Verzeihung zu teil werden konnte. Er wurde dann auch exkommuniziert. Hieraus entstand ein sehr wunderliches Verhältnis. Da Döllinger als Probst von Sankt Cajetan das Haupt der Hofgeistlichkeit war, zum Beispiel bei den Georg-Ritterfesten zu fungieren hatte, so mußte entschieden werden, ob er sich dem Bannspruche zu fügen und seinen Dienst an der Hofkirche einzustellen habe, oder ob in Bayern, und zwar vom König persönlich, die Fahne der Auflehnung gegen das vatikanische Konzil erhoben

werden wolle. Vielleicht, aber freilich auch nur vielleicht, wäre der König zu letzterem zu bewegen gewesen; allein Döllinger selbst riet davon ab, den König auf die weitaussehenden Folgen verweisend. Er verhielt sich von hier an sehr passiv, nahm zwar nichts zurück, was er gegen das Konzil und gegen die Infallibilität geschrieben hatte, allein den Streit führte er nicht weiter fort, außer soweit er in seiner Stellung als Mitglied der theologischen Fakultät dazu genötigt war. An die Spitze der Agitation trat Professor Friedrich, bisher untergeordneter Gehilfe Döllingers, ein wenig bedeutender, aber entschlossener Mann. Ganz unberührt durch die Exkommunikation blieben alle andern Verhältnisse Döllingers. Nicht nur behielt er seine Stelle als Professor (obgleich die Bischöfe nacheinander ihren Diözesanen den Besuch seiner Vorlesungen untersagten), und wurde er sogar zum Rektor der Universität für das Jubeljahr derselben (1872) gewählt, sondern der König erwies ihm, dem Exkommunizierten, vielfache öffentliche Gunst, ernannte ihn zum Beispiel zum lebenslänglichen Reichsrate, verlieh ihm hohe Orden und so weiter. Ob und wie sich das unklare Verhältnis lösen wird, muß die Zeit lehren. Ich wünsche nicht eben, den kaum älteren Mann zu überleben; allein begierig zu wissen wäre ich allerdings, ob nicht doch schließlich noch eine Aussöhnung mit der Kurie erfolgt, das heißt eine Unterwerfung Döllingers; und wäre es auch nur auf dem Totenbette. Für unmöglich erachte ich es nicht, wie ich den Mann zu kennen glaube.[1]) Die Exkommunikation nahm er sich, zu meinem Erstaunen, tief zu Herzen.

Ich gehe von den Geschäften über zu den Menschen, mit welchen ich durch dieselben in Berührung kam. Zuerst, wie billig, zu den Ministern des Aeußern. Ich habe deren während meines Aufenthaltes in München drei erlebt.

Bei meiner Ankunft war Freiherr v. d. Pfordten noch im Amte, aber allerdings schon ganz in Ungnade und einer Entlassung gewärtig. Da diese auch in der That schon nach einigen Monaten erfolgte,[2]) während ich in Frankfurt abwesend war, so habe ich als Minister wenig mit ihm zu thun gehabt, hierbei aber ganz den Mann wiedergefunden, welchen ich seinerzeit im Bundestage kennen gelernt hatte.[3]) Auch jetzt zeigte er sich als sehr gescheit, ein vortrefflicher Redner, allein brutal in seinem Auftreten und die Inkarnation des bayrischen Partikularismus

[1]) Döllinger, geb. 1799, war gleichalterig mit v. Mohl. Er starb 1890, ohne widerrufen und sich unterworfen zu haben (Friedrich, Ignaz v. Döllinger, III. 682; 709—710). Ueber seine Exkommunikation sprach er sich stets gereizt und erbittert aus (a. a. O. 584).

[2]) Wie S. 309 Anm. 2 bemerkt, am 29. Dezember 1866.

[3]) Vgl. die Charakteristik S. 210—211.

und des bittersten Hasses gegen Preußen, in inneren Angelegenheiten reaktionär und mehr formelle Gesetzlichkeit als die Natur der Sache und Gestattung freier Bewegung berücksichtigend. Daß er bei solchen Eigenschaften persönlich sehr unbeliebt war, und zwar nicht etwa nur bei der liberalen Partei, ist sehr begreiflich. Warum er bei dem Könige, nachdem er noch kurz vorher unbedingten Einfluß genossen hatte und mit der höchsten in Bayern möglichen Auszeichnung bedacht worden war, in so tiefe Ungnade gefallen war, ist mir nicht ganz klar geworden. Es mögen verschiedene Ursachen zusammengewirkt haben, welche nicht alle seiner Gesinnung, sondern zum Teile nur seiner Lebensklugheit zum Tadel gereichten. Zunächst wurde ihm wohl die Niederlage im Kriege von 1866 zugemessen, in höherem Grade, als er wirklich schuld daran trug. Sodann scheint ihm der König nachgetragen zu haben, daß er ihn seinerzeit zu der Entfernung Richard Wagners aus München drängte, was wohl ein Schritt von zweifelhafter psychologischer Richtigkeit, jedenfalls ohne schlechte Absichten war. Endlich mag es nicht unrichtig gewesen sein, wenn v. d. Pfordten mir selbst sagte, der König sei ihm deshalb abgeneigt, weil er ihm begreiflich zu machen gesucht habe, daß er nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten habe. Die Frage ist, ob v. d. Pfordten nicht in der Form seiner Vorstellungen fehlte und den jungen Fürsten allzumerklich als Kind behandelte. Wie dem nun sein mag, der Rücktritt des so lange in Bayern vielbedeutenden Mannes wurde so ziemlich allgemein mit Genugthuung aufgenommen, und v. d. Pfordten zog sich vollständig in das Privatleben zurück. Ob er je wieder eine politische Rolle spielen wird, ist zum mindesten sehr zweifelhaft. Die Ungunst der öffentlichen Meinung, namentlich der liberalen Partei, verfolgt ihn noch ungeschwächt, wie zwei bezeichnende Vorfälle beweisen. Als er im Jahre 1869 in die Abgeordnetenkammer gewählt sein wollte, bekam er in dem Bezirk, in welchem er auf einer Besitzung lebt,[1]) auch nur zum Wahlmann kaum einige Stimmen. Und als sich Graf Bray im Jahre 1870 mit dem Plane trug, ihn durch Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede der Reichsratskammer wieder allmählich ins öffentliche Leben zu bringen (einen Plan, welchen ich aus Brays eignem Munde hatte), entstand ein solches Lärmen in den öffentlichen Blättern und Volksversammlungen Münchens, daß alsbald alles aufgegeben und sogar förmlich als unbegründet erklärt wurde.[2])

Der Nachfolger v. d. Pfordtens war der Fürst Chlodwig v. Hohenlohe-Schillingsfürst, in allen Beziehungen das Gegenteil von ihm. Er ist nicht nur ein Nobleman, sondern ein Gentleman im besten

---

[1]) Iffeldorf in Oberbayern.

[2]) v. d. Pfordten starb unbeachtet, ja vergessen zu München am 18. August 1880.

Sinne des Wortes, einfach aber gehalten in der Erscheinung und im Auftreten, liebenswürdig im Umgange, ohne viel Initiative im Gespräch, aber wahr und zuverlässig; freilich auch ebenso nachgiebig als v. d. Pfordten herrisch und rücksichtslos ist. Obgleich schon in der Mitte der vierziger Jahre,[1]) war der Fürst bisher noch nie im öffentlichen Dienste gestanden, hatte sich aber schon seit längerer Zeit in der Kammer der Reichsräte durch eine liberalere und nationalere Färbung bekannt gemacht, was ihm freilich wenig Sympathien in dieser stockaristokratischen und partikularistischen Versammlung zuwege brachte, ihn aber schon länger als den Premierminister im Falle einer freisinnigen Phase der Regierung betrachten ließ. Mit der inneren Geschichte seiner Berufung bin ich nicht bekannt und weiß nur, daß der Oberstallmeister Graf Holnstein viel dazu beigetragen hat. Dieser war in jener Zeit eine Art Günstling des Königs, zu welchem er durch sein Amt freien Zutritt hatte, da sich derselbe viel mit seinen Pferden beschäftigte. An Holnsteins Privatcharakter mag viel ausgesetzt worden sein, allein er scheint aufrichtig national gesinnt zu sein, wenigstens wirkte er immer noch in diesem Sinne und benützte seinen Einfluß auf den König nötigenfalls mit Entschlossenheit. Daß übrigens dem Fürsten Hohenlohe viel um die Ernennung zum Minister zu thun war, bewies eine doppelte große, politisch genommen viel zu große Nachgiebigkeit. Einmal verstand er sich dazu, sein Programm dreimal zu modifizieren, als dasselbe beim Könige und im Ministerrat als zu liberal und national Anstand fand. Zweitens bestand er nicht auf einer Neubildung des Ministeriums, obgleich seine Politik in demselben nur Gegner hatte. Bloß den Justizminister Bomhard wollte er nicht dulden, welcher sich zu der extremsten partikularistischen Richtung bekannte und auch im Sinne derselben auf den König einwirkte, dessen einziger politischer Gedanke in einer Heilighaltung seiner Souveränitätsrechte bestand. Und auch diese Entfernung Bomhards ließ lange genug auf sich warten.[2]) Von vornherein geriet der Fürst in eine schiefe Stellung, aus welcher er während seines ganzen dreijährigen Ministeriums niemals wieder ganz herauskam. Er war, gegen seine innerste Ansicht, aber um den König in leidlicher Geneigtheit zu erhalten, zur Anstrebung eines Süddeutschen Bundes genötigt, welcher Bayern eine Suprematie über Württemberg und Baden verschaffen und einen engeren Anschluß an den Norddeutschen Bund verhindern sollte. Dies brachte ihn zu vielfachen und, weil das Ding unmöglich war, nutzlosen und sein Ansehen schwächenden Versuchen, während

[1]) Fürst Chlodwig v. Hohenlohe-Schillingsfürst ist geboren 1819 und übernahm im Januar 1867 das bayrische Ministerium des Auswärtigen.

[2]) v. Bomhard wurde am 27. April 1867 entlassen, vgl. Schultheß a. a. O. VIII. 196.

er den Partikularisten von reinem Wasser doch immer mehr als verdächtig blieb. Die heterogene Zusammensetzung des Ministeriums aber beraubte ihn der festen Unterstützung, welche er namentlich gegenüber den Ständen sehr nötig gehabt hätte. Unter Umständen intrigierte der eine oder der andre der Minister offen gegen ihn, so besonders der Handelsminister Schlör, ein echter Oberpfälzer, wie man in Bayern meinte. Selbst unter seinen Gesandten hatte er fast nur offene Gegner, und doch gelang ihm eine bessere Besetzung der Stellen nicht, da er die ganze bayrische Aristokratie gegen und den König nicht für sich hatte. Doch an allem diesem nicht genug. Bald trat auch eine entschiedene Abneigung der Ultramontanen gegen den Fürsten zu Tage. Sie verziehen ihm seine höchst gerechtfertigten Versuche, gegen die Jesuitenpartei und das Unfehlbarkeitsdogma zu wirken, nicht und strebten mit aller Macht nach seiner Entfernung aus dem Amte, natürlich unter Verbergung ihres wahren Grundes und dem Vorwand spezifisch bayrischen Patriotismus. Und schließlich wurde er vom König nur eben geduldet, etwa bis ein andrer möglich sei. Es scheint, daß der König die Ernennung bald bereute, was er denn auch im gesellschaftlichen Verkehre zeigte. Unter diesen Umständen war es denn fast ein Wunder, daß sich der Fürst so lange erhielt, und es beweist dies jedenfalls für seine Ehrenhaftigkeit, seinen feinen Takt und seine persönliche Liebenswürdigkeit. Selbst den König wußte er allmählich mehr zu gewinnen, so daß dieser ihm einige der höchsten Auszeichnungen, zum Beispiel eines der vier Kronämter,[1] zu teil werden ließ. Sein Sturz erfolgte, als eine Koalition von Ultramontanen und von Partikularisten unter dem Namen der Patrioten durch frechsten Mißbrauch des klerikalen Einflusses auf die altbayrische Landbevölkerung eine kleine Mehrheit in der Abgeordnetenkammer erlangt hatte. Diese Mehrheit griff den Fürsten wegen seiner angeblichen verräterischen Gesinnungen gegen die Souveränität Bayerns auf das unflätigste in der Zweiten Kammer an, wobei sich namentlich einige fanatische Pfaffen (Lucas, Greil, Pfahler, Mahr und der Jesuite en robe courte Jörg) auszeichneten. Von seinen Kollegen im Ministerium wurde er nur lau verteidigt, sie erwarben sich dadurch Begnadigung; in der Kammer der Reichsräte hatte er von jeher fast nur Feinde; er selbst verteidigte sich viel zu höflich und in der solchen Gegnern gegenüber sehr schlecht angebrachten Art eines großen Herrn: so fiel er, ohne daß auch nur eine einzige Thatsache gegen ihn bewiesen, ja auch nur vorgebracht worden wäre.[2])

---

[1]) Der Fürst wurde zum Kron-Oberstkämmerer ernannt.

[2]) Die große Adreßdebatte in der Zweiten Kammer vom 28. Januar bis 12. Februar 1870 endete mit dem von einer 15 Stimmen betragenden Majorität beschlossenen Mißtrauensvotum gegen Hohenlohe, dessen am 15. Februar vorgelegtes

Von mir persönlich ward dies aufrichtig beklagt. Ich war immer sehr gut mit dem Fürsten ausgekommen, zum Teil in seinem Vertrauen gewesen; Geschäfte waren sehr angenehm mit ihm zu machen; man wurde niemals von ihm belogen. Daß ich seine deutsche Politik schwächlich und, weil auf zu weiten Umwegen gehend, falsch fand, ist richtig, allein es stand nur weniger Gutes bevor. Unter den in Bayern gegebenen Umständen war Fürst Hohenlohe die beste Möglichkeit, was sich dann auch sogleich zeigte.

Es wird behauptet, Hohenlohe habe dem König den Grafen Bray als denjenigen bezeichnet, welcher seine Politik im wesentlichen fortsetzen werde. Wenn dem so ist, so hat er keinen großen Beweis von Menschenkenntnis gegeben, denn Bray war gerade das Gegenteil von ihm und hat denn auch eine ganz andre Politik, wenigstens in seinem Innern, und auch in der Wirklichkeit, soweit er sich getraute, befolgt.[1]) Er ist den Ultramontanen geneigt, sehr österreichisch gesinnt und mit Graf Beust nahe verbunden. Einen Eintritt Bayerns in einen Deutschen Bund sah er als ein Unglück an, dem man sich nur in äußerster Not und in der beschränktesten Weise unterwerfen könne. Seine ganz verschiedene Richtung bewies er auch alsbald dadurch, daß er dem Ministerialrat v. Völderndorff, welcher die rechte Hand Hohenlohes und sein vertrauter Ratgeber war, einem Mann von ungewöhnlicher Begabung, das politische Referat abnahm unter dem Vorwande, diese Art von Geschäften selbst besorgen zu wollen. Im übrigen mußte man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das Ministerium nicht gesucht hat, sondern es sich sehr ungern vom König aufnötigen ließ. Er wollte es auch sogleich wieder abgeben, sobald sich jemand dazu gefunden haben würde, und behielt sich daher die Rückkehr auf den Gesandtenposten in Wien vor, zu welchem Ende er anfangs die Stelle offen ließ und erst als das während des Krieges nicht mehr gehen wollte, den Freiherrn v. Schrenk[2]) absandte,

---

Entlassungsgesuch der König am 7. März genehmigte (Schultheß a. a. O. XI. 153—173). — Die Reichsräte verurteilten die Politik des Fürsten mit allen gegen zwölf Stimmen (a. a. O. 150—153).

[1]) Die Programmrede des Grafen Otto Camillus Hugo Bray in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten am 30. März 1870 findet sich in Schultheß XI. 183 bis 184. — Hier wie schon oben ziehen wir es vor, statt auf die umfangreichen amtlichen „Stenographischen Berichte ...“ auf die alles Wesentliche enthaltenden, mit ebensoviel Sachkenntnis als Sorgfalt hergestellten Auszüge aus diesen Sitzungsberichten in dem leichter zugänglichen und handlichen Europäischen Geschichtskalender von Schultheß zu verweisen.

[2]) Freiherr v. Schrenk ging am 16. September 1870 nach Wien, von dem Mißtrauen der Nationalgesinnten begleitet (Schultheß XI. 210). — Der Verfasser spricht über ihn mit einigen Worten oben S. 210.

aber auch nur in außerordentlicher Mission. Es war daher eine wahre Ironie des Schicksals, daß gerade ihn der französische Krieg im Jahre 1870 im Ministerium traf und er sich nun gegen seine innerste Neigung zum engeren Anschluß an Preußen gedrängt sah. Wie ungern er es that und wie sehr er wünschte, die Mitwirkung auf das möglichst engste Maß zu beschränken, zeigte sich freilich; aber ebenso, daß der üble Wille nichts half und daß Bray nicht das Zeug zu einer gelungenen Geltendmachung seiner Wünsche hatte. Die Dinge gingen aber auch gar zu übel für ihn. Der Anerkennung des casus foederis war nicht zu entgehen; der frevelhafte Angriff Frankreichs lag gar zu offen vor, auch war der König selbst allzu entschieden für die Einhaltung des Allianzvertrages mit Preußen. Ebenso mußte sich Graf Bray in die mit voller Kraft eintretenden Rüstungen Bayerns fügen; sein Kollege, der Kriegsminister v. Pranckh, ließ in dieser Beziehung nicht mit sich spaßen. Und noch schlimmer waren die überraschenden Siege gleich bei Eröffnung des Feldzuges, sowie das so gewaltig in Deutschland auflodernde Nationalgefühl und der überall sich erhebende Ruf nach definitiver Einigung. Bray suchte zwar geltend zu machen, daß nach Sedan Frieden zu schließen sei, und die Absicht, Elsaß und Deutsch-Lothringen wieder mit Deutschland zu vereinigen, bezeichnete er als einen großen politischen Fehler. Mit einigen Milliarden Kriegsentschädigung, meinte er, könne man schon zufrieden sein. Allein gegen den Siegesjubel und gegen den Enthusiasmus für die Einheit, welche so herrliche Früchte trage, war nicht aufzukommen. Es war klar, daß Bayern in seiner Vereinzelung nicht zu bleiben vermöge, namentlich da an einem Eintritt Badens in den Deutschen Bund gar kein Zweifel, ein gleicher Schritt von Württemberg sehr wahrscheinlich war.

Auch der Plan, das Möglichste zu retten und aus der wilden Tapferkeit der bayrischen Truppen Kapital zu machen, schlug fehl, wenigstens in der Art und in der Ausdehnung, wie es beabsichtigt war.[1]) Es schien nämlich Bray vor allem nötig, das Minimum der preußischen Forderungen zu kennen, und er glaubte daher einen sehr schlauen Zug zu thun, als er darum bat, der Vor-

---

[1]) Graf Otto v. Bray-Steinburg hatte schon im Jahre 1866 eine wichtige politische Rolle gespielt: im August und dann im September dieses Jahres führte er in Gemeinschaft mit v. d. Pfordten die Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Bayern und erscheint auch als Mitunterzeichner des geheimen Allianzvertrags. Hierüber sowie über seinen Anteil an den Konferenzen mit Delbrück zu München vom 22. bis 26. September 1870 und an dem Vertragsschluß zu Versailles bietet die wichtigsten Aufschlüsse die Schrift „Graf Otto v. Bray-Steinburg. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben ... Leipzig 1901", S. 97 f. u. 119 f., welche das nötige Material liefert für eine die gesamte Laufbahn des bayrischen Staatsmannes umfassende Beurteilung.

stand des Bundeskanzleramts, Staatsminister Delbrück, möge auf der Rückreise aus dem Hauptquartier in Versailles, wo sich derselbe eben befand, seinen Weg über München nehmen. Hier sollte dann in aller Schnelligkeit eine Sonderstellung für Bayern verabredet werden, und um gar nichts nachgeben zu müssen, ließ man sämtliche beabsichtigten Forderungen vom König genehmigen, womit man jede Diskussion abzuschneiden glaubte. Auf eine solche plump-pfiffige Weise ließ sich aber Graf Bismarck leider nicht fangen. Delbrück kam zwar nach München, aber ohne allen Auftrag, wie er versicherte, und ohne Berechtigung, sich über etwaige Forderungen oder Einräumungen des Norddeutschen Bundes zu äußern, lediglich nur, um zu vernehmen, was Bayern mitzuteilen habe. Dabei schlug er, der besseren Ordnung und Uebersicht wegen, vor, die Verfassung des Bundes als Grundlage der Besprechungen anzunehmen. Da nun gar Württemberg zu gleicher Zeit bestimmt verlangte, zu den Verhandlungen beigezogen zu werden, und sein Hauptminister Mittnacht selbst erschien, so war Graf Bray unversehens durch sein eignes Vorgehen in die unangenehme Lage gekommen, die bestehende Verfassung des Norddeutschen Bundes als Grundlage für das Verhältnis von Bayern von vornherein anerkennen und mit seinen Forderungen an das Licht treten zu müssen, ohne auch nur einen Gegenvorschlag von Preußen zu erfahren. Auch war durch die Haltung Württembergs den bayrischen Sonderbestrebungen eine Unterstützung genommen, auf welche gerechnet worden war. Delbrück nahm verbindlichsten Abschied und versicherte, erst in Berlin eine so wichtige Sache bearbeiten und seinen Bericht an den Bundeskanzler erstatten zu können, ließ aber nie wieder etwas von sich hören, und Graf Bray mußte sich gestehen, einen völlig falschen Schachzug gethan zu haben und nicht der Mann zu sein, die Preußen zu überlisten. Indessen konnte er ja abwarten; vielleicht war bei den einstigen Friedensverhandlungen Gelegenheit, das jetzt nicht Errreichte durchzusetzen. Allein auch damit sollte es nicht glücken.

Mitten in der Belagerung von Paris begaben sich auf Bismarcks Einladung die leitenden Minister von Württemberg und Baden nach Versailles, um über den alsbaldigen Eintritt ihrer Staaten in den Deutschen Bund zu verhandeln. Dies war ein Donnerschlag für Graf Bray. Er entschloß sich augenblicklich, auch dahin abzureisen in Begleitung des Kriegsministers v. Pranckh und des Justizministers Lutz,[2]) um wenigstens an den gemeinsamen Unterhandlungen Anteil zu nehmen. Sehr betroffen mag er gewesen sein, als er bei seiner Ankunft fand, daß solche gemeinschaftliche Konferenzen gar nicht stattfinden sollten. Es wurde mit jedem der drei süddeutschen Staaten, welche ja rechtlich ganz unabhängig und

[1]) Die Abreise der drei Minister erfolgte am 20. Oktober (Schultheß XI. 217).

miteinander nicht verbunden waren, besonders verhandelt und abgeschlossen. Baden trat kurzerhand ohne alle Ausnahmebewilligungen in den Bund; Württemberg mit verhältnismäßig kleineren Bedingungen: so blieb für Bayern nur die Auskunft, hartnäckig und auf die Gefahr eines gänzlichen Mißerfolges seine viel weiter gehenden Forderungen zu stellen, bei deren Gelingen aber eine mit allgemeinem Mißtrauen und Widerwillen angesehene Sonderstellung in Deutschland einzunehmen, welche es mit Notwendigkeit in nicht abzuwendende Häkeleien und vielleicht Schlimmeres verwickeln mußte. Es lag nun Preußen daran, ganz Deutschland noch während des Krieges zu einem Ganzen zu bilden, damit nicht etwa bei den Friedensverhandlungen Spaltungen und Intriguen den Gewinn gefährdeten. Deshalb erhielt Bayern in der That eine Reihe von Konzessionen, zahlreichere und bedeutendere, als wünschenswert war und als hoffentlich auf die Dauer bestehen bleiben werden. Allein die Hauptsache wurde doch erreicht: Bayern trat dem Bunde bei, und den Grafen Bray traf das tragische Schicksal, den Vertrag unterzeichnen zu müssen.[1]) Wie schmerzlich ihm das war, zeigte er denn auch. Er intrigierte in Stuttgart, um die Ratifikation des dortigen Vertrages zu hintertreiben; er nahm Anteil an einer Zettelung im Hauptquartier, welche das Ganze nachträglich in Gefahr bringen konnte; er verteidigte in der Kammer der Abgeordneten die von den Ultramontanen angegriffenen Abmachungen höchst schwach,[2]) so daß der eigne geheime Wunsch einer Verwerfung seines eignen Werkes für den Stumpfsten durchblickte; er war zur Vorbereitung einer kräftigen Maßregel im Fall einer Nichtannahme nicht zu bewegen. Kurz, er zeigte sich in der ganzen Sache unfähig als Politiker, jedes größeren Blickes und Gefühles bar, weder entschlossen zur Entsagung eines Amtes, welches ihm innerlichst verhaßte Handlungen auflegte, noch zur ehrlichen Unterwerfung unter das als unvermeidlich Anerkannte. Das Ergebnis für ihn aber war, daß er von allen Parteien mißachtet wurde und man sich vornahm, bei dem nächsten Budget den Gesandtschaftsposten in Wien anzugreifen.

Es ging offenbar nicht länger. Die öffentliche Meinung verlangte einen entschiedeneren, kräftigeren Mann, wenn auch die Wünsche über die politische Richtung eines solchen weit auseinandergehen mochten. Graf Bray wollte nicht durch längeres Verbleiben seinen Lieblingswunsch, nach

---

[1]) Der Vertrag zwischen dem Norddeutschen Bunde und Bayern über die Gründung eines Deutschen Bundes wurde am 23. November 1870 in Versailles geschlossen (gedruckt bei Schultheß XI. 242—250).

[2]) Die Vertretung der Regierung bei den Beratungen der Zweiten Kammer über die Versailler Verträge vom 11. bis 21. Januar 1871 führte allerdings Minister v. Lutz, während Graf Bray sich sehr im Hintergrund hielt (Schultheß a. a. O. XII. 38—67).

Wien zurückzukehren, einer ernsten Gefahr aussetzen.[1]) Dem König mochte er auch entleidet sein. Man suchte also nach einem Nachfolger, und nach verschiedenen mißglückten Versuchen und Intriguen fand man endlich einen solchen in dem Grafen Hegnenberg-Dux. Derselbe war früher lange Zeit Präsident der Kammer der Abgeordneten gewesen und gemeinschaftlich mit seinem Freunde Lerchenfeld an der Spitze der zwar loyalen und royalistischen, aber sehr unabhängigen Opposition gestanden und hatte großen Einfluß auf die bayrischen Angelegenheiten geübt. Er war im ganzen Lande als ein Ehrenmann hochgeachtet, und schon wiederholt hatte man sich Mühe gegeben, ihn aus seiner Zurückgezogenheit auf seinen Gütern herauszulocken und ihn zur Annahme eines Ministeriums zu bewegen, jedoch immer vergeblich. Er hatte keine Lust, wieder in die öffentlichen Geschäfte zu treten und erachtete auch seine Gesundheit denselben nicht gewachsen. Wie er jetzt zur Annahme bewogen wurde, ist mir nicht genau bekannt geworden, genug, er verstand sich dazu, einen Versuch zu machen.[2]) Leider hatte er seine Kräfte richtig gekannt, nach nur wenigen Monaten, kurz nach meinem Abgange von München, starb er, allgemein bedauert. Welche Erfolge er als Minister gehabt hätte, ist unter diesen Umständen schwer zu sagen, stand er doch nicht einmal einer Ständeversammlung gegenüber; jedenfalls wäre es eine ehrliche, aufrichtige Regierung gewesen. Ich kam mit ihm nur noch wenig in Berührung, diese war aber von der erfreulichsten Art. Wir kannten uns schon seit vielen Jahren, wenn auch nicht intim; namentlich hatte ich ihn, der nie in die Stadt kam, während meines jetzigen Aufenthaltes gar nicht gesehen; er kam mir aber nur mit größter Freundlichkeit und Offenheit entgegen, und ich bin überzeugt, daß seine Erklärung, mit mir nach allen Kräften gemeinschaftlich gehen zu wollen, aufrichtigst gemeint war und sich bei beiderseitigem längeren Zusammensein auch verwirklicht hätte. Offenbar bedauerte er meine Abberufung in hohem Maße. Graf Hegnenberg war ein schlichter, offenherziger, biederer Mann, auf diplomatische Finessen und Schleichwege hätte er sich nicht eingelassen, allein damit ist nicht gesagt, daß er nicht gerade deshalb gut gefahren wäre. In deutschen Dingen wäre er sicherlich ehrenhaft und verständig vorgegangen; doch glaube ich nicht, daß er ohne partikularistische Färbung gewesen wäre. Auch ich habe seinen Tod höchlichst beklagt.

---

[1]) Noch 24 Jahre lang, nämlich von 1871—1895, war Bray bayrischer Gesandter in Wien (vgl. die S. 324, Anm. 1 citierte Biographie S. 207).

[2]) Graf Hegnenberg-Dux wurde am 21. August 1871 zum Staatsminister des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Vorsitz im Ministerrat ernannt und starb am 2. Juni 1872 (vgl. Allgem. dtsch. Biogr. XI. 285–288).

Mit den übrigen bayrischen Ministern habe ich nicht viel zu thun gehabt, doch kann ich des Verkehrs mit ihnen mich bloß beloben.

Der Justiz- und Kultusminister v. Lutz war ein gescheiter, energischer und sehr ehrgeiziger Mann, welcher allmählich, als sich die Schwäche des Grafen Bray immer mehr zeigte, den Plan sehr deutlich sehen ließ, an dessen Stelle das Ministerium des Aeußern und den Vorsitz im Ministerrate zu erlangen. — Den Handelsminister Schlör habe ich oben schon gezeichnet. — Vielleicht nicht sehr talentvoll, allein kräftig und ehrenhaft war der Kriegsminister v. Pranckh. Er machte aus seinem bayrischen Partikularismus kein Geheimnis, widerstand aus allen Kräften einer Verschmelzung des bayrischen Heeres mit dem preußischen und hielt selbst in schädlicher Weise eigne Bewaffnung, eigne Signale und so weiter aufrecht; allein er war doch verständig genug, die vielen Vorzüge der preußischen Militäreinrichtung einzusehen und sie, soweit sie mit seinem Absonderungsplan nicht zusammenhingen, nachzuahmen, und war so ehrlich, an der Allianz und später an den Versailler Verträgen fest zu hängen. Als Administrator erwies er sich höchst lobenswert. So konnte er bei dem plötzlichen Ausbruche des Krieges von 1870 das bayrische Heer in voller Kriegsstärke fast ebenso schnell mobilisieren und an den Rhein schicken, als dies Preußen gethan, und ebenso erfolgten die Nachsendungen kräftig und ausreichend.

Das diplomatische Corps in München war während meines Aufenthaltes ziemlich zahlreich, und es gingen auch viele Veränderungen in demselben vor, so daß ich mit vielen Menschen bekannt wurde. Mit den meisten freilich ging mein Umgang über die Anforderungen des gesellschaftlichen Anstandes nicht hinaus. Sie sprachen mich persönlich nicht an, führten ein mir nicht zusagendes leeres Leben, welches sich um Kartenspielen, feine Diners und tödlich langweilige Routs drehte; im Sommer war ohnedies niemand in der Stadt, da nach Münchner Sitte alles an den Gebirgsseen, namentlich in Starnberg, lebte (was ich denn auch, wenigstens einmal und zwar mit vielem Genuß, that). Auch wollte ich keine gesellschaftlichen Verpflichtungen übernehmen, welche ich nicht hätte zurückgeben können. Um ein großes Haus zu machen, war ich nicht reich genug, das unglückliche schwere Gehör meiner Frau aber verhinderte die kleinere feinere Geselligkeit, deren Mittelpunkt notwendig die Frau vom Hause sein muß. Auch wurde mir in meinem Alter das Ausgehen am späten Abend immer beschwerlicher. Daher denn hier nur einige Worte über den einen und andern meiner Kollegen.

Der päpstliche Nuntius Meglia[1]) war ein glatter, intriganter Pfaffe, welcher in den süddeutschen Kirchenverhältnissen sehr ungünstig wirkte und

---

[1]) Pierre François Meglia, Erzbischof von Damaskus.

keinen Begriff von dem deutschen geistigen Leben hatte. Ich brach nach einiger Zeit jeden Verkehr mit ihm ab, da er sich in ungezogener Weise über das Verhalten der badischen Regierung äußerte, worauf ich ihm derb antwortete und den Rücken wendete.

Oesterreichische Gesandte erlebte ich drei: den Grafen Trautmannsdorf, späteren Botschafter in Rom, einen vornehm höflichen, mäßig begabten jungen Mann; den Grafen Ingelheim, einen persönlich liebenswürdigen Hochreaktionär, welchen Graf Beust bald abberief, weil er eigne Politik treiben wollte; endlich den Baron Bruck, einen Sohn des bekannten österreichischen Finanzministers, ohne Zweifel der gescheiteste von den dreien, allein mit einem starken Beigeschmack von Parvenu. Bei den beiden erstgenannten war die Seele der Gesandtschaft ein Legationsrat Zwierzina, seit vielen Jahren in München Kanzleichef und auf das genaueste vertraut mit den mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung, geeignet und bereit, namentlich auch die schmutzigen Geschäfte in Tripotage mit Zeitungsschreibern, Spionen und so weiter zu machen. Da Bruck ihn, ich weiß nicht genau warum, fernehielt, so machte er sich durch lauten Klatsch über ihn Luft. Von einem Grandseigneur wie Trautmannsdorf hätte er sich solches gefallen lassen, aber nicht von einem jungen Manne, den er nicht höher stellte, als sich selbst. Er trat später ganz ab und starb, ich möchte glauben, halb aus Verdruß. — Der russische Gesandte Ozeroff war ein liebenswürdiger alter Mann, mit dem ich auf freundlichstem Fuße stand, jedoch ohne vielen näheren Umgang. Unsre Interessen sowohl als Gewohnheiten waren doch zu verschieden. — Mit dem englischen Gesandten Sir Henry Howard verkehrte ich anfänglich viel. Er war wegen seines unablässigen und bis zur Zudringlichkeit gehenden Ausfragens berüchtigt; allein da er auf diese Weise vieles wußte, so konnte ich mich bei ihm am besten über den neuen Boden, auf dem ich mich befand, orientieren. Allmählich wurde er mir aber langweilig, und ich zog mich mehr zurück. Er war ein Mann von weniger Begabung, reaktionär und namentlich sehr eingenommen für den depossedierten König von Hannover, gegen Preußen feindlich gesinnt, ultramontan. Ihn, einen fast fanatischen Katholiken, gerade nach München zu schicken, war nicht eben sehr weise von der englischen Regierung. Sie muß notwendig falsch von ihm über bayrische Zustände und über die deutschen im allgemeinen unterrichtet worden sein; freilich sollen seine Berichte meistens ungelesen in den Papierkorb gewandert sein wegen ihrer unerträglichen Breite und Langweiligkeit. Allein warum ihn dann beibehalten? Kurz nach meinem Abgange wurde auch er abberufen und allerdings durch einen fähigeren Mann, Morrier, ersetzt. — Ein höchst liebenswürdiges Paar waren der französische Gesandte, Marquis, später Herzog Cadore und seine Frau,

ein Nachkomme des berüchtigten Pascha Bonneval.[1]) Sie waren sehr bonapartistisch gesinnt — die Marquisin war Hofdame der Kaiserin gewesen —, allein dies trat nicht störend hervor, und nichts konnte feiner und angenehmer sein als der Ton im Hause. Daß Cadore, so viel er konnte, gegen die deutsche Einigung zu wirken suchte, war seine Schuldigkeit und jahrhundertealte französische Politik. Ob er durch Nachrichten über die zu erwartende Neutralität Bayerns zu dem Kriege von 1870 beigetragen hat, ist Gegenstand öffentlichen Streites gewesen. Ich für meinen Teil bin von der Wahrheit der Beschuldigung vollkommen überzeugt, allein, aufrichtig gesprochen, wie viel hat denn gefehlt, daß er recht bekommen hätte? Im übrigen waren bei der französischen wie bei der österreichischen Gesandtschaft Untergeordnete, welche nach schlechter alter diplomatischer Sitte im geheimen viel Unfug trieben mit Ausforschen, Bestechungen und so weiter. — Von zwei italienischen Gesandten war der eine, ein Bekannter von Frankfurt, Marchese Oldoini, ein geschminkter Geck, mehr einem Perückier als einem vornehmen Manne ähnlich, der andre, Marchese Migliorati,[2]) ebenfalls eine etwas lächerliche Figur, welcher mit dem Gelde seiner kleinen Frau, einer Peruanerin, deren Vater im Guanohandel reich geworden war, sich brüstete, dabei, wie es so oft bei ungewöhnlich kleinen Leuten der Fall ist, sehr händelsüchtig war. Infolge solcher thörichter Streitigkeiten wurde er bald unmöglich in München. — Von drei belgischen Gesandten war General Beaulieu, ebenfalls ein Frankfurter Bekannter,[3]) ein abgefeimter Intrigant; der zweite, Graf van der Straten-Ponthoz, eine Karikatur aus der Zopfzeit und eine Null; der dritte, Baron Greindl, ein sehr schweigsamer, zurückgezogen lebender Mann, ein Art von Künstler und Gelehrter. — Allerlei anderweitige Gesandte für Schweden, Spanien, die Schweiz, Nordamerika (Bancroft) waren nur vorübergehende Erscheinungen, da sie anderwärts lebten. Auch meinen alten Freund Heinrich Gagern habe ich nur bei Durchreisen desselben gesehen. So blieben mir denn zu näherem Umgange hauptsächlich nur die Deutschen. Dieselben waren aber: der preußische beziehungsweise norddeutsche Gesandte Freiherr v. Werthern, die württembergischen Gesandten Graf Degenfeld, später Freiherr v. Soden; der sächsische Gesandte Graf Könneritz.

---

[1]) Ein merkwürdiger militärischer Abenteurer, geb. 1675, gest. 1747, in französischen, österreichischen und türkischen Diensten, trat 1730 zum Islam über, nahm den Namen „Achmed“ an und wurde vom Sultan zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt.

[2]) Marquis Filippo Oldoini 1867 und 1868 und Marquis Antonio Migliorati 1869 und 1870 in München.

[3]) Vgl. oben S. 226.

Am meisten verkehrte ich mit Herrn v. Werthern,[1]) teils weil er mir sehr sympathisch war, teils weil die Politik unsrer Regierungen in gleicher Richtung ging und ich mich auf seine Mitteilungen ganz verlassen konnte. Er war ein sehr fähiger Mann, unermüdet thätig, wenn es sich um ein Interesse Preußens oder einen Auftrag Bismarcks handelte, vor welchem er die höchste Achtung hegte, obgleich derselbe ihn auf früheren Posten etwas rauh behandelt hatte.[2]) Mit dem sonst so unnahbaren Könige wußte er sich durch den Grafen Holnstein eine wenigstens mittelbare einflußreiche Verbindung zu verschaffen. Ohne ein Gelehrter zu sein oder viel zu lesen, war er fein gebildet und beschäftigte sich viel mit Kunst und Künstlern. In der bayrischen höheren Gesellschaft war er nicht beliebt, teils als der eifrige Vertreter einer in diesem Kreise gehaßten Regierung, teils weil er sich wenig um sie bekümmerte und dessen auch kein Hehl trug. Ebenso klagte man in der Diplomatie über Rücksichtslosigkeit und unangenehme Verschlossenheit, was denn auch insofern ganz begründet war, als er wenige Umstände mit solchen machte, die er für einfältig oder für übelgesinnt hielt. Dagegen stand er in großem Ansehen bei der Bürgerschaft, mit welcher er viele und vielerlei Beziehungen unterhielt. Zu Einwirkungen auf die öffentliche Meinung, besonders durch die Presse, fehlte es ihm weder an bedeutenden pekuniären Mitteln, noch an Freiheit des Handelns. Ueberhaupt lernte ich hier am meisten den großen Unterschied zwischen der Bedeutung der Gesandtschaft eines großen Staates und der Vertretung einer mächtigen und gefürchteten Politik und der ärmlichen Existenz eines kleinen Gesandten kennen, welche gerade eben nur so viel gilt, als er sich persönlich geachtet und beliebt zu machen weiß, so daß man vielleicht seiner Regierung etwas zu Gefallen thut, weil er es wünscht, nicht aber ihm etwas nachsieht, weil seine Regierung hinter ihm steht. Werthern machte nicht eigentlich ein großes Haus, allein er trat sehr anständig auf, wenn eine besondere Veranlassung dazu war. Seine Frau[3]) war ein prächtiges Weib von einer seltenen Geradheit, Ehrlichkeit und Offenheit, verbunden mit den feinsten Sitten der großen Welt. — Daß mein jüngerer Sohn während der ganzen Kriegszeit von 1870 und 1871 in der Abwesenheit des zur Armee einberufenen Legationssekretärs sich als freiwilliger Arbeiter auf der norddeutschen Gesandtschaft ausbilde, gab ich sehr gern zu. Er hatte einen strengen aber wohlwollenden Vor-

---

[1]) Georg Freiherr, später Graf v. Werthern, 1867—1888 preußischer Gesandter am bayrischen Hofe. Seine höchst verdienstliche Wirksamkeit in München schildert auch v. Poschinger im „Bismarck-Portefeuille II. 183—186".

[2]) Persönlich blieb Bismarck Werthern stets zugethan, wie v. Poschinger a. a. O. weiter ausführt.

[3]) Tochter des Herrn v. Bülow in Elvershagen.

gesetzten an Herrn v. Werthern, dessen Empfehlungen in Berlin ihm auch seine Laufbahn im Reichskonsulatdienste eröffneten.

Den Württembergern stand ich schon als Landsmann und als früherer Bekannter näher, doch in verschiedenem Grade. Graf Degenfeld war bei meinem Eintritte in München Doyen des diplomatischen Corps und schon seit vielen Jahren hier beglaubigt. Er kannte somit Personen und Verhältnisse genau, hielt auch mit Mitteilungen nicht zurück, diese mußten aber mit Vorsicht aufgenommen werden. Degenfeld war ein cynischer Sonderling. Er hatte seine Köchin geheiratet, aber hierzu die Erlaubnis nur unter der Bedingung erhalten, daß er die Frau nicht vorstelle. Hierzu kam, daß die Stände seinen Gehalt gekürzt hatten, so daß er klein leben mußte. Er brach infolge dieser Verhältnisse allen und jeden geselligen Verkehr ab, sah niemand als Gast bei sich und nahm niemals eine Einladung an. Doch blieb er ein Mittelpunkt von Verkehr und von Nachrichten. Vormittags kamen viele Männer aus der höheren Gesellschaft zu ihm, und hier wurde dann geklatscht und medisiert. Er selbst hatte viel Verstand, Weltkenntnis und ein scharfes Urteil, aber Wohlwollen und Billigkeit gehörten nicht zu seinen Eigenschaften. Es war daher geraten, das hier Gehörte cum beneficio inventarii anzunehmen. Mit seinem Vorgesetzten, dem Minister Varnbüler, kam er schlecht aus; dessen Unzuverlässigkeit und Hin- und Herwinden waren seiner stockaristokratischen und ultrakonservativen Meinung zuwider, und es scheint, daß er sich wenig scheute, dieses fühlbar zu machen. So wurde er denn eines schönen Tages in Ruhestand versetzt. Seine Empörung hierüber war grenzenlos, und seine Gespräche nahmen jetzt einen so bitteren Charakter an, daß es unangenehm wurde, sie anzuhören, selbst für den ganz Unbeteiligten. Ich zog mich daher allmählich zurück.

Sein Nachfolger, Freiherr v. Soden, war ein noch ganz junger Mann.[1]) Mit einer Münchnerin verheiratet, stand er in verzweigten Verbindungen mit verschiedenen Kreisen, was dann für den Dienst Vorteile, aber sicher auch Nachteile hatte. Ueberdies war er sehr diensteifrig und immer in Bewegung, um zu sehen und zu hören. Ich war von Karlsruhe aus vor ihm gewarnt worden, da er mit den österreichischen und französischen Gesandten in zu enger Verbindung stehe, kann aber nicht sagen, daß ich ihn unzuverlässig und falsch gefunden hätte. Die unsichere Politik seines Ministers, mit welchem er sehr vertraut stand, machte allerdings auch seine Haltung zuweilen ungewiß und schwankend, allein es war dies nicht seine Schuld. Wir haben uns viel gesehen, und ich habe

---

[1]) Freiherr v. Soden, geb. 1831, vermählt mit einer geb. Freiin Drechsel auf Deufstetten.

immer gern mit ihm zu thun gehabt. An dem Eintritte Württembergs in das Deutsche Reich hatte er allerdings keine Freude, es war dies aber dem jungen Manne, welcher mit einem Male alle seine Lebenspläne und Hoffnungen wo nicht zerstört, doch äußerst bedroht sah, kaum zu verdenken.

Der sächsische Gesandte Graf Könneritz[1]) war ein feiner, eleganter, noch junger Mann, mit dem ich zwar nicht intim wurde, in dessen Gesellschaft ich mir aber gefiel. Als ein möglicher Heiratskandidat war er sehr gern in der Gesellschaft gesehen, freilich ohne daß er die auf ihn gezogenen Wechsel acceptiert hätte. Seine amtliche Stellung als Gesandter eines im Nordbunde befindlichen Staates war nicht eben beneidenswert. Selbstverständlich war nur der Gesandte der Präsidialmacht mit den irgend wichtigeren Geschäften betraut und zu ihnen geeignet, und der sächsische Gesandte hatte kaum etwas andres zu thun, als Situationsberichte zu machen, wenn er etwas erfuhr. Zu letzterem trug übrigens Freiherr v. Werthern, obgleich ein naher Verwandter, nicht eben viel bei.

Ueber meinen gesellschaftlichen Umgang in München außerhalb des diplomatischen Kreises nur wenige Worte. Das spezifische Münchner Leben, welches sich in mehr oder weniger reinlichen Bierlokalen abspielt und welches dem Reisenden zu großem Staunen und wohl auch Vergnügen gereicht, war nicht nach meinem Geschmacke. Man muß sich, um es anständig und erfreulich zu finden, schon jung daran gewöhnt haben. Nur sehr ausnahmsweise besuchte ich daher bei besonderen Veranlassungen einen der Biergärten, wenn abends die Gunglsche Kapelle spielte, oder zur Bockzeit im Frühjahr den Bockstall (einen schattenlosen, offenen Hof, in welchem man sich stehend, bei brennender Mittagssonne, in der einen Hand das Bierglas, in der andern ein Stück Brot haltend, in der buntesten Gesellschaft vom Fürsten bis zum gemeinen Soldaten des berühmten Gebräues erfreute), oder endlich eine der mehr oder wenig geschlossenen Gesellschaften von Gelehrten und Künstlern, welche sich zwar nicht unter freiem Himmel, aber doch unweigerlich in einem Bierhause versammelten. Mit einiger Mühe konnte man doch auch anders leben. Es waren aber zwei verschiedene, voneinander in der Regel völlig getrennte gesellschaftliche Schichten, welche mir naturgemäß zugänglich waren, die eine die sogenannte „Gesellschaft“ vermöge meiner Stellung, die andre, die Gelehrten- und Künstlerwelt, durch meine Vergangenheit und meinen litterarischen Namen.

Die aristokratische Gesellschaft konnte ich nicht ganz vermeiden, so wenig sie mir im ganzen auch zusagte. Die Formen der größeren Zusammenkünfte waren die in der ganzen Welt bei den höheren Ständen

---

[1]) Richard Leo Graf v. Könneritz, geb. 1828, blieb unvermählt.

gebräuchlichen Diners, Bälle, Routs. Man kleidete sich an und fuhr aus zu einer Stunde, in welcher vernünftige Menschen sich zu Bette legen, erstickte in heißen Zimmern, konnte in dem Gedränge kein ordentliches Gespräch führen, wenn je Gelegenheit dazu gewesen wäre; war vielleicht viertelstundenlang durch ein paar Damenschleppen in eine Ecke gebannt. Dabei wurde nicht einmal die Neugierde befriedigt. München war nicht groß genug, um eine Abwechslung der diese Kreise Besuchenden zu liefern; schließlich waren es immer wieder die nämlichen Menschen, nur die Frauen in verschiedenen Kleidern. Ich besuchte daher diese Art von geselligen Zusammenkünften mit jedem Jahre weniger. Von Familien, welche eine ungezwungenere feinere Geselligkeit gepflegt hätten, so daß man sich ohne Aufforderung beim Theetische einfinden konnte, ist mir wenigstens nichts bekannt geworden. Auch wäre die Sache ziemlich schwer zu machen gewesen und zwar aus zwei Gründen. Einmal wegen der allgemein üblichen frühen Eßstunde, welche am Abend eine substantiellere Nahrung nötig macht als eine Tasse Thee. Sodann weil die Männer, welche genötigt waren, ihre Erholung in ihrem Bierlokal zu suchen, nur ungern und selten gekommen wären. Mehr sah ich von den Männern dieser Klasse, und zwar in dem sogenannten Herrenklub, einem adeligen Kasino. Es war dasselbe hauptsächlich zum Spielen bestimmt, doch konnte man immer auch solche treffen, welche keine Partie machten, und man hatte wenigstens die Bequemlichkeit des Sichgehenlassens und verständiger Rede. Daß es gerade eine sehr anregende, geistreiche und unterrichtete Gesellschaft gewesen sei, will ich nicht sagen; der Mangel an höherer Bildung, welcher vorzugsweise die höheren Stände verunzierte, machte sich gar zu sehr geltend, und die Unterredung drehte sich hauptsächlich um Hofgeschichten, Theater, partikularistische Interessen Doch waren allerdings auch interessantere Männer hier zu treffen, so der General v. d. Tann, Fürst Hohenlohe, Freiherr v. d. Pfordten. Undankbar von mir wäre es, den Freiherrn v. Gumppenberg, einen Offizier der Hatschiergarde, mit Stillschweigen zu übergehen, da er mir während meines ganzen Aufenthaltes in München freundlichstes Wohlwollen erwies.

Ansprechender für mich war der Umgang mit Gelehrten und Künstlern, zu welchem sich in München als dem Sitze einer Akademie und einer Universität und als einer Kunstmetropole reichliche Gelegenheit bot. Teils früher schon vertraut, teils jetzt in näheren Beziehungen war ich dann namentlich mit folgenden berühmten Männern: Mit dem großen Chemiker Liebig, einem Jugendbekannten aus Paris.[1]) Er war noch immer thätig in seiner

[1]) Vgl. v. Völderndorffs Skizze „Im Hause von Justus von Liebig" in seinen „Harmlose Plaudereien ... N. F. 278 f.", und „Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, 200—201". — Seinen Verkehr mit Liebig in Paris erwähnt Mohl I. 135.

Wissenschaft, interessierte sich aber auch sehr für Politik, in welcher er fast zu den Radikalen gehörte. Eine schlecht geheilte Zerschmetterung des Kniegelenkes machte ihm das Ausgehen beschwerlich. Ich aber hatte zu bedauern, daß ich nicht Whist spielte, was seine regelmäßige und leidenschaftlich von ihm gesuchte Abendunterhaltung war. Es sei meine Unwissenheit, meinte er, nicht ein Fehler, sondern ein Laster. Seiner Einwirkung verdankte ich wohl hauptsächlich die Wahl in den Maximilians-Orden. — Mit dem Stiftsprobste Döllinger. Unbestritten der erste katholische Theologe seiner Zeit, war er überhaupt von einer staunenswerten Gelehrsamkeit. In der Akademie der Wissenschaften konnte ich an seiner Gegenwart des Wissens nur bewundernd hinaufsehen. Dabei war er einfach-liebenswürdig im Umgange, von den bescheidensten Gewohnheiten; abgesehen von einer bedeutenden, zu meinem bibliothekarischen Schmerze schlecht in Ordnung gehaltenen Bibliothek, waren die häuslichen Umgebungen des berühmten, hochgestellten Mannes von denen eines Dorfgeistlichen kaum verschieden. Daß ich durch das römische Konzil in den Jahren 1869 und 1870 näher zu ihm geführt wurde, ist oben [1]) bereits bemerkt. — Mit dem Professor der Physik Jolly. Wir waren schon in Heidelberg als Kollegen uns nahegestanden, [2]) und ich fand auch jetzt in ihm einen treuen Freund und immer freundliche Aufnahme in seinem Hause. Als Schriftsteller oder, soviel ich weiß, als Entdecker hat er sich keinen großen Namen gemacht, allein er war ein bewundernswerter Dozent von unübertrefflicher Klarheit und Eleganz der Darstellung, auf das genaueste vertraut mit der ganzen Geschichte und mit dem jüngsten Stande seiner Wissenschaft, ein Mann von scharfem, hellem Urteile, dabei gerade, ehrlich, rührend neidlos. — Mit Obermedizinalrat v. Pfeufer. Ebenfalls ein früherer Heidelberger Kollege, jetzt in München der erste Arzt. Ausnehmend klug, witzig, ohne alle Illusionen, ein guter deutscher Patriot, welcher mir aus seinem Schatze genauester Kenntnis des Lebens in der höheren Münchner Gesellschaft die ergötzlichsten Mitteilungen zu machen liebte. Unglücklicherweise starb er in höchst tragischer Weise bei einem Ausfluge an den Achensee. [3]) — Ferner mit dem Geschichtschreiber Giesebrecht; mit dem namentlich durch seine gesetzgeberischen Arbeiten in Griechenland berühmten Germanisten Staatsrat v. Maurer; mit den tüchtigen Juristen Paul Roth, Planck, Windscheid, dem Nachfolger Vangerows in Heidelberg; mit dem Direktor der großen Bibliothek Halm. — Von Künstlern aber sah ich in häufigem und häuslichem Umgange: den Schlachtenmaler Kotzebue, einen feingebildeten, welterfahrenen Mann; den Landschafter

[1]) Vgl. S. 318—319.
[2]) Vgl. I. 241; 244.
[3]) Vgl. I. 239.

Bernhard Fries; den talentvollen Zeichner kaukasischer Kriegsscenen Horschelt; namentlich aber den jungen Lenbach, welcher eben anfing, als erster Porträtmaler seiner Zeit anerkannt zu werden, wozu namentlich ein von ihm gemaltes Bild, welches in der großen Ausstellung von 1869 das größte Aufsehen machte,[1]) viel beitrug, ein geistreicher, witziger Mensch, welcher seinen Mangel an höherer Jugendbildung durchaus nicht vermissen ließ. Daß ich auch die Ateliers der Kaulbach, Piloty und so weiter besuchte, versteht sich von selbst, doch fand ein näherer Umgang nicht statt.

Zwei regelmäßige Zusammenkünfte unterhielten und erweiterten diese Bekanntschaften mit geistig bedeutenden Männern: die Akademie der Wissenschaften mit Gelehrten; die Gesellschaft der Zwanglosen mit Künstlern und Dichtern. — In die Akademie, und zwar in deren historische Klasse, wurde ich im Jahre 1869 als ordentliches Mitglied erwählt. Hier fanden dann unter Döllingers Vorsitz monatliche Sitzungen statt, in welchen der Reihe nach die Mitglieder, deren etwa 18—20 waren, Vorträge hielten. Ansprechender jedoch waren die Gespräche vor und nach den Sitzungen. Außer Döllinger, Maurer, Roth, Giesebrecht befanden sich noch in der Klasse die Historiker Cornelius, Kluckhohn, Riehl, General Spruner, Friedrich, Löher. Die andern beiden Klassen, namentlich die mathematisch-naturwissenschaftliche, mögen eine größere Anzahl von berühmten Männern aufzuweisen gehabt haben; im ganzen habe ich übrigens keine Veranlassung gefunden, meine anderwärts (in den Monographien über Staatsrecht, Völkerrecht und so weiter)[2]) geäußerte Meinung zu ändern, daß München nicht den Stoff zu einer wirksamen und hochangesehenen Akademie der Wissenschaften besitze. Einige der Lokalberühmtheiten, welche in Ermangelung von Besseren die Reihen füllten, waren geradezu Karikaturen.

Viel Genuß verschaffte mir die Gesellschaft der Zwanglosen.[3]) Diese aus etwa 60 Mitgliedern bestehende Gesellschaft versammelte sich jede Woche einmal, natürlich in einem Bierlokale, wo dann je einer der Teilnehmer einen Vortrag hielt, ein Gedicht las, Zeichnungen vorzeigte, in der Regel geistreiche und bedeutende Dinge. Zweimal im Jahre waren gemeinschaftliche Gastmahle, welche sich durch witzige Tischreden auszeichneten. Die Zusammensetzung der Gesellschaft war eine bunte, aber eben dadurch sehr ansprechende. Man fand hier Dichter, wie zum Beispiel Paul Heyse,

---

[1]) Auf der internationalen Kunstausstellung zu München 1869 war Lenbach mit einem halben Dutzend meisterhafter Porträte vertreten (Pecht, Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert, 280). Den größten Beifall fand der Künstler in jener Zeit mit dem Porträt des Malers L. v. Hayn (Pecht, Deutsche Künstler, II. 133).

[2]) Bd. III. S. 339—340.

[3]) Ueber die Geschichte der Gesellschaft der Zwanglosen unterrichtet v. Völderndorff a. a. O. 255—259.

Melchior Meyer, Graf Pocci, Kobell; Litteraten wie Ernst Förster, Dempwolff, Steub, den witzigen Reisebeschreiber; Gelehrte wie Liliencron, Martius, Jolly, Giesebrecht, Planck; den Orientalisten Haug; die Antiquare Brunn und Hefner-Alteneck; Maler wie Kaulbach, welcher freilich sehr selten kam, den Tiermaler Volz, den Galeriedirektor Foltz, Pixis, Dürck, Bürkel; Bildhauer wie Knoll, Zumbusch. Es fehlte somit nicht an Vielseitigkeit der Interessen und an Abweichung in den Ansichten, weder an Wissen noch an Geist. Der Ton der Unterhaltung war ungezwungen und freimütig, aber durchaus der der guten Gesellschaft. Ich versäumte nicht leicht einen Gesellschaftsabend, ebenso mein Kollege Werthern, welcher sich hier ganz besonders gefiel und auch gern gesehen war.

Daß mir die große Bibliothek von hohem Nutzen sowohl bei schriftstellerischen Arbeiten als zur Lieferung einer angenehmen Lektüre war, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Ich beklagte nur eines, nämlich die hermetische Verschließung der Büchersäle. Daß in einer großen Stadt und bei einer großen Sammlung Vorsicht in dieser Beziehung nötig ist, gebe ich gern zu, und wäre es nur wegen der Gefahr des Verstellens von Büchern; auch will ich einräumen, daß die Gestattung von Ausnahmen schwierig und leicht gehässig sein mag: allein es fällt durch die Unmöglichkeit einer persönlichen Ansicht der vorhandenen Litteratur eines Faches ein großer Teil des Nutzens für den Gelehrten und den Liebhaber weg. Kataloge ersetzen eine solche Einsichtnahme lange nicht, und ich wenigstens habe, allerdings bei viel beschränkterem Maßstabe, keinerlei Nachteile von einer verständig ausgewählten Zulassung erfahren. Direktor Halm gestattete mir zwar den Zutritt in die Säle am Sonntagmorgen, allein es war ihm sichtbar so unangenehm, und das dabei für nötig erachtete Geheimnis war mir so sehr zuwider, daß ich nach kurzer Zeit darauf verzichtete. Ueber die Verwaltung der Bibliothek hätte ich manche Ausstellungen zu machen gehabt. Ich glaube, sie hätte weniger schwerfällig und leichter übersichtlich sein, auch ein weit geringeres Personal erfordern können. Allein es waren dies alte Schäden, deren Abstellung schwer genug gewesen sein möchte.

Es bedurfte geraumer Zeit, ehe ich mir ein klares Bild von dem altbayrischen, zunächst von dem Münchner Volksleben zu machen, nicht bloß die Erscheinungen desselben zu sehen, sondern auch die Ursachen und die Wirkungen zu verstehen vermochte. So vieles war ganz anders als in jedem andern deutschen Lande. Zum Teil lagen freilich die Thatsachen offen genug vor Augen. So vor allem das Bierhausleben. Man braucht nicht lange in München zu leben, um zu wissen, daß die ganze Bevölkerung in allen ihren Schichten regelmäßig ihre Abende in einem feineren oder gewöhnlichen Bierlokale zubringt; die Männer das ganze Jahr hindurch,

Frauen und Kinder wenigstens während der besseren Jahreszeit in den Bierkellern und den daranstoßenden Gärten. Bald genug bemerkt man ferner die große Genußsucht dieser Bevölkerung. Die Zahl der Musiken, Konzerte, Bälle jeder Art und Abstufung ist unglaublich groß, weit über das Verhältnis in andern Städten hinaus, und die Landpartien in den Sommermonaten rufen ganze Völkerwanderungen hervor. Sehr merklich ist auch alsbald die Vertrödlung der Zeit. Handwerker und Beamte wetteifern miteinander, möglichst wenig zu thun, sobald als es sein kann und nicht sein kann, wieder wegzulaufen. Mit der Hälfte der Arbeiter wird in Norddeutschland mehr zu stande gebracht. Endlich tritt eine gewisse Roheit sehr unangenehm zu Tage, welche sich nicht etwa bloß in einer charakteristischen Lümmelhaftigkeit des gemeinen Mannes, sondern namentlich auch in der Presse zeigt. Ein so pöbelhafter Ton, wie ihn gerade die für die große Menge bestimmten, also von ihr auch so verlangten Münchner Blätter zur Schau tragen, ist im gesitteten Europa geradezu unerhört. Um Aehnliches zu lesen, muß man sich in den amerikanischen Hinterwäldern umsehen. Woher denn nun aber diese unliebsamen und an der Sittlichkeit sowohl als an dem Wohlstand des bayrischen Volkes nagenden Zustände? Sie rühren, wie ich glaube, aus zwei Ursachen. Einmal aus der bis in die letzten Jahre reichenden Gesetzgebung über Zunftwesen und über Beschränkung der Heiraten und der Ansässigkeitsmachung.[1]) Dadurch wurde die berechtigte Mitwirkung und die Notwendigkeit intelligenter und fleißiger Arbeit ferngehalten und bei einem stumpfen Dahinleben in der Routine ein behaglicher Genußzustand möglich gemacht, den Zurückgesetzten aber jeder Antrieb zum Vorwärtskommen entzogen. Zweitens und wohl noch mehr aus dem Klerikalismus mit seinen übeln sozialen Wirkungen, wie ihn seit Jahrhunderten die Regierung aus politischen Gründen begünstigte, namentlich aber die Jesuiten ausbildeten. Er zog Bettelei und Bettelgesinnung, je nach den Ständen, durch Klostersuppen, untersuchungslose Almosen, Stipendien und unentgeltliche Erziehung in Schulen und Klöstern, so daß noch jetzt (wie freilich vielfach in katholischen Gegenden) Betteln und Studieren gleichbedeutende Begriffe sind und auch in den höheren Ständen wenig Ehrgefühl in dieser Beziehung ist. Wie sehr der Bettel, nicht nur auf der Straße, sondern auch mittels Bettelbriefen, in München organisiert oder wenigstens geduldet ist, geht geradezu in das Unglaubliche. Selbst höhere Beamte tragen kein Bedenken, sich durch Armutszeugnisse von Honorarzahlungen für ihre studierenden Söhne zu befreien, betteln wohl bei einem der Prinzen, namentlich beim Prinzen Karl, um einen Beitrag zu einer Badereise und empfangen bei erwünschtem

---

[1]) Die volle Gewerbefreiheit wurde 1868 in Bayern eingeführt.

Erfolge Glückwünschungsbesuche von ihren Bekannten. Welche Folgen dies für den Geist des Staatsdienstes hat, sei nur im Vorübergehen angedeutet. Allerdings muß, um gerecht zu sein, bemerkt werden, daß Bayern doch in allen diesen Beziehungen in einem Uebergangszustande ist. Die neue Gesetzgebung über Gewerbefreiheit und Erleichterung der Ansässigmachung fängt an zu wirken, und die in der That sehr guten Volksschulen, in München wenigstens, werden auf die Dauer eine denkendere und thätigere Bevölkerung erziehen. Und daß das Beispiel der immer zahlreicher einwandernden Protestanten ebenfalls Gutes stiftet, ist unzweifelhaft. Nur darf man nicht allzu sanguinisch auf rasche und völlige Umwandlung zählen, und muß man auch in politischer Beziehung Bayern so in Rechnung nehmen, wie es eben noch ist. Sie nennen dies ihre berechtigten Eigentümlichkeiten und sind sogar stolz darauf.

Aus diesen intellektuellen und sittlichen Zuständen erklärt sich denn auch die Zusammensetzung und das Gebaren der bayrischen Kammer der Abgeordneten. Eine ultramontane Mehrheit, wie sie aus den Wahlen von 1869 hervorging, ein Benehmen, wie sich solches einige der gewählten katholischen Geistlichen, namentlich die Pfahler, Greil, Mahr, Lucas erlaubten, und ein Parteiterrorismus, wie ihn ein Jörg über die Dorfpfarrer, Bauern und Bierbrauer ausübte, wären in jedem andern deutschen Lande, Tirol ausgenommen, geradezu undenkbar. Mit einer solchen Kammer vernünftig zu regieren, ist nicht nur schwer, sondern geradezu eine Unmöglichkeit. Ich will mir nicht anmaßen, zu prophezeien; allein darüber kann kein Zweifel sein, daß Bayern so oder so politisch zu Grunde geht, wenn nicht die allmählich aufdämmernde Vernunft noch zur rechten Zeit Oberhand gewinnt, nicht die unter günstigeren Geschicken entwickelten Provinzen Herren über die zurückgebliebenen Gegenden in Oberbayern, Niederbayern und die Oberpfalz werden.

Es mag wohl auffallen, daß ich bei der Schilderung meiner Erlebnisse und Zustände als Gesandter an einem königlichen Hofe nicht vor allem von diesem und von dem König selbst gesprochen habe. Die Ursache ist eine sehr einfache. Ich habe vom König und Hof selbst so gut wie gar nichts gesehen, den König in fast fünf Jahren nicht ein Halbdutzendmal gesprochen, kam kaum einige wenige Male an den Hof und wurde auch mit den Prinzen des Hauses nur sehr teilweise etwas näher bekannt. So will es in München die Tradition, und so wollte es namentlich der bis zur Krankhaftigkeit sich absondernde junge König.

Immer war es Grundsatz in München gewesen, daß der König möglichst wenig persönlichen Verkehr mit den Gesandten haben dürfe. Ob man sich dadurch Anmutungen und Intriguen oder Beschwerden ersparen wollte, weiß ich nicht, allein Thatsache war, daß das diplomatische Corps

vom Hofe vermieden und ausgeschlossen war. Ein Gesandter wurde, und wenn er noch so lange in München lebte, nur ein einziges Mal zur Tafel geladen, am Tage seiner Abschiedsaudienz, es wäre denn im Gefolge seines eignen Souveräns, wenn dieser nach München kam. Von einer Zuziehung zu Abendgesellschaften, Konzerten oder dergleichen war weder für ihn noch für seine Frau je die Rede. Die einzigen Gelegenheiten, den König, die Königin und die Prinzen vom Hause zu sprechen, waren ein großes Konzert am Neujahrsabend, zwei große Hofbälle (zu den Kammerbällen hatte das diplomatische Corps keinen Zutritt) und das landwirtschaftliche Oktoberfest, bei welchem die Gesandten, nicht auch die Frauen, in den königlichen Pavillon eingeladen waren. Und auch diese spärlichen Begegnungen wurden von dem jungen König noch beinahe ganz beseitigt. Die Neujahrskonzerte fielen ganz weg, die Hofbälle wurden auf einen beschränkt, und selbst dieser fand zuweilen unter irgend einem Vorwande nicht statt, und zum Oktoberfeste endlich kam der König in der Regel nicht oder er ließ, noch bezeichnender, dem diplomatischen Corps absagen und kam hierauf doch. Selbst einige zur Bestellung von Aufträgen meines Großherzogs nachgesuchte Audienzen wurden, zwar in höflichem Ton, aber bestimmt abgelehnt oder monatelang auf den Hofball verschoben, wo natürlich kein vertrautes Gespräch stattfinden konnte. Dies war aber nicht etwa die Folge einer persönlichen Abneigung gegen mich. Der König war mir vielmehr, wie ich von verschiedenen Seiten gehört habe, wohl gewogen, zeigte mir zum Beispiel eigenhändig die Verleihung des Maximilians-Ordens an, ließ mir Schmeichelhaftes über meine staatsrechtlichen Monographien sagen und dergleichen mehr. Aber so wollte es die Etikette und die Scheu des jungen Herrn vor jeder Begegnung mit Menschen. Nicht viel genauer lernte ich die übrigen Mitglieder der königlichen Familie kennen. Außer der ersten Antrittsaudienz und den Hofbällen habe ich sie kaum gesehen. Einmal war Ball bei dem Prinzen Luitpold, dem Oheim des Königs; nur dessen Sohn, Prinz Ludwig, besuchte häufig den Herrenklub.

Ich war somit zum Behufe meiner eignen Orientierung über die hiesigen Hofverhältnisse und für meine Berichterstattungen angewiesen auf das Hörensagen und auf Beobachtung der zu Tage tretenden Handlungsweisen. Jene Quelle floß allerdings nicht spärlich, denn so aufrichtig man in Bayern auch an der regierenden Dynastie hängt, so unbeschränkt behält man sich das Reden und vorkommendenfalls auch den Tadel vor. Selbst die höchsten Hofbeamten legten sich wenigen Zwang in dieser Beziehung auf.

König Ludwig II. war durch den frühen Tod seines Vaters unerwarteter- und völlig unvorbereiteterweise unmittelbar aus der Kinderstube

auf den Thron berufen worden. Seine Erziehung war streng, aber wie es scheint sehr verkehrt gewesen;[1]) Gewohnheit und das Bedürfnis einer ernsten Beschäftigung und das Gefühl einer Verantwortlichkeit und einer Verbindlichkeit zur Pflichterfüllung gar nicht erweckt worden. Er hatte noch gar keine höheren Studien, keinerlei Reisen gemacht und sich noch nicht mit Militärsachen beschäftigt, als er König wurde. Gelesen hatte er nur Schillers Werke und eine Schrift über Wagnersche Musik. An leichter Auffassung und an Urteil fehlte es ihm nicht, aber seine Phantasie überwucherte die Verstandeskräfte. Nur zweierlei stand ihm fest: Einmal, daß seine Souveränitätsrechte unantastbar seien; sodann, daß er nicht deshalb König sei, um seinen Neigungen und Liebhabereien Beschränkungen aufzulegen. Seine Neigungen waren zum Glück sehr unschuldiger Art: sie bestanden in scharfen Ritten,[2]) in allerlei phantastischem Treiben von Verkleidungen, in prächtiger Ausstattung von Theaterstücken, namentlich von Wagnerschen Opern (der König selbst war übrigens gar nicht musikalisch[3])), allmählich in romantischen Bauten im Gebirge. Umgang mit Frauen suchte er nicht nur nicht, sondern vermied ihn sogar ängstlich. Unglücklicherweise zeigte sich aber auch alsbald eine große Menschenscheu. Mit seinen Ministern oder sonstigen Räten verkehrte er so wenig als möglich, Hof hielt er gar nicht, zu Reisen selbst im eignen Lande oder zu Besuchen an benachbarten Höfen konnte man ihn nicht bewegen. Man schrieb dies einer durch das Bewußtsein der Jugend und der Unerfahrenheit erzeugten Schüchternheit zu und hoffte auf allmähliche Besserung. Es trat aber gerade das Gegenteil ein. Anfänglich hatte er wenigstens noch mit einigen jungen Flügeladjutanten Umgang gehabt und war in vertrautem mündlichem und schriftlichem Verkehr mit Richard Wagner gestanden; allein auch dieses hörte allmählich auf. Wagner wurde, wie es scheint ohne gehörigen Grund, so leidenschaftlich von allen Seiten angefeindet als ein unwürdiger Günstling, daß der König ihn glaubte aus München entfernen zu müssen.[4]) Der nähere Umgang mit jungen Leuten hörte auf, und der König sah bald niemanden mehr als den Kabinettssekretär, welchen er häufig wechselte, und einen Adjutanten Sauer,[5]) und auch diese nur wenig genug. Er speiste immer ganz allein (gelegentlich gesagt, sehr einfach), lebte hauptsächlich in der Nacht, während welcher er auch seine

---

[1]) Besonderer Nachdruck wurde auf Gewöhnung zur Mäßigkeit gelegt (v. Heigel, König Ludwig II. von Bayern, 61 u. 65).

[2]) Ludwig II. war ein geborener Reiter (v. Heigel a. a. O. 66—67).

[3]) Dem König fehlte nach dem Zeugnis seines Lehrers alles musikalische Gehör (v. Heigel 68).

[4]) Richard Wagner mußte zu Ende des Jahres 1865 München verlassen.

[5]) Karl v. Sauer, mehrjähriger Flügeladjutant des Königs.

weiten und oft gefährlichen Ritte oder Fahrten machte. Immer mehr zog er sich auf seine Schlösser an den Seen und im Gebirge zurück, wo er ganz unzugänglich war, anfänglich während der guten Jahreszeit, allmählich tief in den Winter hinein. Häufig wußte man mehrere Tage und selbst Wochen lang gar nicht, wo er war. In dieser Einsamkeit trieb er manche wunderliche Spielereien, doch fing er auch an, viel zu lesen. In der Regel allerdings dichterische Werke, doch aber auch Geschichtliches über Ludwig XIV., der merkwürdigerweise für ihn ein Ideal war, so wenig er demselben in irgend einer Beziehung nachahmte. Er sprach wohl gelegentlich davon, daß, wenn er es für nötig erachte, er vortreten werde, wie Ludwig XIV.; ließ sich ein Tafelservice mit der Inschrift „l'état c'est moi" anfertigen, verlangte zur Möblierung seiner Zimmer die im Schlosse von Versailles angewendeten Stoffe, aber dabei blieb es dann auch. Von einer selbständigen Leitung der Geschäfte war keine Rede. Auch war nicht eine einzige Seite des ganzen Staatslebens, an welcher der König irgend einen besonderen Anteil gezeigt, irgend eine Liebhaberei, welche er verfolgt hätte. Namentlich um das Militär bekümmerte er sich gar nicht. Alle Anträge der Minister gingen durch das Kabinett und wurden in der Regel zustimmend erledigt. Von eignen Entschlüssen, welche von den Anträgen abgewichen wären, hörte man kaum je; doch mußte man sich sehr in acht nehmen, die Eifersucht des Königs auf freie Geltendmachung seines souveränen Willens nicht zu reizen. Selbst in den wichtigsten und kritischsten Umständen, so zum Beispiel bei der Frage über die Teilnahme an dem Kriege von 1870, oder bei den Verhandlungen in der Kammer über die Versailler Verträge betreffs des Eintritts Bayerns in den Deutschen Bund, kam der König nicht in die Stadt. Höchstens schrieb er an diesen oder jenen ein vorzeigbares Billet, in welchem er seinen eignen Wunsch durchblicken ließ. Man wird vielleicht einwenden, daß er es doch gewesen sei, welcher sofort den casus foederis bei Ausbruch des französischen Krieges für gegeben erachtet und die alsbaldige Mobilisierung der Armee noch vor dem Kammerbeschlusse anbefohlen hatte und später mit dem Anerbieten der Kaiserkrone an den König von Preußen hervorgetreten sei, was doch sowohl einen eignen großen Entschluß als die Zurückstellung des eignen Souveränitätsbewußtseins beweise. Allein gerade dieser Vorgang zeigt dem mit dem thatsächlichen Verlaufe näher Vertrauten den geringen Grad von Initiative und die krankhafte Scheu vor jeder persönlichen Unbequemlichkeit, namentlich jedes Eintretens unter viele Menschen. Der Gedanke selbst kam gar nicht vom Könige, sondern wurde ihm indirekt von Preußen, unmittelbar vom König von Sachsen und vom Großherzog von Baden nahegelegt, und er fand keineswegs alsbald Geschmack daran. Erst als schließlich die bestimmte Erklärung erfolgte, daß

die Sache auch ohne ihn und somit zu seiner großen Zurücksetzung vor sich gehen werde, entschloß er sich zu einem schriftlichen Antrage.

Unleugbar ist ein solcher Zustand sehr anormal, und nicht wenige fürchten, daß sich allmählich eine förmliche Geisteskrankheit ausbilden werde. Jedenfalls ist die Zurückgezogenheit des Königs, sein Mangel an Initiative in den Staatsangelegenheiten ein Unglück von Bayern, welches eine kräftigere Förderung und Leitung seiner Entwicklung so dringend bedürfte.

Von den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses weiß ich unter den angegebenen Umständen wenig zu sagen, und es ist auch wohl wenig von ihnen zu berichten.

Die Mutter des Königs, eine preußische Prinzessin, lebte sehr zurückgezogen. Sie hatte noch Spuren großer früherer Schönheit und galt allgemein als sehr gutmütig und wohlwollend, aber ohne hervorragende Geistesgaben. Ihre Harmlosigkeit und Wohlthätigkeit, welch letztere sie namentlich während der Kriege von 1866 und 1870 bewies, machten sie allgemein beliebt, und es hat wohl nie jemand ein übles Wort über sie gesagt; irgend einen Einfluß hatte sie aber nicht, am wenigsten auf den König.

Prinz Otto, der jüngere Bruder des Königs, war sehr verschieden von ihm in seinen Neigungen und Lebensgewohnheiten. Er ging viel unter die Menschen, machte große Reisen, zog im Jahre 1866, fast noch ein Kind,[1] und im Jahre 1870 mit in das Feld. Kurz nach meinem Abgang von München wurde er förmlich geisteskrank.[2]

Ein merkwürdiger Ueberrest aus längst verschwundener Zeit war der Großoheim des Königs, Prinz Karl. Reich, glänzend, freigebig, in großartiger Weise wohlthätig, galt er für den letzten grand seigneur in Bayern mit den Tugenden, freilich auch mit den Fehlern eines solchen. Da er in seiner ersten Jugend den Feldzug von 1814 mitgemacht hatte und sich auch später viel mit dem Militär abgab, überdies eine stattliche, ritterliche Erscheinung war, so galt er für den Soldaten der Familie, wie er denn auch allmählich zum Feldmarschall vorgerückt war. Die Mißerfolge im Feldzug 1866 fühlte er so tief, daß er alle seine militärischen Stellen niederlegte, München verließ und Sommer und Winter auf seinem prächtigen Sitze in Tegernsee lebte. Doch gab er damit gelegentliche Versuche zu Einwirkungen auf den König nicht auf, welche wenigstens den Erfolg einer Verzögerung beabsichtigter Maßregeln und einer Unsichermachung des jungen Fürsten hatten. Ich habe ihn nicht persönlich kennen gelernt, da ich keinen Beruf fand, mich nach Tegernsee zu einer Audienz zu begeben.

---

[1] Prinz Otto stand bei dem Ausmarsch im 19. Lebensjahr.

[2] Im Jahre 1872.

Oheime des Königs waren die Prinzen Luitpold und Adalbert. Jener war unter seines Bruders Maximilian Regierung als der erste Mann im Militär und im Zivil behandelt worden, eintretendenfalls als der Stellvertreter des Königs. Von den Söhnen des Prinzen war der älteste, Prinz Ludwig, ein ernsthafter junger Mann, welcher gute Studien gemacht hatte. Er wurde bei meinem Eintreffen in München als das beachtenswerteste jüngere Mitglied der königlichen Familie betrachtet. Man schrieb Einfluß seiner jungen Frau, einer Erzherzogin von Oesterreich-Este, und überhaupt der dadurch entstandenen näheren Verbindung mit der kaiserlichen Familie zu. Daß eine hohe Auffassung von dynastischen Rechten vorhanden war, kann ich aus eigner Anschauung bezeugen. Ein zweiter Sohn, Leopold, war Soldat und zeichnete sich in dem Feldzuge von 1870 durch ungewöhnliche Tapferkeit und einfaches Wesen aus. Der Vater und der ältere Bruder nahmen keinen Anteil an dem Kampfe; doch wurde Prinz Luitpold von dem König von Preußen ins Hauptquartier gerufen. Prinz Adalbert galt im Publikum für beschränkt, was ich jedoch keineswegs gefunden habe. Vom König wurde er als Stellvertreter verwendet, wenn dieser selbst eine Handlung nicht vollziehen wollte, zum Beispiel die Stände-Eröffnung, Vorsitz bei Galadiners und dergleichen.

Weder politisch noch sozial von Bedeutung war die herzogliche bayrische Linie. Der Herzog und die Herzogin [1]) kamen sehr selten in die Stadt und brachten ihr Leben in Possenhofen am Starnberger See zu. Die schönen Töchter waren verheiratet, freilich zum Teil unglücklich. Nach dem Verluste ihres Königreichs und zu arm, um in Rom den farnesischen Palast länger zu bewohnen, hielten sich der König und die Königin [2]) von Neapel in einem kleinen Sommerhause, welches für mich kaum groß genug gewesen wäre, in Feldafing am Starnberger See auf; in einem noch kleineren daneben der Graf und die Gräfin Trani. [3]) Die Söhne, [4]) die ganz tüchtige Männer waren, lebten in großer Zurückgezogenheit als Offiziere. Einer hatte eine Bürgerstochter geheiratet. Das schöne Palais in der Ludwigsstraße, welches früher von der glänzendsten Gastfreundschaft belebt gewesen war, zeigte nur verhängte Fenster.

Meinen Aufenthalt in München, welcher im ganzen zu den befriedigtsten und genußreichsten Abschnitten meines Lebens gehört hatte, beendigte im Jahre 1871 die Aufhebung der Gesandtschaft. Ihr formelles Ende war

---

[1]) Ludovica, wie oben erwähnt, Tochter des Königs Maximilian I. von Bayern.

[2]) Marie Sophie Amalie. Vgl. unten S. 388.

[3]) Mathilde Ludovica, vermählt mit Graf Ludwig v. Trani, Bruder des Königs Franz II. von Neapel.

[4]) Ludwig, Karl Theodor, Max Emanuel. — Herzog Ludwig war von 1859 bis 1891 vermählt mit Henriette Freifrau v. Wallersee, geb. Mendel.

noch sehr charakteristisch für die dortigen Zustände. Ich hatte mein Abberufungsschreiben schon sehr frühe, etwa Anfang August erhalten, mit der Erlaubnis, es zu der mir gutdünkenden Zeit zu übergeben, aber auch mit der Bemerkung, daß die Gesandtschaft jedenfalls am 1. Oktober aufhöre. Da es nun sinnlos gewesen wäre, eine Gesandtschaft zu bezahlen, sie aber außer stand zu setzen, etwas zu leisten, und da ich überdies keine Lust hatte, in München als ehemaliger Gesandter umherzugehen, so verständigte ich mich mit dem Minister des Aeußern, Graf Hegnenberg, dahin, daß ich erst um die Mitte September meine Abschiedsaudienz verlangen werde, wo es sich denn, bei der Verzögerlichkeit des Königs in allen ihm nicht bequemen Dingen, schon von selbst gegen den Oktober hinziehen werde, ehe ich entlassen sei.

Die Sache verlief dann auch so. Auf meine Bitte um eine Audienz zur Uebergabe meines Abberufungsschreibens antwortete der König, daß er das dringende Verlangen habe, mich noch einmal zu sehen, bestimmte aber keinen Tag dazu. Nach einer Woche monierte ich, erhielt aber nur die gleiche Antwort und vom Minister die Andeutung, der König werde zum Oktoberfeste in die Stadt kommen und mich dann sprechen. Als aber die sichere Nachricht kam, daß der König das Fest nicht besuchen werde, wollte ich dem Minister nun mein Abberufungsschreiben zustellen, indem ich ihm erklärte, länger als bis zum 1. Oktober könne ich in München nicht bleiben, weil ich einerseits mein Haus in München zu räumen, andrerseits mein neues Amt in Karlsruhe anzutreten habe. Graf Hegnenberg nahm mir aber das Schreiben nicht ab; es sei ihm ausdrücklich untersagt; brachte mir das Großkreuz des Ordens der bayrischen Krone und wiederholte mir den entschiedenen Wunsch des Königs, mich persönlich zu verabschieden. Ich konnte ihm nur erklären: abreisen werde und müsse ich, aber ich sei bereit, wieder nach München zu kommen, wenn es für einen bestimmten Tag verlangt werde.

Kaum war ich in Karlsruhe angelangt, als ich ein Kabinettsschreiben erhielt, durch welches mir angezeigt wurde, daß der König bereit sei, mich in Schloß Berg zu empfangen. Ich reiste alsbald wieder zurück, fand auch bereits eine Einladung zur Audienz auf den folgenden Tag um vier Uhr nachmittags vor. Ein Hofwagen werde mich in Starnberg erwarten; Anzug in Zivil. — Der König behielt mich eine Stunde bei sich, ließ mich zu sich sitzen und sprach von einer Menge von gleichgültigen Dingen, unter anderm von meinen Büchern; kein Wort von Staatssachen, noch auch vom Großherzog. Gegen mich war er artig, hoffte, ich werde München wiedersehen, möge ihn dann immer besuchen. Um dieser Unterredung willen hatte ich also von Karlsruhe nach München in sehr unangenehmem Wetter hin- und herzureisen.

Interessant war mir immerhin, nach Berg zu kommen, was sonst fast hermetisch verschlossen war. Ich erwartete von Schloß und Garten Wunderdinge, fand mich jedoch hierin sehr getäuscht.[1]) Der Garten bestand eigentlich nur aus Wald, an dessen Fuß längs des Sees ein Weg hinzog, und aus einigen wenigen Blumenbeeten; das Schloß war klein, eng und außerordentlich einfach, namentlich auch das Zimmer des Königs selbst, während seine Zimmer in der Münchner Residenz von übertriebener Pracht strotzten. Sehr wunderlich war die ganze Einrichtung des Personals. Ich wußte wohl, daß der König in Berg ganz allein im Schlosse wohne, einige wenige Diener abgerechnet, daß er keinen höheren Hofbeamten bei sich habe, nur einen Adjutanten, der aber in einem Nebengebäude wohne und den er oft wochenlang gar nicht sehe, und den Kabinettssekretär, ebenfalls in einem Nebenhause. Doch überraschte es mich, zu finden, daß das Schloß so gänzlich unbewacht und ohne alle Ordnung und Aufsicht war. Ein Gendarm hielt sich am Eingang in den Schloßhof auf; es war aber nirgends ein Portier oder sonst ein Diener. Kein Mensch hatte einen Befehl in Beziehung auf meine Audienz; ich wußte nicht, wie ich zum König gelangen sollte. Ich suchte den Adjutanten auf, welcher keinen Befehl hatte, mich einzuführen, und sich deshalb weigerte, mich zu melden. Endlich entschloß er sich doch, mich wenigstens in das Schloß hinüberzuführen. Hier trafen wir zum Erstaunen des Adjutanten zwei Minister, welche in einem heillos kalten Wartezimmer froren und einer Audienz harrten. Da es uns zu kalt war, so nahmen wir den Vorschlag, in den Garten zu gehen und hier den Ruf des Königs abzuwarten, gern an. Nach einiger Zeit wurde ich gerufen. Der Adjutant begleitete mich bis zur Treppe; weiter dürfe er nicht gehen, da er nicht befohlen sei. So kam ich dann im oberen Stock in ein kleines Vorzimmer, in welchem ein gewöhnlicher Lakai mir eine Thüre öffnete, und ich stand vor dem König in seinem Arbeitszimmer. Er war schwarz und sehr elegant gekleidet, trug den badischen Hausorden und sah sehr gut aus. — Als die Audienz zu Ende war, wurde ich in ein nun wenigstens warmes Zimmer geführt und gebeten, eine Kollation anzunehmen. Der König lasse sich entschuldigen, er habe heute früher gespeist. Nach einer etwas längeren Audienz der Minister wurden wir in einen Speisesaal geführt, wo an einer reichgedeckten Tafel der Adjutant die Honneurs machte und von Hausoffizianten ein feines Diner serviert wurde. Da wir auf Abfahrt drängten, um den letzten Zug in Starnberg nicht zu versäumen, so wurde

[1]) Eine mit bildlichen Darstellungen ausgestattete Beschreibung des Schlosses Berg s. in Lampert, König Ludwig II. von Bayern, 90—94. — Daß auf ihn das Haus (Berg) und seine Umgebung wie ein schwermütiges Lied oder ein Herbstbild gewirkt, schreibt v. Heigel a. a. O. 219.

kurzerhand auf die Station telegraphiert, daß der Zug — wohlbemerkt ein öffentlicher — auf uns zu warten habe. Ich durfte mich nicht zu den Ministern in ihren Wagen setzen; es sei Befehl des Königs, mich in einem nur für mich bestimmten Wagen zu fahren. — Während des Wartens sah ich mir, so gut es anging, die Zimmer in dem ersten Stockwerke des Schlosses an. Ich fand sie sehr einfach, keine oder nur unbedeutende und sehr gemischte Kunstgegenstände, altes Mobiliar. In den Gängen und Vorplätzen trieb sich allerlei Hausgesinde, Bediente, Küchenjungen, Zimmermädchen, in sehr wenig gewählter Kleidung umher; das ganze Haus roch sehr unangenehm nach photographischen Agentien. Kurz, die Mischung von königlicher Haltung, von klösterlicher Absperrung und von unordentlicher Junggesellenwirtschaft war höchst merkwürdig. In diesen Zuständen aber lebte der junge Herr während wenigstens drei Vierteilen des Jahres, völlig allein, ohne einen Menschen zu sehen als seinen Kabinettssekretär (welchem er übrigens das Leben nicht leicht machte, namentlich durch Berufen mitten in der Nacht), mit dem Lesen von Berichten und von Schriften über das Jahrhundert Ludwigs XIV. beschäftigt, in der Regel spät abends in Begleitung von einigen Stallknechten ausreitend bis lange nach Mitternacht oder, wieder allein, auf seinem kleinen Dampfboote den See durchfahrend.

Ich schied sehr ungern definitiv von München; allein Vergnügen machte es mir, diese wunderlichen, leider auf die Dauer kaum etwas Gutes verheißenden Verhältnisse noch persönlich gesehen zu haben. Sie werden einst ein merkwürdiges Blatt in der bayrischen Geschichte einnehmen.

---

## III.
## Die Oberrechnungskammer in Karlsruhe.

Als die Aufhebung meiner Gesandtschaft in München beschlossen war, wurde mir die Mitteilung gemacht, daß die Absicht bestehe, mir die Stelle eines Präsidenten der Oberrechnungskammer zu übertragen. Dieselbe sei fast eine Sinekure, ein otium cum dignitate, welches mir meine ganze Zeit zu etwaigen litterarischen Beschäftigungen freilasse, überdies ein größeres Einkommen gewähre als eine Pensionierung. Ich hatte zwar selbstverständlich keine große Freude an der Sache; auch war mir der Aufenthalt in Karlsruhe nicht eben wünschenswert; allein was wollte ich thun? Als Pensionär umherzugehen, hatte ich keine Lust. Ich wußte nicht, wo ich mich in einem solchen Falle niederlassen sollte; der eine Ort

wäre zu teuer, ein andrer zu langweilig, ein dritter zu schmutzig geworden. Ich nahm also an und richtete mich darauf ein, am 1. Oktober 1871 nach Karlsruhe zu ziehen. Indes kam noch ganz unerwartet ein Zwischenspiel. Nachträglich und ohne alles Wissen oder gar Zuthun von meiner Seite tauchte aufs neue bei der Regierung der Plan auf, mir den Posten in Berlin — die einzige Gesandtschaft, welche noch beibehalten werden sollte — zu übertragen und mich dabei zum stehenden Mitgliede des Bundesrates zu ernennen. Der Posten war allerdings nicht erledigt; allein Freiherr v. Türckheim hatte von jeher als unfähig gegolten, und es schien erfahrungsgemäß notwendig, bessere Vorsorge zu treffen.

Als ich Ende Juni 1871 zu dem jährlichen ständischen Ausschusse nach Karlsruhe kam, teilte mir Minister Jolly den neuen Plan mit und sagte, daß alles eingeleitet, die übliche Anfrage in Berlin gestellt, die Antwort in wenigen Tagen zu erwarten sei. Ich machte wirtschaftliche Bedenken geltend. Es sei notorisch, daß Türckheim sich längst über die Unzulänglichkeit des Gehaltes (14000 Gulden) beschwere; ich sei nicht in der Lage, das Fehlende aus eignem Vermögen zuzusetzen. Eine Abhilfe wurde aber in Aussicht gestellt, und die Sache schien fertig zu sein; auch die übrigen Minister sprachen mir von der Angelegenheit als von einer abgemachten.

Indessen zog sich die Antwort in die Länge. Der Ausschuß war zu Ende, und ein längerer Aufenthalt in Karlsruhe hatte keinen angebbaren Zweck. Ich drängte daher auf Abreise, wurde aber von Jolly gehalten; heute, morgen müsse die Entscheidung erfolgen. Ich blieb, sehr verstimmt und ungern, noch etwa acht Tage.

Endlich traf die Antwort ein, aber eine ablehnende. Bismarck habe geschrieben, wurde mir nun gesagt, er habe nichts gegen mich einzuwenden, allein er sehe keinen Grund ein, warum Türckheim abberufen werden sollte. Dies war denn nun bei der völligen Abhängigkeit von Preußen, in welche man sich gesetzt hatte, hinreichend, um den Plan alsbald fallen zu lassen, wie wenn Baden nicht befugt gewesen wäre, seine Stellen im Bundesrate nach eignem Willen und Bedürfnisse zu besetzen! Was Bismarck zu der Ablehnung bewogen hat, habe ich nicht bestimmt erfahren. Möglich, daß ihm Türckheim, als eine völlige Null, bequemer war; allein es schienen auch noch andre Wege eingeschlagen worden zu sein, um dessen Verbleiben in Berlin zu bewerkstelligen. So wurde mir zum Beispiel angedeutet, daß Frau v. Türckheim, welche sehr gern in Berlin lebe und im Bismarckschen Hause viel verkehre, ihren Einfluß bei der Fürstin geltend gemacht habe.[1])

---

[1]) Kürzer spricht sich der Verfasser über die Nichtverwirklichung des Berliner Plans aus S. 307; vgl. S. 159.

Daß ich ärgerlich über diesen Ausgang war, ist natürlich. Ich war zwar nichts weniger als leidenschaftlich für den Berliner Posten eingenommen; vielmehr hatte die Sache gar sehr ihre zwei Seiten, einesteils die Wichtigkeit des Geschäftes, der Aufenthalt in einer großen Stadt, das Zusammensein mit meiner Tochter Helmholtz, anderenteils die ungenügende, jedenfalls noch nicht gesicherte pekuniäre Stellung und die für mein Alter beschwerliche und bedenkliche gesellschaftliche Unruhe: allein es war schon so weit gediehen gewesen, ich war in Spannung hingehalten worden und hatte mich unwillkürlich in die neue Aussicht hineingedacht. Auch fand ich das Verhalten der Regierung nicht eben würdig. Noch einmal kehrte also die Frage wieder, ob ich nicht die Pensionierung vorziehen wollte? Es entschieden jedoch aufs neue die oben angedeuteten Gründe für die Stelle bei der Oberrechnungskammer. Ich trat also Anfang Oktober mein neues Amt an.

Bald genug fand ich, daß die mir von demselben gemachte Schilderung vollkommen richtig gewesen war. Ich hatte sehr wenig zu thun, und dieses Wenig war sehr unbedeutend. Meine Zeit gehörte mir in der That vollkommen zu. Die Sachlage war nämlich folgende:

Die Oberrechnungskammer hat teils die unmittelbare Prüfung der größeren Staatsrechnungen, teils eine Oberrevision mancher schon bei den Mittelstellen geprüften Rechnungen untergeordneter Stellen, zum Beispiel von Post-, Eisenbahn-, Domänenämtern und dergleichen. Letztere werden nicht sämtlich eingefordert, sondern nur bald diese, bald jene, damit für alle die Möglichkeit einer nochmaligen Prüfung und somit für die Rechner sowie für die Primärrevision ein Grund zu Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit bestehe. Zur Vornahme dieser Prüfung ist ein zahlreiches Personal von Rechnungsräten, Revisoren und dergleichen vorhanden. Ihre Bemerkungen aber fassen dieselben in sogenannte Gutachten zusammen, welche dem Kollegium der Oberrechnungskammer vorgelegt, hier dann auf Vortrag eines Referenten entweder erledigt oder zu weiterer Verhandlung verwiesen werden, bis schließlich dem Rechner die Decharge erteilt werden kann. Die Geschäfte sind also der Masse nach sehr ungleich verteilt.

Die Hauptsache liegt den Revisoren ob, welche nicht nur die Richtigkeit der Zahlen nachrechnen, sondern auch die Gesetzlichkeit und die formelle Richtigkeit jedes einzelnen Postens zu untersuchen haben. Dies ist unter Umständen eine Riesenarbeit, wie zum Beispiel die Rechnung des Kriegsministeriums vom Jahre 1870 allein 80 Foliobände Beilagen hatte. Weit geringer ist schon die Mühe des Referenten für das Kollegium. Er kann freilich, wenn er will, die Rechnungen und ihre Beilagen selbst noch einmal nachsehen; allein in der Regel begnügt er sich mit der Prüfung des von dem Revisionsbeamten erstatteten Gutachtens und notiert sich, ganz unförmlich, diejenigen Punkte, welche er zur Entscheidung des Kollegiums bringen will.

Noch weniger ist dann das aus dem Präsidenten und drei Räten bestehende Kollegium selbst in Anspruch genommen. Es hört und sieht nur, was der betreffende Referent ihm vorzulegen für gut findet. Einen Beschluß darüber zu fassen ist kaum je eine schwere oder längere Zeit beanspruchende Aufgabe. Eine einzige Sitzung in der Woche von kaum einer Stunde Dauer reicht dazu reichlich aus. Der Präsident endlich hat lediglich nichts zu thun, als in diesen Sitzungen den Vorsitz zu führen und täglich ein oder einige Dutzende von Unterschriften zu geben. Er bekommt weder Revisionen noch Rechnungen auch nur zu Gesicht, wenn er nicht etwa aus Neugierde einmal einen Gang durch die Bureaux machen will.

Dies alles konnte mir, egoistisch betrachtet, schon recht sein. Ich war in der That ganz mein eigner Herr, und nach 14 Tagen war ich in meinem Amte so sicher, als ob ich es mein Leben lang gehabt hätte. Allein wenn ich die Sache objektiv und aus staatsmännischem Gesichtspunkte auffaßte, verhielt es sich freilich ganz anders. Es war ja klar, daß die ganze von der Oberrechnungskammer ausgeübte Thätigkeit eine rein arithmethische und formelle sei und von einer sachlichen Kontrolle der Staatswirtschaft gar nicht die Rede sein könne. Hierzu wäre offenbar nötig gewesen, daß die Oberrechnungskammer das Recht und die Pflicht gehabt hätte, die Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit der Zahlungsanweisungen und sonstiger auf die Rechnungen Einfluß habender Verfügungen der Ministerien zu prüfen, die gefundenen Anstände aktenmäßig zu konstatieren und schließlich das Ergebnis zur Anzeige zu bringen oder die unrechtmäßigen Gebaren rechnungsmäßig zu beanstanden. Davon war aber, wie ich bald fand, gar keine Rede, nicht bloß thatsächlich und herkömmlich nicht, sondern weil es förmlich untersagt war. Die materielle Prüfung der Staatsrechnungen, war schon vor vielen Jahren entschieden worden, sei Sache der Landstände, nicht der Oberrechnungskammer. Daß aber damit eine sehr geringe Kontrolle gegeben war, lag auf der Hand. Wie hätten die Stände Zeit gehabt, eine solche materielle Prüfung aller Staatsrechnungen vorzunehmen? Auch dachten sie niemals daran, sondern begnügten sich mit der jedem Landtage von der Regierung übergebenen Nachweisung über die Einnahme und Ausgabe der früheren Budgetperiode, welche natürlich teils nur summarisch, teils nicht auf Bemerklichmachung von Schäden und Ungehörigkeiten berechnet ist. So war denn auch das frühere parlamentarische Schlachtfeld der eingehenden Prüfungen dieser Rechnungsnachweisungen längst ganz verlassen worden, und war die Billigung des Geschehenen kaum noch etwas andres als eine leere Form. In der Ersten Kammer namentlich pflegte die Nachweisung samt und sonders in einer einzigen Sitzung abgemacht zu werden, in der Regel ohne daß irgend jemand, sei es Mitglied, sei es Minister, den Mund öffnete.

Es ist möglich, daß ich in jüngeren Jahren und als ich noch größer dachte von den konstitutionellen Einrichtungen, es mir zur Aufgabe gemacht hätte, eine Veränderung in dieser mangelhaften Kontrolle herbeizuführen, ohne Zweifel gegen entschiedenen Widerspruch der Regierung, welche sich bei dem bestehenden Zustande ganz wohl befand. Allein daran konnte ich in meinem Alter nicht mehr denken, und so habe ich denn die Dinge gelassen und weitergeführt, wie ich sie fand. Ich beruhigte aber mein Gewissen damit, daß der ganze badische Staat doch seit seinem Eintritte in das Deutsche Reich in einem Umwandlungsprozeß begriffen sei, dessen schließliches Ergebnis noch niemand im stande sei, vorauszusagen, und wobei wohl auch früher oder später das Rechnungswesen und seine Kontrolle eine richtigere Stellung finden werden. Diese Selbstrechtfertigung mochte eine schwache sein; um im 73. Jahre als Reformator aufzutreten, ist nicht jeder geschaffen.

Nicht eben sehr wunderte ich mich unter diesen Umständen über eine Erscheinung, welche ich bald gewahr wurde, nämlich darüber, daß die Oberrechnungskammer, das heißt das Kollegium einschließlich des Präsidenten, wenig beliebt war in den Beamtenkreisen. Nicht etwa wegen ihrer amtlichen Thätigkeit, sondern im Gegenteile, weil man sie um das geringe Maß der ihr obliegenden Geschäfte beneidete. An sich konnte dies sehr gleichgültig sein; allein die Sache nahm doch dadurch einen ernsteren Charakter an, daß man mit kollegialischer Freundlichkeit auch Ständemitgliedern die Ansicht beizubringen suchte, daß hier etwas faul im Staate sei und daß namentlich Ersparungen gemacht werden könnten, zum Beispiel durch Beseitigung des Präsidenten. Dies fiel denn nicht in taube Ohren, namentlich in einer Zeit, in welcher die Parole war: Vereinfachung und möglichste Ersparnis in der Verwaltung zur wenigstens teilweisen Ausgleichung der großen Ausgabe für das Militär. Daher denn in der Budgetkommission der Zweiten Kammer und in Parteiversammlungen allerlei Vorschläge auftauchten, sei es zur Vereinigung der Oberrechnungskammer mit einer andern Stelle, sei es zur Uebertragung weiterer Geschäfte an dieselbe; Vorschläge, von welchen der eine immer verkehrter war als der andre.

Ob sich daraus etwas Wirkliches entwickeln, ob es auch auf mich einwirken wird, vermag ich in dem Augenblicke des Niederschreibens der gegenwärtigen Bemerkungen (Winter 1873) nicht zu sagen. Es sollte mich nicht wundernehmen, wenn auch noch diese meine jetzige Stelle unter mir zusammenbrechen würde. Es scheint dies schon meine Bestimmung zu sein.

Indessen ist hier wohl zum Schlusse die Stelle, meine allgemeinen Verhältnisse in Karlsruhe näher anzugeben, insofern dazu nicht schon in vorangehenden Abschnitten, namentlich in der Schilderung meiner Teilnahme an der Ersten Kammer, passende Gelegenheit war.

Ich war in den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Baden wenig nach Karlsruhe gekommen, wo ich sehr wenige Bekannte hatte, und auch alsdann beschränkten sich meine Besuche auf Vorstellungen bei dem Fürsten und den Ministern. Den Großherzog Leopold habe ich nur einmal gesprochen, als ich ihm an einem offiziellen Empfangstage den Dank für meine Berufung nach Heidelberg aussprach. Er empfing mich mit großer, fast allzugroßer Höflichkeit. Seinem Sohne, dem damals noch sehr jungen Prinzregenten, machte ich meine erste Aufwartung nach eingeführter Sitte, als ich Anfangs der fünfziger Jahre Prorektor der Universität Heidelberg geworden war.[1]) Sein Empfang war ziemlich trocken, und er hatte offenbar ein Vorurteil gegen mich. — Mit den Ministern jener Zeit, namentlich mit Bekk, Marschall, Wechmar, hatte ich, wie gesagt, nur wenigen, fast nur formalen Verkehr.

Erst durch meine Wahl zum Abgeordneten der Universität in der Ersten Kammer 1857[2]) kam ich allmählich in nähere Beziehungen zum Hofe und zu den oberen Behörden und wurde auch bei den längeren Aufenthalten in der Stadt näher bekannt. Ich hatte mir vorgenommen, meine Stelle in der Ersten Kammer durch gute Arbeit anständig auszufüllen, und erreichte auch meinen Zweck.

Zu gleicher Zeit hatte ich allmählich das gegen mich wegen meines Austrittes aus dem württembergischen Dienste bestehende Mißtrauen und die Besorgnisse einer demagogischen Opposition vollkommen überwunden. So wurde ich nach und nach persona grata, erhielt häufige Einladungen nach Hofe, auch in kleinere Zirkel, und so weiter. Doch wollte freilich dies alles schließlich nicht viel sagen. Man war höflich gegen mich, aber weiter gingen am Ende die Verbindungen nicht. Von einem leichteren geselligen Verkehr war damals, wie freilich in der Hauptsache auch später, in Karlsruhe gar nicht die Rede. Zu meiner Erholung war ich also fast ausschließlich auf die Männergesellschaft in den Gasthöfen angewiesen.

Nicht der Art, aber dem Grade nach änderten sich diese Verhältnisse, als Roggenbach im Jahre 1860 in das Ministerium trat und mich bald darauf, ohne irgend welches Wissen und Zuthun von meiner Seite und ohne daß ich ihn bis dahin näher gekannt hätte, zum Bundestagsgesandten in Vorschlag brachte.[3]) Schon die Zustimmung des Großherzogs war ein Beweis von Vertrauen und Wohlwollen, und mein Verhalten in Frankfurt hatte unzweifelhaft seinen Beifall. Ich kam durch meine Stelle in weit nähere Beziehungen zum Hofe. Den Großherzog sah ich bei meinen nicht seltenen Reisen sowie bei längeren Aufenthalten wegen der Stände häufig

---

[1]) Mohl wurde Prorektor 1853; Großherzog Friedrich ist geb. 1826, und succedierte seinen Vater 1852.

[2]) Vgl. oben S. 121.

[3]) Vgl. oben S. 201—202.



Pauline von Mohl, geb. Becher.

Nach einer Photographie 1870.

und wurde von ihm sehr freundlich behandelt, ebenso von seiner liebenswürdigen Gemahlin. Natürlich gab mir dies sowie meine äußere Stellung (zu welcher bald auch die Ernennung zum Vizepräsidenten, später zum Präsidenten der Ersten Kammer kam) einen Halt auch in der Gesellschaft, soweit eine solche in Karlsruhe überhaupt bestand. In späterer Zeit wurden zwar, vielleicht ohne daß ich eine Ursache anzugeben wüßte, die Beziehungen zum Hofe um eine Nuance etwas kühler, doch war ich immer, auch wenn ich von München ankam, gut aufgenommen und hatte lange vertrauliche Unterredungen mit dem Großherzog und der Großherzogin. Ebenso wurde meine Frau, als wir nach dem Aufhören der Münchner Gesandtschaft ganz nach Karlsruhe zogen, höchst gnädig und in betreff ihres übeln Gehörs nachsichtig aufgenommen. Indessen möchte ich dies alles nicht dafür verstanden haben, als habe ich zu den intimeren Kreisen des großherzoglichen Paares gehört; dem war nicht so. Ebenso war ich nicht etwa vertraulicher Ratgeber in Staatsangelegenheiten außerhalb meines unmittelbaren Geschäftskreises; ich bin kaum je in andern Dingen zu Rate gezogen worden. Ich war kein Günstling in politischer, kein Liebling in gesellschaftlicher Beziehung, sondern ein nach den freundlichen Sitten des jungen Hofes gut behandelter Beamter hohen Ranges.

Ganz ähnlicher Art war mein Verhältnis zu den verschiedenen Ministerien, unter welchen ich gedient habe, also zu den von Roggenbach, Edelsheim, Mathy und Jolly geleiteten. Ich wurde mit vieler Rücksicht behandelt; ohne mein Zuthun erhielt ich höhere Ehrenzeichen, die Ernennung zum Wirklichen Geheimrate (Excellenz), und wurde ich wiederholt zum Präsidenten der Ersten Kammer ernannt; es wurde mit gutem Willen und zum Teile unter Ueberwindung von Schwierigkeiten für meine Interessen gesorgt, wenn die von mir bekleideten Posten infolge politischer Ereignisse zusammenbrachen, so durch Ernennung zum Gesandten in München nach Aufhören des Deutschen Bundes, durch den freilich nicht durchgeführten Plan, mich in Berlin zu beglaubigen, endlich durch die Uebertragung des Präsidiums bei der Oberrechnungskammer, als das unter den bestehenden Umständen Beste, was mir gegeben werden konnte. Allein zur Mitwirkung, zu der Staatsleitung wurde ich nicht herangezogen, weder in den äußeren noch in den inneren Angelegenheiten. Ob die seit dem Jahre 1869 mehrfach auffallende und selbst gewagte Politik Badens Lob oder Tadel findet, mir gebührt weder an dem einen noch an dem andern Anteil. Bemerken darf ich dabei wohl, daß ich meinerseits mich auch niemals zugedrängt habe; es hat mir immer widerstrebt, mich in Dinge zu mischen, welche nicht meines Amtes waren, und ich habe mich sehr gut dabei befunden. Ich entging dadurch einerseits Mißtrauen und Eifersucht, andrerseits Haß und Beschuldigungen.

Ueber die einzelnen Persönlichkeiten, mit welchen ich in den badischen Verhältnissen in Berührung kam, habe ich, soweit von Ministern und Ständemitgliedern die Rede ist, mich früher schon ausgesprochen. Es bleibt mir aber noch übrig, in betreff der Mitglieder des fürstlichen Hauses meine subjektiven Eindrücke darzulegen.

Daß ich den Großherzog Friedrich viel gesehen und gesprochen habe, ist bereits angegeben, aber auch, daß ich ihm nicht so nahe gestanden habe und in dem Augenblicke der gegenwärtigen Aufzeichnung nahe stehe, um mir ein auf intimste Kenntnis gegründetes Urteil erlauben zu können. Wahr ist daher wohl, wie ich hoffe, was ich zu sagen habe, aber doch nur relative Wahrheit. Mein Gesamteindruck ist ein durchaus günstiger. Schon die äußere Erscheinung ist eine bestechende. Der Großherzog ist von mittlerer Größe, freundlichen und schönen Gesichtes, namentlich hat er gute und weise Augen, seine Haltung ist frei und sicher, ohne alle Ziererei und Affektation von künstlicher Würde, immer ruhig und gemessen; er erscheint gleich gut in bürgerlicher und in militärischer Kleidung, ist gleich liebenswürdig und höflich im Cercle oder unter vier Augen in seinem Arbeitszimmer. Sein Privatleben ist ein musterhaftes: Die Ehe ist eine sehr glückliche, die Erziehung der Kinder ist eine höchst verständige, die ganze Einrichtung des täglichen Verhaltens einfach und anständig. Die Mäßigkeit in Speise und Getränk übersteigt fast das erlaubte Maß; es wird keiner der noblen Passionen gefrönt. Der Großherzog spielt nicht, geht einmal im Jahre auf die Auerhahnjagd, hält einen schönen Marstall, ohne ein leidenschaftlicher Reiter zu sein, giebt einen fast unverhältnismäßigen Zuschuß zum Theater, während er selbst es kaum besucht. Er liest viel, namentlich politische und historische Schriften, hat ein lebendiges Interesse für Kunst, besonders für Malerei; seine liebste Erholung ist stilles Leben auf dem Lande, vor allem auf der reizenden Insel Mainau. Der Großherzog ist ein guter Haushälter, aber der Hof für Fälle, in welchen die Entwicklung von Glanz angezeigt erscheint, prächtig eingerichtet und vortrefflich geleitet. Ein unzweifelhafter Beweis von der Gesundheit der gesamten innersten Verhältnisse ist die Beschaffenheit der obersten Hofbeamten und sonstigen nächsten Umgebungen. Es sind lauter ehrenwerte, einfach-anständige Männer, welche ihren Dienstaufgaben nachkommen ohne irgendwelche Intriguen, ohne eine Spur von ungebührlicher Einmischung, am wenigsten in Staatsgeschäfte. — Ein Fürst wird aber natürlich hauptsächlich beurteilt nach seinen Handlungen und Neigungen als Regent. Das Urteil über diese Seite seiner Thätigkeit und Persönlichkeit bestimmt seinen Platz in der Geschichte. Hier nun möchte ich vor allem einen Unterschied machen zwischen der mehr äußerlichen, täglichen Behandlung der laufenden oder wenigstens das Maß der gewöhnlichen Angelegenheiten

nicht überschreitenden inneren Geschäfte und der Initiative zu großen, in die Weltbegebenheiten eingreifenden Fragen. Es wäre eine große Ungerechtigkeit, nicht anzuerkennen, daß Großherzog Friedrich der erstbezeichneten Geschäfte sich mit großer Gewissenhaftigkeit widme. Er arbeitet regelmäßig mit den Ministern, nimmt auch bei wichtigen Beratungen den Vorsitz im Ministerrate; er erledigt schnell die an ihn gelangenden Anträge, Bittschriften und so weiter; er giebt wöchentlich einmal öffentliche Audienz jedem, welcher sich mit einem Anliegen im Schlosse einfindet, neuernannten Beamten, Abordnungen, nicht selten von zehn Uhr morgens bis drei, vier Uhr nachmittags auf demselben Flecke stehend; er verfolgt die landständischen Verhandlungen genau, bespricht sich bei Gelegenheit von Hoffesten, welche hauptsächlich zu diesem Zwecke gegeben werden, eingehend mit hervorragenden Mitgliedern der Stände, namentlich der Zweiten Kammer; die Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes sind ihm genau bekannt, und er schenkt denselben ohne Bevorzugung einzelner Gegenstände oder Landesteile Aufmerksamkeit, hat für alle ein gleiches Wohlwollen. Dabei hat er sich vollständig in das konstitutionelle System gefunden. Wenn auch der Parlamentarismus, wie es in einem kleinen Staate kaum anders möglich ist, nicht so weit getrieben wird, die Minister lediglich aus den Kammern und aus ihren Führern zu nehmen, so sind doch die Ministerien jeweils im Geiste der Mehrheit, namentlich der Zweiten Kammer, gebildet; der Großherzog aber folgt grundsätzlich den Ratschlägen derselben. Daß der eine der leitenden Minister ihm genehmer ist als ein andrer, mag sein und ist auch ganz natürlich, allein keiner hat geheime Ratgeber hinter seinem Rücken zu fürchten. Von einer Kamarilla gar ist keine Rede. So ist es denn sehr natürlich, daß der Großherzog als Regent persönlich allgemeines Vertrauen und ungeheuchelte Anhänglichkeit besitzt. Genaueren Beobachtern entgeht freilich nicht, daß das Verhalten des Großherzogs in dieser regelmäßigen Thätigkeit ein vorwiegend passives ist. Er überläßt den Ministern und den Ständen den Anstoß zu neuen Einrichtungen und zur Ordnung des Beschlossenen im einzelnen und begnügt sich mit allgemeiner Kenntnisnahme, Besprechung und pünktlicher Erledigung der ihm persönlich zufallenden formellen Geschäfte. Dies ist ohne Zweifel zum Teil eine Folge der Auffassung von der Stellung eines konstitutionellen Monarchen, hauptsächlich aber der eigensten Persönlichkeit, welcher leidenschaftliches Wollen, einseitige Liebhabereien, unruhige Vielgeschäftigkeit fremd sind. Es ergiebt sich aber auch daraus, daß das innere Staatsleben Badens unter dieser Regierung weniger den Stempel der persönlichen Thätigkeit des Großherzogs an sich trägt, als von dem wohlthätigen Einflusse seiner allumfassenden, wohlwollenden und humanen Gesinnungen durchdrungen ist.

Sehr viel positiver hat dagegen der Großherzog Stellung genommen zu den großen politischen Fragen, somit zunächst zu der deutschen in ihren verschiedenen Phasen. Hier ist er mit nachhaltiger Entschiedenheit vorangegangen und hat den Ministerien die Richtung als Bedingung ihres Zustandekommens und Bestehens vorgeschrieben. Der leitende und zähe, unter allen Wandlungen der Konstellationen festgehaltene Gedanke war aber die Gründung eines neuen, einheitlichen Deutschlands, auch um den Preis der Aufopferung entgegenstehender eigner Souveränitätsrechte. In Verfolgung dieses Zweckes ging der Großherzog immer den Ministern voran. Ihre Aufgabe war keineswegs, wie dies in andern deutschen Mittelstaaten der Fall war, die Notwendigkeit und die Vorteile einer Vereinigung erst einleuchtend zu machen, Gegengründe oder, besser gesagt, Gegeninstinkte zu bekämpfen, sie hatten vielmehr zurückzuhalten und die Abwartung weniger gefährlicher allgemeiner Verhältnisse anzuraten. Als endlich der siegreiche französische Krieg so freieres Feld machte, wirkte der Großherzog im Feldlager zu Versailles auf das eifrigste für die Kaiserkrone und für den Eintritt der süddeutschen Staaten in das allgemeine Deutsche Reich. Unter seiner unmittelbarsten Leitung wurden die Verträge geschlossen, durch welche Baden nicht nur auf alle Reservatrechte und Bevorzugungen verzichtete und sich einfach unter die Herrschaft der allgemeinen Reichsgesetze und Reichsgewalten stellte, sondern auch die wichtigsten Regierungsrechte an das Reich oder an Preußen abtrat. So das ganze Heerwesen, die ganze auswärtige Vertretung, die Posten und die Telegraphen. Hierbei kamen bei dem Großherzoge die ganz natürlichen dynastischen Erinnerungen und Gefühle, die bisherige vorzugsweise Beschäftigung mit diplomatischen Beziehungen und Geschäften, die Gewohnheit der obersten Leitung eines Kriegswesens, die mit Sicherheit zu erwartende persönliche Abneigung andrer Fürsten nicht in Betracht. Auch war er nicht etwa durch eine entschiedene Haltung der Bevölkerung oder der politischen Stimmführer unwiderstehlich gedrängt, so weit zu gehen. Im Gegenteil fand die Abtretung mehr als eines der genannten Rechte Verwunderung und selbst verbreiteten Tadel. Es war alles der eigenste freie Entschluß des Großherzogs: offenbar eine große politische That von weitgreifender europäischer Bedeutung und ein seltenes Beispiel von sittlicher Kraft zu Entsagungen für einen hochgehaltenen Zweck. Die Welt ist so sehr daran gewöhnt, selbstsüchtige Absichten anzunehmen, insbesondere bei Fürsten, daß für die Handlungsweise des Großherzogs die verschiedensten Beweggründe aufgeführt worden sind: Einfluß der Großherzogin und der königlichen Familie; Ueberdruß an den Regierungsgeschäften; Sicherung des Rests von Souveränitätsrechten, wenigstens von Entschädigung für dieselben im Falle gänzlicher Auffaugung Badens durch das Reich. Nichts scheint mir

unbegründeter, zum Teile ungerechter. Ich selbst hatte auch, offen gestanden, lange nicht an den ernstlichen Willen einer so weit gehenden Entsagung geglaubt; allein die Thatsachen überzeugten mich schließlich. Einen andern Beweggrund als eine reine Ueberzeugung von der Pflicht, zur Wiederherstellung der Einheit und Größe Deutschlands nach Kräften und mit allen notwendigen Opfern beizutragen, kann ich aber nicht erkennen, und darüber, daß der Großherzog so hochherziger Gesinnung fähig sei, ist mir nicht der mindeste Zweifel mehr. Daß die Versailler Verträge, ohne Beeinträchtigung des Ganzen, in manchen Punkten schonender für die Interessen und Rechte einzelner hätten sein können und sollen, ist nicht zu leugnen; allein es ist dies doch nur ein untergeordneter Punkt. In der Hauptsache kann man dem Charakter, der großen politischen Auffassung und der Selbstverleugnung des Großherzogs Friedrich in diesem Teile seiner Regententhätigkeit nur verehrende Anerkennung zollen. Welches abschließende Urteil einst die Geschichte über diesen noch jungen Fürsten fällen wird, weiß ich nicht; allein jedenfalls gehören meine persönlichen Beziehungen zu ihm zu den wohlthuendsten Ereignissen meines Lebens und zu meinen angenehmsten Erinnerungen.

Ein Ideal von weiblichen Tugenden — und darüber besteht wohl gar keine Meinungsverschiedenheit — ist die Großherzogin Luise, die einzige Tochter des Königs und Kaisers Wilhelm. Anmut und Liebenswürdigkeit, feinste Höflichkeit und Verbindlichkeit, Sicherheit und Würde des öffentlichen Auftretens, anspruchsloseste Einfachheit im Innern des Hauses, Sorge für weibliche Erziehung und für Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten, vernünftige Sparsamkeit, hohe geistige Bildung stellen eine harmonische Erscheinung seltenster Art dar. Man ist im Zweifel, ob sie zu größerem Vorteile in der Mitte ihrer Hofes, im vertraulichen Gespräche oder in der Verhandlung einer geschäftlichen Angelegenheit erscheint. Ohne eine eigentliche Schönheit zu sein, ist die Großherzogin höchst anmutig und lieblich; von kaum mittlerer Größe, feinem, schmalen Wuchs — hat sie sich lange jugendlich, fast mädchenhaft erhalten; sie ist immer geschmackvoll, in Fällen von Repräsentation prächtig gekleidet, kurz, es ist nichts aufzufinden, was man sich anders wünschen möchte.

Ich bin in keine intimeren Beziehungen zur Großherzogin gekommen, doch immer mit großer Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit empfangen worden und jede neue Begegnung gereicht mir zur Freude.

Von den sonstigen Mitgliedern des großherzoglichen Hauses habe ich nur einige näher kennen gelernt. — Von den beiden Oheimen des Großherzogs, den Markgrafen Wilhelm und Max, war der erstere, in seiner Jugend ein tüchtiger Soldat, später guter Geschäftsmann und langjähriger Präsident der Ersten Kammer, bei meinem ersten Eintreten in die

Karlsruher Verhältnisse bereits sehr krank und starb bald,[1]) Markgraf Max dagegen lebt ganz zurückgezogen, erscheint niemals irgendwo öffentlich, sieht außer einigen Jagdfreunden niemand bei sich. Ich habe beide nur einmal gesprochen. — Ebenso nur einmal die Mutter des Großherzogs, die verwitwete Großherzogin Sophie, eine sehr kluge, in ihrem Leben weder glückliche noch glücklich machende Frau. — Weit genauer sind meine Verhältnisse zu den beiden Brüdern des Großherzogs, den Prinzen Wilhelm und Karl, sowie zu ihren Gemahlinnen.

Prinz Wilhelm ist ein schöner, großer Mann, auffallend, vielleicht etwas gesucht, höflich, von nüchternem, geordnetem Leben. Er hat viele schätzenswerte Eigenschaften, ist namentlich gutmütig und wohlwollend, ohne Ränkesucht, eifrig in dem, was er sich zur Aufgabe gemacht hat oder was er für seine Pflicht hält. Er hat sich, wie es scheint ohne Hintergedanken, in die Neugestaltung Deutschlands gefunden, nimmt selbst eine Stelle im Reichstage ein.

Die Gemahlin des Prinzen,[2]) eine Tochter der Großfürstin Marie von Rußland und des Herzogs von Leuchtenberg, ist eine glänzende Erscheinung, von klassischer Schönheit, namentlich des Profils, lebendig, geistreich, welterfahren, mit Kunst und Litteratur vertraut. Mit derselben Anmut, mit welcher sie im großherzoglichen Schlosse sich als die zweite Dame bewegt, tritt sie im eignen Hause als die fürstliche Herrin auf. Man erzählt sich, daß sich die kaum um wenige Jahre ältere Großherzogin große Verdienste um die in verschiedener Umgebung aufgewachsene Prinzessin erworben habe durch schwesterliches Hereinziehen derselben in einen sittlich geordneten, harmonischen Familienkreis. Ohne Zweifel würde es das Glück der reizenden Fürstin erhöhen, wenn ihrem Gemahle eine zufriedenstellende Beschäftigung und Stellung zu teil werden könnte.

Prinz Karl, der jüngste der drei Brüder, besticht auf den ersten Anblick weniger als dieselben; auch hat er bis in die neueste Zeit sehr zurückgezogen gelebt, nachdem er den österreichischen Militärdienst verlassen hatte, nur der Jagd und der Verwaltung seiner Güter gewidmet. Er gewinnt aber sehr bei näherer Bekanntschaft. Allerdings leidet er auch an den Folgen einer fehlerhaften Erziehung, insofern er wenig weiß und keine ausgesprochene Neigung zu Wissenschaft oder Kunst hat; allein er hat ein richtiges und ruhiges Urteil, beobachtet aufmerksam und mit Verstand, ist ein tüchtiger Geschäftsmann. Da er weder politischen noch militärischen Ehrgeiz zeigt, sich mit großer Bescheidenheit immer im Hintergrunde hält,

---

[1]) Am 11. Oktober 1859.

[2]) Marie Maximilianowna Herzogin v. Leuchtenberg, Tochter des Herzogs Maximilian v. Leuchtenberg und der obengenannten Großfürstin.

niemals öffentlich spricht, außer etwa als Berichterstatter in der Ersten Kammer, und auch dann so knapp als möglich, so ist nicht viel von ihm die Rede; allein er scheint sich in dieser unscheinbaren Stellung wohl zu fühlen und wird in derselben von keiner Seite behelligt. Während des französischen Krieges erwarb er sich große Verdienste um die Verwundeten und Kranken, namentlich der badischen Truppen. Wiederholt führte er selbst Spitalzüge, überall kräftig und mit praktischem Sinne eingreifend. Zu großer Ueberraschung der Welt, und der großherzoglichen Familie nicht am wenigsten, schloß Prinz Karl (im Jahre 1871) eine Ehe zur linken Hand mit einer Hofdame seiner Schwägerin Wilhelm, einem Fräulein v. Beust, Tochter eines pensionierten Offiziers. Mehr pikant als schön, munter, sehr klug und witzig, hat bis jetzt die Gräfin Rhena ihre schwierige Rolle mit Geschick durchgeführt. Von ihrem Einflusse zeugt am meisten, daß sie den früher fast unsichtbaren Prinzen zum häufigen und unbefangenen Heraustreten in die Welt zu bestimmen gewußt hat. Ich wünsche ihr und ihm besten Verlauf, aufrichtig aber nicht ganz ohne Bedenken.

Es wäre wohl hier der Ort, über die allgemeinen geistigen und geselligen Verhältnisse Karlsruhes, so wie ich sie in einem Zeitraum von 25 Jahren bald kürzeren, bald längeren, schließlich bleibenden Aufenthaltes kennen gelernt habe, ein Wort zu sagen. Allein es ist schwer, etwas zu schildern, was eigentlich nur in negativem Zustande vorhanden ist. Karlsruhe gehört ohne allen Zweifel zu den alleruninteressantesten Städten. Natürlich sind unter 30—40000 Menschen auch begabte, unterrichtete, geistig angeregte. Es besteht ein besser als mittelmäßiges Theater, eine nicht schlechte Gemäldegalerie und was sonst mit einer solchen Sammlung an Gipsabgüssen, Antikalien und dergleichen verbunden zu sein pflegt; Musik wird, wie es scheint, vielfach und gut gepflegt. Auch sind zu jeder Zeit bald wenigere, bald zahlreichere Häuser vorhanden gewesen, in welchen gelegentlich größere Festlichkeiten, Bälle, Diners stattfanden. Aber dies alles reicht nicht aus zur Bildung eines lebendigen, angenehmen und belehrenden Verkehrs. Sammlungen der bezeichneten Art besucht man einige Male im Jahre, im Winter gar nicht. Ein reges Kunstleben knüpft sich aber in Karlsruhe nicht an dieselben. Es sind zwar immer einzelne, zum Teil sogar sehr bedeutende Künstler vorhanden, durch den Hof berufen, bei der Kunstschule angestellt oder freiwillig, so zum Beispiel zu meiner Zeit Schirmer, Lessing, Schrödter, Gude, Füßli, etwa noch Bayer und Dietz, allein es sind ihrer zu wenige, als daß sie einen Mittelpunkt bilden, ein allgemeineres Interesse für Kunst verbreiten, durch immer neue und zahlreiche Werke anregen und belehren könnten. Das ewige Gerede über Theater ist gar zu armselig. Musik treibt und versteht

nicht jeder, so zum Beispiel leider ich selbst nicht. Größere Festlichkeiten sind wohl von Zeit zu Zeit hübsch zu sehen; allein von einer eigentlichen Geselligkeit ist bei ihnen und durch sie selbstverständlich nicht die Rede; überdies haben sie in Karlsruhe den Fehler, daß sie sich ganz eng an den Hofkreis anschließen, somit immer nur wieder „die Gesellschaft“ vereinigen, also einige hundert Menschen, welche durch Geburt und Rang, nicht aber durch persönliche Bedeutung hervorragen. Dazu treten noch mehrfache üble Verhältnisse: Der Mangel einer großen Bibliothek, welche nur sehr dürftig ersetzt ist durch die hauptsächlich auf leichte Unterhaltung berechnete Sammlung der Museumsgesellschaft. Der notwendigerweise enge Gesichtskreis der den Hauptstock der Gebildeten ausmachenden Beamten eines kleinen Staates. Die sehr bescheidenen Vermögensverhältnisse der meisten, welche auch nur kleine Ausgaben für Geselligkeit erschweren. Endlich, und sicher nicht an letzter Stelle, die üble Sitte, die Hauptmahlzeit von zwölf bis ein Uhr mittags zu halten, was dann ein leichtes und unvorbereitetes Zusammenkommen abends erschwert, da die hungrigen Gäste nicht bloß mit einer Tasse Thee zufriedengestellt werden können, und die noch schlimmere süddeutsche Gewohnheit der meisten Männer, ihre Erholung im Wirtshause zu suchen. So kommt es denn, daß sich das geistige Leben auf einer niedrigen Stufe hält und daß ein Anteil selbst hiervon für den, welcher nicht die Gewohnheit hat, seine Abende im Wirtshause zuzubringen, schwer zu erreichen ist. Welche Folgen aber ein solcher Zustand für die Frauen hat, welchen nicht einmal jener schlechte Notbehelf zugänglich ist, bedarf nicht erst der Erörterung.

Kein Wunder also, daß ich nirgends im Leben so einsam gelebt habe, als in Karlsruhe; und zwar nicht etwa bloß als ich wenigstens mein eignes Haus hatte, sondern auch in den vielen Monaten, welche ich auf Landtagen zubrachte, etwa zehn Jahre lang, in den trostlosen, unwohnlichen Räumen der Präsidentenwohnung im Ständehaus.[1]) Ich habe hier mehr gelesen und gearbeitet, als sonst zu irgend einer Zeit, etwa die der angestrengtesten Thätigkeit als Professor ausgenommen. Nur im Sommer bietet der schöne und von gemischter Gesellschaft lebhaft besuchte Museumsgarten eine Abwechslung und Zuflucht.

Begreiflich genug ist, daß unter solchen Umständen Karlsruhe kein Ort ist, welcher Gelehrte oder sonstige Schriftsteller erzieht oder anzieht. Es ist eigentlich reiner Zufall, wenn sich ein solcher hier vorfindet, und in der Regel verschwindet er auch bald wieder. Schon der Zustand des Buchhandels, welcher über den gewöhnlichen Sortimentshandel kaum hinausgeht, ist ein Hindernis für eine ansässige litterarische Thätigkeit.

---

[1]) Vgl. oben S. 128.

Selbst Zeitschriften, mit Ausnahme einiger ziemlich untergeordneter politischer Zeitungen, finden hier keinen Boden. Man sollte glauben, daß das bedeutende Polytechnikum mit seinen vielen Lehrern eine Aenderung hätte herbeiführen müssen; dem ist aber nicht so. Mit Ausnahme des längst verstorbenen Redtenbacher[1]) war bis jetzt noch kein Mann ersten Ranges an demselben, und es erscheint zweifelhaft, ob dem jemals viel anders sein wird. Solange ein Lehrstuhl an einer Universität dem an einem Polytechnikum vorgezogen wird — und hierfür sind allerdings bedeutende Gründe vorhanden —, müssen sich die technischen Lehranstalten im allgemeinen mit untergeordneten Männern begnügen, und nehmen die hervorragenderen den ersten Ruf an eine Universität an. Die geistige Physiognomie und Fruchtbarkeit Karlsruhes ist somit wenig verändert worden durch das Polytechnikum.

Die unbestritten bedeutendste litterarische Notabilität der Stadt ist jetzt und schon seit einer Reihe von Jahren der Dichter Joseph Scheffel. Durch einen günstigen Zufall bin ich näher mit ihm bekannt, durch ein widriges Verhältnis ihm später, zu meinem Bedauern, wieder entfremdet worden. Ich wohnte während zweier Landtage in seinem elterlichen Hause und wurde hier auf das freundlichste und gütigste aufgenommen von seinem gutmütigen Vater, einem pensionierten Major, und von seiner geistreichen, aber etwas exaltierten Mutter. Der Sohn lebte damals bei den Eltern, beschäftigt mit ausgedehnten und gelehrtesten Vorstudien zu einer großen Dichtung, deren Scene die Wartburg sein sollte, von welcher aber nur ein Bruchstück, „Frau Aventiure", bis jetzt erschienen ist. Scheffel war sehr zurückgezogen und fast krankhaft menschenscheu, doch benahm er sich, als ich eine Zeitlang krank lag, sehr liebenswürdig gegen mich und ich erfreute mich sehr seines geistreichen Umganges. Später löste sich unser Verhältnis wieder, da ich — durch ihn selbst zuerst zu einer Einmischung herangezogen — bei übeln Streitigkeiten mit seiner Gattin nicht auf seiner Seite sein konnte, er es auch nicht gut fand, daß diese, eine liebenswürdige, hochgebildete, schöne junge Frau, unser Haus in München viel besuchte. Ich bin nicht zum Richter über beide berufen, muß aber meine Ueberzeugung dahin aussprechen, daß Scheffel keineswegs immer ganz zurechnungsfähig ist. Nur diesem unglücklichen Zustande schreibe ich denn auch manche seiner Handlungen zu, welche sonst vom Standpunkte seiner Ehrenhaftigkeit streng verurteilt werden müßten. In dieser Ansicht bestärkt mich denn auch seine höchst peinliche Art zu arbeiten, welche mit den Gegenständen in gar keinem gesunden Verhältnisse steht und die man am allerwenigsten von dem Dichter des Trompeters von Säkkingen, des Gaudeamus und so

[1]) Ferdinand Redtenbacher, Direktor des Polytechnikums, starb 1863.

weiter erwarten sollte. Jedenfalls ist er, trotz seiner großen Begabung und mannigfach günstiger äußerer Verhältnisse, kein glücklicher Mensch.

Die Mehrzahl der übrigen in Karlsruhe lebenden Schriftsteller gehört dem Beamtenstande an; ihre Thätigkeit erstreckt sich aber nicht über eine mehr oder weniger brauchbare Zusammenstellung und Erläuterung von Gesetzen oder staatlichen Einrichtungen hinaus. Es sind nützliche, aber handwerksmäßige Leistungen, welche einzeln zu erwähnen nicht der Mühe wert ist. Sonst sind etwa noch erwähnenswert: Baumgarten und v. Weech als Historiker zweiten Ranges, Eisenlohr als Verfasser eines vielgebrauchten Lehrbuchs der Physik,[1]) Emminghaus als aufstrebender Nationalökonom. Wenig genug, um für Karlsruhe den Anspruch zu retten, einer der kleineren über Deutschland verteilten Kulturmittelpunkte zu sein.

---

[1]) Die letzte von W. Eisenlohr selbst bearbeitete Auflage seines Lehrbuchs der Physik, die 1870 erschien, ist die zehnte; vier Jahre nach seinem 1872 erfolgten Tode wurde noch eine elfte ausgegeben.



Fünftes Buch.

# Reisen.

Ich bin, auch abgesehen von meiner dritthalbjährigen Bildungsreise, viel gereist. Wohl mehr, als ich mit Rücksicht auf meine Vermögensverhältnisse und meine Familie hätte thun sollen. Allein zu einiger Rechtfertigung wird dienen, daß ich den größten Teil meines Lebens in angestrengtester Geistesthätigkeit in kleinen Städten zubringen mußte, welche mir, obgleich sie Universitäten enthielten, doch keine genügenden Mittel darboten, die ermüdeten Kräfte durch neue Eindrücke wieder aufzufrischen und den beschränkten Umgangskreis durch Bekanntschaft mit neuen und anders gestalteten Menschen zu erweitern. Ich hatte von Zeit zu Zeit ein unwiderstehliches Bedürfnis, aus der Enge herauszukommen und mich zu verluften. Manche meiner späteren Reisen waren auch amtlicher Art oder waren sie auch notwendig, um Stoff für meine „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften“ in größeren Bibliotheken zu sammeln, als mir an Ort und Stelle zu Gebote standen.

Einen großen Teil meiner Reisen habe ich vor der Einführung der neuen, schnellen und bequemen Einrichtungen der Eisenbahnen und Dampfboote gemacht, also unter Umständen, welche dem jetzigen Geschlechte als ganz antediluvianisch und barbarisch erscheinen. Da ich nicht reich genug war, um mit Extrapost zu reisen, so war ich auf die Postwagen, welche sich erst allmählich zu Eilwagen verbesserten, sehr häufig auf Lohnkutschen angewiesen, was dann freilich billig war, aber eine jetzt unglaubliche Zeit in Anspruch nahm. Scheint es mir doch selbst fast märchenhaft, wenn ich daran denke, daß ich die Rheinreise zum erstenmal auf einer der kleinen grünen Jachten machte, auf deren kaum durch ein niederes Gitter eingefaßten Verdeck man in Ermanglung von Bänken auf dem Boden lagerte und an Speise und Trank hatte, was man selbst mitbrachte. Oder daß ich drei Tage und drei Nächte von Frankfurt nach Paris und von Paris nach Straßburg im Innern einer Diligence zu sechs Personen mit Pelzstiefeln, Mänteln und Teppichen eingepfercht war; daß man von Ulm nach Augsburg, von da nach München einen vollen Tag zubrachte, von München zwei Tage bis Regensburg mit Nachtquartier in Landshut; daß ich von

Dresden nach Berlin über Dobrilugk drei Tage in dem märkischen Sande im Schritte fahren, bei Nacht auf Stroh schlafen mußte. In ganz Italien war im Jahre 1842 noch kein Zoll Eisenbahn, keineswegs immer ein Postwagen zu haben, sondern der auf Grund eines schriftlichen Vertrags gemietete Vetturin die gewöhnliche Fortbewegungsweise. Selbst im Jahre 1844 mußte ich von Berlin nach Königsberg noch einige Tage im Eilwagen zubringen.

Dies alles war dann freilich sehr verdrießlich und ermüdend, eine Reise ein ziemlich ernsthaftes Unternehmen; vieles, was jetzt ein Kinderspiel ist, konnte gar nicht unternommen werden. Aber die Medaille hatte doch auch ihre gar nicht üble Rückseite. Bei dieser langsamen Art zu reisen sah man die Gegenden weit besser als jetzt auf dem Durchfluge mit der Eisenbahn, bei welcher man überdies leicht nur die eine Seite sehen kann. Die häufigen Halte in den Gasthäusern und das viele Uebernachtbleiben brachten mit den Bewohnern vielfache, oft ganz angenehme und belehrende Berührung. Es war auch noch nicht Sitte, daß man mit Reisegefährten während ganzer Tage kein Wort wechselte, wenn man sie nicht vorher schon kannte. Endlich wurde man nicht bloß mit den Endzielen, den größeren Städten, bekannt, sondern auch mit dem zwischen ihnen liegenden Lande. Ich wünsche mir die alte Art zu reisen im ganzen nicht zurück, aber sie hatte auch ihr Gutes.

Der Umfang meiner Reisen war ein nicht unbeträchtlicher; ich habe ein guten Teil des zivilisierten Europas gesehen. Deutschland von Basel bis Königsberg, von Lindau bis Kiel; von Frankreich außer Paris die Normandie und Elsaß; von Oesterreich Prag, Wien, Salzburg, Tirol; ganz Belgien, den größten Teil von Holland; Italien bis Salerno; England und Schottland von Dover bis Inverneß, von Carlisle bis Cambridge; die Alpen von Glarus bis Salzburg, mit Uebergängen über den Splügen, den Brenner, den Bernina und Julier. Ich bin auf dem Mittelmeere, auf der Nordsee und der Ostsee gefahren. Manches davon zu wiederholten Malen, oder kreuz und quer durchwandernd. Doch aber habe ich nicht alles erreicht, was ich gern gesehen hätte. In jüngeren Jahren war es ein großer Wunsch von mir, die Vereinigten Staaten zu besuchen, allein damals bedurfte eine solche Reise mehr Zeit, als ich darauf verwenden konnte. Aegypten aber zu besuchen, wofür ich als junger Mensch schwärmte, wäre mir ebenso leicht geworden, als in den Mond zu kommen. Spanien war zu weit und zu teuer. Ein ernstliches Abenteuer ist mir auf allen meinen Wanderungen nicht begegnet. Ein vorübergehendes Unwohlsein dann und wann, ein unschädlicher Sturz mit dem Wagen, ein Streit mit italienischen Bummlern ist das Höchste gewesen.

Es kann mir natürlich nicht beifallen, von allen meinen kleineren

Touren zu erzählen. Was wäre von einer Rheinreise (welche ich wohl ein Dutzendmal gemacht habe), von Wanderungen im Schwarzwald, im Harz, in den Tiroler und bayrischen Alpen viel zu sagen? Was von See- und Landbädern? Auch mit Schilderungen von Wien und Prag ist keine Ehre einzulegen. Dies alles mag den Reisehandbüchern und den Feuilletonisten überlassen bleiben. Allein darüber, was ich auf einigen der größeren Reisen erlebt habe, wie ich sie einrichtete, wen ich dabei kennen lernte, möchte ich einiges aufzeichnen. Es ist immerhin ein wenn auch unbedeutender Beitrag zur Kenntnis meiner Zeit.

---

### A. Reise nach Belgien im Herbst 1840.

Ich war abgearbeitet und sehnte mich aus dem kleinen Tübingen weg in die Welt. Wie ich auf den Gedanken kam, gerade nach Belgien zu gehen, weiß ich nicht mehr; genug, ich ging mit Anfang der Ferien dahin. Zuerst sah ich wieder den Rhein, jetzt auf dem Dampfboot, betrachtete mir die Anfänge des Dombaues, welcher freilich noch nicht weit vorgeschritten war, und ging über Aachen und Lüttich, wo ich auf die erste Eisenbahn in meinem Leben kam, nicht ohne ein Grauen über die Schnelligkeit und Gefährlichkeit der Bewegung, nach Brüssel. Hier schlug ich mein Hauptquartier auf, machte kürzere oder längere Ausflüge nach Antwerpen, Mecheln, Gent, Brügge, Ostende, Löwen und so weiter und verließ nach etwa sechs Wochen das Land wieder über Luxemburg, Trier und durch die Eifel, sehr befriedigt von meiner Reise.

Einen besonderen Zweck hatte ich nicht; es war eine reine Touristenfahrt. Ich sah, was an Merkwürdigkeiten sich darbot, und dessen ist bekanntlich nicht wenig in Belgien, grüßte auf den Universitäten, welche freilich Ferien hatten, ein wenig das Handwerk, stöberte auf den Bibliotheken umher und lernte Menschen kennen, soweit ich Gelegenheit dazu hatte. Letzteres war denn freilich nicht gerade viel. Ich selbst war in dem fremden, französisch redenden und lebenden Lande wenig bekannt; meine Stellung als einfacher Professor auf einer kleinen Universität gab mir keinen Anspruch darauf, die höheren Kreise uneingeladen aufzusuchen, und ich war somit nur an diejenigen gewiesen, für welche ich zufällig Empfehlungsbriefe hatte. Glücklicherweise waren deren von verschiedener Art. Durch Mittermaier war ich an Ducpétiaux empfohlen, damals als humanitärer Schriftsteller bekannt und noch nicht zu der klerikalen Partei übergetreten, vielmehr noch ein Haupt der alt-„revolutionär" Liberalen. Durch ihn lernte ich seine Familie kennen, sehr reiche Leute, welche mit der politischen Richtung des Bruders und Schwagers wenig einverstanden waren.

Von meinem Bruder Julius war ich an den Grafen Arrivabene, einen italienischen Flüchtling, empfohlen. Er wohnte abwechselnd in Belgien bei den Merode, ebenfalls mit Studien und Schriftstellerei über Wohlthätigkeitsfragen beschäftigt; ein vortrefflicher Mann von seltener Herzensgüte, welchen sein Unglück nicht bitter, sein gegen Oesterreich gerichteter Patriotismus nicht revolutionär oder antikatholisch machte. Bei ihm sah ich auch andre Italiener, zum Beispiel zwei Litta aus Mailand. Endlich hatte mir jemand, ich glaube Warnkönig, einen Brief an Baron Reiffenberg mitgegeben, einen belgischen Partikularisten und Antiquar, welcher vielerlei, soviel ich aber weiß mittelmäßiges, über altvlämische Litteratur und so weiter schrieb, aber dem neuen Zustande der Dinge nicht eben hold und sehr klerikal war. Er machte mich mit Gachard, dem bekannten Archivar und Herausgeber von geschichtlichem Material, und mit dem Abbé de Ram[1]) bekannt. Letzterer war seiner äußeren Stellung nach beständiger Rektor der von den Bischöfen gestifteten und von dem Klerus zwangsweise unterhaltenen katholischen Universität in Löwen,[1]) seiner eigentlichen Wirksamkeit nach aber der Leiter des Episkopates und dadurch einer der einflußreichsten Männer des Landes, fein und vornehm. Heinrich Ahrens, damals politischer Flüchtling und Professor an der freien Universität in Brüssel,[2]) suchte ich selbst auf. Bei ihm sah ich eine Anzahl junger Männer, welche in der Revolution von 1830 als Studenten und so weiter eine Rolle gespielt hatten und nun als Advokaten oder Professoren lebten, nicht besonders zufrieden mit den am Ruder befindlichen ehemaligen Genossen, von welchen sie sich vernachlässigt glaubten, die ich aber auch nicht bevorzugt hätte. Auch suchte ich Tielemans[3]) auf. Derselbe war unter der holländischen Herrschaft durch einen meiner Meinung nach ihm nicht zur Ehre gereichenden politischen Prozeß bekannt geworden, hatte sich aber jetzt ganz zurückgezogen, war Mitglied eines Gerichtes geworden und lebte in einer Vorstadt von Brüssel, hauptsächlich mit der Abfassung eines großen Werkes über belgisches Verwaltungsrecht beschäftigt.[3]) Er galt mit Recht für eine bedeutende wissenschaftliche Kraft, kam aber in politischer Beziehung gar nicht mehr in Betracht. Endlich lernte ich den

---

[1]) F. X. de Ram war Rektor der Universität Löwen 1834—1865 (L'Université de Louvain 1425—1900 p. 57—74). Von seiner Verwaltung der Universität spricht Mohl weiter unten.

[2]) Ahrens hatte sich an dem Göttinger Aufstand des Jahres 1831 (vgl. v. Treitschke, Deutsche Geschichte …, IV. 154—157) beteiligt, war nach Belgien und Frankreich geflohen und wirkte 1834—1848 als Professor der Physiologie zu Brüssel.

[3]) Fr. Tielemans war ehemals Minister und Deputierter, dann Appellationsgerichtsrat. Von 1843—1846 veröffentlichte er in sieben Bänden ein Répertoire de l'administration et du droit administratif de la Belgique.

Mathematiker und Statistiker Quetelet kennen, einen feinen, höflichen, seiner wissenschaftlichen Stellung sich wohl bewußten Mann.

Ich hatte, wie bereits gesagt, bei der ganzen Reise keinen andern Zweck als den der Erholung; doch versäumte ich nicht, mich auch mit Einrichtungen, für deren Gegenstand ich mich interessierte, sowie mit den wissenschaftlichen und politischen Zuständen des Landes zu beschäftigen. Von ersteren besuchte ich, meistens unter Dupétiaux' Führung, welcher freiwilliger Generalinspekteur des Gefängniswesens war, zunächst die Gefängnisse, in welchen die ersten Versuche mit Einzelhaft gemacht wurden, sodann Hospitäler und Irrenanstalten. Ueberall fiel mir die große Reinlichkeit und Ordnung auf, namentlich war eine große Versorgungsanstalt für alte Leute in Brüssel in diesen Beziehungen eine Musteranstalt. Ein Irrenhaus für weibliche Kranke in Gent stand ausschließlich unter barmherzigen Schwestern. Außer dem Arzte kam kein Mann in das Haus; selbst die Apotheke wurde von einer Schwester besorgt. Die Unterbringung der Kranken ließ zu wünschen übrig, namentlich in der Abteilung für Tobende, in welcher gegen den Gang vergitterte Zellen waren; doch sollen die Heilergebnisse günstig gewesen sein. Die Ruhe und Unerschrockenheit, mit welcher sich die Schwestern unter den Kranken bewegten, und die Sanftmut, mit welcher sie dieselben behandelten, machte einen großen Eindruck. Daß ich nicht auch nach Gheel[1]) ging in die berühmte Narrenkolonie, wo die Kranken in den einzelnen Häusern der Dorfbewohner untergebracht sind, mit denselben leben, im übrigen sich frei bewegen und mit allerlei Arbeiten beschäftigen, habe ich seither bedauert. Ganz wunderbar war mir der Anblick der großen Beguinage in Gent.[2]) Dieselbe war eine kleine, mit Mauern umgebene und nur durch ein bewachtes Thor zugängliche Stadt mitten in der Stadt. Den Mittelpunkt bildete die Kirche; in den sie umgebenden Straßen standen hinter fortlaufenden Mauern kleine Häuser, ich glaube 300, in welchen die Beguinen einzeln wohnten, ohne Klausur, aber in strengster Sitte und Ruhe. Man war so abgeschlossen von der Stadt, daß man innerhalb der Ringmauern keine Ahnung von einem zufällig ringsherum tobenden gefährlichen Aufstande der Arbeiter hatte. Der Abendgottesdienst in der Kirche bot einen höchst merkwürdigen Anblick. Außer dem Priester am Altare waren nur Frauen anwesend, alle gleich in Schwarz gekleidet, mit weißen Tüchlein auf dem Kopfe. Da die Kirche sehr schwach erleuchtet war, sah das Ganze völlig gespenstermäßig aus, und ebenso machten die nach dem Gottesdienste in

---

[1]) Dorf in der Provinz Antwerpen.

[2]) Die Angaben v. Mohls erhalten eine überaus anziehende Ergänzung durch die Erzählung Fontanes vom Begynenhof in Gent in seiner Schrift „Ein Sommer in London" S. 44—49.

größter Stille einzeln oder in kleinen Gruppen sich entfernenden und in die Straßen und Häuser verschwindenden schwarzen Gestalten einen eigentümlichen Eindruck. Im übrigen fand der Eintritt durch das Thor und in die Kirche keinerlei Schwierigkeit.

Der wissenschaftliche Zustand des Landes schien mir kein befriedigender zu sein. Soviel ich bemerken konnte, blühte eigentlich nur das Studium oder richtiger gesprochen die Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte und die Statistik. Die belgische Geschichte war schon unter der holländischen Regierung von der liberalen Partei als ein partikularistisches Anregungsmittel betrieben worden und wurde jetzt mit Unterstützung der Regierung weiter gefördert, namentlich von Gachard, Reiffenberg und andern. Doch bestand die Thätigkeit mehr in Herausgabe von Urkunden als in der Bearbeitung derselben zu abgeschlossenen selbständigen Werken. Diese Urkunden aber lieferte das Staatsarchiv in Brüssel in unerschöpflicher Fülle. In dieser unglaublich ausgedehnten Sammlung waren die bis hoch ins Mittelalter hinauf reichenden Schriftenvorräte nicht nur der früheren Regierungen, sondern auch der großen Städte vereinigt in einem ganz unübersehbaren und unbewältigbaren Reichtum. So zum Beispiel der Briefwechsel Karls V. mit seiner Schwester, der Gouvernantin, die Schriften aus der Regierung Philipps II., Albas, während des ganzen Empörungskriegs. Man wußte, trotz einer äußerlich geordneten Aufstellung, noch nicht entfernt, was man besaß. So wurde zum Beispiel zur Zeit meiner Reise durch einen deutschen Flüchtling, einen eigentlich ganz unbedeutenden Menschen, welchem man aus Mitleid eine untergeordnete Stelle im Archiv gegeben hatte und dem man, weil er zu nichts zu gebrauchen schien, eine große Masse von deutschen Papieren auf einem Speicher, die für alte Militärrechnungen galten, zum Ordnen zugewiesen hatte, die ganze deutsche Korrespondenz von Karl V. an entdeckt. Ich habe selbst den Schriftenwechsel zwischen dem Obersten der in der Citadelle von Antwerpen liegenden Regimenter — lauter Deutsche — und dem Magistrate der Stadt, welcher der berüchtigten Plünderung voranging und in welchem jene die Zahlung des rückständigen Soldes unter Gewaltsandrohungen forderten, gelesen. Ferner einen Brief des Herzogs Christoph von Württemberg an Alba in betreff der Hinrichtung Egmonts und Horns. Es scheint, Alba hatte ein rechtfertigendes Zirkularschreiben an die fremden Fürsten gerichtet; der Herzog antwortete in herbem Tone, daß er mit großem Mißfallen von der für nötig erachteten Handlung Kenntnis genommen habe. Man sagte mir, es seien noch viele Briefe der Art vorhanden und versprach mir, sie mir anderntags zum Abschreiben zu geben, allein als ich mich einstellte, hielt man das Versprechen nicht unter irgend einem fadenscheinigen Vorwande. Wahrscheinlich hatte ich meine Freude über den Fund zu

lebhaft gezeigt und nun der eine oder der andre Beamte bei näherem Besinnen gefunden, daß solche Dinge von ihnen mit Nutzen herausgegeben werden könnten, was aber meines Wissens bis jetzt nicht geschehen ist. Die Statistik verdankte schon damals, wie seitdem, den Bemühungen belgischer Gelehrter sehr viel. Quetelet war eine anerkannte erste Autorität des Faches; Vischers und Arrivabene lieferten interessante Arbeiten. Namentlich aber war die von Quetelet errichtete und mit großer Sachkenntnis geleitete Zentralkommission für Statistik eine Musteranstalt für amtliche Statistik. Sowohl ihre Denkschriften als die Veröffentlichungen über die Volkszählungen und über einzelne Teile der Verwaltung standen nicht nur ähnlichen Arbeiten in andern Ländern nicht nach, sondern übertrafen wohl die meisten. Ob in Wissenschaften, welche mir fern lagen, zum Beispiel in der Medizin oder Mathematik, den Naturwissenschaften, etwas Bedeutendes in Belgien geleistet wurde, weiß ich nicht; in der Jurisprudenz war es nicht der Fall, in der schönen Litteratur nur in seltenen Ausnahmen. Nur die Tagesschriftstellerei wurde eifrig betrieben. Nicht nur bestanden Zeitungen aller Art, zum Teil von dem abscheulichsten Ton, sondern es erschienen auch ganz anständige Monatschriften, welche die Ansichten der verschiedenen politischen Parteien vertraten.

Die Gründe dieser geistigen Inferiorität des Landes waren mancherlei. Zunächst war von lange her keine nationale Grundlage für eine eigne Bildung vorhanden. In der spanischen und habsburgischen Zeit lebten die höheren Stände von französischer Kultur; die vlämische Masse der Bevölkerung hatte keine Bedeutung und seit ihrer Trennung von den nördlichen Provinzen kein eignes geistiges Leben; der Klerus war tief in mittelalterlicher allgemein katholischer Theologie versunken. Nach der Vereinigung mit Frankreich überflutete natürlich das französische Wesen alles etwa noch vorhandene Eigentümliche, und Paris war wie in politischer, so in geistiger Beziehung der Mittelpunkt.

Die Vereinigung mit Holland brachte nicht etwa Rückkehr zu dem ursprünglichen gemeinsamen niederländischen Wesen, sondern aus Widerspruchsgeist nur noch tiefere Spaltung und leidenschaftliches Anklammern an französische Führung in Litteratur und Wissenschaft, wenigstens in den maßgebenden Kreisen. Die Versuche der Regierung, germanische Bildung einzuführen, scheiterten an dem faktiosen Widerstande der Opposition und an dem Widerwillen gegen die protestantische Art und Anschauung. So war denn nach der Revolution von 1830 gar nichts von nationaler Kultur vorhanden; man konnte erst versuchen, eine solche zu schaffen, was dann aber nicht nur unter allen Umständen lange dauern mußte, sondern überhaupt keine gesunde natürliche Grundlage hatte. Auf das vlämische Element wollte und konnte man sich nicht stützen, da es nicht einmal

Anknüpfungspunkte darbot, bei den höheren Ständen mißachtet, nicht einmal seiner Sprache nach bekannt war. Es hätte ein solches Unternehmen für eine himmelschreiende Barbarei gegolten. So blieb denn nur übrig, die französische Kultur für Belgien zu spezialisieren und nach Bedarf umzugestalten. Allein dies war ein schwieriges, eigentlich unmögliches Unternehmen. Die belgische Nationalität war und blieb eben eine künstliche Abzweigung von der französischen Zivilisation, damit aber von Hause aus zu einem untergeordneten, provinziellen, wo nicht bloßen Scheindasein verurteilt. Das große Frankreich beherrschte durch die Menge und durch die Bedeutung seiner Erzeugnisse das kleine und schüchterne Belgien nach wie vor; der belgische Gelehrte trachtete vor allem nach Anerkennung in Paris, welche ihm doch bestenfalls nur in mitleidiger Herablassung zu teil wurde; nicht nur für Hüte und Röcke, sondern auch für Ideen kam der Befehl von der Seine. So wenig nun in Frankreich selbst in der Provinz etwas Eigentümliches und Selbständiges gedeihen kann, so wenig und selbst noch weniger war es in Belgien möglich. Die Akademie in Brüssel verhielt sich nach der Ansicht der Franzosen und sodann auch nach ihrer eignen zu dem Institut von Frankreich nicht anders als die Akademie von Dijon oder von Toulouse. — Eine zweite Ursache des Zurückbleibens der geistigen Zustände in Belgien war der Einfluß des Klerus. Seine eigne wissenschaftliche Thätigkeit war völlig antediluvianisch, dabei aber hatte er sich eines großen Teiles der Erziehung bemächtigt und sorgte durch jesuitische Leitung derselben für Erhaltung der Unselbständigkeit und sehr mittelmäßigen Wissens bei dem heranwachsenden Geschlechte. — Endlich und nicht zum geringsten Teile trugen die Zustände des Buchhandels viel bei zu falschen Richtungen und zu Schwierigkeiten. Einerseits war Belgien damals der Sitz des Nachdruckes für die ganze Welt. Namentlich wurden alle französischen Bücher, welche irgendwie einen größeren Absatz versprachen, besonders aber die ganze schöne Litteratur und vielgelesene geschichtliche Werke, in unglaublichen Mengen nachgedruckt und über alle Länder, zunächst über das eigne, verbreitet. Der wohlfeile Preis verdrängte fast alle andern Bücher und übersättigte die belgische Lesewelt mit französischer Bildung und Mißbildung, was den Sinn und die Zeit von allem Eigentümlichen abwendete, außerdem aber die Buchhändler sehr ungeneigt machte, einheimische Erzeugnisse zu verlegen und Honorar und Wagnis an solche zu rücken. Andernteils fanden in Belgien gedruckte Bücher in Frankreich sehr spärlichen Eingang. Schon der Druckort Brüssel war eine schlechte Empfehlung, wo nicht fast eine Lächerlichkeit, und die französischen Buchhändler befaßten sich wenig mit dem Vertriebe. Nun waren aber doch belgische Schriftsteller wesentlich auf Verbreitung in Frankreich angewiesen, da ihnen das eigne kleine, zur Hälfte vlämisch redende Land nicht genügen

konnte. Ich bin diesen Dingen später nicht mehr mit Aufmerksamkeit nachgegangen, allein schon die äußeren Erscheinungen zeigen, daß es seit meiner Reise dahin nicht viel anders geworden ist. Und es ist dies wohl auch nicht anders möglich, da die Ursachen des Hemmnisses in den thatsächlichen Verhältnissen liegen. Allerdings scheint das vlämische Element sich neuerer Zeit etwas mehr zu rühren, allein über etwas schöne Litteratur und Tagespresse kann es doch wohl niemals hinauskommen. Für alle gelehrte und überhaupt höhere Schriften bleibt dem belgischen Schriftsteller die französische Sprache unentbehrlich. Diese unerquicklichen Zustände spiegelten sich dann in höchst charakteristischer Weise im Universitätswesen, welches ich denn auch genauer in das Auge faßte.

Ich fand dreierlei wesentlich verschiedene Universitäten vor (und sie bestehen auch jetzt noch). Die Regierung hatte zwei Hochschulen, eine in Gent, die andre in Lüttich, beide überkommen von der holländischen Herrschaft. Sie waren im wesentlichen gleich eingerichtet, mehr oder weniger in der deutschen Art, doch wurde in Gent mehr auf Jurisprudenz und, glaube ich, auf Mathematik, in Lüttich auf Medizin und technische Fächer hingewirkt. Diese Universitäten wurden vom Staate bezahlt und geleitet. Sodann bestand die große katholische Universität in Löwen unter der Leitung des Episkopates. Dieser hatte sich in der ersten verwirrten Zeit nach der Revolution von 1830 der augenblicklich verlassenen uralten Universität Löwen mit allem, ihrem großen Kollegium zum Zusammenleben der Studenten, ihren Sammlungen und ihren Stiftungen kurzerhand bemächtigt, dieselbe nach ihrem Sinne neu eingerichtet, mit Lehrern versehen und, den Verfassungsgrundsatz der Lehrfreiheit benützend, als selbständige, vom Staate ganz unabhängige Anstalt erklärt. Die Geldmittel wurden vom Klerus beschafft, namentlich mittels einer von den Bischöfen auf die Pfarrer umgelegten Einkommensteuer. Endlich war in Brüssel selbst die freie Universität der Liberalen. Sie war von ihnen als Gegengewicht gegen die katholische Universität gestiftet, von einem Partei-Ausschusse eingerichtet und wurde teils von Verwilligungen der Provinz Brabant und der Stadt Brüssel, teils von freiwilligen, ziemlich spärlichen Beiträgen der Parteigenossen[1]) unterhalten. Insofern waren sie alle gleich, als sie nicht bloß, in französischer Art, aus einer beliebigen Anzahl ganz voneinander getrennter Fakultäten bestanden, sondern ein organisches Ganzes bildeten, mit Theologie sich nichts zu schaffen machten, im übrigen war ihr Geist und zum Teil ihre Einrichtung sehr verschieden.

Es bedarf wohl keiner langen Auseinandersetzung, daß dies keine

---

[1]) Vgl. „Liste des fondateurs de l'Université libre de Bruxelles" in „Vanderkindere, l'Université de Bruxelles. Annexes".

richtigen und gesunden Verhältnisse waren. Schon die Zahl der Universitäten war zu groß. Ein Staat von fünf Millionen Einwohnern bedarf nicht vier Hochschulen zur Befriedigung des Bedürfnisses der höheren wissenschaftlichen Erziehung. Er hat aber auch die Mittel nicht, um den großen und immer steigenden Anforderungen, welche in jetziger Zeit an das Personal und an die sachlichen Anstalten einer Universität gemacht werden, zu genügen. Dies zeigte sich denn auch deutlich genug im vorliegenden Falle. Am besten war, nach allgemeinem Urteile, für Lehrkräfte da gesorgt, wo man es zunächst nicht erwarten sollte, in Löwen. Der unumschränkte Rektor de Ram[1]) war einsichtig genug, um hier nicht zu sparen, und er verfuhr sogar dabei in keinem allzu ängstlichen kirchlichen Sinne. Von Berufung eines Protestanten war freilich keine Rede, aber bei einem Katholiken wurde nicht darauf gesehen, ob er sehr orthodox und klerikal gesinnt sei. Es genügte, wenn er nur keine antikatholischen Gesinnungen zur Schau trug. Die beiden Staatsuniversitäten sollen (ich habe darüber kein eignes Urteil) anständig, aber doch im ganzen nicht glänzend besetzt gewesen sein. Bei der freien Universität in Brüssel sah es dagegen ziemlich kümmerlich aus. Sie hatte keine Mittel zu genügenden Gehalten, und so waren, mit wenigen Ausnahmen, zu welchen namentlich Ahrens[2]) gehörte, die Lehrstellen von Freiwilligen übernommen, welche sie neben andern Beschäftigungen ganz unentgeltlich oder gegen eine kleine Nebenbelohnung übernommen hatten. Es waren meistens junge Advokaten, praktische Aerzte und so weiter, welche somit die Wissenschaft nur so weit betrieben, als ihre Zeit gestattete, und dabei hatte man nicht einmal volle freie Wahl. Es mußten Liberale von reinem Wasser sein; die ganze Anstalt war ja eine Parteisache. Männer wie Quetelet, Dupétiaux hielten sich fern. So war denn auch das Urteil über die Leistungen ein mäßiges. Was aber die materiellen Hilfsmittel betrifft, so waren diese zwar in den drei von Holland hinterlassenen Universitäten nicht schlecht, zum Teil sogar recht gut, allein sie wurden doch, namentlich die Bibliotheken, nicht in dem Geiste und in der Ausdehnung fortgeführt, wie sie begonnen worden waren. In Löwen zum Beispiel, wo von der Zeit zahlreicher deutscher Professoren her die deutsche Litteratur zu meiner Verwunderung vollzählig vertreten war, wurde mir einfach gesagt, daß selbstverständlich in dieser Richtung nicht fortgefahren werde. Die Brüsseler Universität besaß so gut wie gar keine eignen Anstalten, sondern behalf sich mit denen des Staates oder der Stadt Brüssel, soweit sie ihr zur Verfügung gestellt wurden. Sodann konnte aus dieser grundsätzlichen Verschiedenheit in dem Geiste der dreierlei

---

[1]) Vgl. oben S. 368.
[2]) Vgl. oben S. 368.

Arten von Universitäten keine harmonische Bildung der Jugend hervorgehen, welche doch eben in Belgien zur Begründung einer selbständigen Nationalität so notwendig gewesen wäre. Man mag ein noch so entschiedener Freund der Lehrfreiheit sein, so muß man doch zugeben, daß es nichts taugt, wenn in demselben Lande die verschiedenen Lehranstalten in einem wesentlich voneinander abweichenden, ja entgegengesetzten System eingerichtet sind und geleitet werden. Belgiens Krebsschaden, freilich die Sündenschuld der beiderseits unaufrichtigen Verbindung der Liberalen und der Klerikalen zum Sturze der holländischen Herrschaft, ist das schroffe Gegenüberstehen der sich der Zahl nach fast gleichstehenden beiden Parteien. Dieser alle Fortschritte in irgend einer Richtung hemmende Zustand wird aber verewigt durch das Nebeneinanderbestehen der katholischen und der liberalen Privatuniversitäten, welche die Mehrzahl der studierenden Jugend an sich ziehen und deren Einfluß durch die indifferenten Staatsschulen keineswegs beseitigt oder ausgeglichen wird. Ein dritter übler Umstand war das gegenseitige Mißtrauen der Universitäten in betreff der Zuverlässigkeit ihrer Zeugnisse und Prüfungen. Man hatte zwar, nach langem Streite, dadurch abzuhelfen gesucht, daß man eine große Prüfungskommission mit Beisitzern von allen vier Universitäten jährlich bildete, allein die Klagen und Verdächtigungen hatten doch keineswegs aufgehört. Namentlich beschwerten sich die Liberalen über ungerechte Zurücksetzung der Zöglinge ihrer Universität, welche freilich auch andre Ursachen gehabt haben mag. Ueberdies war es doch eine wunderliche Einrichtung, daß der Staat zwei Privatanstalten, welche sogar in erklärter Abneigung gegen sein Bildungssystem begründet waren und bestanden, auf gleiche Stufe mit seinen Universitäten stellte, sie als gleichberechtigt und gleich wirksam von vorneweg anerkannte, obgleich er von ihnen nichts wußte, keinerlei Einfluß auf ihre Leistungen hatte.

Leid hat es mir gethan, daß ich Löwen nur in den Ferien sah, somit das Leben in den großen Kontubernien[1]), in welchen die Studenten dort wohnen, nicht mit ansehen konnte. Eine solche Einrichtung, natürlich gut organisiert, ist mehr und mehr mein Ideal einer Universitätserziehung geworden, und es wäre mir jetzt sehr angenehm, die Löwener Anstalten vergleichen zu können mit den Colleges der englischen Universitäten und den beiden theologischen Seminarien in Tübingen. Dem äußeren Anschein nach standen sie übrigens in der Mitte zwischen dem unzweckmäßigen Luxus von Oxford und Cambridge und der doch gar zu bescheidenen Dürftigkeit der Tübinger Anstalt. Daß sie jedenfalls reinlicher gehalten waren als

---

[1]) Collège du Saint Esprit, Collège du pape Adrien VI, Collège Marie Thérèse; vgl. l'Université de Louvain . . . 1425—1900, p. 63; 162—164.

letztere, war schon von der Landesart zu erwarten. Die Statuten habe ich freilich gelesen und daraus ersehen, daß strenge, klosterähnliche Vorschriften gegeben waren, regelmäßiger Kirchenbesuch und häufiges Beichten verlangt wurde, allein ob dies alles in der Wirklichkeit so gehalten wird, weiß ich nicht. Statuten und Vollziehung sind oft sehr verschiedene Dinge.

Noch will ich eines Ausfluges nach Gent gedenken, auf welchem ich Bemerkenswertes erlebte. Ich traf eines Morgens Ducpétiaux auf der Straße und beredete ihn, mit mir nach Gent zu gehen und mir dort einige Anstalten zu zeigen, welche ich noch nicht gesehen hatte. Da keine Zeit zu verlieren war, gingen wir, wie wir waren, auf die Eisenbahn, ohne unser Weggehen zu Hause anzuzeigen; abends wollten wir ja wieder zurück sein. Als wir jedoch gegen Gent kamen, bemerkten die Mitreisenden, daß keines der Fabrikkamine rauche, und vermuteten alsbald irgend eine große Störung in der Stadt. Wir hörten dann auch in der That bei der Ankunft, daß sämtliche Arbeiter infolge eines Zerwürfnisses mit den Fabrikanten feierten und sich zusammenrotteten, und sahen auf unserm Wege überall Gruppen von finster dreinschauenden Männern und lauten Weibern. Da die Sache vorerst nicht von Bedeutung schien, gingen wir zunächst ruhig unsrer Absicht nach, fanden aber bei der Rückkehr am Mittag die Sachlage sehr verschlimmert. Die von den Arbeitern abgeordneten Sprecher seien verhaftet und in die Citadelle gebracht worden, hieß es. Die Aufregung war sehr gestiegen, und die Haufen rotteten sich drohend zusammen in der Gegend des Stadthauses. Es war ein Regiment Kürassiere eingerückt und kampierte auf den Plätzen; starke Patrouillen Infanterie zogen, von Geschrei begleitet, durch die Straßen. Nun war Ducpétiaux nicht mehr zu halten; der alte Revolutionär wachte in ihm auf, er wollte genau wissen, was vorgehe, mischte sich unter die Gruppen, fragte, sprach heftig. Dann zog er mich an einem der Plätze, wo Kavallerie stand, in ein Kaffeehaus, in welchem die Offiziere aus und ein gingen, und kam bald in ein sehr eifriges, nicht immer freundliches Gespräch mit diesen. Sie erklärten, der Sache bald ein Ende machen zu wollen, da sie es müde seien, sich verhöhnen zu lassen, und endlich sagte uns einer derselben barsch, er rate uns, jetzt nach Hause zu gehen, wenn wir nicht in schlimme Dinge verwickelt werden wollen.

Als wir doch vernünftig genug waren, dem Rate zu folgen, hörten wir plötzlich in der Straße hinter uns schießen, die Menge flüchtete, und es kam ein Trupp Kürassiere in gestrecktem Galopp herangesprengt, so daß wir uns kaum eben noch in eine Hausthür retten konnten, welche dann geschlossen wurde. Nachdem die Straße wieder geheuer geworden war, setzten wir unsern Weg fort und hörten nun, auf dem marché au vendredi sei großer Lärm. Dies wollten wir denn doch auch mit ansehen. Wir

fanden nun in der That, daß der große Platz zwar in der Mitte frei gehalten wurde durch eine starke Abteilung Kürassiere, welche beständig rings um denselben herumritt, längs der Häuser und ziemlich in den Platz hinein aber das Pflaster aufgerissen war, so daß die Reiter nicht herankommen konnten. Eine große Masse von Menschen, namentlich Jungen, schrie, pfiff, warf mit Steinen die Gaslaternen zusammen, endlich auch nach den Kürassieren, auf deren Harnische und Helme man die Steine aufschlagen hörte und von welchen einige stark bluteten. Die Reiterei konnte der Sache nicht Herr werden, und es sah allmählich bedenklich aus, als aus einer auf den Platz mündenden Straße Infanterie anrückte und ein Pelotonfeuer eröffnete. Es fiel etwa ein Dutzend Menschen. Nun ging es an eine allgemeine Flucht, und auch wir bedachten, daß Vorsicht die bessere Hälfte der Tapferkeit sei, und um so mehr, als die ganze Sache uns nichts anging, am wenigsten mich, und es sehr einfältig wäre, wenn wir uns für unsre Neugierde tot schießen ließen. Wir begaben uns also in unser Gasthaus, wo wir auch, nachdem wir noch die merkwürdig ruhige Beguinage besucht hatten, den Abend blieben. An ein Fortkommen aus der Stadt war zunächst nicht zu denken. Bis spät in die Nacht war Lärm, hörte man dann und wann schießen; endlich kam die Nachricht, Arbeiterhaufen plündern in der Nachbarschaft und werden alsbald auch unsern Gasthof angreifen. Es kam jedoch nicht dazu, Militär sperrte die Straße ab, und die Verteidigungspläne der Hausgenossen und Gäste waren umsonst gemacht.

Am andern Morgen war Ducpétiaux früh ausgegangen und teilte mir sodann mit, daß er Ursache habe, jetzt nicht sogleich nach Brüssel zurückzugehen, sondern einige Tage auf dem Lande bei einem Schwager, der ein Gut in der Nähe habe, zuzubringen; er wünsche, ich möge ihn begleiten. Meine Einwendung, daß ich mit keinerlei Reisenotwendigkeiten versehen sei, wurde als nichtssagend verworfen; dies finde sich alles bei seinen Verwandten, und so ließ ich mich gerne bereden, auch einen Blick in eine belgische Villegiatur zu werfen. Wir wurden anfänglich etwas frostig aufgenommen. Ducpétiaux' Schwester machte ihm große Vorwürfe, daß er sich schon wieder an einer solchen Geschichte beteiligt habe, nachdem über seinen Anteil an dem Sturme auf die Orangistenhäuser in Brüssel kaum Gras gewachsen. Erst meine Versicherungen, daß ich an der ganzen Reise schuld gewesen sei, mein Freund keine Ahnung von den Unruhen in Gent gehabt habe und daß uns keinerlei Schuld treffe, als eine vielleicht unzeitige Neugierde, stellte den Frieden wieder her, und ich brachte einige sehr angenehme Tage bei der liebenswürdigen und höchst behaglich eingerichteten Familie zu. Ducpétiaux blieb noch länger.

Bei meiner Rückkehr nach Brüssel fand ich zweierlei vor, was mich

sehr belustigte. Einmal hatte man in meinem Gasthause nicht übel Lust gehabt, zu glauben, daß ich, ohne die Zeche zu bezahlen, durchgegangen sei. Mein Verschwinden war der Polizei angezeigt worden, und ich fand meine Kleider, Wäsche und so weiter für alle Fälle pünktlich zusammengelegt. Sodann stand in einer Zeitung, Herr Ducpétiaux sei bei dem Aufstande in Gent gesehen worden nach seinen Gewohnheiten, diesmal in Begleitung von étrangers de mauvaise mine.

---

### B. Reise nach Italien 1842.

Ich hatte während mehrerer Jahre an Schmerzen im Kehlkopfe gelitten, welche mir längeres Sprechen sehr peinlich machten. Verschiedene Kuren meines Hausarztes halfen dem Uebel nicht ab, so daß ich den damals berühmtesten württembergischen Arzt, Leibmedikus Ludwig, zu Rate zog. Er fand die Sache nicht unbedenklich und riet mir, zuerst eine Kur in Kissingen zu machen, dann aber Seebäder im Mittelländischen Meere zu gebrauchen. Er schlug mir Genua dazu vor, war aber, als ich Neapel vorzog, gern damit einverstanden. So ging ich denn frühe nach Kissingen und dann, Ende Juni, nach Italien, von wo ich im November zurückkehrte. Der nächste Zweck der Reise wurde zwar nur scheinbar und vorübergehend erzielt, indem sich Schmerzen und Heiserkeit im Winter wieder einstellten, um erst später nach einem Gichtanfalle plötzlich und für immer zu verschwinden, allein der nicht richtig angeordnete Heilungsversuch hatte mir eine schöne Reise eingetragen, zu welcher ich aus eignem Antriebe wohl nie, jedenfalls nicht in dieser Ausdehnung gekommen wäre.

Der äußere Verlauf der Reise war folgender: Von Kissingen ging ich über München und Lindau auf der Via Mala über den Splügen nach Chiavenna, wo ich in die Sommerhitze Italiens ohne allen Uebergang eintrat. Ueber den Comersee und Monza gelangte ich nach Mailand, wo ich acht Tage blieb, zum Teile nicht unbedeutend erkrankt durch unvorsichtiges Ausgehen in der Sonne. Ueber Pavia und die Bocchetta kam ich nach Genua, dessen ich mich während einiger Tage in Gesellschaft des Ministers Beroldingen und seiner liebenswürdigen Frau erfreute, und wo ich mich auf einem italienischen schönen Dampfschiffe nach Neapel einschiffte, um möglichst bald dort anzukommen. Das Boot verließ abends den Hafen von Genua und kam nach einer etwas unruhigen Nacht, welche ich ziemlich seekrank zubrachte, morgens ganz frühe in Livorno an. Da es erst nachmittags wieder abgehen sollte, so benützte ich die Zeit, um Pisa wenigstens im Fluge zu sehen, was in der glühenden Sonnenhitze keine kleine Anstrengung war. Am andern Morgen liefen wir in Civitavecchia an,

blieben aber nur einige Stunden, um während eines prachtvollen Nachmittags und bei spiegelglatter See hart an der römischen Küste hinzufahren. Die Aussicht auf das Albaner und später auf das Volsker Gebirge war entzückend schön, man sah alle Orte an den Bergen, zum Beispiel Tivoli, Frascati, Rocca di Papa, Albano, ganz klar vor sich liegen, die Kuppel von Sankt Peter ragte über die Campagna empor. Noch in der Morgendämmerung fuhren wir durch die Inseln vor und in dem Golfe von Neapel und in früher Stunde dort im Hafen ein. Hier blieb ich dann bis gegen Ende September, das Seebad gebrauchend und nach allen Seiten hin Ausflüge machend, so auf den Vesuv, nach Sorrent, Pompeji, Salerno, Ischia, Capri, Pozzuoli. Von Neapel ging ich zu Lande über Terracina und durch die pontinischen Sümpfe im Eilwagen nach Rom, wo ich leider nur etwa drei Wochen bleiben konnte; von da ebenfalls wieder mit der Post über Radicofani und Siena nach Florenz. Nach einem achttägigen Aufenthalte daselbst brachte mich ein Vetturin, recht bequem, über Bologna, Ferrara, Padua nach Mestre, von wo ich in dunkler Nacht noch nach Venedig übersetzte. Nach acht Tagen verließ ich es, um über Verona und den Brenner nach Hause zurückzukehren, ich kam erstarrt vor Kälte in München an.

Unzweifelhaft waren diese fünf Monate die genußreichste Zeit meines Lebens. Ich war noch jung und elastisch genug, um alles frisch aufzufassen und mir anzueignen, hinreichend gesund, um die unvermeidlichen Anstrengungen zu bestehen. Sowohl die Schönheiten der Natur entzückten mich, als auch die Kunstschätze, und nur von hohem Interesse konnte es sein, so viele Stätten von weltgeschichtlicher Bedeutung und Ueberreste alter Kultur zu sehen. Zwar war die Reise so schnell beschlossen worden, daß ich mich nicht besonders vorbereiten konnte, allein für einen doch nur kurzen Besuch reichte meine allgemeine Bildung genügend aus. Durch meinen Aufenthalt in Paris, Dresden und in München, sowie durch vielfachen Umgang mit jungen Malern war ich, ohne eigentlicher Kunstkenner oder gar Kunsthistoriker zu sein, wohl befähigt, Gemälde zu verstehen und zu würdigen, und wenn dies auch in betreff von Bildhauerarbeiten weniger der Fall war, von welchen ich auch immer weniger angezogen gewesen bin, so wußte ich doch die Meisterwerke dieser Art im Museo Borbonico, im Vatikan und in den Uffizj zu genießen. Für Architektur habe ich von frühe an ein offenes Auge und, wie ich glaube, ein richtiges Urteil gehabt, und mein Umgang mit den geistreichen Baumeistern Heigelin und Zanth ist mir selbst für das Technische zu gute gekommen. An den geschichtlichen Kenntnissen, soweit sie einem Touristen nötig und dienlich sind, fehlte es ohnedem nicht. Nur von der neapolitanischen Geschichte wußte ich wenig, allein in Neapel hatte ich ziemlich Zeit, hierin nachzuhelfen. Wegen der

Gelehrten und zu wissenschaftlichen Zwecken bin ich nicht nach Italien gegangen, doch habe ich manche angenehme Bekanntschaft gelegentlich gemacht und nützliche Kenntnisse da und dort am Wege aufgelesen. In Neapel konnte ich sogar Studien machen über eine im übrigen Europa bei dem Mangel an aller buchhändlerischen Verbindung vollkommen unbekannte und doch gar nicht unbedeutende nationalökonomische Schule, so daß ein nach meiner Rückkehr in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft veröffentlichter Aufsatz [1]) über dieselbe bedeutendes Aufsehen machte und dankbar aufgenommen wurde.

Die Reise hat mir nur in zwei Beziehungen ein Bedauern hinterlassen. Einmal und hauptsächlich, daß ich nicht länger verweilen konnte, namentlich in Rom und in Florenz. Vieles konnte ich gar nicht sehen, andres nur flüchtig und einmal, so daß es mir nur verwischte Eindrücke zurückgelassen hat, nichts so oft und so lange, als es nötig gewesen wäre. Dies war denn freilich nicht zu ändern und nicht meine Schuld, aber verdrießlich war und ist es immerhin. Zweitens habe ich, was dann allerdings mir zur Last fällt, seither immer beklagt, daß ich nicht von Neapel auch nach Sizilien gegangen bin, was ich schnell wenn auch nicht bequem mit dem Postdampfboote hätte machen können. Der einzige Grund der Unterlassung war die Furcht vor der Hitze. Es war mir im Juli und August hinreichend heiß in Neapel, und ich konnte mich nicht überwinden, ohne dazu gezwungen zu sein, einen noch glühenderen Bratofen aufzusuchen. Es war dies begreiflich, aber doch schließlich einfältig.

Es kann mir nicht beigehen, einen förmlichen Reisebericht über Italien zu schreiben, Gegenden, Städte, Kunstwerke, Volkssitten zu beschreiben. Das haben hundert andere längst gethan und zum großen Teile besser, als ich dazu im stande wäre. Ich will nur einiges aufzeichnen, was mein persönliches Leben in dem Lande erläutert. Kann es dazu dienen, einen wenn auch sehr kleinen und nur mittelbaren Beitrag zur Kenntnis der Zustände zur Zeit meiner Anwesenheit zu geben, nun, dann um so besser.

Am längsten habe ich mich, wie bereits gesagt, in Neapel aufgehalten und kann davon denn auch am meisten berichten.

Schon mein tägliches Leben war bis zum Idealen genußreich und wäre der Reise allein wert gewesen. Es ist begreiflich, daß wer ein solches von Jugend an zu führen in der Lage ist, großer Willensstärke bedarf, um sich dauernder und harter Arbeit zu unterziehen.

Meine Wohnung war in jeder Beziehung herrlich. Sie lag an der

---

[1]) Im ersten Band der genannten Zeitschrift S. 223—259 unter dem Titel „Uebersicht und neuere Leistungen der Neapolitaner und Sizilianer im Gebiete der politischen Oekonomie".

Chiaja, ziemlich gegen die Mergellina hin. Unter meinen Fenstern, oder besser gesagt, Balkonen, lag also die breite Chiaja, zweimal des Tages sehr belebt. Morgens kamen unzählige Landbewohner, welche frei auf dem Kopfe breite, flache Körbe trugen, in welchen Feigen, Trauben oder sonstige Früchte pyramidalisch aufgehäuft und mit Blumen besteckt lagen. Der gymnastische Schritt der Leute, jede ihrer Bewegungen war graziös. Abends Schlag sechs Uhr begann der Korso auf der Chiaja. Hunderte von Wagen zogen langsamen Schrittes in mehrfachen Reihen auf und ab. Ich konnte die geputzten Inhaberinnen von meinem Balkon aus genau sehen. (Leider waren nur wenige hübsche darunter, denn so schön die Männer in Neapel sind, so wenig sind es die Weiber.) Jenseits der Straße und in ihrer ganzen Länge lag sodann die Villa Reale, der allbesuchte öffentliche Spaziergang, geziert mit Statuen, belebt durch Eisbuden, lustig durch Militärmusiken. Hinter ihr aber lag das Meer, der prächtige Meerbusen von Neapel, eingefaßt zur Linken vom Vesuv und von der Kette des Monte Sant Angelo bis zum Vorgebirge Campanella, an ihrem Fuße Portici, Castellammare, Sorrent; rechts der Posilipo, gegenüber das wundervolle Capri, den Eingang in die Bai hütend. Jede Tageszeit hatte ihren eignen Reiz, selbst die tiefe Nacht mit den in der reinen Luft glänzenden Sternen und den Hunderten von beleuchteten Fischerbooten auf dem Meere gewährte einen Anblick, an dem man sich nicht satt sehen konnte. Lange lag die ganze neapolitanische Flotte in der Bai, und wenn sie auch militärisch nicht viel taugen mochte, so war sie doch eine unvergleichliche Staffage und ihr Manövrieren höchst interessant für mich Landratte. Mein Wohngelaß selbst aber war so schön, zierlich, komfortabel als möglich, für meine Bedürfnisse allerdings viel zu geräumig, allein dies war doch nur ein Schaden für meinen Geldbeutel und nicht einmal ein übermäßiger bei dem geringen Sommerpreise (30 Ducati = 60 Gulden monatlich), aber nicht für die Behaglichkeit. Ich bewohnte den ganzen oberen Stock des Hauses. Zwei schöne Zimmer gingen gegen die Aussicht, andre liefen im Viereck um den Hof herum und wurden von mir nur als Vorzimmer, zum Teil gar nicht benützt. Rückwärts sah ich gegen Sant Elmo. Es war mir möglich, einen Luftzug durch das Haus durch zu veranstalten, was namentlich während des zweimaligen täglichen Seewindes die Hitze weit erträglicher machte. Ein Thür schloß das Ganze ab, weshalb ich denn auch alles zusammen mieten mußte. Eine Vergleichung dieser idealen Wohnung mit den von den Fremden gewöhnlich aufgesuchten Quartieren an der Santa Lucia war gar nicht möglich. Bei mir war alles anständig, reinlich, vornehm, hier nichts als Schmutz, entsetzlicher Lärm des Fischmarktes, Ungeziefer. Meine Aussicht gegen den Vesuv war nicht so frei; dagegen hatte ich das höchst malerische Castel dell'Ovo zur

Seite liegend. Moskitos waren an beiden Orten allerdings keine geringe Plage.

Mein täglicher Lebenslauf in dieser schönen Wohnung war sehr vergnüglich und genußreich eingerichtet. Ich stand sehr frühe auf, schon der wenigstens relativen Kühle wegen und hatte einige Stunden Zeit zum Lesen oder Schreiben. Sobald ich bemerkte, daß die Badeanstalt geöffnet sei, begab ich mich in leichtester Kleidung dahin. Sie lag äußerst bequem für mich, meiner Wohnung gerade gegenüber, so daß ich nur die Straße und die schmale Villa Reale quer zu durchschneiden hatte. Die Einrichtung war vorzüglich. Ein sehr langes hölzernes Gebäude, welches mit dem Lande durch eine Brücke verbunden war, erstreckte sich parallel mit dem Ufer. Die linke Hälfte war für die Frauen bestimmt und im Meere durch Planken eingezäunt; rechts lagen die gegen die See offenen Badekabinette der Männer. Man stieg aus denselben auf einer ziemlich hohen Treppe in das Wasser, gleich brusttief, und ging oder schwamm in das freie Meer hinaus. Da das Mittelländische Meer keine Ebbe und Flut hat, so war von Wellenschlag allerdings nicht die Rede, allein man brauchte auch die Zeit der Flut nicht abzuwarten, wie in den Bädern am Kanale, sondern konnte immer zu derselben Stunde baden. Der Boden war feinster Sand und senkte sich sehr allmählich bis zu größerer Tiefe, einige Boote mit Wachmannschaft waren bereit für etwaige Zufälle. Das Wasser hatte eine Temperatur von mehr als 20 Grad Réaumur, so daß man nach Belieben in demselben verweilen konnte; es war meine Liebhaberei, bis an den Mund ins Wasser hinauszugehen und hier nun, geschützt durch einen immer naßgehaltenen Strohhut, die ganze Scenerie oben über das Wasser wegblickend zu genießen. Die Stadt rückwärts, vor mir und ringsum die Bai bis Ischia, das Meer voll einlaufender oder auslaufender Schiffe aller Art, der Badeplatz sehr belebt. Da der Preis für die Benutzung der Anstalt nicht ganz niedrig war, so wurde sie nur von Männern aus den höheren Ständen besucht, namentlich von Fremden und von den Offizieren der Schweizerregimenter. Nicht selten wurde ich bloß auf die Weiße der Haut hin deutsch von Unbekannten angeredet. Wenn das Meer durch Sirokko unruhig war, wurde die Anstalt von der Polizei geschlossen, da es dann gefährlich war, von der Treppe in die hoch gegen das Badegebäude schlagenden Wellen zu gehen. Gar schön anzusehen waren die jungen Lazzaroni, welche zwischen dem Bade und der Quaimauer Seetiere aus dem Sande ausgruben, dazu dann aber immer wieder untertauchen mußten. Durch Sonne und Wasser waren die nur mit einer Badehose bekleideten Gestalten dunkelbraun gefärbt und glichen antiken Bronzefiguren. Nach dem Bade erwartete mich das Frühstück, welchem immer die herrlichsten Früchte beigegeben waren. Die Milch dazu erhielt ich in einer höchst

charakteristischen Weise. Da jedermann in Neapel aus Furcht vor sonst unvermeidlichem Betruge seine Milch selbst will melken sehen, so trieb alle Morgen ein Hirte mit einer Herde weißer Ziegen durch die Chiaja; in die Häuser gerufen, kam er mit einigen Tieren durch alle Stockwerke herauf, und es wurde denn auch bei mir täglich vor meiner Eingangsthür gemolken. Uebrigens soll selbst diese Vorsicht nicht gegen Fälschung sicherstellen. Die Melker wurden beschuldigt, Wasserschläuche längs des Armes unter ihrer Jacke zu haben und auf diese Weise beim Melken selbst durch einen Druck Wasser zufließen zu lassen. Nach dem Frühstück hatte ich wieder eine Stunde zum Lesen, bis es Zeit wurde, zum Besuche des Museo Borbonico meinen weiten Weg die Chiaja entlang und durch den ganzen Toledo anzutreten, oder sonstige Sehenswürdigkeiten aufzusuchen, Besuche zu machen, meinen Bücherkäufen nachzugehen. Von letzteren weiter unten. Das Museum besuchte ich sehr häufig. Hier hatte ich dann die Wahl zwischen der reichen Statuensammlung, der zwar nicht großen, aber doch sehr interessanten Gemäldegalerie, der Bibliothek, in welcher immer Raum war, der vortrefflichen Vasensammlung, von welcher ich zwar nichts verstand, in der ich aber den Bonner Welcker vorfand, endlich der in der ganzen Welt ihresgleichen nicht findenden Sammlung von Bronzegeräten aus Pompeji und Herculanum. Oder konnte ich auch gelegentlich einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften anwohnen, in welcher die alten Herren in ihren weißen Sommerjacken und mit Papierfächern in der Hand, wie man sie um einige Gran auf jeder Straße kaufte, einen gar wunderlichen Anblick darboten. Eine Zeitlang ging auch das Abwickeln der herculanensischen verkohlten Handschriften vor sich. Nachmittag trieb die Hitze nach Hause, und wurde nun einige Stunden Siesta gehalten, was einen kürzeren Schlaf bei Nacht erlaubte. Wären nur die Fliegen nicht gewesen, deren Geschlechter nach den Tageszeiten regelmäßig abwechselten, bis die Nacht die schlimmsten von allen, die Moskitos, brachte. Es gehörte ein Entschluß dazu, um zwischen drei und vier Uhr zum Zwecke des Mittagessens auszugehen. Um diese Zeit war eine Glühhitze auf der Chiaja, die seit dem Morgen in der Sonne lag. Unglücklicherweise war kein Fiakerplatz in der Nähe, es konnte also nicht anders sein, als daß ich im Schweiße gebadet in meiner Restauration anlangte. Ich speiste entweder mit den Schweizeroffizieren, unter welchen sehr nette Leute waren, oder in einer französischen Restauration, wo gewöhnlich Fremde hinkamen. Die Speisen waren ganz gut, allein mit den Getränken hatte ich meine Not. Immer nur Eiswasser zu trinken, war nicht gesund und auch gar zu armselig; die neapolitanischen oder gar sizilischen Weine waren viel zu schwer und stark, überdies schmeckten die gewöhnlichen Sorten wie Tinte, immer oder auch nur oft Champagner zu trinken, kostete zu viel. Ich

hätte zuweilen für einen Schoppen sauren Neckarweins viel gegeben. Nach Tisch wurde unweigerlich das Café Europa am unteren Ende des Toledo, als die beste Eisbude und der Sammelplatz der Fremden, besucht, und hier nun mit Bekannten ein Plan für den Abend verabredet, sei es eine Musterung des Korso von meinen Balkonen aus oder ein Spaziergang auf den Posilipo, eine Fahrt auf dem Meere, dann und wann ein Theaterbesuch, jedoch selten der Hitze wegen. Bei großer Ueppigkeit wurde wohl auch in der Villa di Roma auf der in das Meer hinausgebauten Terrasse zu Nacht gegessen. Wenn ich endlich meine weit entlegene Wohnung spät aufsuchte, so ging ich immer mitten in der Straße, um einem gelegentlichen Angriffe aus einem Winkel und im Schatten auszuweichen. Unvorsichtigerweise trug ich auch einen Stockdegen, der mich mit der Polizei in schlimme Händel hätte verwickeln können. Es ist mir übrigens nie etwas begegnet, nicht einmal von Taschendieben bin ich bestohlen worden; freilich trug ich alles in Brusttaschen. Einigen unerfahrenen und unvorsichtigen Bekannten begegneten ganz unglaubliche Dinge mit Taschendieben, von denen die Stadt wimmelte trotz sehr summarischer Bestrafung.

Ich habe der Bücherkäufe als einer meiner regelmäßigen Beschäftigungen erwähnt. Die Sache machte mir vieles Vergnügen, hing aber so zusammen: Ich konnte als Oberbibliothekar in Tübingen über eine bedeutende Summe verfügen, da das Etatsjahr am 1. Juli begann, also noch nichts ausgegeben war; überdies war ich der Verwilligung einer Nachforderung so gut als sicher.[1]) Ich brauchte also nicht ängstlich zu sein in Verfolgung meiner Liebhaberei und der Sorge für die Universitätsbibliothek. Nachdem ich mich etwas orientiert hatte, beschloß ich, auf viererlei Arten von Büchern auszugehen: auf ältere und neuere Lokalgeschichte im weitesten Sinne; auf verbotene Bücher, natürlich entweder politischen oder auch wieder geschichtlichen Inhaltes; auf nationalökonomische und finanzielle Schriften, deren ich einen ganz unerwarteten Reichtum vorfand; endlich auf die Sammelschriften von gelehrten Gesellschaften und die von der Regierung veranstalteten Werke künstlerischen und antiquarischen Inhaltes. Da ich das, was bereits in Tübingen war, kannte, so lief ich wenig Gefahr, Doubletten zu kaufen. Die Erwerbung war aber wunderlich genug. Einen Teil konnte ich allerdings im gewöhnlichen Buchhandel finden, so unglaublich schlecht er auch organisiert war. Hier war die Mühe nur, die geforderten Preise auf ein vernünftiges Maß herabzuhandeln. Auch durfte man sich das Warten nicht verdrießen lassen. Manches war auch unmittelbar von den Schriftstellern selbst zu erwerben, so zum Beispiel die gesamten Arbeiten des gelehrten Kanonikus Jorio, zuweilen bekam ich es

---

[1]) Vgl. I. S. 159—160.

dann auch wohl mit vieler Höflichkeit geschenkt. Nicht bloß zuzutappen war freilich bei den verbotenen Schriften, deren eine gute Anzahl war und darunter manches wirklich Wichtige. Teils waren es ältere Sachen aus der Zeit der parthenopeischen Republik, der darauffolgenden scheußlichen Reaktion und der Franzosenherrschaft, oder aus Sizilien, teils aber waren es ganz neue Schriften, nicht bloß über Neapel, sondern über italienische Zustände überhaupt. Manches konnte ich leicht erhalten, da — unglaublich aber wahr — der Polizeiminister selbst solche Dinge für seine Privatrechnung nachdrucken und unter der Hand bei bestimmten Buchhändlern verkaufen ließ, allein andres war schwer verpönt. Als ich jedoch einen Buchhändler, an den ich zu dem Ende empfohlen worden war, zutraulich gemacht hatte, verschaffte mir dieser auch solche Bücher, freilich um gehörige Preise. Woher er selbst sie bekam, sagte er mir natürlich nicht. Meine Haupteinkaufsquelle waren jedoch die Antiquare, welche in dem Innern der Stadt, namentlich in Spiaggia Napoli, in ziemlicher Anzahl hausten. Dies war denn nun freilich eine eigne Art von Bücherkauf. Ein solcher Mensch hatte zu ebener Erde ein Gewölbe, welches, wie so viele Geschäfte in Neapel, nur Licht bekam, wenn das große Thor gegen die Straße geöffnet wurde. Natürlich flog dann aber auch aller Staub und Moder von dem greulich unreinlichen Pflaster hinein, und die Bücher waren mit fingerdicken Schichten Unrat überzogen. Von einem Katalog war keine Rede, auch wußte der Mann sehr unvollständig, was er hatte. Ich stieg also auf eine Leiter, suchte das heraus, was mir anstand und warf es herunter auf den Boden, wo der Eigentümer sehen mochte, was es war. Hatte ich nun einen Haufen beisammen, so fragte ich, was er für denselben im ganzen wolle. Er forderte, nach neapolitanischer Art, irgend eine beliebige phantastische Summe, etwa 100 oder 150 Ducati, ich aber schüttelte den Zeigefinger, sagte ganz ruhig: „Non son più fresco,“ und bot ihm 19 Ducati. Nun sprang er fast bis zur Decke, schwur bei allen Heiligen, beschuldigte mich, seine Frau und Kinder Hungers sterben lassen zu wollen, ging aber um die Hälfte seiner Forderung herunter. Ich bot einen Dukaten weiter als anfangs, und so ging das Feilschen eine Zeitlang unter großem Lärm von seiner Seite fort, bis ich endlich erklärte, ich habe die Sache satt und werde weggehen; mein letztes Gebot sei, sagen wir 15 oder 18 Ducati. Dann schlug er ein, holte eine Bürste, um mich von dem Staube etwas zu reinigen, suchte einen Fiaker, um mich und meine Bücher einzupacken und empfahl sich zu weiterer Protektion. Ich hatte also doch immer noch zu viel bezahlt. Zu Hause hatte ich eines meiner unbenützten Zimmer als Magazin eingerichtet. Hier wurden die Bücher sortiert, gereinigt, von Zeit zu Zeit in Kisten verpackt, und schließlich

schickte ich die ganze Erwerbung, für welche ich immerhin 4000—6000 Gulden ausgegeben haben mochte, zur See nach Hause.

Anstatt Danks für meine Mühe, für die im Schmutze zu Grunde gerichteten Kleider und für Vorschuß des Geldes, welches ich für meine Rechnung von meinem Banquier entnahm, hatte ich übrigens nach meiner Rückkehr großen Verdruß. Bei den eben beschriebenen Gesamteinkäufen schrieb ich pünktlich die Titel der einzelnen Bücher auf und setzte die bezahlte Summe pro indiviso für die ganze Partie an, wie ich sie ja auch erworben hatte. So richtete ich denn auch meine Rechnung ein, als ich mein ausgelegtes Geld wieder haben wollte. Bei den Universitätsbehörden und beim Ministerium fand die Sache keinen Anstand, und ich wurde bezahlt, allein nach Jahr und Tag defektuierte die Oberrechnungskammer meine Art der Verrechnung. Jedes einzelne Buch habe einen Preis, ich müsse also auch von jedem einzelnen diesen angeben. Ich setzte in meiner Antwort die Sachlage auseinander und erklärte, das Verlangen nicht erfüllen zu können. Der Bescheid lautete nun, ich habe das Geld für solche unregelmäßige Rechnungen zurückzubezahlen und möge die Bücher für mich behalten. Was blieb mir gegenüber einer solchen Schreiberstupidität übrig, als nun die fraglichen Bauschsummen unter die einzelnen Bücher zu verteilen, so daß Kreuzer von Kreuzer aufging? Ich that es mit dem Humor, daß ich für eine Broschüre einige Gulden, für ein Werk von einigen Folianten ein paar Kreuzer aussetzte, und nun war alles recht! Die Menschen hatten es von meiner eignen Hand, daß ich die Einzelpreise nicht angeben könne, sie waren nun doch angegeben, also notwendig Fälschungen. Aber anstatt mir nun einen Kriminalprozeß anzuhängen, gab man mir die Decharge. Ich habe mich für die Schererei bezahlt gemacht durch Erzählen des Vorgangs an jeden, der es hören und nicht hören wollte.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß ich Gelegenheit hatte, in Neapel dem Piedigrotta-Feste beizuwohnen, jenem großen militärisch-kirchlichen Schaustücke, welches im September von den neapolitanischen Bourbonen gefeiert wurde zur Erinnerung an einen vor langen Jahren erfochtenen Sieg,[1]) das einzige, meinten die bösen Zungen, dessen sich die Neapolitaner überhaupt zu rühmen hätten. Ob es immer in gleicher Weise gefeiert wurde, weiß ich nicht, sicher aber ist, daß König Ferdinand II., dessen Liebhaberei Soldatenspiel war, das Unglaublichste vorkehrte, um die Sache möglichst glänzend zu machen, namentlich durch Ent-

[1]) Das Fest der Vergine di Piedigrotta, einer kleinen Kirche am Posilipo, gefeiert am 8. September zur Erinnerung an den im Jahre 1744 von Carl III. bei Velletri über die Oesterreicher erfochtenen Sieg.

faltung der gesamten Streitkräfte zu Land und zur See. Zu dem Ende wurde die ganze Armee aus allen Teilen des Königreiches, selbst aus Sizilien, nach Neapel zusammengezogen, ja sogar die gesamte Gendarmerie einberufen und zu einer Anzahl von Regimentern zu Pferd und zu Fuß gebildet. Ebenso die Kriegsmarine, von dem Linienschiffe Vesuv an bis zu dem kleinsten Kanonenboote, in der Bai von Neapel aufgestellt. Es mögen 40 000 Landtruppen und 15—20 Schiffe gewesen sein. Die Kosten waren natürlich sehr bedeutend, und namentlich konnte man die Einberufung der ganzen Gendarmerie in einem Lande, welches derselben überall so sehr bedurfte, nur als eine unsinnige, wo nicht gewissenlose Maßregel bezeichnen. Während 14 Tagen hatten Diebe und Räuber in den beiden Königreichen diesseits und jenseits des Faro ganz freies Spiel. Aber die Gerechtigkeit mußte man der Anordnung zollen, daß das durch diese Mittel zu stande gebrachte Schauspiel ein prächtiges war.

Ich muß dahingestellt sein lassen, was Sachverständige von dem Werte und der Uebung der Truppen und der Marine urteilen mochten, für den Laien sah alles sehr gut und selbst glänzend aus. Was die Armee betrifft, so war es unmöglich, schönere Truppen zu sehen als die neapolitanischen zu jener Zeit. Sie waren sehr gut und geschmackvoll gekleidet, die Garden besonders reich; die Gendarmerie, lauter altgediente Leute, bildete ein prächtiges Corps; die zahlreichen Jägerbataillone waren allerliebste, behende und zierliche Leute; die Reiterei und Garde-Infanterie bestanden überdies aus einem so schönen, großen Menschenschlage als nur denkbar. Und wenn die aus vier Regimentern bestehende Schweizerdivision auch in letzterer Beziehung den Italienern nachstand, so war sie dagegen eine Kerntruppe, wie der erste Blick zeigte. Auch die Flotte bot für mich Landratte ein sehr interessantes und lustiges Bild, wie sie sich bei spiegelglatter See und tiefblauem Himmel in einer langen Linie quer durch die Bai der Stadt gegenüber aufstellte, beflaggt und mit den Matrosen auf der Rahe. Ich hatte sie gerade meiner Wohnung gegenüber in bester Ansicht.

Das Fest selbst bestand aber aus zwei Teilen. Am Vormittag war große Revue der Armee, oder vielmehr Vorübermarsch derselben vor dem Könige, welcher sich vor dem Schlosse aufgestellt hatte. Die Infanterie kam in dichten Kolonnen den Toledo herunter, die Kavallerie und Artillerie vom Largo del Castello her. Zu einer befreundeten Familie eingeladen, konnte ich das hübsche Schauspiel in einem Eckhause des Toledo dem Schlosse gegenüber auf das beste sehen. Der Vorübermarsch dauerte wohl, da die Fronten der marschierenden Truppen der Enge der Straßen wegen nur schmal waren, mehrere Stunden lang. Höchst komisch nahmen sich die Militärgeistlichen aus, welche hinter jedem Bataillon zu Fuße in voller

Amtstracht, das heißt in großen dreieckigen Hüten, Abbaten, Mänteln und Schuhen und Strümpfen marschierten, zum Teile an den violetten Strümpfen als Monsignori erkennbar. Nur mit Bedauern konnte man bei der Hitze die Garden, Gendarmen und Husaren in ihren Pelzmützen ansehen. Als die Schweizer anmarschiert kamen, erkannte man sie schon von weitem an dem viel wuchtigeren, festeren Tritte, ehe sie noch zu sehen waren. Nach dem Vorübermarsche stellten sich die Truppen in doppelter Linie vom Schlosse durch Sankt Lucia, Chiatamone und längs der ganzen Chiaja bis zum Posilipo auf, wo die Festkapelle gelegen ist. Nachdem sich während mehrerer Stunden eine unzählige Menge Volks in der von den ausruhenden und abgesessenen Truppen gebildeten langen Gasse herumgetrieben hatte, in unsäglichem Staube und entsetzlicher Hitze, setzte sich der Festzug vom Schlosse durch das Truppenspalier in Bewegung. Es war vollkommen spanische Etikette. Das ganze Hofgesinde paarweise, Stallmeister und Gardes du Corps (ganz ähnlich der gleichen Truppe während der französischen Restauration), Generale und Adjutanten ohne Zahl zu Pferde, endlich die königliche Familie in vergoldeten Glaswagen, jedes Mitglied, selbst die noch kleinen Prinzchen, in Kadettenuniform in einem eignen Wagen, natürlich der König und die Königin in dem prachtvollsten. Während des ganzen Zuges feuerte die Flotte unaufhörlich; da sie sehr nahe an der Stadt lag, so war man vorher öffentlich gewarnt worden, die Fenster zu öffnen, damit sie nicht zerspringen. Nach etwa einer Stunde kam der Zug in derselben Ordnung zurück, und dann löste sich das Ganze in einem unaussprechlichen Durcheinander von heimziehenden Truppen, hin und her wogenden Menschenmassen, in der Villa Reale tanzenden Landleuten auf. Dies alles sah ich von meiner Wohnung in der Chiaja auf das beste und bequemste mit an, in Gesellschaft zahlreicher Herren und Damen, welche ich dazu eingeladen hatte.

Oft habe ich seitdem, wenn ich den vertriebenen König Franz in Feldafing am Starnberger See in dem kleinen Häuschen [1]) oder in dem schlechten Wagen mit zwei ungleichen Pferden sah oder wenn ich ein für meinen gnädigsten Herrn bestimmtes Schreiben wegen einer Taufe und dergleichen durch einen Lohndiener, wo nicht gar durch einen Dienstmann von ihm erhielt, mich daran erinnert, ihn als einen sechsjährigen Knaben in seiner goldenen Kutsche durch die Reihen einer Armee von 40 000 Mann und unter dem Donner von Hunderten von Geschützen fahren gesehen zu haben. Wie oft ist mir nach dem Zusammensturze eines Königreichs von zehn Millionen Einwohnern vor dem bloßen Auftreten einer Handvoll von Abenteurern, nach der schmählichen Flucht und Auf-

[1]) Vgl. oben S. 344.

lösung dieser so prächtig aussehenden und anscheinend so kriegstüchtig ausgerüsteten Armee das Piedigrotta-Fest als die bezeichnendste Erscheinung des äußerlich glänzenden, vollkommen geordneten, innerlich aber ganz hohlen und verrotteten Zustandes erschienen! Wie mag erst der König den Gegensatz von jetzt und einst empfinden!

Daß ich einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Neapel benutzte zum Besuche der Umgebung und ihrer Merkwürdigkeiten, ist selbstverständlich. Ich war, zum Teile wiederholt, auf dem Vesuve, in Pompeji, Sorrent, Salerno, La Cava, Capri und so weiter. Da ich jedoch, wie oben bemerkt, keine Reisebeschreibung zu liefern beabsichtige, so möchte ich nur einer einzigen Schilderung eines solchen Ausfluges eine Stelle hier einräumen, wie ich solche in Neapel selbst niedergeschrieben, jetzt aber bei der Ordnung alter Papiere wieder aufgefunden habe. Sie enthält allerdings nichts besonders Merkwürdiges, liefert aber doch einen Beleg, wie ich diese Dinge unternahm und welchen Eindruck das Gesehene und Erlebte auf mich machte. Es handelt sich von einem Besuche der Insel Ischia und von der Besteigung des Epomeo. Der Aufsatz aber lautet folgendermaßen:

Schon wenigstens vier Wochen war ich in Neapel gewesen, ohne die Inseln zu besuchen, welche zu den Reizen des Golfes so viel beitragen. Es wollte sich nie machen. Endlich verabredete ich mit zwei andern Deutschen, wenigstens Ischia zu sehen. Beide waren schon lange in Neapel, hatten aber auch die Insel noch nicht besucht. Nachdem wir in unserm und überhaupt der Fremden gewöhnlichen Zufluchtsorte, dem Café Europa (gegenüber vom königlichen Palaste am Eingange des Toledos) ein gutes Gabelfrühstück genommen oder wenigstens für ein solches bezahlt hatten, setzten wir uns um Mittag in den Wagen. Wir hatten nämlich beschlossen, den sogenannten Landweg zu machen, das heißt nicht direkt von Neapel zur See hinzufahren, sondern erst nach Pozzuoli zu Lande zu gehen, dort uns einzuschiffen, das Kap von Miseno zu umfahren, in Procida zu landen, quer durch die Insel zu Fuß zu gehen, während die Barke sie südlich umfuhr, um dann erst quer durch den Meeresarm auf Ischia zu rudern.

Gestreckten Laufes ging das leichte Fuhrwerk durch die Stadt und die Grotte des Posilipo, gestreckten Laufes durch die unendlich fruchtbare und ebenso ungesunde Ebene auf der schönen Straße nach Pozzuoli. Die Hitze war greulich, namentlich als wir an den Lavafeldern vorbeikamen, welche durch ihre Lage am Meere als Steinbrüche benutzbar sind. Hier arbeitete ein starke Abteilung Galeerensklaven, schwere Lavablöcke in die Schiffe zur Abfuhr nach Neapel wälzend. Ich schwitze noch, wenn ich an die armen Teufel denke. In dem elenden Pozzuoli hielten wir uns nicht auf, schnell durch zum Hafen eilend. Die Ruine und die Konsularstatue

auf dem Markte sah ich ein andermal, und ebensowenig war es diesmal Zeit zum Kapuzinerkloster mit der schönen Aussicht oder zur Solfatara. Auch war die Fieberzeit in ihrer rechten Höhe, somit unnötiges Verweilen nicht rätlich. Während meine der Landessitte kundigeren Genossen eine Barke mit vier Ruderern mieteten, unter mächtigem Zulaufe aller Lungerer und, wie sich versteht in Neapel, unter heillosem Geschrei, hatte ich, der ich zur Bewachung des kleinen Reisegepäcks im Wagen sitzen blieb, einen ernstlichen Sturm von einer ganzen Schar von Antikenhändlern abzuschlagen. Pozzuoli ist ein Hauptfabrikationsort von unechten Statuetten, namentlich ägyptischer Form. Alles Emporziehen des Kinns, Schütteln mit dem Zeigefinger wollte nicht verfangen, und erst als ich einen halben Carlin für eine Isis bot, welche der Mann mir aus purer Großmut zu zwei Piastern ablassen wollte, ersahen die Kerle, daß ich nicht mehr ganz fresco sei.

Endlich war die Barke fertig, wir stießen ab und segelten (denn es war etwas Wind) quer durch den Golf von Bajä gegen das Vorgebirge Miseno. Giebt es eine klassische Gegend, so ist es sicherlich diese. Wenn man auch die Aeneide ganz beiseite lassen will und den Eingang in die Unterwelt, so muß doch das Bade- und Campagnaleben der üppigen Römer dem Ungelehrtesten einfallen. Die riesenmäßigen Reste der Brücke des Caligula, oder was es sonst sein mag, ragen noch hoch aus dem Wasser. Tief unter denselben sieht man versunkene Gebäude. Allein mögen meine freundlichen Leser sich beruhigen! Ich verschone sie mit aller Altertumskunde, so wohlfeilen Kaufes ich aus des guten alten de Jorios Büchern sie beischaffen könnte; ich bringe nicht ein Wort vor des Entzückens über Gegend, An- und Aussicht. Und letzteres kostet mich wohl nicht einmal Ueberwindung, denn auf die Gefahr hin, für einen völligen Barbaren erklärt zu werden, will ich nur gestehen, daß mir der Golf von Bajä keineswegs so reizend erscheint. Die Ufer sind, verhältnismäßig genommen, flach und unbedeutend, die Gegend hat etwas tief Melancholisches, und außer dem Kap Miseno hat mir nichts einen besonderen Eindruck gemacht. Es mag meine Schuld sein, allein es fehlte mir sonst wahrlich nicht an Sinn für die Reize der Gegend von Neapel. Ich konnte halbe Tage auf meinem Balkon stehen in meiner herrlichen Wohnung an der Chiaja, rechts den Posilipo mit seinen Villen und seiner Vegetation, geradeaus das Meer und im Hintergrunde die schlafende Sphinx Capri, links über dem Castel des Ovo den Vesuv mit seiner Rauchzinne und die Küste von Castellamare und Sorrent bis zum Kap Campanella — ich konnte mich nicht satt daran sehen, morgens, abends, beim Mondscheine. Oder der Weg zum Campo santo mit dem Blicke über die Ebene zwischen der Stadt und dem Vesuve, über die Apenninen, über das Meer. Oder die

Pianura von Sorrent von der Höhe der neuen Straße, Salerno, La Cava. Alles fand an mir einen schwärmerischen Bewunderer. Allein den Golf von Bajä besonders schön zu finden, konnte ich nicht von mir erhalten, und es ist mir ein Rätsel geblieben, warum die Römer sich gerade hier besonders gefielen. Mag auch die Gegend, als sie mit Prachtgebäuden bedeckt war, allerdings ganz anders erfreulich gewesen sein als jetzt, und ich will gern glauben, daß die Entstehung des Monte nuovo [1]) die Physiognomie derselben nicht verschönerte, so ist doch kein Vergleich mit dem Golfe von Neapel und kann nie einer gewesen sein. Mein Mann ist Lucull, welcher seine Villa auf Pizzofalcone anlegte und bis zum Castel des Ovo herabreichen ließ.

Während ich diesen meinen Geschmack oder meine Geschmacklosigkeit meinen beiden Gefährten auseinandersetzte, zu deren geringer Billigung gelegentlich bemerkt, waren wir am Kap Miseno angekommen. Dies ist denn nun allerdings ein stattlicher Felsen, auf dessen von Stürmen und Wogen zerrissener kahler Seite sich das verlassene Castel Murats sehr romantisch ausnimmt. Bald aber hätte die Betrachtung ein schlimmes Ende genommen, unsre Barke fuhr heftig auf einem Felsenriffe auf und blieb sitzen. Gefahr war freilich zunächst wohl keine, auch ein schlechterer Schwimmer als ich hätte das Ufer erreicht. Allein die Aussicht, auf dieser verlassenen Küste die zufällige Ankunft eines vorüberrudernden Kahnes abwarten zu müssen, war nicht reizend, und so waren wir alle froh, als die Schiffer, welche ins Wasser gesprungen waren, die Barke hatten unverletzt ins tiefere Wasser schieben können. Wir fuhren noch eine Zeitlang der Küste entlang, bis wir uns im rechten Winkel wendeten und nach der Insel Procida hinüberruderten.

Wir hielten gerade auf die Marine des Städtchens, welches mit seinem Bergschlosse stattlich genug aussieht. Zu unsrer Verwunderung lagen zwei Kriegsschiffe auf der Reede. Als wir landeten, sahen wir den Grund. Auf dem freien Platze waren einige hundert Galeerensklaven, welche von den beiden Schiffen aus Sizilien hierher gebracht wurden, um teils hier, teils auf der Insel Ponza ihre Strafe zu erstehen. Der Anblick hatte etwas höchst Unheimliches. Die Sträflinge in ihren roten Kleidern, schwer gefesselt, ringsum ein Viereck von Soldaten mit geladenen Gewehren, selbst rückwärts noch die Straßeneingänge mit starken Abteilungen gesperrt. Wir gingen durch die Reihen und sahen uns die Menschen an. Es waren meistens ganz junge Leute, deren scharfe Gesichtszüge, schwarze Bärte und braune Haut nichts weniger als fromm

---

[1]) Eine erst im Jahre 1538 nach einem Erdbeben entstandene vulkanische Erhebung.

aussahen und es uns ganz glaublich erscheinen ließen, als uns die Wachen diesen und jenen als einen berühmten Räuber und Mörder bezeichneten. Es waren in der That wahre Galgenphysiognomien, wie sich dies denn leicht denken läßt bei einer solchen Elite von Sizilianern, das heißt also einem Geschlechte, welches selbst den Neapolitanern banditenmäßig erscheinen will. Und dazu nehme man noch die Erziehung, welche die Verbrecher in den Gefängnissen hierzulande bekommen. Kurz, ich will nicht leugnen, es war mir erst wieder ganz wohl zu Mute, als wir — geführt von einem unsrer Schiffer — uns aus dem Vierecke weggemacht hatten, um die Insel quer zu durchschneiden. Wir stiegen die engen Straßen des Städtchens hinauf, zuweilen erfreut durch die Begegnung einer alten Frau in der alten griechischen Nationaltracht der Insel, einer donna greca, wie man kurzweg sagt. Uebrigens ist diese Tracht, eine Art von langem tuchenen Mannesoberrock, nichts weniger als schön, namentlich von hinten gesehen. Wie überall, so geht selbst hier die Nationaltracht einem schnellen Ende entgegen, so zwar, daß es schon Spekulation geworden ist, sich in einem Sonntagsputze neugierigen Fremden zu zeigen. Für einen Piaster kann man die Maskerade sehen, uns widerte die Sache an und wir gingen fürbaß. Die Stadt zog sich weit länger hin als wir dachten, auch manche hübsche Häuser waren darunter, welche gern zur Villegiatur gemietet werden. Die Luft soll sehr gesund sein, es ist weniger heiß als in Neapel und vor allem weit stiller! Man denke, welche Erholung es für die Nerven eines Bewohners des Toledo sein mag, in einer Insel zu sein, auf welcher gar kein Wagen ist, während er vor seiner Wohnung in Neapel deren vier Reihen beständig nebeneinander sehen und hören muß! Ich bin nicht nervenschwach. Allein es machte mich doch halb wahnsinnig, wenn ich an einem der beiden Hauptkorsotage von meinem Fenster aus die Chiaja überblickte und diese Hunderte von Wagen in vier, fünf Reihen durcheinander fahren sah und hörte. War es doch, wie wenn der Artilleriepark einer großen Armee mit einem Male in Bewegung gesetzt wäre. Hiermit verglichen ist die Rue St. Honoré oder Richelieu ein Nonnenkloster. Wie gesagt, es ist sehr begreiflich, daß sich viele Bewohner von Neapel einige Wochen lang dieser Qual des größten Lärmes in der bekannten Welt entziehen mögen. Im übrigen war nicht viel zu sehen. Wo keine Häuser standen, waren die verdrießlichen hohen Mauern, zwischen welchen man, wie zwischen Scheuledern, in Italien so vielfach spazieren gehen muß. Wir waren froh, als wir am andern Ufer endlich ankamen. An einer kleinen Bucht erwarteten wir unsre Barke. Man brachte uns aus einigen benachbarten Hütten zerfallene Strohstühle, versäumte aber nicht, beim Weggehen Bezahlung dafür zu verlangen. Nachdem wir die von Procida nur durch einen kleinen, schmalen Kanal getrennte

unbewohnte Insel Vivara umschifft hatten, trat uns endlich Ischia jenseits eines breiten Meeresarmes entgegen. Die starren, hohen Lavafelsen des Ufers stachen malerisch ab gegen die üppige Vegetation der unteren Bergregionen; alles überragte der steile Gipfel des Epomeo. Auf dem Felsen am Ufer stand ein altes Schloß, uneinnehmbar in alter Zeit, jetzt von weniger Bedeutung, am Fuße lag das Städtchen Ischia. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, und Luft und Meer wetteiferten in Klarheit und Farbenpracht. Um unsre Barke spielten Delphine und schossen fliegende Fische; die See ging gerade so hoch, um das Bewußtsein seiner Unendlichkeit und Macht zu geben. Kurz, die Sonne war so schön als man sie nur in diesen glücklichen Gegenden sehen kann. Man hatte uns geraten, unser Nachtlager bei dem „Tenente“, das heißt dem Leutnant, zu nehmen, und demgemäß luden wir Regenmäntel, Schirme und Reiseschatullen unserm schon als Führer erprobten Schiffer auf. Eine ganze Karawane von Bettlern, Kindern, Eselstreibern und Eseln folgte uns, um sich und andre anzubieten, für sich und andre von den fremden Excellenzen etwas zu erhaschen. Der Weg war länger als wir dachten, seit Geraumem hatten wir das Städtchen hinter uns und noch kein Tenente. Plötzlich waren wir sogar mitten auf einem breiten Lavastrome, der hoch vom Epomeo herab bis zur See reichte und durch welchen unsre Straße quer durchgebrochen war. Es ist dies der Arso, die letzte Eruption des Epomeo. Obgleich schon im Jahre 1302 geflossen, ist diese braune, äußerst harte und poröse Lava noch nicht im mindesten verwittert und kulturfähig und bietet somit, wie alle Lavafelder in solchem Zustande, einen höchst wüsten und unerfreulichen Anblick dar. Nun, mitten in diesem Lavastrom hatte unser Tenente den guten Gedanken gehabt, seinen Gasthof zu erbauen. Das Haus sah rationell genug aus. Im Erdgeschosse breit und weit angelegt, mit großem Eingangsthore und weiten Fenstern, war der Bau des ersten Stockwerkes unterbrochen worden. Wand und Fenster waren hier bis zu halber Höhe gemauert, alles übrige fehlte. Von Dach keine Rede, zu der Eingangsthür führten keine ordentlichen Stufen, sondern einige rohe, übereinander geworfene Lavablöcke, eine die Hofseite des mit rückwärts gehenden Flügeln versehenen Hauses umfassende schöne Terrasse hatte kein Geländer, und eine steinerne Freitreppe führte von ihr aus zu noch nicht bestehenden höheren Stockwerken. Sichtbar war dem ehrenwerten Leutnant das Geld ausgegangen, und so mochte das Haus bessere Zeiten erwarten, konnte es doch im Erdgeschosse immerhin benutzt werden. Und so fanden wir es denn auch. Freilich zum englischen Komfort war weit hin, allein da eine breite, niedrige Bettstelle mit Maisstrohsack, eine Waschschüssel auf ihrem Dreifuße und zwei Strohstühle unsern Bedürfnissen genügten, die noch vorhandene Kommode sogar

für uns Luxus war, so wurden wir nach gehörigem Feilschen handelseins für die Nacht. Jeder hatte ein Zimmer, in welchem er hätte ein Pferd müde reiten können. Nach vollzogener Installation kam die Unterhandlung über das Abendessen. Da wurden dann die Maccaroni, die Fische, die Koteletten einzeln besprochen, das rohe Fleisch ward angesehen und die vertragsmäßige Dicke der Stücke festgestellt, über Salat und Kartoffeln die nötigen Zusatzartikel gemacht. Nach Entlassung der Marinari ging es an den Staatsvertrag über die Esel für den morgigen Ritt auf den Epomeo. Zuerst wurden alle Eselstreiber nach Anhörung ihrer Forderungen einfach zur Thür hinausgeworfen mit scharfer Bedräuung, sich gar nicht mehr sehen zu lassen, weil sie die Frechheit gehabt hätten, uns für „frische" Engländer zu halten. Zwei bis drei spätere Meldungen durch die verschlossene Thür wurden gar nicht angenommen. Endlich ließ man sich erweichen, mit einem Treiber durch das Fenster zu sprechen; allein erst, als er die drei grauen Bucephale in natura vorgeführt, Sattel und Zeug vorgewiesen und die begleitenden Jungen vorgestellt hatte, kam es zum Abschlusse. Ich war in meiner Jugend auch einmal ein Anhängsel von Gesandtschaften,[1] allein ich kann mich nicht entsinnen, solche Feinheiten und Sicherungsmittel haben aufwenden gesehen zum Wohle des ganzen Staates und zur Ueberlistung des lieben Nachbars, als hier notwendig waren, um uns Esel zu bringen. Schließlich wurde die resolutive Bedingung festgestellt, daß kein Gran bezahlt würde, wenn der Treiber nicht um zwei Uhr, die Esel nicht Schlag drei Uhr andern Morgens vor der Thür stehen.

Auf diese Prosa folgte nun nach Gebühr die Poesie. Es war über all den Traktaten Nacht geworden, aber eine neapolitanische Sommernacht. Der Mond schien fast so hell als bei uns die Sonne. Wir machten daher einen weiten Spaziergang ans Meeresufer und in ein benachbartes Dörfchen, hörten in einer kleinen Kapelle die Ave Maria-Gebete mit an und freuten uns der Stille und Ruhe der Insel. Endlich kam das ersehnte Zeichen zum Mahle, und ich bin es der Wahrheit schuldig, zu erklären, daß es nicht nur vertragsmäßig geliefert wurde, sondern noch freiwillige Zugaben erhielt. Der Signor Tenente leistete uns Gesellschaft und erzeigte sich als ein wackerer alter Soldat, welcher von Murat an manchen Dienst gesehen hatte, bis er seine Ruhejahre jetzt dem Erhalten anstatt dem Umbringen der Menschen widmete. Der Blick von der halsbrechenden Terrasse gegen den Epomeo über den Arso und die Wein-, Feigen- und Pomeranzengärten weg war im Mondschein wirklich bezaubernd.

---

[1]) In Frankfurt a. M., vgl. I. 122.

Allzuscharf macht schartig. Unsre Reisepraxis hatte den Eselstreibern so imponiert, daß sie anstatt um zwei Uhr schon um ein Uhr anlangten, und, was gar nicht im Vertrage war, alsbald an unsern Fensterladen trommelten. Das Uebel war geschehen, wir mußten uns also drein ergeben und, nachdem wir unserm äußern Menschen die nötige Verschönerung hatten angedeihen lassen, aufsitzen. Bald ging der Weg von der großen Straße ab und bergauf. Auf welche Weise kann ich nicht sagen, da es zu dunkel war, allein an den Bewegungen des Esels, an den Stößen, welche ich dann und wann von einem Felsstücke an die Beine erhielt und von den Zweigen aller Art, welche mir ins Gesicht schlugen, konnte ich wohl abnehmen, daß eine Art von Wasserrinne, Hohlweg oder dergleichen sein mußte. Endlich kamen wir in eine höhere, freiere Gegend, in einen Kastanienwald, und da wir so viel sahen, daß hier schon eine große Aussicht sein müsse, beschlossen wir abzusteigen und den Sonnenaufgang abzuwarten. Es dauerte auch nicht lange, so fing der Himmel an, sich lebhafter zu röten und zu vergolden, endlich stieg die Sonne gerade hinter dem Vesuv herauf, wie wenn sie aus dem Krater käme. Es war wirklich ein glorioser Anblick. Unter uns lag ein bedeutender Teil der Insel, wir konnten eine Anzahl von erloschenen und eingesunkenen Kratern ganz deutlich unterscheiden. In der prächtigen Pflanzenwelt lagen die weißen Häuser. Das Meer war wie ein Spiegel, so daß wir die leichten Morgenwolken sich darin abbilden sahen. Die fernen Inseln und die Küste zogen sich in scharfen Linien in der Mitte zwischen dem blauen Himmel und dem blauen Meere hin. Ueber dem Vesuv schwebte eine Rauchsäule. Die Treiber mahnten zum Aufbruche, mit Recht, wie wir später sahen, denn unser Weg für heute war noch ein weiter. Es ging immer steiler in die Höhe, zum Teile an schwindelnden Tiefen hin. Endlich waren wir unter dem Gipfel, und eine ziemlich gute Treppe führte zu dem kleinen Plateau, auf welchem die Einsiedelei liegt, die in die letzte Kuppe des Berges eingehauen ist, Kirche, Wohnung und alles. Ein Gang durchbricht den Felsen, um auf der Rückseite mittels eines bedenklichen, aus schlecht in den Felsen gehauenen Stufen bestehenden Steges zur obersten Spitze zu führen. Diese ist nur wenige Quadratfuß groß, allein mit einer sicheren Mauer umfaßt, so daß man ohne Gefahr und Grauen die Aussicht genießen kann. Ich versuche nicht, sie zu schildern, man muß dies selbst sehen. Ringsum ist der Blick völlig unbeschränkt. Das unendliche Meer ist auf drei Seiten, auf der vierten die Küste von Gaeta bis Campanella. Die Insel selbst liegt wie eine Landkarte unter den Füßen, und wenn auch solche Aussichten im allgemeinen nicht das Reizende einer in halber Höhe überschauten Gegend haben, so ist doch hier die Uebersicht über dieses wunderbare vulkanische Gebilde, das in der Nadelspitze, auf welcher

man steht, ausläuft, höchst interessant. An Gegensätzen, welche die Lust steigern, fehlt es auch nicht. Unmittelbar um den Gipfel und unter ihm sind starre, kahle Felsen und greuliche Abstürze, welchen der Blick ungern bis zur Tiefe folgt, weiter unten Waldungen und Weinberge, am Meeresufer und da und dort landeinwärts die weißen Städte, Dörfer und Villen. Leider konnten wir die prachtvolle Scene nicht so lange betrachten, als wir gewünscht hätten. Es erhoben sich Nebel aus dem Meere, welche sich in dichte weiße Wolken zusammenballten und den Gipfel allmählich ganz einhüllten, so daß wir gar nichts mehr sahen. Zwar zerriß der Morgenwind das Wolkenmeer zuweilen, was dann die reizendsten Durchsichten gab, allein das ganze Panorama stellte sich nicht mehr her.

Auf Wiederkehr des Besseren wartend, verzehrten wir unser mitgebrachtes Frühstück mit bestem Appetite, über den Wolken auf engem, aber sicherem Raum. Eine Zeitlang leistete uns ein Mensch Gesellschaft, den ich auf den ersten Blick als einen deutschen Schuster erkannte. Er war in Neapel, glaube ich, ansässig, ich konnte mich aber zu keinem Wohlgefallen an dem landsmannschaftlichen Zufalle zwingen. Der Kerl war auch auf dem Epomeo eben ein deutscher Schuster. Als wir auf den blauen Himmel glaubten schließlich verzichten zu müssen, traten wir den Rückweg an, denn was sollten wir länger bei dem schmutzigen Eremiten und mit seinem einfältigen Fremdenbuche machen? Der Weg ging so steil abwärts, daß ich anfänglich meiner bescheidenen Reitgelegenheit nicht traute, allein die Müdigkeit brachte mich zum Aufsitzen. Nicht selten hatte ich jedoch alle Ursache, mich an die Sicherheit des Trittes der Esel selbst beruhigend zu erinnern, denn der Weg ging oft dachjäh an tiefen Spalten hin und war in herzlich schlechtem Zustande. Doch war der Anblick merkwürdig. In diesen von den Erdbeben eingerissenen Schründen lagen Wohnungen, namentlich Keltern und Keller für den berühmten Wein. Brücken führten zuweilen hoch darüber weg, Aloen und Kaktus wucherten auf den Felsen. Zuweilen kam wieder ein Blick in das tiefere Land oder auf das Meer. Namentlich sahen wir das Dorf Panza lange unter uns liegen in einem mit der prachtvollsten Vegetation überzogenen Kessel, wohl einem alten Krater. Ringsum waren hübsche Landhäuser, zur Herbstvillegiatur benützt. Dies im hellsten Sonnenglanze (welcher sich verräterischerweise wieder hergestellt hatte) machte ein charakteristisch südliches Bild.

Endlich gegen Mittag kamen wir an die mit vielen wunderbaren Türmen geschmückten Ringmauern des Städtchens Forio, beinahe gebraten von der Hitze. Hier sollte ein besonders schöner Punkt vor einer Kirche sein. Unsre Führer wußten nicht, von was die Rede war, und führten uns nun, durch unsre Vorwürfe noch mehr verwirrt, kreuz und quer in

den engen, schmutzigen Gassen umher. Es war ein hoher Fest- oder Heiligentag, und so strömte alles aus den Kirchen. Wir hatten dabei Gelegenheit, die schöne Nationaltracht der Ischianerinnen zu sehen. Sie besteht aus einem gelben seidenen Schleier, welcher ungefähr in der Form der weißen Schleier der Albanerinnen gelegt wird, und in einem kurzen, reich mit Gold verzierten Jäckchen von heller Seide. Großes goldenes Geschmeide versteht sich hierzulande von selbst. Es waren recht schöne Gesichter unter den frommen Kirchgängerinnen. Die Aussicht wollte sich nicht finden lassen, endlich wurden wir in ein ansehnliches Haus am hohen Ufer gewiesen. Auch hier war es zwar nichts mit dem, was wir suchten, allein wir sahen zur Entschädigung etwas äußerst Niedliches. Die zwei Kinder der Frau vom Hause, ein Mädchen und ein Junge von sechs bis acht Jahren, kamen von einer kirchlichen Zeremonie zurück, beide als Engel phantastisch gekleidet. Sie waren mit falschem und echtem Geschmeide und Gold ganz überhangen, und die schönen, klugen Gesichtchen sahen aus dem wunderlich-reichen Putze höchst vergnügt hervor. Die Mutter schien über unser Wohlgefallen erfreut und hielt uns mit freundlichem Gespräche auf, allmählich sammelten sich noch weitere Frauen und Mädchen, alle im festtäglichen Putze, und wir waren der Mittelpunkt eines lebendigen, mich höchlichst ansprechenden Kreises. Ein kleiner Unfall, welcher einem meiner Begleiter begegnete, verlängerte unsern Aufenthalt. Allein die Zeit trieb zur Fortsetzung der Reise. Wir hatten wohl noch eine Stunde Wegs bis zu der Sentinella grande, wo wir Mittag zu machen im Sinne hatten. Der Weg war prachtvoll. Rechts starrte der Epomeo empor, zum Teile mit Wein und Kastanienwald bedeckt, zum Teile aber senkrechter Felsen. Von seinem Fuße bis zu unserm Wege war eine ziemliche Ebene, als Garten auf das fleißigste bebaut und mit Bewässerungsrinnen nach allen Seiten durchfurcht. Links verschlossen starre Lavahügel die Aussicht auf das Meer. Herrliche Johannisbrotbäume und zahllose Feigen zierten die Gärten und Abhänge. Später ging der Weg mitten zwischen zwei Lavawänden durch, sinkend und steigend, bald eine Fernsicht auf das Meer, häufiger die Ansicht des schönen Epomeo gewährend. Wir kamen an manchen Villen, Gasthöfen und Gebäuden aller Art vorüber. Nur war die Hitze wirklich kaum zu ertragen. Meine Füße schmerzten mich jämmerlich von dem langen Ritte zu Esel, bei welchem, da kein Schluß möglich ist, das starke Treten in die Bügel sehr ermüdet. Einer von uns hatte durch ein Insekt ein entzündetes Auge bekommen. Kurz, wir klommen mit Sehnsucht den hohen, weiten Weg zur Sentinella empor.

Endlich war er erreicht, es sah nicht übel aus im Hofe, Esel, Treiber, Engländer waren durcheinander, ich verließ mich auf das diplomatische

Talent meiner Freunde und ging in den Garten, um Schatten zu suchen. Nicht nur diesen fand ich, sondern auch am Rande des Felsens, auf welchem Haus und Garten liegen, eine herrliche Aussicht über das Meer, und um diese zu genießen, stand in der schönsten Laube der bequemste Lehnstuhl. Wer war freudiger als ich? Allein da erscholl das Donnerwort, es sei hier nicht unsres Bleibens, ein Dampfboot sei heute angelangt, und seine zahlreichen Passagiere haben alles, aber auch alles im Hause in Beschlag genommen. Es sei nichts zu essen, ja nicht einmal ein Teller, ein Messer, ein Glas für uns übrig gelassen. Was war zu thun? Sehr mißmutig bestiegen wir wieder unsre Grauen und wendeten uns der eine halbe Viertelstunde entfernt und nicht so frei gelegenen kleinen Sentinella zu. Hier ging es besser. Der Traktat über das Mittagsmahl wurde abgeschlossen und während seiner Bereitung ein Pavillon im Garten zur Siesta angewiesen. Von Schlaf war freilich nicht viel die Rede. Die Hitze war greulich, die Cikaden zirpten auf allen Bäumen über die Gebühr, und zum Ueberflusse erhob sich in einem Garten unter unsrer Terrasse ein wütender Zank zwischen zwei Weibern. Nur einmal in meinem Leben, in Lüttich, hatte ich schon eine solche Wut bei einem Menschen gesehen. Es waren gar keine menschlichen Töne mehr, was die Megären hervorstießen; sie schäumten förmlich und tanzten in der Verzweiflung. Was sie miteinander hatten, konnten wir nicht verstehen. Endlich kamen Männer und trieben sie auseinander, allein noch aus weiter Ferne hörten wir die heulenden Töne der einen. Darüber kam die Suppe, aufgetragen in einer Loggia, welche eine zwar nicht sehr ausgedehnte, allein sehr reiche Aussicht beherrschte. Wir sahen in den schönen Bergkessel hinab, in welchem die hauptsächlichsten heißen Bäder von Ischia entspringen. Die Wände der Berge stiegen, dicht bewachsen, hoch und steil rings empor und gaben dem Ganzen einen zwar sehr ruhigen, allein ziemlich düsteren Charakter. Freundlich lagen unten die Häuser und Badegebäude. Ein Blick aufs nahe Meer zeigte das Dampfboot, welches den Abend zur Rückkehr erwartete.

Schon war der zweite Schuß vom Francesco ertönt, und wir waren noch nicht entschlossen, ob wir auch denselben besteigen oder erst am andern Morgen mit einer Barke nach Neapel rudern sollten. Die Aussicht auf ein schlechtes Nachtlager im überfüllten Hause und der allgemeine Aufbruch rings um uns führten endlich auch uns dem Dampfer zu. Auf dem steilen Wege zum Ufer hinab begleiteten uns ganze Schwärme von Kindern und Alten, welche von den niedlichen Stroharbeiten, die einen Stapelartikel Ischias bilden, in aller Eile an uns verkaufen wollten. Wie sie überforderten, mag aus folgendem, was ich selbst mit anhörte, sich ergeben: Ein Junge bot einen Stock aus Stroh geflochten, ein niedliches aber völlig

unbrauchbares Spielzeug, einem meiner Genossen um einen Piaster. Als dieser, um seiner los zu werden, sagte, nein, aber um fünf Gran (der 24. Teil eines Piasters) erscholl es alsbald: „Eccolo Excellenza!“ An der Marine war ein tolles Treiben, eine Menge von Menschen aller Nationen drängte sich in die Boote, um zum Francesco zu gelangen, man hörte in allen europäischen Sprachen rufen, fluchen, scherzen. Wir kamen endlich in einem Boot zusammen mit zwei Neapolitanern, Advokaten oder dergleichen, mit welchen wir an einem Tisch gespeist hatten, ohne aber viele Notiz von ihnen zu nehmen. Beim Aussteigen ließen sie es sich durchaus nicht nehmen, für uns zu bezahlen, trotz unsrer ernstlichen Versicherung, daß wir diese neapolitanische Sitte, für einen Bekannten im Café oder bei ähnlichen Gelegenheiten die Zeche zu berichtigen, nicht lieben. Wir mußten es am Ende dulden, um die freundlichen Menschen nicht ernstlich zu verletzen.

Das Dampfboot war eine wahre Arche Noah. Sicher waren mehrere Hunderte von Passagieren darauf. Alle Bänke und Stühle waren schon besetzt, als wir anlangten, und es blieb uns nichts übrig, als die Mäntel auf das Verdeck zu breiten und so ein ziemlich hartes Lager zu bereiten. Das Boot ging schlecht, allein mir war es gerade recht. So konnte ich mit mehr Muße das Panorama betrachten. Und sicher war es des Blickes wert, die Inseln, Pozzuoli, Miseno, den Posilipo an sich vorübergleiten zu sehen im prachtvollen Farbenspiele eines schönen Sonnenunterganges. Auf halben Wege begegneten wir einem Dampfer, welcher soeben Neapel verlassen hatte, um nach Marseille zu gehen. Ich erkannte ihn gleich, es war der schöne Monzibello, auf welchem ich von Genua gekommen war. Er war nicht stark besetzt, einige schlanke Frauengestalten mit wehenden Schleiern hoben sich scharf vom Abendhimmel ab. Ein lautes Hurra von unsrer zahlreichen Reisegesellschaft gab ihnen das Geleite.

Eben zündete man den Leuchtturm an, als wir in den Hafen von Neapel einliefen. Einige Minuten noch, und ich war auf dem Largo del Castello wieder mitten in dem rasenden Getümmel der Wagen, dem Lärm der Trommeln, dem Geschrei der Verkäufer, Käufer und Morra-Spieler, im Bereiche des Gaslichtes und der Taschendiebe. Der Eindruck war peinlich. Erst als ich ruhig zu Hause in meinem Lehnstuhle lag und die Phantasmagorie der letzten 30 Stunden an mir vorübergehen ließ, wurde mir ganz klar, daß ich wohl noch nie in so kurzer Zeit eine so reiche Abwechslung der schönsten und lieblichsten Bilder genossen habe und wie mir für mein ganzes Leben eine reizende Erinnerung geworden sei.

---

### C. Reise nach Königsberg 1844.

Die Universität Königsberg feierte ihr drittes Jubiläum im Spätsommer 1844. Nach hergebrachter Sitte beschloß auch der Tübinger Senat sich dabei durch einen Abgeordneten vertreten zu lassen, und ich hatte das gute Glück, hierzu gewählt zu werden. An den Festlichkeiten lag mir sehr wenig, allein gern ergriff ich die Gelegenheit, Länderstriche zu sehen, welche ich noch nicht kannte und aus andrer Veranlassung kaum je zu besuchen hoffen konnte. Auch manchen bekannten Mann mußte ich dabei wohl kennen lernen. Daß alles auf Regimentskosten ging, war mir auch nicht unangenehm, es war mir bis jetzt auf Reisen noch nicht begegnet.

Ich reiste über Nürnberg, Hof, Leipzig nach Berlin. Hier mußte ich einige Tage verweilen, da ich die Dummheit begangen hatte, meinen Nachtsack mit allen kleinen Reise- und Toilettebedürfnissen in Hof stehen zu lassen und ich mir also bis zu dessen Wiedererlangung das Allernotwendigste anschaffen mußte. Von Berlin ging die Reise lediglich mit dem Postwagen vor sich, zwar auf guter Landstraße, aber doch während dreier Tage und Nächte. Im übrigen waren wir nur zu dreien in dem Wagen, außer mir zwei Abgeordnete von Kiel, der Professor der Mathematik Scherk,[1]) ein getaufter Posenscher Jude, und ein Professor der Theologie, dessen Namen ich vergessen habe.[2]) Mit Scherk verstand und unterhielt ich mich sehr gut, sein Genosse war ein schwer einfältiger orthodoxer Pfaffe. Von Reiseabenteuern ist nichts zu erzählen, ich sah nur so im Vorüberfahren die Städte und Dörfer an dem Wege, alle ganz gleich, mit einer sehr breiten Straße, einer Vorstadt von lauter hölzernen Scheuern, einem Posthause mit vorschriftsmäßigen Speisen und Getränken von der schlechtesten Gattung und zu den höchsten Preisen. Zwischen den weit auseinanderliegenden Orten waren unabsehbare Kartoffelfelder, endlose Tannenwälder, sehr zahlreiche größere und kleinere Seen. Nur selten zeigte sich etwas andres, zum Beispiel in Küstrin und in Elbing, das Ganze war trostlos langweilig, arm und melancholisch. Das einzige wirklich Merkwürdige auf dem langen Wege war das Schloß von Marienburg. Es war von König Friedrich Wilhelm IV. wieder baulich hergestellt worden und sah eindruckmachend, zum Teile sehr glänzend aus. So namentlich der große Remter, dessen berühmte palmenartige Mittelsäule auf einem neuen spiegelblanken Marmorboden stand und dessen Wände ringsum mit Sitzen und so weiter ausgerüstet waren. Wir hatten freilich nicht viel Zeit zum Sehen und

---

[1]) Heinrich Ferdinand Scherk, geb. in der Stadt Posen.

[2]) Der zweite Abgeordnete war Anton Friedrich Ludwig Pelt. Er gehörte der Vermittelungstheologie an mit einem „kräftigen kirchlichen Zug“ (Herzog, Realencyklopädie . . ., 2. Aufl., XI. 434—437).

konnten auch diese nur dadurch gewinnen, daß wir auf das Mittagessen verzichteten und überdies den Schirrmeister durch Geld und gute Worte zu einigem längeren Warten bewogen. Bei dem Oberburggrafen Schön, welcher mich in Königsberg über die Marienburg befragte, bekam ich einen Stein ins Brett, als ich ihm bemerkte, daß in dem Sommerrefektorium des Klosters Bebenhausen bei Tübingen ganz ähnliche in Palmzweige sich über die Decke verlaufende Säulen wie die im Remter stehen.

Von all den Festlichkeiten, Reden, Toasten und dergleichen schweige ich, diese Dinge sind überall und immer ungefähr dieselben.[1]) Nur trug allerdings hier zum Pompe bei, daß der König selbst anwesend war, zur Belebung, daß die Bevölkerung einer großen Stadt sich zudrängte, zum malerischen Anblicke, daß die Häuser fast überall die sogenannten Beischläge vor sich hatten, das heißt etwas über das Straßenpflaster erhöhte Terrassen mit breiten Aufgangtreppen und Geländern, welche alle dicht mit Neugierigen besetzt waren, die man ihrerseits wieder sehr gut sehen konnte. Die Hauptfeierlichkeit bestand in der Grundsteinlegung für ein neues Universitätsgebäude,[2]) dessen Errichtung in der That kein Luxus war. Armseligere, dunklere, kleinere Räumlichkeiten als die Universität bis dahin gehabt hatte, waren mir in meinem Leben nicht vorgekommen, selbst in dem früheren Tübingen nicht. So war zum Beispiel die sogenannte Stoa, in welcher Kant vor seinen Vorlesungen auf und ab gegangen sein soll, ein feuchtes, verfallenes Stück von einem alten Kreuzgange, die Aula so eng und häßlich, daß man sie nur zum amtlichen Empfange der Universitätenabgeordneten benützte, im übrigen sich mit Kirchen, Wirtshaussälen und dergleichen behalf, die Bibliothek ein Stall. Mit der Anordnung der Festlichkeiten wußten sich im übrigen die guten Königsberger nicht zu befassen. Es fehlte bald dieses, bald jenes,[3]) nur niemals an einem Ueberfluß von vortrefflichen Weinen, deren die Universität aus der für das Jubiläum vom Staate verwilligten Summe einen gehörigen Vorrat hatte zur See kommen lassen. Zu einiger Entschuldigung des Mißlingens mochte freilich das kalte Wetter angeführt werden, welches ein stundenlanges Sitzen im Freien bei einem schlecht servierten Gastmahle, oder ein Verbleiben an einem großen Teiche bis in die späte Nacht zum Ansehen eines Feuerwerkes nichts weniger als behaglich oder auch nur als gesund erscheinen ließ; allein sie hätten eben ihr Klima besser kennen und danach ihre Vorkehrungen treffen sollen.

---

[1]) Ueber die Jahrhundertfeier der Universität ist eine Schrift erschienen unter dem Titel: „Amtliche Nachrichten über die Feier des dritten Secularfestes der Albrechts-Universität zu Königsberg. Königsberg 1844".

[2]) Eine Beschreibung der Grundsteinlegung s. in „Amtl. Nachrichten ..." 160—177.

[3]) Das Festessen zum Beispiel fand Simson so gut wie völlig unvorbereitet (Simson, Ed. v. Simson, 71).

Meine Hoffnung, mit vielen berühmten Männern bekannt zu werden, wurde nur sehr teilweise erfüllt. Unter den Abgeordneten der Universitäten waren nur wenige bedeutende Männer, etwa Puchta, Argelander, Schömann, Göttling,[1]) die meisten kaum mittelgut, so daß ich selbst ihre Namen vergessen habe, zum besten Beweis, wie gering sie mir erschienen. Von den Königsbergern selbst aber ist mir nur der Rektor Burdach, welcher seine Stelle bei den Festen und Vorstellungen auf das glänzendste ausfüllte, der Statistiker Schubert und der Philosoph Rosenkranz aufgefallen, an Bessel habe ich nur von weitem hinaufgestaunt. Simson war damals noch ein ganz junger, unbekanter Anfänger, in dessen Haus ich einquartiert war, ohne ihn jedoch irgend näher kennen zu lernen, da er selbst auf dem Lande wohnte.[2]) Auch aus der Stadt und Provinz mögen zwar wohl manche bedeutende Männer anwesend gewesen sein, allein außer einer flüchtigen Vorstellung kam es zu keiner näheren Bekanntschaft. Bei einem der Feste fiel ich zwar mitten unter die ostpreußische Ritterschaft, welche mich sehr freundlich aufnahm, allein es ist mir keine weitere Erinnerung geblieben, als daß die Herren sehr viel trinken konnten, bei weitem mehr als ich. Nur den Oberpräsidenten v. Schön, der mir sehr viele Gunst erzeigte, und die drei Brüder v. Auerswald, unter welchen auch der später in Frankfurt so barbarisch ermordete Oberst des litauischen Dragonerregiments war, lernte ich genauer kennen.

Am interessantesten war mir, den König Friedrich Wilhelm IV. in der Nähe zu sehen. Da die Abgeordneten der fremden Universitäten immer Ehrenplätze hatten, so war ich häufig in nächster Umgebung des Königs, konnte ihn genau beobachten und sprechen hören. Außerdem hatten wir zusammen eine Audienz bei ihm und waren auch einigemal zur Tafel gezogen, bei welcher Gelegenheit er wiederholt, einmal auch länger, mit mir sprach. Der Eindruck, welchen er auf mich machte, war ein sehr gemischter. Seine äußere Erscheinung war nicht günstig. Stark untersetzt, sehr beweglich, äußerst kurz, höflich, mit ungeschickt verhehlter Glatze, machte er nichts weniger als einen königlichen Eindruck. Und wenn er auch bei öffentlichen Handlungen, namentlich wo er selbst Anteil zu nehmen hatte, zum Beispiel bei der Grundsteinlegung des Universitätsgebäudes, eine entsprechende Haltung bewahrte und dann auch sehr gut sprach, so war dies doch sehr verschieden im engeren Kreise. Hier war er unangenehm be-

---

[1]) Puchta vertrat Berlin, Argelander Bonn, Schömann Greifswald und Göttling Jena.

[2]) Ed. Simson, geb. 1810, war schon seit 1836 ordentlicher Professor in Königsberg. Er hatte bei der Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes am 31. August die Schenkungsurkunde zu verlesen (Amtliche Nachrichten ... 168—169) und verschiedene Besorgungen für das Fest übernommen (Simson, Ed. v. Simson, 71).

weglich, was der runden Gestalt schlecht anstand, petulant in seinem ganzen Benehmen, familiär, geistreich und witzig in der Unterhaltung, auch wenn sie nicht nur an einen einzelnen gerichtet war. Mir selbst führte er einmal, als ich nach der Tafel allein in einer Fenstervertiefung stand, eine kleine Komödie auf, in welcher er seinen nächsten Besuch in Naumburg und den Empfang daselbst, in Rede und Gegenrede in den Dialekten abwechselnd (letzteres mit mäßigem Glücke) darstellte. Er war liebenswürdig und ein geistreicher Gesellschafter, allein es fehlte an Würde und Ernst. Und daß dies nicht etwa nur zufällige Stimmung in Königsberg war, sondern seine Art, konnte ich im Jahre 1848 bei der Rheinfahrt des Reichsverwesers nach Köln hier und namentlich in Brühl sehr wohl beobachten. Der König war in dieser Zeit sehr unbeliebt in den liberalen Bevölkerungsschichten, teils wegen seines Widerstrebens gegen eine wirkliche Volksvertretung, teils wegen seines Hanges zu pietistischen Richtungen in der Kirche. Er wurde daher auch sehr kühl aufgenommen, sowohl bei seinem Einzuge in die Stadt, als bei den übrigen Gelegenheiten, in welchen er sich öffentlich zeigte. Dies reizte ihn dann auch wieder zu bitteren Bemerkungen, welche natürlich nichts besser machten.[1]) Man konnte allerwärts lauten Tadel über ihn hören; auch satirische Lieder wurden gesungen, deren wenig glücklicher Gegenstand das kürzlich vorgefallene Attentat des Bürgermeisters Tschech war.[2]) Vor allem wurde an seine Trunksucht geglaubt, und es führte auch dieser bekanntlich ganz falsche Vorwurf[3]) während der Festlichkeiten zu einem Pistolenduell zwischen einem Offizier und einem jungen Beamten, welches für letzteren tödlich verlief.

Womöglich noch weniger beliebt, wenigstens in den Universitätskreisen, war der Kultusminister Eichhorn, welcher den König zu den Festlichkeiten begleitet hatte. Er wurde als ein aus Ehrgeiz von früherer liberaler Richtung Abgefallener verurteilt und eine von ihm bei einem der Festessen gehaltene Rede, in welcher er die materialistische Richtung der Naturwissenschaften tadelte, erfuhr alsbald leidenschaftlichen Widerspruch.[4]) Die

---

[1]) „Der König schied tief verstimmt" (v. Treitschke, Deutsche Geschichte, V. 236—237). Der Gegensatz, in welchem des Königs und seines Kultusministers Eichhorn Gesinnung zu den liberalen Strömungen in Stadt und Universität stand, kam während der Jubelfeier wiederholt scharf zum Ausdruck (Simson, Ed. v. Simson, 69—71).

[2]) Am 26. Juli 1844 feuerte der Altbürgermeister von Storkow, H. L. Tschech, zwei Pistolenschüsse auf den König ab, ohne ihn erheblich zu verletzen (v. Treitschke a. a. O. V. 268).

[3]) Vgl. die entschiedene Abwehr in „L. Schneider, Aus meinem Leben, II. 254".

[4]) Die am 25. August vormittags im großen Hörsaal gehaltene Rede des Ministers Eichhorn gegen die entartete, nur negierende Kritik, auf welche der Prorektor der Universität, C. F. Burdach, mit männlicher Würde antwortete, s. in

damals so unerquicklichen Zustände in Preußen traten auch in diesen Beziehungen offen und selbst für den unbeteiligten Beobachter peinlich hervor. — Gegen mich war Eichhorn sehr freundlich. Er erinnerte sich zu meiner Ueberraschung, daß er mich im Jahre 1823 in Berlin kennen gelernt habe, und hatte offenbar die Absicht, mich auf eine preußische Universität zu berufen. Sein Plan scheiterte aber, als auf der Rückreise in Berlin, wo sich der damalige Minister des Innern, v. Rochow (der bekannte Erfinder des beschränkten Unterthanenverstandes), und der bei dem König sehr einflußreiche Geheimrat v. Voß sich auffallend mit mir beschäftigten, ich aber wohl ihren Beifall nicht fand.

Nach etwa acht Tagen trat ich die Rückreise von Königsberg an und zwar zunächst zur See nach Danzig. Die Fahrt war keine angenehme; das Wetter kalt, die See stark bewegt und keineswegs schön anzusehen. Ich war ziemlich seekrank. In Danzig sah ich mir mit Puchta, welcher denselben Weg genommen hatte, die merkwürdige alte Stadt und die wenigstens verhältnismäßig schöne Gegend von Oliva an, war gut aufgenommen in einer liebenswürdigen Familie, welche ich auf dem Schiffe kennen gelernt hatte, und ging dann wieder zu Lande mit dem Eilwagen längs der pommerschen Küste nach Stettin. Die Fahrt war höchst uninteressant; auch wurde ich mit dem Wagen umgeworfen und am Oberarm beschädigt, so daß ich sehr froh war, in Stettin wieder wo nicht ein schöneres Land, so doch wenigstens eine Eisenbahn zu erreichen. So kam ich von da in wenigen Stunden in Berlin an, ziemlich ermüdet von der beschwerlichen Postwagenfahrt durch reizlose, wenig bevölkerte, schon nördlich genug aussehende Gegenden, aber erfreut über die schönen alten, von Handelsbewegung belebten Städte am Meere und an schiffbaren großen Strömen, und zufrieden mit dem, was ich an menschlichem Thun erlebt hatte.

In Berlin verweilte ich einige Zeit, teils die Stadt und die Sammlungen, sodann Potsdam und Sanssouci besichtigend, teils in lebhaftem, geselligem Verkehr. Ich war freundlich aufgenommen bei Savigny, wo ich auch seine Schwägerin Bettina, schmutzigen und geistreich unverschämten Andenkens, kennen lernte; bei Eichhorn, bei Frau v. Bülow in Tegel;[1]) bei dem grundgescheiten russischen Gesandten v. Meyendorf,[2]) welcher mir persönlich zu bestellende politische Aufträge an den König von Württemberg mitgab; bei Puchta, dem Physiker Magnus,

„Amtliche Nachrichten ... 121—122", vgl. auch „Burdach, Rückblick auf mein Leben, 464—466".

[1]) Gabriele v. Bülow, Gattin des preußischen Ministers Heinrich v. Bülow, Tochter Wilhelm v. Humboldts. Ihre „Donnerstage" in Tegel waren viel besucht von der Berliner Gesellschaft (Gabriele v. Bülow 1791—1887, 5. Aufl., S. 494).

[2]) Peter v. Meyendorf, russischer Gesandter in Stuttgart.

Dieterici, Heffter, Froriep, bei welchem ich viele weitere interessante Männer sah, so namentlich Stahl, Hassenpflug (dessen unanständige Reden mich in Erstaunen setzten), A. Huber, Hitzig. Der Nationalökonom Hermann aus München war eben damals auch in Berlin; ich besuchte Rauch, welcher an seinem Friedrichsdenkmal arbeitete. Bei dem Banquier Magnus sah ich den fabelhaften Reichtum des Hauses und der Tafel eines jüdischen Millionärs. Varnhagen war ein alter Bekannter von Kissingen. An den engeren Geschäftskreis und an die um höchst unbedeutende Tagesbegebenheiten sich drehenden Gespräche in Tübingen gewöhnt, machte mir die lebendige und geistgeschwängerte Atmosphäre der Berliner Gesellschaft einen großen und erfreulichen Eindruck. In einer solchen Stadt und einer solchen beständigen Anregung zu leben, schien mir doch viel wert; dabei bedachte ich freilich nicht, daß ein großer Teil der Zeit unabwendbar in den großen Entfernungen und den sich immer wiederholenden Zerstreuungen verloren gehe und daß wir somit in den kleinen Verhältnissen mehr Zeit und mehr Sammlung zu weit aussehenden und gründlichen Arbeiten haben. Im ganzen hatte ich alle Ursache, sehr zufrieden zu sein mit meiner Aufnahme. Nur geschmeichelt konnte ich sein durch die Anerkennung, welche ich in einem bei weitem größeren Kreis gefunden hatte, als ich mir je hätte träumen lassen.

So nahe bei Hamburg, beschloß ich den Weg über die große, freilich von dem vor zwei Jahren stattgehabten Brande noch gutenteils in Trümmern liegende Seestadt zu nehmen, in Begleitung Hermanns. Wir reisten teilweise auf einem zu einer Nachtfahrt wunderlich eingerichteten Dampfboote. Hamburg sah noch traurig genug aus. Gebaut wurde freilich an allen Ecken und Enden; allein fertig war noch wenig, zum Beispiel nur einige der großen Gasthöfe am Jungfernstieg, welche denn auch auf das höchste überfüllt waren. Alles war noch provisorisch; die Abgebrannten wohnten noch zum Teile in hölzernen Baracken, wo sie auch ihre Gewerbe betrieben; mehrere meiner Bekannten, zum Beispiel Wurm,[1]) Julius, weit draußen in Vorstädten, schlecht genug. Von den abgebrannten Brücken starrten die schwarzen Pfahlstumpen aus dem Wasser und so weiter. Auch war, wohl freilich zunächst mit Fremden, der Brand das Hauptgespräch. Doch hinderte dieses alles nicht eine sehr rege Geselligkeit. Hermann kannte die einen, ich — von der Universität her — andre; Wurm, welcher sich unsrer auf das freundlichste annahm, machte uns mit dritten bekannt, zum Beispiel mit dem Syndikus Sieveking, wo ich an einem ungeheuren Gastmahle Anteil nahm.

---

[1]) Als Abgeordneter zum Frankfurter Parlament wird Wurm II. 46; 69 erwähnt; vgl. II. 429.

Wir benutzten unsre Zeit bestmöglich, auch zur Besichtigung der Umgegend, so von Blankenese, der Gärten am Elbufer, natürlich des Hafens und der Schiffe, der Börse, deren unter dem Glasdache sich fangendes Getöse wie ein tobender Meeressturm tönt. Einige Tage verlor ich freilich durch ein heftiges Unwohlsein, welches in der fremden Stadt und in einem mehr als bescheidenen Wirtshauszimmerchen nichts weniger als behaglich war.

Als Hermann und Graf Giech, mit welchem wir im Gasthofe zusammengetroffen waren, abgereist waren, machte ich noch einen Ausflug nach Kiel, wo ich natürlich das Handwerk grüßte, die schöne Lage und Umgebung bewunderte und durch Gastfreundlichkeit fast wieder krank gemacht wurde. Im Gasthofe begegnete mir ein sonderbarer Zufall. Ich war ganz auf gut Glück in denselben gekommen, da mir ihn ein Mitreisender auf der Eisenbahn empfohlen hatte; als ich jedoch meinen Namen eingeschrieben hatte, kam der Wirt auf mein Zimmer und fragte mich, ob ich aus Stuttgart sei. Auf meine Antwort, daß ich allerdings da geboren sei, und auf meine sehr natürliche Gegenfrage, inwiefern ihn dies interessiere, bat er mich, ihm zu folgen, er wolle mir etwas zeigen. Er führte mich nun in eine Bodenkammer, wo unter anderm Gerümpel auch zwei Bildnisse standen. Ueberraschte rief ich aus: „Dies sind ja meine Großeltern, welche ich als Kind selbst habe malen sehen!“ worauf der Mann sagte: „In diesem Falle erlaube ich mir, Ihnen die beiden Porträts zum Geschenke anzubieten; so kommen sie wieder in die rechten Hände, während sie für mich keinen Wert haben und ich nur durch Familienüberlieferung weiß, daß sie einen Herrn und eine Frau Mohl aus Stuttgart darstellen.“ Ich nahm die Bilder natürlich an und konnte den freundlichen Mann durchaus nicht dazu bewegen, irgend etwas dafür zu nehmen. Er erzählte mir dann, wie er, ein Hamburger Abgebrannter, unter andern nutzlosen Gegenständen bei dem großen Feuer auch die beiden Gemälde gerettet habe, die schon seit langen Jahren im Besitze seiner Familie mit der oben erwähnten Tradition gewesen seien; wie sie dahin gekommen seien, wisse er selbst nicht. Ich konnte ihm meinerseits nur sagen, daß meiner Erinnerung nach die Bilder für einen Bruder meines Vaters, welcher Kaufmann in Hamburg gewesen sei, gemalt worden seien. Dieser, mein Oheim, sei längst ohne Kinder gestorben, ebenso seine Witwe, eine Engländerin.[1]) Er wußte von beiden nichts, und unsre beiderseitigen Erklärungsversuche waren zu Ende, ohne daß der eigentliche Hergang des Erwerbs dadurch deutlicher geworden wäre. Die Bilder sind gar nicht schlecht und ich besitze sie noch.

Ueber die Rückreise von Hamburg ist mir beinahe jede Erinnerung

---

[1]) Vgl. Bd. I. S. 49.

entschwunden. Ich weiß nur noch so viel, daß ich die Nacht über, wieder in dem leidigen Eilwagen, durch die Lüneburger Heide nach Hannover fuhr, von da aber auf irgend einem Wege nach Leipzig und Halle. Ich hatte nämlich von Minister Schlayer den Auftrag, mich nach einem Physiologen in Halle, dessen Name mir ebenfalls entschwunden ist, zu erkundigen und ihn selbst zu sehen, um beurteilen zu können, ob eine Berufung an der Stelle wäre. Ich besorgte die Sache, sprach in Leipzig und Halle verschiedene Professoren, der Mann gefiel mir auch persönlich wohl; die Berufung fand jedoch nicht statt oder hatte keinen Erfolg.

Nach der Rückkehr ließ ich mich alsbald bei dem Könige melden, um ihm die mir von Meyendorf anvertrauten persönlichen Mitteilungen zu machen. Ich wurde zur Tafel geladen, nach welcher der König sehr lange sich mit mir unterhielt und sich genauen Bericht über die ganze Reise und namentlich über meine Bemerkungen in betreff des Königs von Preußen erstatten ließ. Auch die Königin und die beiden damals noch unverheirateten jüngsten Prinzessinnen,[1]) welchen ich von Kissingen her wohlbekannt war, bezeigten sich sehr freundlich.

So kam ich denn nach etwa zwei Monaten wohlbehalten und mit der Reise gut zufrieden wieder in Tübingen an.

---

## D. Reise nach England 1847.

Durch meinen Ruf nach Heidelberg im Frühjahr 1847 war wieder für meine Familie gesorgt, und ich konnte sogar Hoffnung auf eine glänzende Zukunft haben, welche Hoffnung sich freilich nicht verwirklicht hat. So glaubte ich mich denn berechtigt, einen längst gehegten Wunsch zu erfüllen, England selbst zu sehen, seine staatlichen Einrichtungen an Ort und Stelle genauer kennen zu lernen, sein soziales Leben in der Wirklichkeit zu beobachten. Ich war nicht schlecht vorbereitet dazu. Seit vielen Jahren hatte ich mit Vorliebe die parlamentarischen Gewohnheiten und Uebungen studiert; ich war, vielleicht so gut als sonst jemand in Deutschland, bekannt mit der Geschichte des Landes, seiner Parteien, seiner Staatsmänner und seiner Feldherren in den letzten anderthalb Jahrhunderten; die leichtere englische Litteratur war seit meiner Jugend meine Lieblingserholung; ich verstand die geschriebene Sprache fast so gut als das Deutsche, wenn ich gleich keine Uebung im Sprechen und noch weniger im Hören hatte. Letzteres aber mußte sich ja bald geben. Namentlich war meine Absicht, das damals in seiner ersten Blüte stehende Chadwicksche

---

[1]) Katharina und Augusta.

System der Armenpflege, die von Peel organisierte Londoner Polizei und die Geschäftsthätigkeit der Friedensrichter sowohl auf dem Lande als in London selbst zu sehen. Eine persönliche Beobachtung des Parlaments und der Gerichtshöfe war für mich ein Gegenstand mehr der Neugierde als des eigentlichen Studiums. Die Formen des ersteren kannte ich, die Gerichtsbarkeitseinrichtungen lagen mir ferne.

So machte ich denn bei der Annahme des Heidelberger Rufes zur Bedingung, daß ich erst im Herbst meine Vorlesungen eröffnen dürfe, und suchte mir so viele gute Empfehlungen zu verschaffen als möglich. Mittermaier gab mir einige; mein Bruder Julius, welcher lange in England gelebt hatte und viel mit Engländern umging, konnte mir teils selbst welche geben, teils durch Freunde weitere und gute verschaffen.

Ich reiste am Anfang Mai nach Paris, sowohl um Julius zu sehen und von ihm mich über Reise und Aufenthaltsregeln unterrichten zu lassen, als um Empfehlungen einzusammeln. Mein Aufenthalt dort war nur kurz, etwa acht Tage, welche ich zu den obengenannten Zwecken und zu einem Besuche der Sammlungen und so weiter benützte, wobei ich denn viel Neues sah, da ich seit länger als zwanzig Jahren nicht in Paris gewesen war. Auch machte ich zwar nicht viele, aber interessante Besuche. Julius führte mich zu Guizot, welcher damals Ministerpräsident war, und zu Thiers; ich besuchte auf eigne Hand den Fürsten von Wallerstein, zu jener Zeit bayrischer Gesandter in Frankreich (den ich in einem fürstlich eingerichteten Palais fand, von dessen ganzer Einrichtung samt Silber und so weiter jedoch kein Heller bezahlt war). Auch brachte mich mein Bruder zu einer Miß Clarke, welche mir viele Briefe mitzugeben versprochen hatte. Wir kamen spät abends hin, und da kein Licht in dem Zimmer war, so konnte ich sie so gut wie nicht sehen; er aber sagte mir kein Wort davon, daß er an eine Heirat mit ihr denke. Die mir einige Monate später in Edinburgh von ihm zukommende Nachricht, daß eine Trauung stattgefunden habe, überraschte mich daher auf das äußerste.[1])

Von Paris ging ich über Brüssel, wo ich jedoch nur einen Tag blieb, um Ahrens und Ducpétiaux zu besuchen, nach Boulogne, schiffte mich alsbald ein und war nach einer schnellen und ruhigen Ueberfahrt nach Folkestone schon nach wenigen Stunden in London.

Meine erste Sorge war, mir eine Privatwohnung zu verschaffen, welche ich denn auch nach einigem Suchen in dem fashionabelsten Teile der Stadt, in Mount Street, wenige Schritte vom Hyde Park, fand. Sie war teuer genug, allein hübsch, und die Leute im Hause zeigten sich während meines ganzen Aufenthaltes höchst gefällig und zuverlässig,

---

[1]) Vgl. I. 35—36.

während einer kurzen Krankheit rührend besorgt. Ich behielt die Wohnung während meines ganzen Aufenthaltes, auch bei etwas längeren Abwesenheiten, und ihre Wahl brachte mir bei meinen englischen Bekannten Lob und befestigte ihre Meinung von meiner Respektabilität.

Meinen fünfmonatlichen Aufenthalt benützte ich zu vielen kleineren Ausflügen, zum Beispiel nach Brighton, Portsmouth (wo ich auch die Kanalflotte besuchte), Oxford samt Blenheim, Cambridge und Peterborough, namentlich aber zu Besuchen auf Landsitzen in verschiedenen Teilen des Landes; dann aber zu einer größeren Reise durch ganz England und Schottland. Auf letzterer ging ich über Northampton, York, Newcastle nach Edinburgh. Von hier nach Ausflügen in die Umgegend, zum Beispiel nach Stirling, Roslin-Castle, nach Glasgow, auf die Insel Arran, von da über den Loch Lomond, von welchem ich jedoch wegen eines vorsündflutlichen Regens wenig genug sah, Tarbet, Inverary nach Oban; von hier zur See mit einem Abstecher nach Glenco zum Eingange des Kaledonischen Kanals und dann auf diesem nach Inverneß. Von rückwärts über den prächtigen Paß von Killiekrankie, Perth, L. Leven zurück nach Edinburgh. Nun über Selkirk und Abbotsford (eine kostspielige Spielerei im Zuckerbäckergeschmack),[1] Gretna-Green, Carlisle nach Manchester. Von da nach Liverpool, Birmingham, Warwick zurück nach London. Ueberall blieb ich, so lange es nötig war, um die Merkwürdigkeiten zu sehen, an den Hauptorten und wo ich gute Empfehlungen hatte, mehrere Tage. Nach Wales kam ich leider nicht; Irland lag von Anfang an außer meinem Plane, um mich nicht allzusehr zu zersplittern.

Allerdings sah ich auf diese Weise nicht das ganze Land, allein doch einen großen Teil desselben, von dessen lachender grüner Südküste an bis zu den schottischen Hochlanden und zu dem schon sehr kalt gelegenen Inverneß; sowohl die Fabrikbezirke als die landwirtschaftlichen Distrikte, die Kohlenreviere; einige der großen Kriegs- und Handelsseehäfen, einen Badeplatz in der Saison; verschiedene show places, wie Blenheim, Warwick-Castle, Holyrood mit dem Schauplatze von Rizzios Ermordung; die Kathedralen von York, Peterborough, Winchester und so weiter; Linienschiffe in voller Kriegsrüstung, die großen Arsenale für die Land- und die Seemacht; Greenwich-Hospital. Ich bekam einen vielseitigen Begriff von dem Landleben der großen Gutsbesitzer, von den Haushalten einiger Bischöfe (in Oxford und Peterborough), den bescheideneren, aber doch immer noch höchst angenehmen Zuständen auf kleineren Villen oder in Pfarrhäusern. Handel und Manufakturen zu studieren, war nicht mein Zweck; doch sah ich mit

[1] Eine reizende Schilderung der „Romanze in Stein und Mörtel“ entwirft Fontane in „Jenseit des Tweed 329—345“.

Staunen die Docks in London und Liverpool, besuchte manche größere und kleinere, gut und schlechter gehaltene Fabriken, ging in die scheußlichen Arbeiterviertel in Manchester und in die alles Wünschenswerte enthaltenden Wohnungen, welche Strutt, Nightingale und andre, deren Namen ich vergessen habe, für ihre Spinner, Weber, Bergleute errichtet hatten. Ich habe Bälle mitgemacht, auf welchen Herzoge zu Dutzenden, die schönsten Damen der Welt (denn als solche betrachte ich die englische Aristokratie) zu Hunderten waren, und bin mit einem City Missionary in den Höhlen des Auswurfs der englischen Bevölkerung, von Dieben und Straßendirnen, gewesen. Daß ich die großen Anstalten in London, zum Beispiel das Britische Museum, die Nationalgalerie, das damals noch bestehende Indiahaus, die Bank und so weiter, und die berühmten Bauwerke, als da sind Paulskirche, Westminsterabtei, Parlamentshaus, Penitentaries und so weiter, genau und zum Teile häufig besuchte und besichtigte, versteht sich von selbst. Oxford sah ich in der Bewegung einer Versammlung der British Association, Cambridge im Glanze der Anwesenheit der Königin und der Installation des Prinzen Albert als Kanzler, die Londoner University bei einer Preisverteilung. Im Parlamente bin ich häufig gewesen, sowohl in den öffentlichen Sitzungen, namentlich des Unterhauses, als in den mich noch mehr ansprechenden Sitzungen von Ausschüssen; es war mir beschieden, eine stark bestrittene Wahl in London anzusehen und sogar bei einer andern in Winchester als ein Bekannter eines der Bewerber persönlichen Anteil zu nehmen; ich habe der summarischen Strafjustiz der Londoner bezahlten Friedensrichter, dem patriarchalischen, aber nicht eben laxen Gebaren von Gutsbesitzern als Friedensrichter, dem förmlichen Verfahren des central criminal court beigewohnt; habe Armenhäuser, sogenannte Bastillen, verschiedener Art gesehen. Mit einem Worte, ich habe meine Zeit nicht verloren und einen lebendigen, wie ich glaube, richtigen und vielseitigen Begriff von dem großen Lande und von dem im ganzen trotz mancher Mängel und Fehler großen Volke bekommen.

Ich denke auch hier nicht daran, eine Reisebeschreibung zu machen; doch möchte ich einiges, was mich besonders interessierte oder mir besonders wohlgefiel, aufzeichnen, auch die Personen bemerken, mit welchen ich entweder am meisten in Berührung kam und die besonders freundlich gegen mich waren, oder die gesehen und, wenn auch nur flüchtig, gekannt zu haben mir wegen ihrer persönlichen Bedeutung merkwürdig geblieben ist.

Den größten Eindruck in ihrer Art machten mir, da ich selbst Professor war, die beiden großen Universitäten Oxford und Cambridge, die ich unter besonders günstigen Verhältnissen sah, vornehmlich Oxford. Ich kannte sehr wohl die großen, fast unbegreiflichen Mißstände und Mißbräuche dieser mittelalterlichen Korporationen; ich wußte wohl, daß sie

ganz andre Zwecke haben als unsre deutschen Universitäten, und daß vom Studieren der bürgerlichen Fachwissenschaften, Rechtswissenschaft und Medizin, sowie von den meisten Gegenständen, mit welchen sich unsre philosophischen und staatswirtschaftlichen Fakultäten so richtig befassen, gar nicht oder kaum die Rede ist, und daß selbst die Theologie, der Mittelpunkt dieser Festungen der Hochkirche, sehr ungenügend vertreten ist im Vergleiche mit unsern theologischen Lehreinrichtungen; ich war nicht unbekannt mit dem kostspieligen und vielfach tief verdorbenen Leben der Studierenden; ich wußte, daß hier die Aufgabe, mit den höchstmöglichen Mitteln das Wenigstmögliche zu leisten, in erstaunlicher Weise gelöst werde: aber dennoch imponierten mir die prächtigen fachlichen Anstalten aller Art, die Colleges, die Bibliotheken, die aus mittelalterlichen Palästen bestehenden Städte, die altertümliche kleidsame Tracht mit ihren Abstufungen, das ganze eigentümliche, vornehme und reiche Leben. Ich konnte nicht unterlassen, auf die spärlichen, wo nicht armseligen Gegenstücke auf unsern Hochschulen mit Bedauern und Beschämung hinzublicken, wenngleich ich sie in ihren Leistungen hoch über diese Prachtanstalten stellen mußte.

Als Stadt ist bekanntlich Oxford ein Kleinod. Ganze Straßen und große Plätze sind ganz oder fast ganz mit den prächtigen palastartigen Colleges besetzt, welche in ihrem englisch-gotischen Stile mit den mächtigen Eingangsthoren und Türmen, den großen, bestens gehaltenen inneren Höfen und von uralten Bäumen beschatteten Gärten, den hohen Speisehallen und Hauskapellen ein sonst nirgends in der Welt zu sehendes Bild darbieten. Selbst der an sich nicht günstige Umstand, daß der allgemein angewendete graue Baustein im Wetter auf der Oberfläche abschiefert und den Gebäuden, so sorgfältig sie auch unterhalten sind, ein sehr altes Ansehen giebt, trägt bei zu dem Eindruck des Geschichtlichen, seit Jahrhunderten Bestehenden. Christ Church, Magdalena College geben ein nie wieder zu vergessendes Bild von Größe, Reichtum, Macht. Aber auch die zahlreichen andern Colleges, wie Brasenose, All Souls, New College und so weiter, sind überaus stattlich und imposant. Dazu die Rotunde von Radcliffes Library, das eigentliche Universitätsgebäude mit der Bodleiana, die Kathedrale, die Druckerei, das Marktkreuz. Wie steht daneben ein Düngerhaufen wie Tübingen, ein Landstädtchen wie Göttingen oder Jena, selbst das in einen modernen Bade- und Judenort umgewandelte Heidelberg trotz Schloß und Gegend! Es war schöner als die glänzendsten Operndekorationen oder das genialst ersonnene Gemälde, was ich in einer Vollmondnacht auf der Spitze von Radcliffes Library sah. Ringsum aus dem Dunkel der Bäume, Straßen und niederen Häuser die im Mondschein glänzenden Türme und Türmchen, die unzähligen gotischen Strebepfeiler und Spitzen.

Dazu dann die zum Teile verschwenderische und prächtige, immer aber

höchst anständige und bequeme Ausstattung im Innern! Die Hallen bedeckt mit den Bildnissen früherer Zöglinge des Hauses, oft weltbekannter Männer, oder gemalt von großen Meistern; in jedem College eine eigne, zuweilen sehr bedeutende Hausbibliothek, da und dort, namentlich in Christ Church, eine schöne Gemäldesammlung, die Herrenhäuser der Vorstände, die bequemen Gelasse für die Fellows, die zwar kleineren, aber doch wohl aus drei Zimmern bestehenden und unsern Begriffen nach fast luxuriös eingerichteten Wohnungen der Studierenden. Man betritt kaum eines dieser Gebäude, ohne auf irgend etwas besonders Schönes oder Merkwürdiges zu stoßen, eine besonders schöne Kapelle, eine außergewöhnlich große oder verzierte Halle, berühmte Glasfenster, Statuen berühmter Lehrer oder Schüler, eine eigentümlich eingerichtete oder zusammengesetzte Bibliothek. So stieß ich zum Beispiel zufällig, ich glaube in Queen's College, auf eine große Bibliothek, welche bloß aus gesammelten Werken von Schriftstellern aller Nationen bestand. Ein sehr reiches Vermächtnis war zur Zusammenbringung dieser Art von Schriften gestiftet worden und hatte nur mit Mühe und großem Sammelfleiße hierzu aufgebraucht werden können. Ich traf hier gesammelte Werke von deutschen Schriftstellern, von deren Existenz selbst ich keine Ahnung gehabt hatte.

Viel zu der für den Ausländer so auffallenden äußeren Erscheinung der englischen Universitäten trägt die eigentümliche und sehr kleidsame Tracht bei, in welcher alle Angehörigen derselben öffentlich erscheinen müssen, nämlich die schwarze viereckige Mütze mit links und rechts herunterhängenden Troddeln und der leichte Talar. Letzterer ist gewöhnlich schwarz, bei feierlichen Gelegenheiten zum Teile farbig, zum Beispiel der der Doktoren der Rechte rot. Prächtig in Schwarz und Gold ist die Kleidung der Kanzler. Bezeichnend für englische Anschauungen und Gewohnheiten ist es, daß an Schnitt und Verzierungen der Talare nicht nur die verschiedenen akademischen Würden, sondern auch die sozialen Stellungen der Träger von weitem erkannt werden können.

Der junge Lord trägt goldene Troddeln an der Mütze und einen goldverzierten Talar; der gentleman commoner, das heißt der eine höhere Pension im College bezahlende Student, reicher verzierte Aermel als der einfache commoner; der auf Grund einer Stiftung unentgeltlich Aufgenommene muß sich mit einem nur bis zum Knie gehenden Rocke begnügen. Was würden unsre Studenten in ihrem vollständigen und selbst übermütigen Gleichheitsgefühle dazu sagen, wenn sich der Adelige anders als der Bürgerliche, der Reiche verschieden von dem Aermeren tragen wollte oder müßte? Denn von müssen ist allerdings hier die Rede. Jeder Angehörige der Universität, sei er wer er sei, ist gezwungen, außerhalb des Hauses, innerhalb desselben, bei Tisch und in der Kapelle immer im Kostüm zu

erscheinen. Wenn einer der Proctors (jährlich wechselnde akademische Aufsichtsbeamte) einem Mitglied der Universität auf der Straße in nicht vorschriftsmäßiger Kleidung begegnet, so frägt er ihn: „Are you of the University, sir?“ Auf die bejahende Antwort erhält er den trockenen Befehl, nach Hause zu gehen, sich anständig zu kleiden und sich in einer Stunde so wieder persönlich zu melden.

Ich habe, wie bereits bemerkt, das Glück gehabt, Oxford zur Zeit einer Versammlung der British Association, einer Art von Naturforscherversammlung, zu sehen. Zu derselben waren denn aus allen Teilen des Landes Herren und Damen zusammengeströmt, die Stadt war äußerst belebt, alle öffentlichen Gebäude und Anstalten waren zugänglich und wurden mit großer Zuvorkommenheit jedem Besucher gezeigt; es folgte Fest auf Fest, große Frühstücke, noch größere Mittagessen in diesem oder jenem College, zum Beispiel ein mir höchst interessantes in Christ Church. Ich meinesteils hatte mich in der Sektion für Ethnographie eingeschrieben, machte aber nicht sehr fleißigen Gebrauch von meinem Rechte, den Verhandlungen derselben beizuwohnen; es war mir nur darum zu thun, dem Ganzen anzugehören und überall Zutritt zu haben. Einigen der großen öffentlichen Vorträge in Radcliffes Library, deren Rotunde zu dem Zweck glänzend beleuchtet war, wohnte ich allerdings bei. Eine Hauptperson auf der Versammlung war Professor Ehrenberg aus Berlin,[1]) damals in der Höhe seines Ruhmes wegen der Entdeckung der Infusorien in Erde, Stein und Wasser. Während eines Abends waren in der Radcliffeschen Rotunde eine Menge beleuchteter Mikroskope aufgestellt, in welchen die erstaunten Herren und namentlich Damen die kleinen Tiere und ihre Reste anstaunten. Ehrenberg ging hin und her und erklärte, soweit es sein mangelhaftes Französisch und noch mangelhafteres Englisch zuließ.

Daß ich irgend eine Rolle in der Versammlung gespielt hätte, kann ich nicht sagen. Ich war den meisten Mitgliedern unbekannt, wie denn die Staatswissenschaften kein Gegenstand der British Association sind. Ich war als Fremder und als Professor von Heidelberg höflich aufgenommen und behandelt, allein das Interesse drehte sich um andres

---

[1]) Christian Gottfried Ehrenberg. Ueber seinen Aufenthalt in Oxford und Cambridge im Juni und Juli 1847 vgl. Laue, Christian Gottfried Ehrenberg ... 1795—1876, S. 191—193. Die mangelhafte Toilette, in der er an beiden Orten (vgl. unten S. 419) vor einer überaus glänzenden Versammlung auftrat, beschreibt er selber seiner Frau in einem Briefe, der a. a. O. im Auszug mitgeteilt ist. Königin Viktoria fand ihn sehr sonderbar und sehr deutsch (very odd and very German looking), s. Martin, Das Leben des Prinzen Albert, I. 398. Der hier mitaufgeführte „Professor Mühler“ ist unser Mohl. — Das Bild Ehrenbergs s. in „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen V. Nr. 481“.

Wissen und um andre Männer. Auch mir waren die Leistungen der meisten Anwesenden fremd und nur ganz im allgemeinen von Bedeutung. Doch lernte ich allerdings manchen berühmten Mann wenigstens flüchtig kennen. Am nächsten stand ich dem General Briggs, einem der indischen Offiziere und Staatsmänner, an den ich von meinem Bruder Julius empfohlen war und den ich schon in London kennen gelernt hatte. Ich war mit ihm nach Oxford gereist, und da er ungefähr in demselben nur äußerlichen Verhältnisse zu der Versammlung stand, so waren wir viel zusammen. Ich hörte viel von ihm über die indischen Zustände, an welchen er viel auszusetzen hatte und in betreff welcher er als Schriftsteller mit Verbesserungsvorschlägen aufgetreten ist.[1]) Namentlich erinnere ich mich einer längeren Unterredung über die Verhältnisse der eingeborenen Sepoys, Offiziere und Unteroffiziere, welche er als durch und durch falsch und gefährlich darstellte, eine Meinung, welche sich später denn auch in dem großen Aufstand als völlig richtig erwiesen hat. Sodann lernte ich den als gelehrten Geologen berühmten Buckland und seine ebenfalls gelehrte und geistreiche Frau[2]) näher kennen und erfuhr viele Aufmerksamkeit von ihnen. Weniger genau den Bischof von Oxford, Wilberforce, einen Sohn des berühmten Parlamentsmitgliedes, sowie die beiden Admirale Malcolm.[3]) Ferner den jetzigen Dekan von Westminster, Stanley, damals Fellow in einem der Colleges, einen jungen Mann, von welchem man sich bereits Großes versprach. Allein, wie gesagt, mein Zweck war, die Universität und ihre Anstalten zu sehen, und dieses erreichte ich auf die bequemste und angenehmste Weise.

Cambridge habe ich im höchsten Glanze gesehen, freilich wohl aus diesem Grunde weniger in seinen eigentlichen akademischen Zuständen.

Prinz Albert war zum Kanzler der Universität gewählt worden und sollte nun als solcher installiert werden. Die Königin beschloß, ihn zu begleiten und den Zeremonien anzuwohnen. Dies brachte natürlich in England alles auf die Beine, was irgend mit der Universität zusammenhing, und es wurden die umfassendsten Anstalten zu Festen gemacht, namentlich in Trinity College, in welchem das königliche Paar Wohnung nehmen sollte.

---

[1]) General John Briggs veröffentlichte 1830 Letters addressed to a young person in India, in welchen er die Behandlung der Eingeborenen durch Beamte und Offiziere in Indien erörtert.

[2]) William Buckland. Seiner Gattin Mary geb. Morland verdankte er, wie er selbst bezeugt, viel wissenschaftliche Förderung (Dictionary of national biography VII. 207).

[3]) Dictionary of national biography führt nur einen im Jahre 1847 lebenden Malcolm, Charles M., auf.

Professor Ehrenberg und ich wurden von dem Prinzen eingeladen, uns ebenfalls nach Cambridge zu begeben und dort bei der Kreierung von Ehrendoktoren eine akademische Würde von ihm zu erhalten. Wir sollten ebenfalls in Trinity wohnen.

Wir gingen mit einem Frühzuge an dem Tage, an welchem sich etwas später die Königin und der Prinz hinbegaben. Die ganze Strecke entlang standen geputzte Volksgruppen längs der Bahn, an den Stationen war freiwillige Reiterei aufgestellt; die Straßen von Cambridge waren gedrängt voll, die Häuser mit Flaggen, Blumen und so weiter geziert. Nur mit Mühe konnten wir in unserm Cab nach Trinity gelangen, und nur nach langen Verhandlungen wurde uns das Eingangsthor geöffnet. Nach längerem Hin- und Hergehen und Hin- und Herreden fand sich, daß kein Platz für uns im College war, und wir wurden dann in das in Abwesenheit des Eigentümers leerstehende Haus des Parlamentsmitgliedes für Cambridge, Sir Lenard, einquartiert, wo wir nur eine alte Beschließerin fanden, welche uns Frühstück und Rasierwasser in Aussicht stellte. Da für alles andre hinlänglich gesorgt war, so machte uns dieses wenig Kummer, und wir gingen nach Trinity zurück, um die Königin ankommen zu sehen. Im Hofe waren nur die zum Hause Gehörigen, den berühmten Mathematiker Whewell als Vorstand des Colleges an der Spitze. Die Königin und der Prinz kamen unter Glockengeläute, Kanonenschüssen, betäubenden Jubelrufen an, geleitet von einer starken Abteilung der Leibwache zu Pferd. Whewell ging, als er die Königin vom Wagen aus über einen Hof in ihre Gemächer führte, den ganzen Weg rücklings schreitend vor ihr her.

Ueber die gelegentlichen Festlichkeiten, als da waren große Frühstücke, Mittagessen, Blumenausstellungen und so weiter, gehe ich weg; sie waren höchst luxuriös, malerisch durch die Umgebungen der gotischen Gebäude, zum Teile großartig, aber eben nichts Eigentümliches. Dagegen ist es wohl der Mühe wert, der Vorgänge bei der Installation des Prinzen-Kanzlers ausführlichere Erwähnung zu thun. [1])

Die Scene war im Senathause, einem großen Oblongum von moderner Architektur. Längs der kurzen Seite im Hintergrunde lief eine ziemlich hohe Estrade von etwa 20 Fuß Breite hin, von welcher Stufen in den Saal hinunter führten. Auf dieser Estrade stand der Thron für die Königin, und links von diesem, einige Stufen tiefer, ein Taburett für den Prinzen. Wir Eingeladenen hatten unsern Ehrenplatz auf der Estrade,

---

[1]) Die Festlichkeiten werden, zum Teil nach dem Tagebuch der Königin, sehr anschaulich beschrieben in dem oben citierten „Leben des Prinzen Albert I. 396 bis 400"; vgl. auch „Christian Karl Josias Freiherr v. Bunsen ... geschildert von seiner Witwe. Deutsch von Nippold. II. 364—366".

der tieferliegende Saal und die ringsum laufenden Galerien waren gedrängt voll, namentlich auch von Damen im höchsten Putze. Auf der Estrade sammelten sich allmählich etwa fünfzig Bevorzugte, unter ihnen die ersten Männer Englands, so namentlich der Herzog von Wellington, mehrere Minister, ein halbes Dutzend Bischöfe, alte und junge Lords, der Erbprinz, jetzige Großherzog von Weimar, die Gesandten Bunsen und van de Weyer, alle, soweit sie nicht Dienst hatten, in akademischen Talaren über ihren verschiedenen Amtstrachten, selbst über Militäruniformen. Höchst komisch sah ein junger, vornehmer Husarenleutnant aus in seinem schwarzen Talar als Master of Arts.

Der Eintritt der Königin und des Prinzen, welche den Saal der Länge nach durchschritten, wurde mit einem solchen Sturme von Beifall aller Art begrüßt, daß das Haus hätte zusammenstürzen mögen. Als sie Platz genommen hatten, sang die berühmte Sängerin Albani allein und ohne Musikbegleitung God save the Queen, das Publikum den Chor. Ich habe niemals wieder etwas dieser Art gehört. Die Königin saß auf dem Thron, hinter ihr standen die ganze Zeit über die Herzogin von Southerland als Mistreß of the Robes, eine fürstliche Erscheinung, und noch eine Hofdame; der Prinz auf seinem Taburett in seinem prächtigen schwarz und goldenen Kostüm als Kanzler, ein Bild männlicher Schönheit. Links und rechts vom Thron stellten wir Eingeladenen oder sonst zu diesem Ehrenplatz Berechtigten uns auf.

Der Anfang der Verhandlung war langweilig genug. Es wurden allerlei Urkunden verlesen und dergleichen, das Höchstmögliche von Taktlosigkeit aber leistete der Professor eloquentiae, welcher eine lange griechische Rede hielt.[1]) Dies war denn aber doch der süßen akademischen Jugend zu viel, trotz der Gegenwart der Königin fingen sie an zu murren, dann pfiffen sie, und endlich riefen sie ihm laut zu, aufzuhören. Die Königin hatte ihre sichtbare Freude an der Sache und war wohl, wie wir andre alle, herzlich zufrieden, als der Mann wirklich aufhörte. Interessant war dagegen die nun folgende Erteilung der akademischen Grade.

Die eigentlichen Ernennungen waren natürlich schon früher von den zuständigen akademischen Behörden beschlossen worden, und der Kanzler hatte sie nur zu proklamieren. Kurz vor der Zeremonie, ehe die Königin erschien, wurden aber offenbar noch Zusätze gemacht, wohl auf des Prinzen Verlangen. Eine Anzahl von Kollegienvorständen und so weiter ging lebhaft auf der Estrade hin und her, sprach mit diesem und jenem der Eingeladenen, zeichnete etwas auf und trat dann endlich in einer Ecke zu einer

---

[1]) Die Königin schreibt a. a. O. 398 von einer langen, zu langen lateinischen Rede, die der öffentliche Redner gehalten.

kurzen Beratung zusammen. Auch ich war von Verschiedenen nach meinen Verhältnissen gefragt worden, ob ich miles sei, ob schon Doktor? Als nun die Veröffentlichung der Ernennungen vor sich ging, so bildeten teils die mit der Königin gekommenen Oberhofbeamten, teils einige der Vornehmsten der Anwesenden, zum Beispiel der Herzog von Wellington, die Minister, eine Doppelreihe links und rechts vom Thron und von dem Sitze des Kanzlers an bis zu den in den Saal hinabführenden Stufen, durch welche die einzelnen Aufgerufenen vor den Prinzen gelangen mußten (wir bereits oben Stehenden allerdings mittels Durchbrechung des Spaliers). Dem vor ihm Stehenden sagte der Prinz eine lateinische Kreierungsformel, dann bog man ein Knie zur Erde und gab dem Prinzen die Hand zum Zeichen irgend eines Versprechens. Mit einer tiefen Verbeugung gegen die Königin zog man sich zurück, wie man eben konnte. Ehrenberg und ich bekamen den Grad als Master of Arts, der Erbprinz von Weimar als Doktor der Rechte, eine Reihe von Engländern alle Arten von akademischen Graden. Ich bemerkte es als eine Aufmerksamkeit des Prinzen, daß er, der die Kreierungsformel in der englischen Aussprache des Lateinischen zu sagen pflegte, sich bei mir der deutschen Aussprache bediente. Da man bei dem Vortreten vor den Prinzen in akademischer Tracht sein mußte, ich dieses aber nicht gewußt hatte, somit nicht so kostümiert war, entlieh ich von einem neben mir stehenden jungen Mann, ich glaube einem Lord Bruce, seinen schwarzen Talar, wo denn freilich das An- und nachherige Wiederausziehen in conspectu omnium und drei Schritte von dem Thron von England entfernt vor sich gehen mußte. Es nahm jedoch niemand Anstand dabei. Sonst legten sich die Herren Studierenden auch hier keinen Zwang auf. Wenn ein bei ihnen beliebter Mann die Stufen heraufstieg, riefen sie Beifall und klatschten, war ihnen der Gerufene nicht genehm, so zischten sie und riefen Spottreden. Die Zeremonie dauerte einen ganzen Nachmittag lang und war dadurch, durch das lange Stehen und durch die entsetzliche Hitze im Saale sehr ermüdend.

Von den Personen, welche ich in Cambridge sah, nahmen natürlich die Königin und Prinz Albert meine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch. Der Königin bin ich nicht vorgestellt worden, ich weiß nicht mehr genau, welchen formellen Anstand es hatte, ob der Mangel an hoffähiger Kleidung, oder weil mein Gesandter nicht da war, oder sonst etwas derart, allein ich sah sie oft in nächster Nähe, nahm an denselben Festen mit ihr Anteil, konnte sie namentlich bei der Installation stundenlang betrachten. Sie machte nicht eben einen angenehmen Eindruck auf mich. Nicht bloß, weil sie, obgleich damals erst 28 Jahre alt, nicht schön war, sondern der nicht selten unliebenswürdige Ausdruck ihres Gesichtes

gefiel mir nicht. Auch hatte ihr Betragen gegen ihre Damen etwas Hochmütiges. Sie reichte zum Beispiel während der eben erwähnten Zeremonie ihr Taschentuch der Herzogin von Southerland, welche hinter ihr stand, über die Achsel und ohne sich umzusehen oder etwas zu sprechen, zum Halten hin. Damit will ich ihren Tugenden, deren sie ohne Zweifel viele und große hat, nicht im mindesten zu nahe treten, sondern nur den persönlichen Eindruck schildern, welchen ich empfing. Den Prinzen Albert dagegen lernte ich von der vorteilhaftesten Seite kennen. Er hatte mich schon früher nach Buckingham Palace rufen lassen, wo er sich mit mir über eine Stunde unterhielt, über den Zweck meiner Reise befragte, mir Rat erteilte, über die Universitätseinrichtungen beider Länder eingehend und mit Sachkenntnis sprach. Alles mit großem Verstande, freundlichem Wohlwollen, taktvoller Höflichkeit. In Cambridge sprach ich ihn wiederholt, freilich nur gelegentlich und flüchtig; auch wohnte ich einem Herrenempfange bei ihm an. Es ist unmöglich, ein richtigeres, freundlicheres Benehmen zu haben als dieser junge Mann. Im Publikum wurde er übrigens damals noch nicht ganz als das anerkannt, was er wirklich war. Er verbarg seinen in der That großen politischen Einfluß mit solchem Takte, ging so langsam und nur Schritt vor Schritt zu selbständigem öffentlichen Auftreten vor, daß er dem Nichteingeweihten eben bloß als der schöne, von der Königin eifersüchtig bewachte Mann derselben gelten konnte.

Eine gute Erinnerung ist es mir, den Herzog von Wellington so nahe gesehen und ihn auch einigemal kurz gesprochen zu haben. Später traf ich mit ihm noch einigemal in London in Gesellschaft zusammen. Er war schon alt, und ich hatte ihn mir größer und schlanker gedacht. Trotz mannigfacher politischer Beschwerden über ihn war er zu einer Art von Abgott des ganzen Volkes geworden. Er hieß kurzweg „der Herzog", wie wenn kein andrer Herzog im Lande gewesen wäre; und auch in der höheren Gesellschaft wurde er mit förmlicher Ehrerbietung behandelt. In dem gedrängtesten Salon bildete sich vor ihm ein freier Raum, wenn er sich bewegte. Man liebte es, eine Menge von kleinen Anekdoten von ihm zu erzählen, welche seinen gesunden Menschenverstand, seine Geradheit und seine ungeschminkte Humanität bewiesen.

Zu einer genaueren Bekanntschaft mit den Gelehrten der Universität war die Gelegenheit nicht günstig. Sie waren zu sehr beschäftigt und von dem königlichen Besuche eingenommen. Einige von ihnen machten während dieser Zeit ein offenes Haus, wo ich denn wohl auch gelegentlich ein und aus ging. Unter andern war ein junger Theologe, dessen Namen ich leider vergessen habe und an den ich empfohlen war, samt seiner hübschen Frau höchst liebenswürdig. Ich lernte auch Gladstone kennen,

welcher sich unter der Hand um die Wahl der Universität für das Parlament bemühte; den Marquis v. Northhampton, damals das vornehme Haupt der gelehrten Vereine und Bestrebungen, den russischen Astronomen Struve. Mit beiden letzteren reiste ich nachher eine Strecke zusammen, und Lord Northhampton zeigte und erklärte mir in allen Einzelheiten die Kathedrale von Peterborough.

Bald zu meiner großen Belustigung, bald freilich auch zu lebhaftem Aerger gereichte mir mein Landsmann und Genosse Ehrenberg. Trotzdem daß der Mann sechs Jahre mit den Arabern hatte leben müssen und mit Humboldt die Reise nach Sibirien gemacht hatte, gab es keinen unbehilflicheren deutschen Gelehrten als ihn.[1]) Er kam zum Beispiel im einfachen Fracke ohne alles Gepäck nach Cambridge, obgleich er wohl wußte, daß die Zeremonie mehrere Tage dauern werde. Als wir, wie oben bemerkt, zusammen in ein Haus eingewiesen waren, so kam er am andern Morgen auf mein Zimmer mit der Bitte, ich möge ihm ein Rasiermesser und ein Hemd leihen. Ersteres that ich, ungern genug; das andre schlug ich rund ab, weil ich meine Wäsche selbst brauche, und verwies ihn auf den Leinwandladen. Als wir im Senatshause auf der Estrade standen im Angesichte von Tausenden, bemerkte ich, daß er keinen Orden trug. Ich fragte ihn, warum er, da er doch gewiß welche besitze, sie nicht angezogen habe; er sehe, daß jedermann dekoriert sei. „O," sagte er, „ich habe sie bei mir," zog mehrere aus der Rocktasche und fing nun an, sie mit möglichster Ungeschicklichkeit umzubinden. Das Publikum brach in ein schallendes Gelächter aus. Bei dem Durchbrechen des Spaliers von Großwürdenträgern vor dem Throne, um vor den Prinzen-Kanzler zu treten, stand er neben dem Herzog von Wellington. Dieser sagte ihm: „Take off your glove, Sir!" (diese Handschuhe waren, im Vorbeigehen gesagt, papageigrün). Ehrenberg rührte sich nicht. Der Herzog wieder: „Otez votre gant, Monsieur!" Ehrenberg unbeweglich. Nun wendete sich Wellington an mich und bat mich, ich möchte dem Herrn doch in irgend einer Sprache begreiflich machen, daß er seinen rechten Handschuh auszuziehen habe. Ich rief ihm deutsch zu: „In des T—s Namen, ziehen Sie doch Ihren Handschuh aus!" was denn endlich geschah. Als Ehrenberg nun aber vor dem Prinzen kniete und somit dem Publikum die Rückseite seines Schuhes zuwendete, zeigte sich, daß die Sohle ganz zerrissen war, worüber dann wieder die Heiterkeit der Studenten laut ausbrach.

Daß ich in den Zwischenzeiten der Festlichkeiten die Stadt und die Universitätsanstalten wenigstens flüchtig ansah, versteht sich von selbst. Sie machte mir jedoch nicht ganz den großartigen Eindruck von Oxford.

---

[1]) Vgl. oben S. 413, Anm. 1.

Ohne Zweifel stehen die Colleges auf gleicher Höhe mit den Oxfordern; Trinity ist zum mindesten so großartig als Christ Church; etwas, was der Kings Chapel an die Seite gestellt werden könnte, besitzt Oxford nicht; auch kein Museum, wie das von Fitz-William; die Bibliothek schien mir allgemein brauchbarer und bequemer geordnet als die Bodleiana: allein das Ganze baut sich nicht zu einem solchen einzigen mittelalterlichen Bilde zusammen. Die Stadt ist wohl größer, jedenfalls weitläufiger gebaut; dadurch kommt dann mehr Modernes zwischen die gotischen Gebäude zu liegen.

Nur durch eine sehr mittelbare Gedankenverbindung kann ich von den Universitäten auf die Klubs in London kommen. Allerdings dienen sie auch mehr oder weniger zur Befriedigung geistiger Bedürfnisse und zur Lektüre, besonders der Tages- und der leichteren Litteratur, einer derselben, das Athenäum, sogar in ausgedehntester Weise; allein gelehrte Anstalten sind sie doch keineswegs. Zunächst und hauptsächlich sind sie Vereine von Männern höherer Stände bestimmter Kategorien zur Unterhaltung, zu bequemem und anständigem Aufenthalte in müßigen Stunden, Restaurationen für die Mitglieder, wohl auch, doch nicht regelmäßig oder auch nur häufig, Spiellokale.

Der Wunsch, gleichartige Bestandteile zu vereinigen, hat eine große Teilung nach persönlicher Beschaffenheit der Mitglieder herbeigeführt. Einige der größten und der berühmtesten Klubs sind politischer Art, insofern nur Anhänger bestimmter politischer Richtungen aufgenommen werden; so der Reformklub für Liberale, der Konservative Klub für Tories, der Freetradeklub für Anhänger des Freihandels; andre sind bestimmt für gewisse Berufsgattungen, zum Beispiel für Offiziere des Heeres und der Flotte; oder beruht die vorausgesetzte und statutenmäßige Eigenschaft auf gemeinschaftlichen früheren Aufenthalten oder Erfahrungen, wie der Orientalklub für solche, welche in Indien gewesen sind, der Travellersklub für Reisende in entfernten Weltteilen, der Universityklub für ehemalige Zöglinge von Oxford und Cambridge. Die ungeheure Größe der Stadt und das Zusammenströmen von vielen Tausenden während gewisser Jahreszeiten macht es möglich, daß nicht nur eine große Anzahl solcher Anstalten bestehen können, sondern auch ganz beschränkte Kategorien eine hinreichende Anzahl von Mitgliedern darbieten. Sie sind selbstverständlich an Größe, Mitgliederzahl, Schönheit der Einrichtung sehr verschieden; allein alle sind nach festländischen Begriffen großartige und kostspielige Anstalten. Ein eigens zu den Zwecken besonders eingerichtetes, zum Teile palastartiges Haus, höchst bequeme Einrichtungen zum Lesen, Schreiben, Unterhalten, eine gute Restauration, zahlreiche, fein gekleidete, äußerst aufmerksame Dienerschaft sind notwendige Bedingungen für alle; eine Lage in einem

fashionablen Teile der Stadt für die meisten. Durch strenge Ballotage, ein bedeutendes Eintrittsgeld und nicht unbedeutende (jedoch nicht übertriebene) Jahresbeiträge hält man sich unliebsame Bewerber vom Halse. Nichtmitglieder werden entweder gar nicht zugelassen oder nur in ganz geringfügiger Zahl, so zum Beispiel im Athenäum nur sechs (oder zehn??) zu gleicher Zeit und bloß je auf eine kurze Zeit. Ein solcher englischer Klub ist das verwirklichte Ideal eines angenehmen und zu gleicher Zeit nützlichen Aufenthaltsortes namentlich für unverheiratete Männer. Sie finden hier für ein mäßiges Geld bequemste Unterkunft, Lektüre, gute und wohlfeile Restauration, reine Weine, Zimmer zum Schreiben mit allen denkbaren Bedürfnissen dazu; Wasch-, selbst wohl Badezimmer; gute und nach Rang und äußerem Benehmen anständige Gesellschaft; kurz alles, nur keine Betten zum Uebernachten. Daher denn auch Tausende alter Herren lediglich in den Klubs leben, auch verheiratete. Bei den Frauen sind dieselben freilich nicht in Gunst. Sie werfen ihnen, und nicht mit Unrecht, vor, daß sie die Männer zum Verweilen außer dem Hause verleiten und überdies in ihren Ansprüchen verwöhnen; sodann daß sie ein Hindernis für das Heiraten seien, indem der ledige Mann in seinem Klub so gut versorgt sei, daß er das Bedürfnis eines eignen Heimwesens weit weniger empfinde. Wie dem nun sein mag, jedenfalls sind diese Londoner Klubs vortreffliche Anstalten, und es wird jedem, der sie kennt, im Vergleiche mit ihnen ein deutsches Kasino, Museum und dergleichen nicht viel besser erscheinen als ein Stall oder eine Bierkneipe.

Ich war im Athenäum und im Reformklub eingeführt, benützte aber hauptsächlich das erstere, welches mir durch seine große, schöne Bibliothek von ernsteren Werken, welche offen in den Sälen zu jedermanns freiem Gebrauche aufgestellt ist, durch die weniger glänzende als bequeme Einrichtung, durch reichlichste Auswahl von Zeitungen und Zeitschriften, worunter auch deutsche, durch die hier ausschließlich anzutreffende Gesellschaft von litterarisch Gebildeten und Gewiegten, endlich durch vortreffliche und sehr billige Speisen und Getränke höchst behaglich war. Sehr dankbar nahm ich es daher auf, daß meine Zutrittszeit außerordentlicherweise ausgedehnt wurde. Andre Klubs, zum Beispiel den United Service, den Oriental-, den Universityklub habe ich mit Mitgliedern besichtigt, wohl auch in dem einen oder dem andern mit einem solchen gespeist, wozu aber ein eignes Zimmer bestimmt zu sein pflegt, indem die Mitglieder nicht durch Fremde und zufällige Gäste gestört sein wollen. Interessant war es mir, die Errichtnng und Ausstattung eines neuen Klubs mit meinem Freunde Briggs, welcher einen solchen zusammenzubringen gewußt hatte, genauer einsehen zu können. Namentlich die Einrichtungen in der (natürlich unterirdischen) Küche, in den Vorratskammern für Fische, Fleisch und so weiter,

die Vorkehrungen zur Kontrolle der abgegebenen Speisen waren vortrefflich, aber alles freilich auch kostspielig.

Von der Perle der englischen Zustände, dem Landleben, konnte ich genügende Einsicht nehmen. Ich war an mehrere große Gutsbesitzer, von welchen drei durch Schwägerschaft verbunden waren, empfohlen und von ihnen zu Besuchen auf ihre Güter geladen. So sah ich im Süden des Landes Embligpark, das schöne Gut des Herrn Nightingale, des Vaters der nachmals so berühmt gewordenen Miß Florence Nightingale (im Augenblick übrigens nicht von ihm, sondern von seiner Schwägerin Mrs. Carter und ihrer liebenswürdigen Familie bewohnt), in der Nähe von London bei Gnilford, Waverley Abbey, den Sitz Herrn Nicholsons; in der Mitte des Landes bei Coventry, Athorstone Hall, Herrn Bracebridge gehörig; in Derbyshire eine andre große Besitzung Herrn Nightingales. Die freundlichen Wirte machten mit mir Besuche bei benachbarten Gutsherren, großen und kleineren Fabrikanten, bei Pfarrern verschiedener Art, bei kleineren aber doch auf eignem Besitze lebenden, aus verschiedenen früheren Beschäftigungen zurückgezogenen Familien. Auch das Leben auf Villen in der Nähe von London hatte ich Gelegenheit kennen zu lernen. Ich kann nun nur bestätigen, was schon von so vielen von den Annehmlichkeiten dieses englischen Landlebens gerühmt worden ist. Diese meine Gastfreunde gehörten nicht zu den Magnaten des Landes, wenn schon sie auch selbst nach den dortigen Begriffen reiche Leute waren; allein der Aufenthalt bei ihnen war so bequem, so ungezwungen, so reichlich ausgestattet auch mit geistigen Genüssen; die Haushalte waren so vortrefflich eingerichtet, bei Gelegenheiten, zum Beispiel großen Diners, trat ein so solider Reichtum zu Tage, daß man sich nichts Besseres wünschen oder denken konnte. Dem Gaste war die völligste Freiheit gegeben, wie er seine Zeit im Hause oder außerhalb desselben verwenden wollte; nur wurden ihm wohl, namentlich von den Damen, Vorschläge zu gemeinschaftlichen Ausflügen oder Besuchen gemacht. Ueberall die gleiche Hausordnung. Morgens ganz frühe Morgenandacht der ganzen Hausgenossenschaft unter Leitung des Hausherrn, bei welcher übrigens die Anwesenheit des Fremden nicht erwartet, wenngleich gern gesehen wurde. Etwa um acht oder achteinhalb Uhr Frühstück, präsidiert von der Frau und, wenn vorhanden, von den Töchtern des Hauses; sehr reichlich versehen mit nachhaltigen Speisen für diejenigen, welche bis zum späten Mittagessen nichts mehr genießen wollten. In der Regel kamen während dieser Zeit Briefe und Zeitungen an, welche sogleich verteilt wurden. Nun ging jedermann seinen Geschäften nach. Der Herr vom Hause besorgte seine Friedensrichterstelle, ritt auf das Feld; die Frau vom Hause verschwand in ihre Zimmer, wahrscheinlich zur Leitung des großen Haushaltes; die jüngeren Damen zeichneten, trieben Musik, schrieben

Briefe (bekanntlich eine Hauptbeschäftigung der Frauen in England); die erwachsenen Söhne gingen jagen, fischen, reiten; die Kinder wurden mit der Gouverneß in das Schulzimmer geschickt. Der Gast mochte treiben, was ihm gefiel, in der Bibliothek, welche nirgends fehlte, sich umsehen, den Hausherrn zu Gericht sitzen sehen, mit den jungen Leuten gehen oder reiten, auf eigne Faust in der Nachbarschaft umherstreifen. Wer Lust hatte, fand in früher Nachmittagsstunde im Frühstückszimmer ein reichliches Luncheon; aber erwartet wurde niemand, kam oder blieb weg, wer wollte. Nun wurden, wohl zumeist dem Gaste zuliebe, Ausflüge zu Wagen gemacht, nicht nur Gutsnachbarn, sondern auch in kleineren Verhältnissen lebende Familien besucht, was von diesen immer mit dankbarstem Erkennen aufgenommen wurde. Um acht Uhr war Dinner; dieses nun aber immer, auch wenn nur die Familie anwesend war, in großer Toilette; die Damen dekolletiert, die Männer in Schuhen und Strümpfen. Das gemeinsame Trinken der Männer nach Tisch habe ich niemals lange dauern sehen und noch weniger in irgend einem Uebermaße. Das einzige Unangenehme war die Verpflichtung der Herren, bei Tische die vor ihnen stehenden Speisen vorzuschneiden und zwar die von den einzelnen Tischgenossen bestimmt bezeichneten Stücke denselben zu schicken. Da ich weder zu tranchieren verstand, noch weniger die Namen der verschiedenen Teile eines Vogels kannte, so lernte ich bald bitten, man möge vor mich, auch wenn es nicht ganz tafelgerecht wäre, einen Pudding oder einen Fisch setzen. Nach Tisch war gemeinsamer Thee im Salon, wurde vorgelesen, musiziert; zuweilen freilich auch von den ermüdeten älteren Herren ein Schläfchen in einer Sofaecke gemacht. An Sonntagabenden war gemeinsame Abendandacht, zu welcher sämtliche Dienstboten in das Theezimmer kamen und sich längs der Wand nach Rang und Geschlecht aufstellten, der Hausherr aber an einem mitten in das Zimmer gestellten Tischchen ein Kapitel aus der Bibel und ein Gebet las, — ein Verfahren, welches mich zum ersten Male höchlichst überraschte und mit welchem ich mich niemals befreunden konnte. Das Beten und Knieen in einer Zwischenpause des Geklappers mit Theetassen kam mir fast wie eine Profanation vor; von einer eigentlichen Erbauung konnte bei keinem einzigen der Anwesenden die Rede sein. Es war eine leere und mir wenigstens widrige Form.

Daß es in den kleineren Häusern einfacher zuging, ist selbstverständlich; allein auch hier war der Verlauf des Tages und waren die Sitten im wesentlichen dieselben. Höchst bequemer Komfort war ohnedies überall.

Ich möchte übrigens hier nicht mißverstanden sein. Gar wohl weiß ich, daß in England nicht bloß in den großen Städten und in den Fabrikorten, sondern auch auf dem flachen Lande viel Armut und eine üble Gestaltung der sozialen Verhältnisse ist, und daß nicht bloß reiche Guts-

besitzer, behäbige Pfarrherren, große Pächter und von ihren Renten, wenn auch bescheidener, doch immer noch genügend lebende Familien und einzelne wohnen, sondern auch die besitzlose, durch Mangel an Konkurrenz von Arbeitgebern auf ein höchst kärgliches Einkommen verwiesene Tagelöhnerbevölkerung besteht. Ich verkenne gar nicht, daß die allmähliche Ausrottung des kleineren aber selbständigen Bauernstandes durch Aufkaufen ihrer Güter von den reichen Gutsherren und die Beschränkung der Anzahl von Grundeigentümern in Großbritannien auf nicht viele Tausende ein unnatürlicher und ein höchst gefährlicher Zustand ist. Ich bin vollkommen überzeugt, daß hier früher oder später, in verständiger Selbsterkenntnis und somit eine freiwillige oder aber gewaltsame Umwälzung eintreten wird und eintreten muß. Allein deshalb durfte ich doch die sonnige Seite der jetzt bestehenden Verhältnisse auffassen, wie sie sind, und mich an denselben erfreuen.

Zum Schlusse möchte ich noch einiger Personen erwähnen, welche ich außer den bereits erwähnten in England mehr oder weniger genau habe kennen lernen und welchen ich zum Teile viele Verbindlichkeiten schuldig wurde. — Zunächst muß ich den damaligen preußischen Gesandten v. Bunsen (ganz allgemein Chevalier Bunsen genannt) hervorheben. Er war mir gefällig, wo er konnte; empfahl mich an die Vorsteher von Anstalten, welche ich sehen wollte, verschaffte mir sogar vom Sprecher des Unterhauses einen für meinen ganzen Aufenthalt gültigen Zutritt in das Haus below the bar, also auf einen der wenigen, im Niveau des Hauses gelegenen, für ausgezeichnete Fremde und für Mitglieder des Oberhauses bestimmten Plätze (eine so große Begünstigung, daß meine englischen Bekannten gar nicht daran glauben wollten, und deren Nachweis mich in ihren Augen um einige hundert Prozent höher stellte). Bunsen brachte mich ferner in seinem Hause oder durch Einführung mit berühmten und bedeutenden Männern in Berührung. Daß ich den Herzog von Wellington bei ihm sah, habe ich erwähnt; ebenso aber traf ich bei ihm den Prinzen Adalbert von Preußen, welcher eben aus Indien zurückkam; ferner den dänischen Dichter Andersen (einen eitlen Gecken), den jetzt so berühmt gewordenen Sprachforscher Max Müller; allerlei Gesandte, Bischöfe und so weiter. Er führte mich auch bei Lord Palmerston ein, wo ich, Gott weiß durch welche Verwechslung, zu deren Berichtigung keine Zeit war, als tapferer Begleiter des preußischen Prinzen in dem Kriege gegen die Sikhs angesehen und belobt wurde. Bunsen war in allen Kreisen ein höchst angesehener Mann; man schlug seine Gelehrsamkeit über die Gebühr an, und bei der ganzen Geistlichkeit und den hochkirchlichen Laien war er wegen seiner kirchlichen Neigungen und Liebhabereien (also gerade wegen dessen, was man ihm bei uns vorwarf) sehr beliebt, und da er nun

überdies bei der Königin und bei dem Prinzen Albert wohl gelitten war, so kann es nicht anders als ein großer politischer Mißgriff angesehen werden, daß man ihn, welchen Fehler er in der holsteinischen Sache auch gemacht haben mag, einige Jahre später von seinem Posten abberief. Einen so allgemein beliebten und geachteten, dadurch aber auch einflußreichen Gesandten wird Preußen nicht so bald wieder in England haben. Großen Dank wurde ich Chadwick, dem bekannten Agitator für Verbesserung des Armenwesens, zur Zeit meiner Anwesenheit allmächtiger Sekretär des Armenamtes, schuldig. Er half mir, trotz seiner übermäßigen amtlichen Beschäftigung, zur Gewinnung einer genauen Kenntnis der ganzen ungeheuren Maschinerie und vermittelte mir die Einsicht in die thatsächlichen Wirkungen der damals hochgepriesenen (von mir immer in ihrem Grundsatze bezweifelten) neuen Armengesetzgebung auf dem Lande. Ueberhaupt waren er und seine liebenswürdige Frau sehr gefällig und freundlich. Ein Brief an das bekannte Parlamentsmitglied Joseph Hume, den gefürchteten unermüdlichen Feind aller Verschwendung von Staatsgeldern, verschaffte mir eine Einsicht in die wirklich riesenmäßige, freiwillig übernommene Geschäftslast des Mannes, außerdem einige freundliche Einladungen auf Bälle und so weiter. Von General Briggs habe ich bereits gesprochen. Der bekannte Friedensrichter Jardine gab mir alle Gelegenheit, seine wunderbare Thätigkeit im Amt kennen zu lernen. Ich saß, so oft ich wollte, neben ihm auf der Richterbank. Bei dem Orientalisten Wilson, einem Freunde meines Bruders Julius, traf ich die Familie Kemble, namentlich auch die als Schauspielerin und Schriftstellerin berühmte Tochter Fanny Kemble, eine höchst liebenswürdige, eher an eine Französin erinnernde Frau. Auch die gottlose Schriftstellerin Miß Martineau[1]) sah ich; im übrigen eine stocktaube, pedantische und mir wenigstens sehr antipathische Person. Doch im ganzen am meisten Nutzen und Vergnügen verdankte ich der ausgebreiteten Familie Smith. Der beiden Schwäger Nightingale und Nicholson, sowie einer verwitweten Schwester, Mrs. Carter, und ihrer Familie habe ich bereits erwähnt. Es waren aber auch noch Brüder da. Der eine war ein großer Industrieller, welcher unter anderm die Pennydampfboote auf der Themse eingeführt hatte, auf welchen man um den unglaublich geringen Preis von einem Penny die Fahrt von Hungerfords Market bis Greenwich machen, also sicher eines der interessantesten Schauspiele der Welt genießen konnte. Ein andrer Bruder war Parlamentsbeamter. Durch ihn und bei ihm lernte

[1]) Mit den großes Aufsehen erregenden „Letters on the laws of man's nature and development“ (1851) trat Harriet Martineau als entschiedene Vertreterin des philosophischen Atheismus auf; zwei Jahre später übersetzte sie Comte's Philosophie positive ins Englische (Dictionary of national biography XXXVI. 306—314).

ich einen andern Beamten dieser Art, Herrn **Booth**, counsel of the Speaker, und den damaligen Bibliothekar des Unterhauses **Erskine May**, den seitdem berühmt gewordenen Schriftsteller über die Geschäftsordnung des Parlamentes und über die Geschichte des Parlamentes, kennen. Sie waren mir von großem Nutzen zur Erwerbung von lebendiger Einsicht in Geschäftsbehandlung des Parlamentes außerhalb der Sitzungen, von welcher man durch Bücher nur einen notdürftigen Begriff bekommt. Auch nahmen sie mich gastfrei in ihren niedlichen Villen auf, welche sie in verschiedenen Richtungen in der Umgebung von London besaßen und an jedem freien Tage bewohnten. Außer diesen Häuptern der Familie waren aber noch eine ziemliche Anzahl von jüngeren Männern, Söhne derselben, vorhanden, Advokaten, Offiziere und so weiter, welche sich mir alle bei Gelegenheit günstig und nützlich erwiesen. Mehrere von ihnen haben sich später in Kriegen oder im Parlamente ausgezeichnet; andre sind jung gestorben, zum Teile verunglückt.

Nicht vergessen will ich, daß zwei Empfehlungsbriefe, auf welche ich große Hoffnungen gesetzt hatte, gar keine Berücksichtigung fanden, einer an Lord Brougham, der andre an Disraeli. Letzterem soll, wie ich zu meiner Genugthuung hörte, der Brief sogar eine sehr heftige Eifersuchtsscene von seiner Frau Gemahlin eingetragen haben. Derselbe war nämlich von der bekannten Fürstin Belgiojoso in Paris, welche Mrs. Disraelis besondere Abneigung auf sich gezogen gehabt und deren Frechheit, ihrem Mann zu schreiben, sie höchst unangemessen gefunden haben soll. Ich Unschuldiger mußte die Folgen tragen.

---

### E. Reise nach Göttingen und Hamburg im Herbst 1854.

Den ersten Band meiner „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften" hatte ich so ziemlich mittels meiner eignen Bibliothek und einigen Zusendungen aus fremden Sammlungen ausarbeiten können, doch bedurfte ich für die Vollendung der persönlichen Benützung einer großen Sammlung. Ich entschloß mich, nach Göttingen zu gehen, in Erinnerung an den großen Eindruck, welchen mir die dortige Universitätsbibliothek vor dreißig Jahren gemacht, und den Nutzen, welchen ich damals aus ihr gezogen hatte. Es war dies ein Fehler; ich hätte nach Berlin gehen sollen. Die Göttinger Bibliothek, fand ich bald zu meiner Enttäuschung, war in den Staatswissenschaften sehr zurückgeblieben, zum Teil in einem kaum glaublichen Grade. Im Völkerrechte zum Beispiel waren seit Martens Zeit kaum einige wenige Bücher angeschafft worden; im französischen Staatsrechte mit Einschluß des ganzen Verwaltungsrechtes bestand der

ganze Vorrat aus Saalfelds elendem Geschmiere von 1813 und 1814!! Da jedoch in den geschichtlichen Abteilungen der Sammlung immerhin viel für mich zu finden war, so blieb ich zunächst und faßte nur den Entschluß, zwischenhinein nach Hamburg zu gehen, wo die Kommerzbibliothek im Völkerrechte sehr gut versehen sein sollte; eine Nachricht, welche ich denn auch vollkommen richtig fand.

Ueber eine so kleine Reise innerhalb Deutschlands ist natürlich nicht viel zu berichten. Auch verwendete ich den ganzen Tag, dem Zwecke gemäß, sowohl in Göttingen als in Hamburg auf den Besuch der Bibliotheken, wo ich mir Aufzeichnungen an Ort und Stelle machte, die Morgen und Abende aber auf genauere Lesung von Büchern, welche ich mit nach Hause genommen hatte. Zu beiden Sammlungen hatte man mir vertrauensvoll die Schlüssel anvertraut, so daß ich zu jeder Zeit kommen und gehen, so lange bleiben konnte, als ich wollte.

Daß ich unter solchen Umständen mich nicht viel im geselligen Verkehre bewegte und mich nicht um Dinge bekümmerte, welche außerhalb meines Weges lagen, ist begreiflich. Auch hatte ich dazu wenig Lust an sich.

Göttingen machte auf mich, die Wahrheit zu gestehen, einen ziemlich kläglichen Eindruck. Nicht nur ist es eben, was schönfärbende Einwohner auch sagen mögen, eine kleine Landstadt ohne nennenswerten Verkehr, ohne hervorragende Gebäude, reizloser Umgebung, sondern ich fand auch die geistige Atmosphäre dumpf und eng. Man wußte es sehr zu rühmen und hob es namentlich gegen das angebliche unruhige Parteiwesen in Heidelberg selbstgefällig hervor, daß in Göttingen gar keine Spaltungen bestehen, alle Professoren gut miteinander seien, ein Herz und eine Seele. Dies war denn freilich in gewissem Sinne wahr; natürlich mit Vorbehalt der auch hier, wie überall, wo Menschen sind, vorhandenen persönlichen Antipathien, Neidregungen und so weiter, bei welchen der Teufel nichts verliert: allein um welchen Preis wurde diese Kirchhofsruhe erreicht? In stillschweigender Uebereinkunft wurden in Gesellschaft alle und jede Themata vermieden, in betreff welcher Meinungsverschiedenheiten bestehen konnten und mußten; also Gespräche über Politik, vorab über hannoversche, über Religion und Kirche, über Universitätsregiment. Man war auf den traurigen Notbehelf von etwas Stadtklatsch und vor allem von Anekdotenerzählen gekommen. Diese letzteren waren gleichsam verteilt unter die verschiedenen Mitglieder derselben Kreise, je nachdem der eine oder der andre sie am besten erzählte. Für mich ging diese Art von Unterhaltung zur Not an; aber für diejenigen, welche den Wiederholungen ausgesetzt waren, konnte es nicht sehr unterhaltend sein. Mein Freund Henle,[1]) welcher erst

---

[1]) Mohl spricht von dem Heidelberger Kollegen I. 239—240.

vor kurzem nach Göttingen gekommen, im übrigen mit seiner Stellung und und Wirksamkeit ganz zufrieden war, sagte daher auch, er sei nie melancholisch, als wenn er aus einer lustigen Gesellschaft komme. „Da konnte ich doch nicht umhin, das verrufene Leben in Heidelberg zu loben."

Damit will ich natürlich nicht entfernt den wissenschaftlichen Wert der Universität Göttingen in dieser Zeit absprechen. Da, wo Männer wie der Historiker Waitz, der Physiker Weber, der Chemiker Wöhler, der Chirurg Baum, der Physiologe M. Wagner, der Kliniker Hasse,[1]) der Anatom Henle, der Philologe Hermann, die Juristen Zachariä, Herrmann und Thöl vereinigt waren, fehlte es nicht an guten Lehrern und tüchtigen Schriftstellern. Sicherlich konnten die jungen Leute, wenn sie wollten, viel lernen, und es war auch wohl die Stille und Leblosigkeit des Ortes ernsten Studien und gründlichen Arbeiten der älteren Gelehrten günstig. Daß Göttingen eine leitende Rolle in der deutschen Geistesthätigkeit noch habe, wie im 18. und selbst noch im Anfange des 19. Jahrhunderts, konnte freilich nicht behauptet werden. Es war so ziemlich eine immerhin reich ausgerüstete Provinzialuniversität geworden.

Höchst komisch war der Anteil, welchen die ganze Bevölkerung zur Zeit meines Aufenthaltes an der Eröffnung der Eisenbahn nahm. Unbegreiflicherweise war die große Linie von Hamburg nach dem Süden bis dahin noch nicht gebaut gewesen, Göttingen somit mehr und mehr aus dem Weltverkehr gekommen; und auch jetzt noch erreichten die Schienen die Stadt erst von Norden her; gegen Kassel zu war die Bahn noch nicht fertig. Der Verkehr war somit zunächst nur ein kleiner und örtlicher. Allein trotz dessen strömte alle Tage die ganze Stadt, Männlein und Fräulein, dreimal hinaus zum Bahnhof, um das Wunder der Ankunft eines Bahnzuges anzustaunen. Ich habe Göttingen seit dieser Zeit nicht mehr gesehen, möchte aber doch glauben, daß die inzwischen hergestellten leichteren Verbindungen mit der übrigen Welt die belle au bois dormant etwas aufgerüttelt haben. Hoffentlich sind auch die Gasthöfe aus ihren antediluvianischen Zuständen emporgezogen worden. Zu jener Zeit waren sie greulich.

Während meines Aufenthaltes fand auch eine Naturforscherversammlung statt. Ich war wenig darüber erfreut, weil sie doch immerhin einige Störung in meinen Bibliothekbesuch brachte und ich meine Gedanken anderswo hatte, als bei Wissenschaften, welchen ich mehr oder weniger fremd bin. Deshalb hielt ich mich denn auch ganz ferne[2]) und ging nach

---

[1]) Karl Ewald Hasse kam erst 1856 von Heidelberg nach Göttingen als Professor der medizinischen Klinik und Pathologie.

[2]) Wohl ließ sich aber doch in das Verzeichnis der Mitglieder und Teilnehmer eintragen, s. Amtlicher Bericht über die 31. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Göttingen im September 1854, S. 234, Nr. 292.

wie vor meinen eignen Zwecken nach. Ich erinnere mich auch nicht eines einzigen bedeutenden Mannes, welchen ich damals kennen gelernt oder auch nur gesehen hätte, obgleich sicher viele dieser Art anwesend waren.

In Hamburg hielt ich mich etwa acht Tage auf, ausschließlich beschäftigt mit der Ausbeutung der Kommerzbibliothek. Sie übertraf meine Erwartungen und bestätigte meine längst gehegte Ueberzeugung, daß es da, wo man für eine öffentliche Büchersammlung nicht über sehr große Summen verfügen kann, bei weitem am besten ist, sich auf eine kleinere, natürlich je nach den örtlichen Bedürfnissen zu bestimmende Anzahl von Fächern zu beschränken, in diesen etwas Vollständiges aufzustellen, anstatt sich über die ganze Litteratur zu zersplittern und so nirgends etwas Brauchbares zuwege zu bringen. Die Kommerzbibliothek war sehr gut im Völkerrechte, recht vollzählig in der Nationalökonomie und angrenzenden Fächern; außerdem schien sie, ich konnte mich nicht damit befassen, reich an Reisebeschreibungen und an Schriften über Hamburg zu sein. Die Drucksachen des englischen Parlaments drohten schon damals das nicht ausgedehnte und auch kaum ausdehnbare Lokal zu überfüllen.

Gesellschaft suchte ich nicht auf; abends war ich abgehetzt und ruhebedürftig. Doch sah ich gelegentlich Soetbeer, welcher sich sehr nützlich für die freie Benützung der Bibliothek erwies; sodann eine Anzahl von alten Heidelberger Universitätsfreunden, welche indessen Advokaten, Senatoren, Schulrektoren, Kaufleute geworden waren. Auch speiste ich einige Male auf den Villen von Kaufleuten, welche sich, ich weiß nicht mehr warum und wie, an mich gemacht hatten. — Mein hauptsächlichster Umgang in freien Stunden war jedoch Wurm,[1] ein Bekannter von der Schule her, im Frankfurter Parlamente ein eng verbundener Parteigenosse. Ich traf ihn zu meinem Bedauern in sehr gedrückter Stimmung. Seine kluge und energische Frau war vor kurzem gestorben; seine anmutige Schwägerin, welche in Frankfurt so viele Eroberungen gemacht hatte, war in ein Damenstift eingetreten; Kinder hatte er keine. So bestand kein eigentlicher Hausstand mehr. Dabei war er mißmutig über das Fehlschlagen andrer Laufbahnen als der eines wenig beschäftigten Lehrers an dem Hamburger akademischen Gymnasium, einer unglücklichen Zwitteranstalt für allerlei dilettantisches Gebaren. Das Leben war ihm über-

---

[1] Christian Friedrich Wurm, geb. 1803, besuchte das Stuttgarter Gymnasium und bezog 1820 die Universität Tübingen. Als Mitglied des Frankfurter Parlaments (s. II. 46; 69) vertrat er einen württembergischen Wahlkreis. Seine erste Frau, Hermine Speckter, ist im Jahre 1852 gestorben. Er verheiratete sich wieder 1857 und starb 1859 (vgl. Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, VIII. 191 bis 198).

haupt nicht leicht geworden, und er hatte es, trotz großer Kenntnisse in der neueren Geschichte, namentlich der englischen, und im Völkerrechte (wo freilich die juristische Schule fehlte), zu keiner rechten Anerkennung und Wirksamkeit gebracht. Er zersplitterte sich auch zu sehr durch Tagsschriftstellerei, vielleicht aus Geldrücksichten. Genug, er war müde und enttäuscht. Mir war er eine große Ressource. Er nahm teil an meiner Arbeit, und ich konnte über völkerrechtliche Dinge mit ihm reden; da er keine eigne Wirtschaft mehr führte, so pflegten wir zusammen zu speisen und uns zu ergehen. Er ist nicht lange nachher gestorben; ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Nach Hause kehrte ich nach etwa zwei Monaten zurück; im ganzen wohl zufrieden mit den Ergebnissen meines Ausfluges.

---

### F. Zweimaliger Aufenthalt in Paris im Jahre 1857.

Ich wollte im dritten Bande meiner „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften“ eine Uebersicht über das französische Staatsrecht geben. Daß ich den Stoff zu dieser Arbeit nur in Paris sammeln könne, lag auf der Hand. Ich entschloß mich daher im Frühjahr 1857, dahin zu gehen; als ich aber in den Osterferien nicht ganz fertig wurde, ging ich in der Mitte August nochmals hin und blieb bis Ende Oktober. Mit dieser letzteren Reise verband ich jedoch einen vorgängigen vierzehntägigen Aufenthalt in dem Seebade von Trouville, teils weil ich einer Stärkung bedurfte, teils aber, weil mein Bruder noch in England war.

In Paris wohnte ich beidemal in einer wunderlichen Anstalt, Hôtel des missions etrangères genannt, in der Rue du Bac, ganz in der Nähe meines Bruders gelegen. Die große Missionsanstalt in dieser Straße unterhält nämlich ein Gasthaus für ihre aus der Fremde zurückkommenden Missionare und Missionsbischöfe, falls sie diese nicht in der Anstalt selbst unterbringen kann. Außer solchen mögen auch sonstige Geistliche da absteigen. Für sonstige Gäste ist das Haus nicht bestimmt, allein mein Bruder wußte mir Zulassung zu verschaffen. Ich war wohl der einzige Laie, welcher da wohnte, sicher der einzige Ketzer. Im übrigen war das Haus ganz gut eingerichtet, in der Art eines gewöhnlichen Gasthauses zweiten oder dritten Ranges, einfach, aber reinlich und mit aufmerksamer Bedienung. Von der Table d'hote machte ich, da ich immer bei meinem Bruder oder in der Stadt speiste, keinen Gebrauch. Nur einmal war ich [illegible]n derselben, wo dann die ganze Gesellschaft aus Geistlichen bestand, zum [illegible] französische Landpfarrer, hauptsächlich aber Missionare, ernsthafte [illegible]ner mit großen Bärten, manche ganz schweigsam. Die Unterhaltung

war des Zuhörens wohl wert. Es wurde mit einer Ungeniertheit vom Messelesen als Erwerb gesprochen, welche mich in Erstaunen setzte; sodann von den Fehlern und Tugenden gewisser Bischöfe; von dem unglaublichen Greuel, daß auf dem Sarge Louis Philippes in Claremont kein Kreuz angebracht sei und dergleichen. Dabei muß ich jedoch den Missionaren nachrühmen, daß sie die bei weitem verständigsten und auch die duldsamsten waren. Sie hatten sich doch die Welt angesehen und manches gelernt, wovon sich ein curé de campagne nichts träumen ließ.

Meine Studien machte ich auf verschiedenen Bibliotheken. Vor allem jedoch nicht auf der großen kaiserlichen Bibliothek. Allerdings mußte hier alles sein, was ich bedurfte, da jedes in Frankreich gedruckte Buch da sein soll. Allein ich konnte da nicht arbeiten. Einmal ist kein Katalog zur Verfügung des Publikums. Sodann dauert es sehr lange, bis man das auf einem Zettel verlangte Buch erhält. Ferner war damals, ich glaube infolge von Bauveränderungen, der Raum zum Arbeiten äußerst beschränkt und unbequem. Von einem Eintreten in die Büchersäle und von Arbeiten in denselben war ohnedem gar keine Rede. Ich habe ein ein einziges Mal ein seltenes Buch auf dieser Bibliothek verlangt, es auch erhalten, aber geschworen, nicht wieder hinzugehen.

Mein Hauptquartier war in der Bibliothek des Instituts, an deren Gebrauch ich als Korrespondent desselben ein Recht hatte, deren bequeme Benutzung aber ich der Gefälligkeit des Oberbibliothekars Landresse, eines vertrauten Freundes meines Bruders, verdankte. Er richtete mir in seinem eignen Kabinett einen Arbeitstisch ein und ließ mir so viele Bücher als ich wollte und so oft ich wollte, dahin bringen. In die inneren Säle zu gehen und dort zu arbeiten, war eigentlich gegen die Satzungen, allein er ließ es stillschweigend geschehen, wenn ich mich halbe Tage lang daselbst aufhielt. Die Bibliothek war eigentlich nicht sehr reich in den von mir benutzten Fächern, aber ich hatte alle bibliographischen Hilfsmittel zur Hand und konnte so Vorbereitungen machen; und manches fand sich doch auch an Ort und Stelle. Ganz ungestört war ich freilich hier nicht bei meiner Arbeit, allein die Unterbrechungen waren mir in der Regel interessant. Viele Mitglieder des Institutes hatten die Gewohnheit, vor oder nach ihren Sitzungen in das Kabinett des Bibliothekars und in einige anstoßende Zimmer zu kommen und sich hier zu unterhalten. Je nach Umständen zogen sie nun mich auch in das Gespräch, oder nahm ich freiwillig daran Anteil. So sah ich denn häufig Guizot, Biot, Mérimée, Giraud, Laboulaye, Odilon Barrot, zuweilen Mignet, Laferrière und andre bekannte Männer. Ausgiebiger für meine Arbeit war die große Bibliothek des Corps législatif. Dieselbe ist seit 1789 allmählich gesammelt in ununterbrochener Reihe der verschiedenen repräsentativen Versammlungen,

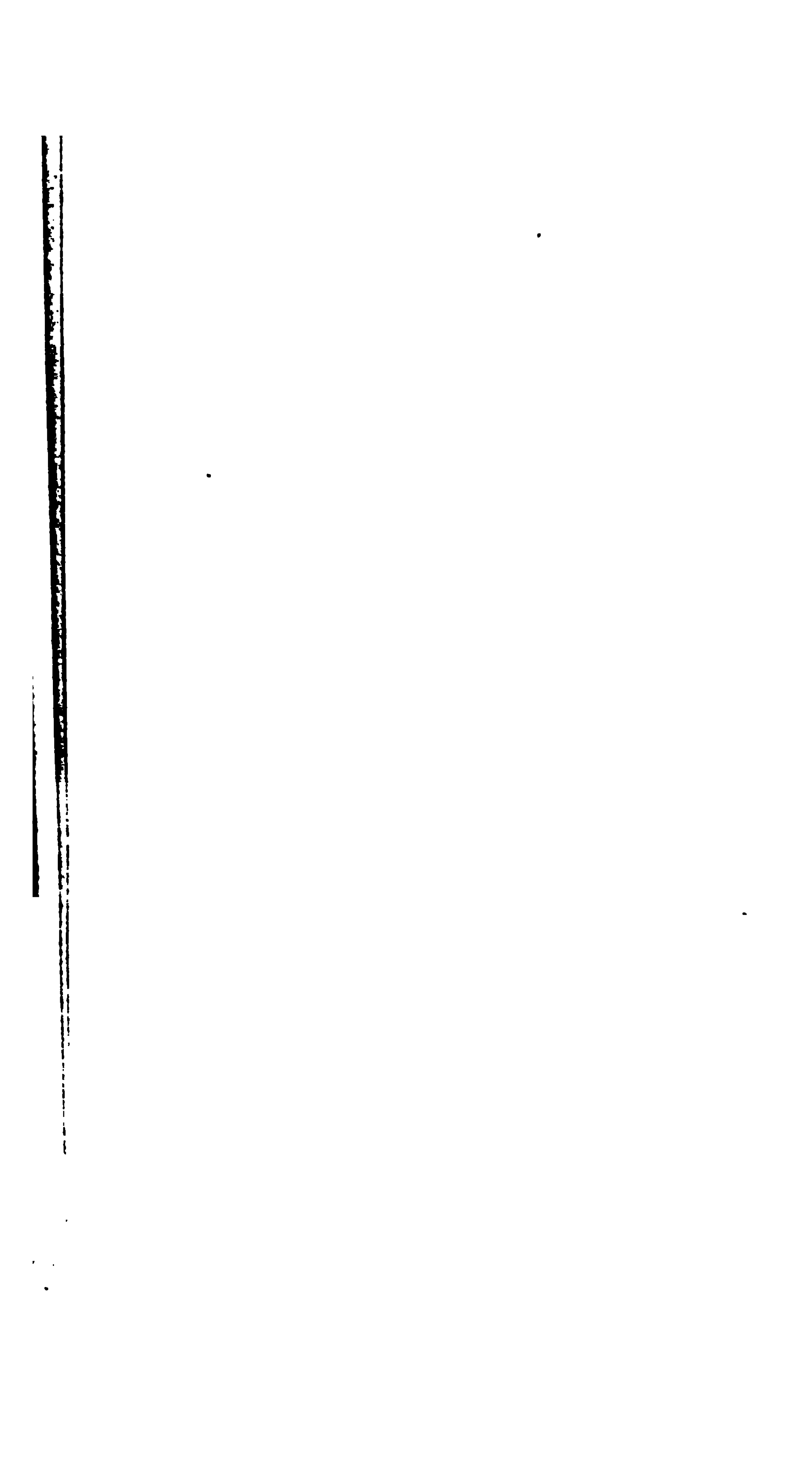
wie sie sich aus den Stempeln der Bücher ergiebt, und außerordentlich reich in der französischen Geschichte, dann aber auch in dem konstitutionellen Staatsrechte aller europäischen und amerikanischen Staaten. Die Aufstellung ist prachtvoll, der Hauptbestandteil in einem großen, durch drei Kuppeln erleuchteten, mit Deckengemälden von den berühmtesten Künstlern geschmückten Saale höchst geschmackvoll und glänzend aufgestellt, weitere Zimmer schließen sich für das weitere an. Ebenso luxuriös war auch das Personal bestellt. Außer einem Oberbibliothekar (zu jener Zeit ein Philolog, welcher an der Herausgabe eines griechischen Schriftstellers arbeitete und außerhalb seines Kabinettes wenig zu sehen war) waren vielleicht sechs Bibliothekare und Kustoden und überdies noch einige Diener vorhanden. Dieselben hatten so wenig zu thun, obgleich die Deputiertenkammer in Sitzung war und ihr Versammlungssaal dicht anstieß, daß es ihnen ein Vergnügen machte, wenn man sie in Bewegung setzte oder um etwas befragte. Auch hier installierte mich der Oberbibliothekar auf das bequemste im großen Saale selbst, und ich konnte nach Belieben Bücher selbst holen (nur, vernünftigerweise, nicht wieder selbst aufstellen). Gestört wurde ich nicht im mindesten. Gewöhnlich war in dem ganzen ungeheuren Lokale außer dem Dienstpersonale gar niemand, und nur dann und wann kam ein Deputierter, aber auch dieser nur, um Zeitungen zu lesen, welche reichlich auf zwei Marmortafeln ausgebreitet waren. Daß einer einmal ein Buch verlangt hätte, kann ich mich nicht erinnern.

In diesen beiden Sammlungen fand ich dann das meiste, dessen ich bedurfte, und nur aushilfsweise benutzte ich noch einige andre Bibliotheken. Am nützlichsten war mir die Bibliothek des Ministeriums des Innern, obgleich sie nicht so vollständig im französischen öffentlichen Rechte war, als man gerade von ihr hätte vermuten sollen. Sie war mir, und zwar selbst nur auf eine Empfehlung aus dritter Hand, mit der größten Liberalität zugänglich. Als ich bei dem ersten Besuche die beiden Bibliothekare um die Stunde des Zutrittes zu künftigen Arbeiten befragte, sagten sie mir offen, sie kommen nicht vor ein oder zwei Uhr nachmittags, auch der Diener nicht viel früher, da mir dies nun aber nicht zu passen scheine, so stehe mir der Schlüssel zu Dienst. Dann könne ich kommen so frühe ich wolle. So geschah es dann. Wundern mußte ich mich übrigens auch hier über die geringe Benutzung der Bibliothek und überhaupt über den lässigen Betrieb des Ganzen. Wie spät die Beamten kamen, habe ich soeben gesagt, dann aber beschäftigten sie sich nur mit Zeitunglesen oder behaglichem Gespräche. Daß Bücher in die Bureaux verlangt worden wären, habe ich wenigstens nicht bemerkt. In zwei mir freilich ferner liegenden Fächern war die Bibliothek wunderbar reich. Erstens in den Budgets und Finanzgesetzen samt den dazu gehörigen Beilagen seit 1789.



Julius von Mohl. Paris 1860.

Original im Familienbesitz.



Sie füllten eine lange Galerie vollständig an. Sodann in französischen Städtegeschichten. Es war letzteres das Lieblingsstudium des ersten Bibliothekars, welcher dann für das Material sorgte. Bequem war mir das Arbeiten, trotz aller Freiheit der Bewegung, hier übrigens nicht gemacht. Ein großer Teil der Bücher lag, wie man mir sagte wegen einer Umstellung, auf dem Boden, und so blieben sie auch während meines Aufenthaltes. Reichlichere Ausbeute hätte mir ohne Zweifel die Bibliothek des Louvre gewährt, wenn sie zugänglich gewesen wäre. Allein die Baumeister an den großen Louvrebauten hatten den unglaublichen Gedanken gehabt, eine aus einem unteren Stockwerk aufsteigende Mauer ohne weiteres quer durch die Bibliothek zu bauen, so daß der bei weitem größte Teil der Sammlung abgeschlossen war von dem Eingange und dem Zimmer der Bibliothekare. Nur durch die Tuilerien konnte man zu dem abgesperrten Teile gelangen; da dies nun außer Frage war, so blieben die Bücher zunächst abgesperrt. Später ist die Bibliothek in eines der Verbindungsgebäude zwischen Tuilerien und Louvre versetzt, dort aber von der Kommune verbrannt worden. Ein unersetzlicher Schaden, da sie die Büchersammlungen der französischen Regenten enthielt. Die Bibliothek des Staatsrates fand ich, zu meiner Ueberraschung, sehr unbedeutend.

Im ganzen erreichte ich meinen Zweck sehr vollständig und wurde dabei mit größter Liberalität und Liebenswürdigkeit gefördert. Letzteres teils dank den Rücksichten auf meinen Bruder, welcher in den Gelehrtenkreisen hoch angesehen und einflußreich war, teils aber auch, ich bin der Wahrheit das Zeugnis schuldig, aus nationeller feiner Bildung und Artigkeit. Damals war freilich noch kein Haß gegen die Deutschen. Ich glaube, der betreffende Abschnitt in meinem Werke beweist, daß ich nicht umsonst und nicht unfleißig in Paris damals war.

Aber auch in andern Beziehungen war ich mit meinem diesmaligen doppelten Aufenthalt sehr zufrieden.

Vor allem hatte ich jetzt eine Heimat in Paris, da mein Bruder verheiratet war. Er war, wie immer, ein Muster von Güte und Gefälligkeit, seine Frau aber erfüllte das Haus mit Leben. Einerseits englisch verständig und protestantisch gewissenhaft, eine gute Wirtin, hatte sie vollkommen den Geist, die gesellschaftliche Liebenswürdigkeit und die selbständige Sicherheit einer Französin aus der besten Gesellschaft. Man fühlte in allem, daß sie in intimstem Umgange mit Madame Récamier aufgewachsen war. Sie liebte es, Menschen zu sehen, und hatte einen Salon eröffnet, welcher bald eines großen Rufes genoß.[1] In diesem sah ich dann,

[1] Ueber den berühmten Salon der Frau v. Mohl findet man weitere Auskunft in der Schrift „O'Meara, K., un salon à Paris. Madame Mohl et ses intimes …

freilich flüchtig und wie in einem Kaleidoskop, eine Menge von Männern und Frauen von dieser oder jener Bedeutung, Franzosen, Engländer, Amerikaner, Italiener. Nur Bonapartisten waren ausgeschlossen. Mein Bruder und seine Frau waren entschiedene Anhänger der Orleans, bei Besuchen in England auch persönlich verbunden mit den Prinzen, namentlich mit dem Herzog von Aumale. Den Kaiser Napoleon und seine ganze Umgebung und Regierung haßten und verachteten sie auf das äußerste, um keinen Preis der Welt hätten sie eine der Einladungen in die Tuilerien angenommen. Unter diesen Besuchern ist mir namentlich die Schauspielerin Ristori in bestem Andenken geblieben, eine schöne, geistreiche, lebensprühende Frau. Ich hätte sie, wie ihr Mann, der Marchese Capranica, zu thun pflegte, in einer Ecke stehend und überzuckerte Mandeln essend, bewundernd anstaunen können. Nichts konnte interessanter sein, als sie in einer Probe mit ihrer Truppe zu sehen, wie sie herrschte, unterbrach, wiederholen ließ, vorsagte. Ihr Darstellungstalent war so wunderbar, daß man nach zwei Minuten wieder in der Illusion war, sobald sie nach einer solchen Unterbrechung wieder selbst sprach, und dies trotz der nichts weniger als bestechenden äußeren Verhältnisse, des Tageslichtes, der bürgerlichen Kleidung der Schauspieler, oder daß ein Oberdruide mit dem Stock unter dem Arm Tabak schnupfte. Und noch angenehmer waren mir die nicht seltenen Diners zu zwölf Personen, bei welchen in der Regel die Spitzen des Institutes oder sonst der Gelehrtenwelt geladen waren. Ich sah da, in der heitersten Laune und in dem witzigsten Verkehre Thiers, Cousin, Barthélemy St. Hilaire, Mérimé, Giraud, den englischen Nationalökonomen Senior und so weiter. Daß ich alle meine freie Zeit im Hause zubrachte, versteht sich von selbst, um so mehr, als meine beiden Töchter während meines Aufenthaltes im Herbste auch da waren. Die ältere war mit ihrer Tante aus England zurückgekommen und ging mit mir wieder nach Hause, die jüngere hatte ich mitgebracht, sie sollte bleiben und das nächste Jahr ebenfalls mit nach England gehen. — Am engsten verbunden waren mein Bruder und seine Frau mit der Familie Turgenjew. Er[1]) war der bekannte Verbannte, früher russischer Staatssekretär, angeblich wegen Beteiligung bei den Verschwörungen bei dem Regierungsantritte Kaiser Nikolaus' zum Tode und zum Einzuge seines Vermögens verurteilt. Sie ist (sie lebt noch) eine Schottin, eine vortreffliche Frau. Durch die Sorge eines Bruders, welchem der Kaiser die konfiscierten Güter geschenkt hatte

---

Paris 1886". Zur Vergleichung mag auch beigezogen werden "Simpson, M. C. M., letters and recollections of Jules and Mary Mohl. London 1887", und „Heyck, Die Allgemeine Zeitung 1798—1898 S. 193—195". — S. oben I. 36.

[1]) Der Sozialpolitiker Nikolaj Iwanowitsch Turgenjew, Bruder des Historikers Alex. Iwanowitsch Turgenjew.

und der ihren Wert allmählich ihm hatte zukommen lassen, war Turgenjew in sehr guten Verhältnissen. Er hatte ein schönes Haus in Paris und für den Sommeraufenthalt eine Villa neben der Malmaison, wo viel gastlicher Verkehr war und wohin ich auch zuweilen zum Essen mit der Eisenbahn fuhr. Meine Töchter waren mit der gleichaltrigen Tochter des Hauses sehr befreundet und oft wochenlang bei ihnen auf dem Lande. Turgenjew hatte in Göttingen studiert, und sein Ideal war ein deutsches Universitäts-, namentlich Professorenleben. Daß ich nicht in demselben Maße dafür schwärmte, war ihm verwunderlich und, glaube ich, mißfällig. Die prächtigen Leute haben während der Belagerung und durch die Kommune später viel gelitten.

Da meine Schwägerin abends gern ausging, was meines Bruders Liebhaberei gar nicht war, so mußte ich sie oft begleiten, bald auf Bälle, bald in Gesellschaften, bald in ein Theater. Daß ich mich dabei, unter wildfremden Menschen, immer gut unterhielt, will ich nicht sagen, allein ich habe dabei doch ein gutes Stück Pariser Leben gesehen. Mit meinem Bruder ging ich einigemal zu Thiers, wo es mir sehr gefallen hätte, wäre Madame Thiers nicht die impertinenteste Kreatur gewesen. Nicht etwa gegen mich insbesondere oder allein, sondern gegen jedermann, der ihren Beifall nicht besonders hatte oder dessen Besuch ihrer Eitelkeit nicht schmeichelte, und wäre es nur ein walachischer Pseudoprinz gewesen. Mignet war immer da, indem er sein ganzes Leben lang bei Thiers speiste und seine Abende da zubrachte, mit der Frau vom Hause hatte er aber seit vielen Jahren kein Wort gesprochen. Die Schwiegermutter, Madame Dosne, suchte gut zu machen, was sie konnte, es half aber nicht viel. Die Frau vertrieb allmählich die meisten älteren Freunde aus dem Hause.

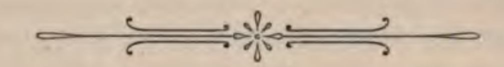
Ich selbst hatte auch manche Bekannte in Paris, welche ich in Tübingen und in Heidelberg bei mir gesehen hatte und die sich nun auch gastlich erwiesen, so Giraud, de Parieu, Wolowski, Laboulaye, Laferrière, Circourt, den unglaublichen Vielwisser und Vielschwätzer.

Daß ich die Sitzungen des Institutes, vor allem die der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, regelmäßig besuchte, versteht sich von selbst. Ich hatte als Korrespondent das Recht dazu, und es interessierte mich die Art der Verhandlung. Nicht sowohl die Vorlesungen von Memoiren oder von Berichten über Preisaufgaben, diese konnte ich ja später in der Monatschrift der Akademie lesen, als die freien Besprechungen darüber und namentlich die Erörterungen über die Kandidaten zur Besetzung erledigter Stellen. Hier hatte ich die Feinheit der Verhandlungen zu bewundern, nie fiel ein verletzendes Wort, nie sogar ein direkter Angriff auf einen Gegenkandidaten. Man lobte nur den eignen Vorgeschlagenen, allerdings wohl für den über die Persönlichkeiten genau Unterrichteten

insofern gut verständlich, als die hervorgehobenen guten Eigenschaften solche waren, deren Abmangel man bei dem Gegner mittelbar bemerklich machen wollte. Ich mußte mir gestehen, daß hier eine feinere und tiefergehende Bildung vorlag, als sie etwa in einem deutschen akademischen Senate zu treffen ist. Die Hauptredner pflegten zu sein, außer Mignet als beständiger Sekretär, Guizot, Cousin, Giraud, Wolowski, Charles Dupin, de Parieu, Passy, seltener der Herzog v. Broglie oder Odilon Barrot. Der Unterschied zwischen den vom Kaiser ernannten zehn Mitgliedern und den durch Wahl der Akademie ernannten war noch nicht ganz verwischt.

Auch zu den Monatsitzungen der Société de l'Économie politique, welche in einem Diner bei einem Restaurant des Palais royal und einer nach demselben folgenden freien Verhandlung über bestimmte Fragen bestanden, wurde ich eingeladen. Hier führten namentlich Passy, Michel Chevalier, J. Garnier das Wort. Dem Senator Sumner aus Nordamerika begegnete ich gern hier, sowie bei meiner Schwägerin.

Mit einem Worte, mein wiederholter Aufenthalt in Paris während des Jahres 1857 war ein sachlich gelungener und ein genußreicher nebenbei.



# Personen-Register.

